PROPERTY OF THE
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 11 1913

V5v
1839-43

Verhandlungen

der

zweiten Versammlung

deutscher

Philologen und Schulmänner

in

Mannheim 1839.

Mannheim.
Verlag von Tobias Loeffler.

1840.

Digitized by Google

Verhandlungen

der

zweiten Versammlung

deutscher

Philologen und Schulmänner

in

Mannheim 1839.

Mannheim.
Verlag von Tobias Loeffler.

1840.

Digitized by Google

Vorwort.

Indem der Unterzeichnete, welcher von der zweiten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner beauftragt wurde, die Herausgabe der Verhandlungen zu besorgen, seiner Obliegenheit sich entledigt, glaubt er noch einige Worte hinzufügen zu müssen, theils um zu zeigen, wie er den Wünschen der Versammlung in dieser Hinsicht nachzukommen gesucht habe, theils um das späte Erscheinen der Protocolle zu entschuldigen.

Die einzelnen Vorträge, und selbst einzelne Theile der Discussionen, welche besonderes Interesse erregt haben, sind von den Rednern schriftlich beim Bureau eingereicht und mit der größten Gewissenhaftigkeit abgedruckt worden, indem nur da, wo man es ausdrücklich verlangte, unbeschadet des Sinnes in sprachlicher Hinsicht Abänderungen getroffen wurden. Die übrigen Verhandlungen sind nach den während der Sitzungen niedergeschriebenen Protocollen bearbeitet. Jeder einzelne Bogen wurde nach dem Wunsche der Versammlung den Herren Geheimerath Creuzer und Hofrath Bähr nach Heidelberg geschickt, welche mit freundlicher Bereitwilligkeit die letzte Durchsicht besorgten.

In Betreff der Anmerkung pag. 98, daß mehrere Vorträge nicht eingereicht worden seien, ist nachträglich zu bemerken, daß Herr Geh. Hofrath Kärcher aus Carlsruhe sich vorbehalten hat, seine Ansicht und seinen Wunsch wegen der Bearbeitung eines „etymologischen lateinischen Wörterbuches" entweder in der Vorrede zu seinem demnächst er-

Digitized by Google

ſcheinenden größern „alphabetiſchen lateiniſchen Wörterbuche," oder in der nächſten Verſammlung zu Gotha ſelbſt vorzutragen und näher zu entwickeln.

Daß nun aber das Ganze erſt jetzt erſcheinen konnte, hat, abgeſehen von manchen zufälligen Hinderniſſen, ſeinen Grund theils darin, daß der Druck wegen des Einſammelns der Manuſcripte erſt ſpät angefangen werden konnte, theils und beſonders darin, daß der Unterzeichnete durch ſeine Berufsgeſchäfte ſo ſehr in Anſpruch genommen war, daß er das Werk nicht ſo zu fördern vermochte, wie er ſelbſt es wünſchte. Uebrigens hatte dieſe Verzögerung den Vortheil, daß manche Arbeiten, welche erſt ſpäter eingereicht wurden, noch aufgenommen werden konnten.

Schließlich fühlt ſich der Unterzeichnete noch gedrungen, dem Herrn Miniſterialrath Zell, welcher die Güte hatte, das Protocoll der einleitenden Sitzung zu vervollſtändigen, und ſeinem verehrten Lehrer, Herrn Geh. Hofrath Nüßlin, welcher das Einſammeln der Manuſcripte übernommen hatte, und mit Rath und That die Sache fortwährend zu fördern ſuchte, ſeinen herzlichſten Dank auszuſprechen.

Mannheim im Juni **1840.**

Carl Biſſinger,

Lyceumslehrer.

Digitized by Google

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichtes nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größeren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

Digitized by Google

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch giebt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichtes, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

(Folgen die Unterschriften.)

Digitized by Google

I.

Protocoll

der

erſten, vorbereitenden Sitzung der diesjährigen Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner.

Mannheim, den 30. September 1839.

Der durch die vorige Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner zu Nürnberg gewählte Präſident, Miniſterialrath Dr. Zell, eröffnete die Sitzung mit der Mittheilung, daß bei dem Großherzoglich-Badiſchen Miniſterium des Innern ſeiner Zeit die Erlaubniß der Staatsregierung für die Verſammlung der deutſchen Philologen und Schulmänner an dem hieſigen Orte in Gemäßheit der Statuten (§. 6.) nachgeſucht, und von der genannten Behörde durch Beſchluß vom 9. Juni d. J. ertheilt worden ſey. Indem ſich der Präſident vorbehält, ſeinen Dank für das ihm geſchenkte Zutrauen und was er ſonſt in dieſer ſeiner Eigenſchaft bei der Eröffnung der diesjährigen Verſammlung zu ſagen habe, bei der erſten öffentlichen Sitzung zu äußern, lädt er die Verſammlung ein, durch Wahl das Bureau zu bilden. Auf ſeinen Vorſchlag werden Profeſſor Schneidewin von Göttingen, Lyceumslehrer Biſſinger von Mannheim und Dr. Kayſer von Heidelberg zu Sekretären gewählt, und nehmen ſofort ihre Plätze ein.

Nachdem nunmehr der Präſident die diesjährige Verſammlung für conſtituirt erklärt hat, giebt er derſelben Kenntniß davon, daß ſich zur Förderung der Zwecke der Verſammlung ein Comité, beſtehend aus dem erſten Bürgermeiſter der Stadt Mannheim, Herrn Jolly, und einer Anzahl angeſehener und achtbarer Männer verſchiedener Stände der hieſigen Einwohnerſchaft gebildet, und durch vielfache Aufmerkſamkeit und Theilnahme bei den vorbereitenden Anordnungen zu dieſer Verſammlung ſich jetzt ſchon um dieſelbe verdient gemacht habe. Dasſelbe gelte von dem Mitgliede der Verſammlung, dem Geheimen Hofrath Dr. Nüßlin dahier, der die Beſorgung der am Orte ſelbſt vorzunehmenden einleitenden Geſchäfte übernommen habe. Es wird hierauf die Liſte der ſchon angekommenen und eingezeichneten Theilnehmer der Verſammlung vorgeleſen, deren Zahl ſich damals ſchon auf 120 belief.

Darauf folgt die Mittheilung der ſchon früher angezeigten, zu haltenden Vorträge, als:

1) Ueber die Beziehungen unſerer Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes, von Hofrath Dr. Guſtav Schilling aus Stuttgart.
2) Ueber Plato's ſchriftſtelleriſche Motive, von Profeſſor Dr. Hermann aus Marburg.
3) Ueber Seneca's Stellung in ſeinem Zeitalter, von Profeſſor Dr. Gerlach aus Baſel.
4) Ueber den literariſchen handſchriftlichen Nachlaß des P. Desbillons, von dem Präſidenten, Miniſterialrath Dr. Zell.

5) Darſtellung der engliſchen Schulen, von Dr. C. Seebold aus Kirburg im Herzogthum Naſſau.
6) Ueber die Methode des philoſophiſchen Unterrichts auf Gymnaſien, von Profeſſor Scharpf aus Rotweil.
7) Wann ſoll auf Mittelſchulen der Unterricht in fremden Sprachen anfangen? von Profeſſor Döll aus Mannheim.
8) Ueber die Spuren alter Culturanlagen in Süddeutſchland, von Profeſſor Pauli aus Stuttgart.

Der Präſident lädt diejenigen Mitglieder, welche außer den genannten noch Vorträge zu halten gedächten, ein, in die auf dem Tiſche der Secretäre liegende Liſte ihre Namen und den Gegenſtand ihrer Vorträge einzuzeichnen. Nach einem beſonders ausgedrückten Wunſche der Geſellſchaft erklären ſich Geheimerrath und Profeſſor Dr. Creuzer aus Heidelberg und Hofrath und Profeſſor Dr. Thierſch aus München bereit, Vorträge zu halten, der Erſtere „über das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit", der Letztere „über die gemeinſchaftlichen Intereſſen der humaniſtiſchen und realiſtiſchen Richtung unſerer Zeit."

Es werden hierauf folgende der Geſellſchaft zugeſendete Aufſätze, Bücher und Bücheranzeigen von dem Präſidenten angezeigt, und theils deren Vertheilung, theils, ſo weit es die Zeit erlaube, deren Beſprechung in einer der folgenden Sitzungen beſchloſſen.

Das Großherzogliche Antiquarium in Mannheim, von Hofrath Gräff aus Mannheim.

Eine wichtige pneumatologiſche und phyſiologiſche Entdeckung, und die Sonnenſtrahlen, von Dr. Wenner.

Das Programm des Carlsruher Lyceums vom Jahr 1839, dem eine Abhandlung, die ſieben erſten Jahre aus der Reformationsgeſchichte unſeres badiſchen Vaterlandes, von Hofrath Vierordt aus Carlsruhe, beigegeben iſt.

Beſſarabien, von Dr. J. H. Zucker.

Eine Reihe von Schriften, die auf das Jubelfeſt des geiſtlichen Rathes, Director Dr. Loreye von Raſtatt, Bezug haben.

Ueber deutſche Sprache, von Geſchi, Lithographen aus Wien. (Handſchriftlicher Aufſatz.)

Horatiana, von Profeſſor F. P. Weißgerber aus Offenburg. (Handſchriftlicher Aufſatz.)

Mittheilungen über eine Sammlung neulateiniſcher Dichter, von Oberſchulrath und Director Dr. Friedemann aus Naſſau (Handſchriftlicher Aufſatz); und von demſelben „Anzeige einer Geſetzſammlung für das höhere Unterrichtsweſen in Deutſchland und den angrenzenden Ländern."

Anzeige einer neuen Ausgabe des Koran, von der Cramerſchen Buchhandlung in Crefeld.

Anzeige einer Geſchichte des Bauernkrieges in Oſtfranken, und einer Geſchichte des Kaiſers Heinrich IV. und Pabſtes Gregor VII., von Dr. H. Wilh. Benſen.

Nachdem hierauf noch die Tagesordnung für die erſte öffentliche Verſammlung beſprochen und angenommen, ſo wie auch über Ort und Zeit der Sitzungen und geſelligen Unterhaltung das Nöthige verabredet und feſtgeſetzt worden war, wurde die vorbereitende Sitzung geſchloſſen.

II.

Protocoll

der

erſten öffentlichen Sitzung der deutſchen Philologen und Schulmänner.

Mannheim, den 1. October 1839.

Tagesordnung.

Einleitende Rede des Präſidenten, Miniſterialrath Dr. Zell.

Geheimer Rath Creuzer aus Heidelberg: Ueber das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit.

Profeſſor Dr. Hermann aus Marburg: Ueber Plato's ſchriftſtelleriſche Motive.

Suringar, Stadtrath von Leeuwarden: Ueber allgemeine Volksbildung.

Hofrath Dr. Guſtav Schilling aus Stuttgart: Ueber die Beziehungen unſerer Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes.

Nachdem die Statuten des Vereines und die Namen der neu angekommenen Mitglieder vorgeleſen waren, eröffnete der **Präſident** die Sitzung mit folgender Rede: *)

Das preiswürdige Unternehmen zur Förderung der claſſiſchen Studien und der Jugendbildung, welches vor zwei Jahren von trefflichen Männern gewünſcht und entworfen worden iſt, hat im vorigen Jahre unter günſtigen Auſpicien ſeine Ausführung gefunden und gewinnt jetzt durch gedeihlichen Fortgang ſeine feſtere Begründung.

Die zweite Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner beginnt die Reihe ihrer öffentlichen Sitzungen.

Ehre den Gründern und allen Beförderern des ſchönen Unternehmens! — Herzlichen und geziemenden Gruß den vielen würdigen Männern, welche von nahe und ferne ſich hier vereint haben, erfüllt von Eifer für Wiſſenſchaft und Menſchenbildung, deren Förderung ſie zum Berufe ihres Lebens gemacht haben! — Geziemenden Dank den öffentlichen Behörden und Einwohnern dieſer Stadt für die freundliche Theilnahme und Bereitwilligkeit, welche ſie unſrer Verſammlung zuwendeten, ſo wie nicht minder Dank allen verehrten Anweſenden, welche durch dieſe ihre Anweſenheit uns ihre Aufmerkſamkeit beweiſen und ihre Theilnahme an dem Wirken dieſer Verſammlung beurkunden! — —

Die Stelle, welche ich hier nach dem mir gewordenen ehrenvollen Auftrage einnehme, gibt mir die Befugniß und legt mir gewiſſermaßen die Pflicht auf, dem Beginne unſrer Arbeiten im Einzelnen einige einleitende Worte allgemeinern Inhaltes in Bezug auf den doppelten Zweck unſrer Verſammlung: Förderung der claſſiſchen Studien und des gelehrten Schulunterrichtes, vorauszu-

---

*) Der Präſident konnte wegen plötzlichen Unwohlſeyns die Rede in dieſer Ausdehnung nicht halten; ſie iſt deßhalb auf beſondern Wunſch des Präſidenten vollſtändig dem Protocolle beigegeben worden.

ſchicken. Die Wichtigkeit beider Zwecke noch beſonders hervorheben zu wollen, wäre hier eben ſo überflüſſig, als eine ausführliche Beſprechung des ſo inhaltsreichen Gegenſtandes von meiner Seite ungeeignet wäre. Doch wird es ſtets zuläſſig, ja im Intereſſe der Sache ſelbſt räthlich ſeyn, einzelne Hauptgeſichtspunkte und Grundſätze hierüber je nach dem Bedürfniſſe der Zeit und der Umſtände wiederholt der Betrachtung vorzuführen, um aus dieſer Betrachtung uns, die wir dieſe Beſtrebungen zur Aufgabe unſeres Lebens gemacht haben, eine ſtets neue Stärkung des Willens und eine ſtets größere Klarheit der Einſicht zu ſchöpfen; zugleich aber auch um demjenigen, was wir als recht erkennen, eine ſtets weitere Verbreitung und größere Anerkennung zu gewinnen. So möge es denn auch mir jetzt vergönnt ſeyn, in dieſem Sinne Ihre Aufmerkſamkeit für einige Betrachtungen über die Gegenſtände, welche den Zweck unſrer Verſammlung bilden, auf kurze Zeit in Anſpruch zu nehmen.

Die geiſtige Bemühung mit der antiken Welt hat wie jedes große geiſtige Bildungsmittel die Kraft, zu den verſchiedenen Zeiten verſchieden auf die europäiſche Kultur mit fruchtbarem Erfolge einzuwirken. Nachdem die claſſiſchen Studien in frühern Jahrhunderten den Geiſt durch die Philoſophie der Alten zum Selbſtbewußtſeyn gebracht, auf die Religion und den Kultus, auf Recht, Literatur und Kunſt mannigfaltig leitend und beſtimmend ihren Einfluß ausgeübt haben, iſt auch jetzt, obgleich die moderne Bildung eine freiere und ſelbſtſtändigere Entwicklung gewonnen hat, und abgeſehen von dem gelehrten Bedürfniß einzelner Wiſſenſchaften, das Intereſſe und die Kraft dieſes Elementes für unſere geiſtige Bildung im Allgemeinen nicht erſchöpft, ſondern es bildet vielmehr nach den individuellen Eigenſchaften und Bedürfniſſen unſrer jetzigen Kultur theils ein wohlthätiges Gegengewicht, theils eine nothwendige Ergänzung andrer Richtungen. Um von andern Seiten dieſes Gegenſtandes nicht zu reden, ſo ſcheint eine fortwährende geiſtige Berührung der modernen Bildung mit der antiken Welt und demnach die Pflege der claſſiſchen Philologie für unſre Zeit vornehmlich in folgender dreifachen Beziehung von entſchiedenem Vortheil zu ſeyn. Die claſſiſchen Studien tragen nämlich dazu bei, ein wohlthätiges Gegengewicht zu bilden gegen die einſeitige Richtung auf das blos Materielle im Leben und in der Wiſſenſchaft; ferner, ſie befördern das Selbſtverſtändniß und die Selbſtkenntniß der Zeit; endlich, ſie geben einen gemeinſchaftlichen Maaßſtab und ein gemeinſames Organ der geiſtigen Bildung unter den verſchiedenen europäiſchen Völkern.

Was das erſte dieſer drei Momente betrifft, ſo iſt anerkanntermaßen das lebhafte und erfolgreiche Streben, möglichſt viele materielle Güter zu erzeugen und zu verbreiten, eine Hauptrichtung des Lebens, ſo wie die Auffindung und Anwendung von Mitteln zu einer möglichſt freien und gewinnreichen Beherrſchung der äußern Natur eine Hauptrichtung der Wiſſenſchaft für unſre Zeit geworden. Was die alte Mythenwelt in wunderbare Sagen eingehüllt von dem erſten Anfange der Herrſchaft über die Natur durch Bewältigung der Elemente, von der erſten Anwendung der bewegenden Kräfte, von der Erfindung der erſten Werkzeuge erzählt, ſehen wir ſtaunend in unſrer Zeit in erhöhter Potenz ſich erneuern. Wie des Prometheus Feuer, der Telchinen und Kureten Metallarbeit, des Erichthonius Wagen, des Dädalus Werkzeuge und Kunſtwerke eine neue Periode des geſellſchaftlichen Lebens und der Geſittung bezeichnen: ſo haben die Anwendung der Naturwiſſenſchaften und der erfindungsreiche Fleiß der Induſtrie auch uns eine neue Bahn eröffnet. Ferne ſey es von uns, dieſer mit ſolcher geiſtigen Kraft und mit ſo bewunderungswürdigem Erfolg betretenen Richtung feindſelig entgegenzutreten. Mit ſtolzer Freude ſehen wir auch hier, was die

Kraft des menſchlichen Geiſtes und die Ausdauer des Willens vermag. Nur wünſchen wir, daß nicht in dem Streben nach Erwerb und nach Beherrſchung der äußern Natur alle Thätigkeit der menſchlichen Geſellſchaft ihr ausſchließliches oder unverhältnißmäßig vorherrſchendes Ziel finde, und daß nicht die andern der höhern Natur des Menſchen nicht minder, ja noch mehr angehörenden Kräfte und Richtungen in Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft mit den auf ihnen gegründeten Inſtitutionen und Ständen der Geſellſchaft gefährdet werden. Unter den Mitteln, welche geeignet ſind den Geiſt der Zeit vor dieſer Einſeitigkeit zu bewahren, ſcheint nun die Pflege der claſſiſchen Studien keine unweſentliche Stelle einzunehmen. Sie helfen ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die oben bezeichnete Richtung bilden, einmal ſchon dadurch, weil ſie ideeller Art ſind und dadurch beitragen zu zeigen, daß der menſchliche Geiſt auch noch andere Bedürfniſſe des Wiſſens und Genießens hat, als die äußere Welt gibt; dann aber auch, weil ihre Pflege recht betrieben mit dem Intereſſe der ſchönen Kunſt und Literatur genau zuſammenhängt und in Wechſelwirkung mit ihnen ſteht. Vornehmlich aber werden dieſe Studien in dieſer Beziehung dadurch wichtig, weil ſie uns Völker und menſchliche Zuſtände zeigen, welche auch ohne jene oben bezeichnete materielle Richtung im Leben und Wiſſen groß und intereſſant geworden ſind. So mögen denn unſre claſſiſchen Studien, ohne feindſelig gegen andere aufzutreten, ſich ſelbſt durch fruchtbare und geſchmackvolle Behandlung ihres Gegenſtandes ſtets Anerkennung verſchaffen und erhalten, und dazu beitragen, daß die geiſtigen Intereſſen der Geſellſchaft neben den materiellen, daß theoretiſche Wiſſenſchaft mit der Pflege der ſchönen Literatur und Kunſt neben der praktiſchen Wiſſenſchaft, daß die Erinnerung an die Vergangenheit neben der auf die Gegenwart gerichteten Thätigkeit in harmoniſchem, der höhern Natur des Menſchen entſprechendem Gleichgewichte beſtehen.

Daß das Verſtändniß des Geiſtes unſrer eignen Zeit durch die Kenntniß des claſſiſchen Alterthums gefördert werde, war das zweite der drei oben angedeuteten Momente.

Nachdem in frühern Perioden die Bildung und die Lebensverhältniſſe der Geſellſchaft vorzugsweiſe auf dem Boden der Gewohnheit, der Tradition und Autorität begründet waren, ſo iſt jetzt das ſchon länger in den Gang unſrer Entwicklung eingetretene Princip der ſelbſtſtändig ſeyn wollenden Reflexion, der eignen ſubjektiven Beurtheilung in immer weitern Kreiſen thätig. Unter dieſen Umſtänden wird das Selbſtbewußtſeyn der Zeit und das Verſtändniß der geiſtigen Richtungen, welche die Geſellſchaft bewegen, um ſo nothwendiger. Dazu gehört aber weſentlich die Kenntniß davon, wie unſre geiſtige Entwickelung und Bildung aus der Vorzeit hervorgegangen iſt. Man erkennt das, was iſt, nur dann vollſtändig, wenn man weiß, wie es geworden iſt. Auf dieſem Wege nun kommen wir bei der Forſchung über Namen und Sachen, wenn wir bis zu den Quellen gehen, immer auf das griechiſche und römiſche Alterthum zurück. Daher, wenn man die Sache von einem allgemeinern und höhern Standpunkte betrachtet, die Nothwendigkeit des Elementes hiſtoriſcher Gelehrſamkeit überhaupt und der claſſiſchen Studien insbeſondere nicht blos für den Kreis der Wiſſenſchaft, ſondern im Intereſſe der Kultur und Geſellſchaft überhaupt. Die claſſiſche Alterthumskunde hat in dieſer Beziehung gleichſam die Acten zu inſtruiren zur weitern Benützung für den Geſchichtſchreiber, Staatsmann, Philoſophen und Künſtler. Wäre dieſes immer in genügender Weiſe geſchehen, ſo wären manche Irrwege der modernen Bildung, welche aus falſchen Doctrinen oder aus Mißverſtändniß und falſcher Nachahmung des Alterthums hervorgingen, ſichrer vermieden worden. Wenn man, um Einzelnes zur Beſtätigung des Geſagten anzuführen, früher

aus einer lebendigern und tiefern Auffassung der alten Religionen, wie sie sich jetzt gebildet hat, in die Natur und Bedürfnisse einer jeden positiven Religion überhaupt, so wie in das Verhältniß des Kultus zum Leben und zur Kunst hellere Einsicht gewonnen hätte, würde man dann so leicht nach einseitiger Verstandesaufklärung so manche unsrer religiösen Institutionen falsch beurtheilt und nach der Willkür oft nur eines kleinen Theiles der Gesellschaft zerstört oder abgeändert haben? Oder hätten bei genauerer Kenntniß der Verfassungen des Alterthums je irgendwo die Formen der griechischen und römischen Republiken als ein auch für die neuere Zeit geltendes Ideal der Staatsverfassung angesehen werden können? Oder hätte dann eine blos äußerliche Auffassung und Nachahmung der Formen der antiken Literatur und Kunst aufkommen und in den Gang der eignen nationellen Literatur und Kunst störend einwirken können? — Wenn nun so das jedesmalige Verständniß und die Auffassung des classischen Alterthums auf die Richtung und Leitung des modernen Geistes nachweislich von entschiedenem Einfluß war und noch ist: so geht daraus außer der Bedeutung dieser Studien zugleich auch die Anforderung an ihre Pfleger hervor, den gelehrten Fleiß und die gründliche Genauigkeit bei dem Erforschen und Sammeln des Einzelnen zwar nie aufzugeben, aber auch nicht minder durch lebendige Darstellung des classischen Alterthums nach seinen verschiedenen Seiten uns zugänglich zu machen und dadurch zur richtigen Auffassung und Leitung unsrer eignen geistigen Richtungen in Wissenschaft, Kunst und Leben beizutragen.

Als drittes Moment zur Beurtheilung des Verhältnisses, in welchem die classischen Studien zu unsrer Cultur stehen, war oben angeführt worden, daß sie zum geistigen Verkehr und zu dem gegenseitigen Verständniß zwischen den verschiedenen Nationen beitragen, welche dem Kreise der europäischen Bildung angehören.

In den frühern Perioden hatte die Cultur der verschiedenen europäischen Nationen durch gemeinsame Grundlagen in Religion, Staatsverfassung, Wissenschaft und Unterrichtswesen bei aller übrigen Verschiedenheit doch im Wesentlichen eine große Uebereinstimmung und bildete gleichsam eine Einheit; der Verkehr aber unter den Völkern selbst war dabei in den äußern wie in geistigen Beziehungen beschränkter. Jetzt zeigt sich in Bezug auf die culturhistorische Verbindung der verschiedenen Völker eine jenem frühern Verhältniß in doppelter Beziehung entgegengesetzte Erscheinung: nämlich einmal das Streben nach selbstständiger, eigner nationeller Entwicklung und dabei ein viel lebhafterer geistiger und materieller Verkehr. Der commercielle, der industrielle, auch der politische Verkehr und die darauf gegründeten gegenseitigen Einwirkungen, so wichtig sie sind, sind nun aber nicht die einzigen, und obgleich äußerlich minder hervortretend, ist die gegenseitige Einwirkung durch Philosophie, Literatur und schöne Kunst gewiß nicht weniger wichtig. Zu diesem geistigen Verkehr ist nun ein gemeinsames Maaß, ein gemeinsames Organ und zwar ein bleibendes und festes nöthig, nicht gerade um unbedingt den Werth der einzelnen nationellen Bildung und ihrer geistigen Erzeugnisse darnach zu schätzen, aber jedenfalls zur Orientirung, zur Vermittlung, zum gegenseitigen Verhältniß. Ein solches gemeinsames Maaß bildet nun die Sprache, Literatur und Kunst des classischen Alterthumes. Ich rede hier zunächst nicht von dem Gebrauche der lateinischen Sprache als dem allgemeinen Mittel der Mittheilung in der gesammten Gelehrtenrepublik, der auch jetzt noch Werth und Wichtigkeit hat; ich rede hier vielmehr von den Vorstellungen, Bezeichnungen und Formen, welche aus der Berührung und theils aus der Fortsetzung des classischen Alterthumes in die geistige Bildung der modernen europäischen Welt übergegangen sind.

Man denke ſich einmal dasjenige, was unſre wiſſenſchaftliche, literariſche und künſtleriſche europäiſche Bildung aus dem claſſiſchen Alterthum noch jetzt hat und gebraucht, aus unſerm Bewußtſeyn getilgt, ſo wird man dann den Mangel jenes gemeinſamen Mittels zur gegenſeitigen Verſtändigung nicht verkennen. Durch die claſſiſchen Studien iſt uns eine reiche Menge von Anſchauungen und Bezeichnungen für Philoſophie, Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt gegeben, welche durch Jugend-Unterricht, durch die Anwendung der ausgezeichnetſten Schriftſteller und Künſtler, durch ihre allgemeine Verbreitung ein Gemeingut der ganzen cultivirten Welt geworden ſind, auf die wir uns immer beziehen können, die man zur Nachweiſung von Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit der einzelnen nationalen Erzeugniſſe in Literatur und Kunſt, und zum Ausdrucke unſrer eignen Ideen benützen kann, mit dem Bewußtſeyn damit überall verſtanden zu werden. Je vielgeſtaltiger aber, je mannigfaltiger nun die Bildung und der Geſchmack geworden iſt, um ſo intereſſanter, um ſo nothwendiger wird eine ſolche gemeinſchaftliche Baſis, ein ſolches gemeinſchaftliches Maaß zur gegenſeitigen Verſtändigung ſeyn. So bilden alſo die claſſiſchen Studien eine allgemein bekannte und anerkannte, unverfälſchte Münze in dem geiſtigen Verkehr der europäiſchen Cultur, die durch ihre feſte und bleibende Werthbeſtimmung bei dem wechſelnden Curſe des Tages einen ſichern Anhaltspunkt und eine allſeitige Vermittlung darbietet.

Ein Haupthilfsmittel zur Erreichung der bisher angedeuteten erſprießlichen Wirkungen der claſſiſchen Studien liegt in ihrer rechten Pflege bei dem Jugendunterrichte. Dies führt uns zu dem andern, pädagogiſchen Zwecke unſrer Verſammlung, der zugleich einen noch weitern Kreis, als den der claſſiſchen Studien, nämlich die ganze liberale — im claſſiſchen Sinne des Wortes — Bildung der Jugend überhaupt und namentlich die Einrichtung und Methode des öffentlichen Unterrichtes in dieſer Beziehung, umfaßt. Wir werden von der Wichtigkeit dieſes Theiles unſrer Aufgabe genugſam durchdrungen ſeyn, wenn wir nur auf folgende einfache Betrachtung hindeuten. Der Zuſtand der Geſellſchaft und der Gang der Geſchichte hängt doch vorzugsweiſe von dem Gange der geiſtigen Cultur und der Herrſchaft der Ideen ab. Dieſe letztern werden aber vorzugsweiſe beſtimmt und geleitet von denjenigen Ständen und Berufsarten der Geſellſchaft, welche eine liberale und gelehrte Bildung erhalten, alſo gerade derjenigen, deren Erziehung und gemeinſchaftlich vorbereitender Schulunterricht uns hier beſchäftigt. Ueber Pädagogik und Didaktik fehlt es nun zwar bei uns nicht an Unterſuchungen, Syſtemen, Theorien, allgemeinen und beſondern Vorſchlägen aller Art. In keinem Fache vielleicht haben wir Deutſche ſo ſehr unſrer theoretiſchen, ſpeculativen Richtung und dem Hange zu literariſcher Induſtrie nachgegeben. Man könnte deswegen neue und wiederholte Berathungen und Beſprechungen hierüber für überflüſſig halten. Aber nachdem nun einmal jener Weg eingeſchlagen worden iſt, nachdem die vielerlei Theorien nicht ohne mannigfache Einwirkung auf die Praxis geblieben ſind: ſo iſt eine fortgeſetzte Prüfung und Sichtung der verſchiedenen Anſichten nicht abzuweiſen. Auch fehlt es auf dieſem Gebiete nicht an Gegenſtänden, welche auf dem Wege der Erfahrung und unbefangenen Beurtheilung fruchtbare Erörterungen um ſo mehr zulaſſen, je häufiger dieſe eben genannten Vorbedingungen ſonſt bei ſolchen Erörterungen zu fehlen pflegen. Dieſen Weg der Erfahrung und unbefangenen Beurtheilung werden gewiß auch Sie, Verehrteſte, bei unſern Berathungen wählen. Die allgemeinen theoretiſchen Anſichten auf dieſem Gebiete, und die Gegenſätze der Zeit zwar im Auge habend, aber ohne in ausführliche Erörterungen hierüber ſich einlaſſend, werden Sie bei jedem einzelnen mit unbefangener Würdi-

gung und praktiſchem Sinne das Nothwendige, das Ausführbare, das Rechte hervorheben und begründen. Sie werden dabei Gelegenheit haben zu erwägen, ob und in wie weit die Warnungen und Klagen gegründet ſind, welche manche achtbare Stimmen über den Zuſtand und die Richtung des öffentlichen Unterrichtes überhaupt in unſrer Zeit äußern. Sie werden namentlich dabei die Klagen erwägen, daß Unterricht und Erziehung zu ſehr von einander getrennt ſeyen, und der erſtere auf Unkoſten der letztern zu ſehr vorangeſtellt werde; daß in unſerm öffentlichen Unterricht von der Volksſchule an bis zur Univerſität dieſe inbegriffen das geſteckte Ziel der Anzahl, dem Maaße und der Behandlung der Unterrichtsgegenſtände nach zu hoch ſey, ſo daß entweder die Leiſtungen nur dem Namen nach entſprechen, oder daß die naturgemäße und geſunde Entwicklung des jugendlichen Geiſtes geſtört werde. Sie werden die Klage erwägen, daß die Methode des Unterrichtes in dem Streben geiſtesbildend zu ſeyn, und alles nur mechaniſche Lernen zu entfernen, in vielen Fällen zu abſtract und theoretiſch geworden ſey, und dadurch entweder wirkungslos oder ſchädlich und zu einer neuen Art von Pedantismus führend.

Dieſer pädagogiſche Zweck unſrer Verſammlung ſcheint aber außer der Wichtigkeit des Gegenſtandes noch vornehmlich wegen folgender Rückſichten unſre beſondre Aufmerkſamkeit und Theilnahme anzuſprechen. Wenn nämlich für die Darlegung gelehrter Unterſuchungen und ihrer Reſultate in den meiſten Fällen die ſchriftliche Mittheilung als hinreichendes Organ erſcheint, ſo iſt dieſes hinſichtlich der Berathungen über Einrichtung und Methode des Erziehungs- und Unterrichtsweſens nicht ebenſo der Fall. Hier kann eine große Zahl von Erfahrungen, Beobachtungen und ganz in's Einzelne gehenden, aber oft entſcheidenden Bemerkungen faſt nur durch mündlichen Verkehr anſchaulich und anregend mitgetheilt werden; ſo wie nicht minder auf dieſem Wege bei entgegenſtehenden Anſichten am beſten Verſtändigung, Ausgleichung, Berichtigung und Milderung ausgeſprochener Urtheile und ungünſtiger Eindrücke gewonnen werden kann. Dazu kommt noch folgendes. In frühern Zeiten wurde der gelehrte Schulunterricht ohne große Meinungsverſchiedenheit nach traditionellen Grundſätzen und Einrichtungen betrieben. Das Lehrgeſchäft war faſt ausſchließlich dem Klerus und bei einem großen Theile beſondern Corporationen, die ſtetig in einem Geiſte fortwirkten, anvertraut. Darin lag ein großes Element der Ordnung und der Dauer. Jetzt und ſchon ſeit längerer Zeit haben ſich dieſe Verhältniſſe theils nach dem natürlichen Gange der Entwicklung, theils durch äußere Gewalt geändert. Meinungen, Anſichten, Willkür, Syſteme und Verſuche durchkreuzen ſich auf dieſem Gebiete in vielerlei Weiſe. Wenn dieſe Bewegung der Geiſter manche Vortheile hat, ſo laſſen ſich doch auch die Nachtheile dieſes Zuſtandes nicht verkennen. Durch Verſammlungen nur, wie die gegenwärtige iſt, ergibt ſich eine unter dieſen Umſtänden höchſt erwünſchte Gelegenheit dazu, daß übereinſtimmende Erfahrungen und Anſichten ſich zuſammenfinden, ſich gegenſeitig begründen und verſtärken, und daß ſo aus dem frei gewonnenen Urtheile der Sachverſtändigen ein naturgemäßes und wohlthätiges Princip der Autorität ſich bildet, welches nach vielfachem Aendern und Schwanken eine feſtere Grundlage wieder zu gewinnen hilft.

So laſſen Sie uns denn, verehrte Männer, unſre gemeinſamen Arbeiten mit Ernſt und Eifer, zugleich mit freundlichem, brüderlichem Zuſammenwirken und gegenſeitigem Wohlwollen beginnen. Dieſe Ihre wohlwollende Geſinnung nehme ich für mich ſelbſt in beſonderm Maaße in Anſpruch. Ich hätte nichts mehr gewünſcht, als daß mein verehrteſter Lehrer und Freund, dem ich vorzugsweiſe die Anregung zu der Wahl der Studien und des Berufes verdanke, die mir die

Ehre dieſer Stelle verſchaffen, den Wünſchen der vorjährigen Verſammlung nachgegeben und den Vorſitz der diesjährigen Verſammlung angenommen hätte. Nachdem er aber einmal ſich bewogen fand, dieſes nicht zu thun, und nachdem dem Orte der diesjährigen Verſammlung, meiner geliebten Vaterſtadt, dieſer Beweis der Aufmerkſamkeit gegeben worden iſt, daß man einem ihrer Söhne die Ehre des Vorſitzes zudachte: ſo hielt ich es für meine Pflicht, dieſen Auftrag anzunehmen, wenn auch mit dem Bewußtſeyn, daß andere Mitglieder der Geſellſchaft mehr Anſprüche und mehr Bedingungen zur Führung dieſes Ehrenamtes hatten. Außer Ihrer Nachſicht wird der Geiſt und die Art Ihrer Berathungen die beſte Unterſtützung für jeden Vorſitzenden ſeyn. —

Verehrte Männer! Bei unſern frommen Vorfahren unternahm keine Körperſchaft, öffentliche Verſammlung oder Geſellſchaft irgend eine Feier oder ein öffentliches Geſchäft ohne religiöſe Weihe. Zur gleichen Sitte führte die Stimme der Natur das Volk der Griechen und Römer. Iſt auch nicht gleiches von uns der äußern Form nach geſchehen, ſo werden Sie doch gewiß alle mit mir durchdrungen ſeyn von dem ernſten Gedanken, daß wie alle menſchliche Beſtrebungen, ſo auch Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit, Unterricht und Erziehung in der Richtung auf das Göttliche und Höhere ihre wahre Bedeutung und Würde haben, und Sie werden mit mir den Himmel um ſeinen Segen für unſer Unternehmen anflehen.

Der Präſident fordert nun den Geheimenrath **Creuzer** von Heidelberg auf, ſeinen Vortrag **über das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit** zu beginnen, und dieſer trägt hierauf Folgendes vor:

Hochzuverehrende Herren! Verehrte, theure Amtsgenoſſen und Freunde! Irre ich nicht, ſo möchte ein Vortrag über das Verhältniß der Philologie zu unſrer Zeit hier an ſeinem Orte ſeyn. Haben wir doch täglich über dieſe unſere Wiſſenſchaft ſehr verſchiedene, zum Theil einander widerſprechende Stimmen zu vernehmen. Da ſagen die Einen:

„Sie ſey verbraucht, oder ſie ſey unpraktiſch, ziehe vom Leben ab," — — oder

„ſie beenge den Verſtand, banne ihn in unnöthige Schranken, ſie verdüſtere den Sinn, „mache peinlich oder doch pedantiſch, zwänge den ſtrebenden Jugendgeiſt in erbärmlichen „Wortkram ein; jage Schatten nach u. ſ. w." — Die Andern:

„Sie befördere falſche Idealität, mache unzufrieden mit dem Beſtehenden; pflanze durch „Bewunderung der alten Freiſtaaten Republicanismus;" — — oder

„ſie mache unbrauchbar für die ſtrengen Forderungen von Haus und Staat durch „Beförderung der Schöngeiſterei und Phantaſterei."

Meine Herren, ich halte dieſen Vortrag in Mannheim, d. h. in einer deutſchen, ja europäiſchen Haupt- und Handelsſtadt, die einſt der Sitz des glänzenden Hofes Karl Theodor's war, eines Fürſten, der mit dem größeſten franzöſiſchen Schriftſteller des vorigen Jahrhunderts in Briefwechſel ſtand, mit Voltaire. — Laſſen Sie uns doch hören, wie dieſer helle Denker, dieſer ſcharfe unerbittliche Kunſtrichter über unſere Wiſſenſchaft und ihre Bearbeiter urtheilt:

Voltaire; — Grammairiens — Gens de Lettres — Beaux esprits. [1])

---

[1]) Dictionnaire philos. VIII, p. 266 — 269.

„Gens de Lettres.“ „Dieſes Wort entſpricht genau dem der Grammatiker (Grammairiens.) Bei den Griechen und Römern verſtand man unter Grammatiker (Grammairien) nicht allein einen Mann, geübt in der eigentlich ſo genannten Grammatik, welche die Grundlage aller Kenntniſſe iſt, ſondern einen Mann, der nicht Fremdling war in der Geometrie, in der Philoſophie, in der Univerſal- und Particular-Geſchichte, und der beſonders die Dichtkunſt und die Beredſamkeit zum Gegenſtande ſeines Studiums machte. Das iſt's, was unſre Gens de lettres heutiges Tages ſind. Man gibt dieſen Namen nicht einem Manne, der mit wenigen Kenntniſſen nur ein einziges Fach bearbeitet.“

„Ehemals, in dem ſechzehnten und weit in dem ſiebenzehnten Jahrhundert, beſchäftigten ſich die Literatoren viel mit der Sprachkritik der griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller; und ihre Arbeiten ſind es, denen wir die Wörterbücher, die correcten Ausgaben, die Commentare über die Meiſterwerke des Alterthums verdanken.“

„Es iſt einer der großen Fortſchritte unſers Jahrhunderts, eine Zahl unterrichteter Männer zu beſitzen, welche von den Dornen der mathematiſchen Wiſſenſchaften zu den Blüthen der Poeſie übergehen, und welche über ein metaphyſiſches Buch eben ſo richtig urtheilen, wie wir über ein Theaterſtück.“

„Ein homme de lettres iſt nicht, was man einen Schöngeiſt (bel esprit) nennt. Der Schöngeiſt ſetzt weniger Bildung, weniger Studium voraus, und erfordert keine Philoſophie. Er beruht hauptſächlich auf einer glänzenden Einbildungskraft, auf den Annehmlichkeiten der Unterhaltung, unterſtützt von einer gewöhnlichen Lecture.“

Jedoch will ich, unabhängig von fremder Autorität, in aller Kürze der Philologie Namen, Begriff und Urſprung, ſodann ihre Bedeutung und ihr Schickſal ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften betrachten; woran dann die weſentlichen praktiſchen Anwendungen ſich von ſelbſt ergeben werden.

Literatur nennt man unſere Wiſſenſchaft in Holland und anderwärts;[2]) aber Philologie in Deutſchland und jetzt auch in Frankreich und in andern Ländern. — Iſt damit nichts weiter gemeint, als Linguiſtik, Sprachenkunde, und iſt der Philolog ein bloßer Sprachmeiſter? — Die Philoſophie gehörte von Anfang dazu. — Und Philologie war urſprünglich das Forſchen und lebendige Unterhalten über alle eines freien Menſchen würdige, die höchſten Intereſſen der Menſchheit berührende, und die tiefſten und ernſteſten Fragen des menſchlichen Geiſtes betreffende Gegenſtände.[3]) — Humanitätswiſſenſchaften (Studia humanitatis.) — Aber Philologen nennt man uns jetzt in Deutſchland.

Wer war der Mann, der zuerſt dieſen Namen führte? Eratoſthenes.[4]) — Und was

---

[2]) Fr. Aug. Wolf Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft. I. 1. S. 11. f.

[3]) Plato Republ. IX. 262. vergl. Lobeck ad Phrynichi Epitome p. 393. und Cr. ad Porphyr. de vita Plotini XIV. pag. CXI. — *Φιλόσοφος καὶ Φιλόλογος (Φιλολόγος) Φιλολογεῖν, συμΦιλολογεῖν, Φιλόσοφοι μισοΦιλολόγοι.* Man vergl. auch J. A. Ernesti Indic. graecit. in Clav. Ciceron. in *Φιλολογώτερα.*

[4]) Sueton. de illustr. Grammaticis cap. 10. — „Quia (Attelus) sicut Eratosthenes, qui primus hoc cognomen sibi vindicavit, multiplici variaque doctrina censebatur.“

war er? Philoſoph, Mathematiker, Aſtronom, Geograph, Geſchichtsforſcher, Sprachforſcher, Kunſtrichter — kurz Polyhiſtor. [5])

Wir wiſſen, daß der Einfluß jenes Univerſalgeiſtes Ariſtoteles, der alle Wiſſenſchaften denkend und forſchend umfaßte, zu mehreren den erſten Grund gelegt, und den Anfang und die Grenzen beſtimmt hatte, auch zu unſrer Wiſſenſchaft den erſten Anlaß gegeben.

Das war das Jahrhundert der Ptolemäer, d. h. derjenigen Nachfolger Alexanders d. Gr., welche am getreueſten die geiſtigen Eroberungen jenes großen Königs behaupteten, in ihrer Weltſtadt Alexandria einen Verein von Gelehrten gründeten, ihnen mit großartiger Freigebigkeit alle Mittel darboten, um was Welteroberung und Welthandel errungen und errangen, für alle Wiſſenſchaften, Natur-, Arznei-, Erd- und Völkerkunde, und für alle Zweige des menſchlichen Wiſſens, in empiriſchen wie in idealen Richtungen fruchtbar zu machen.

Und das Umfaſſende blieb bis in's Mittelalter herab Geiſt der Alexandriner. Während man auf andern Schulen des römiſchen Reichs mehr auf das, was mit dem damaligen Leben und mit dem Staat zuſammenhing, ſich beſchränkte, gab man in Alexandria den Studien einen weitern Umfang, und trieb mit Eifer die mathematiſchen Wiſſenſchaften, Aſtronomie u. ſ. w., ingleichen Arzneikunde, Naturwiſſenſchaft und Philoſophie. [6])

Ebendaſelbſt waren aber jene Könige und Gelehrten bedacht geweſen, die Quellen alles Wiſſens (die claſſiſchen Werke der griechiſchen Vorfahren) möglichſt vollſtändig zuſammenzuleiten, zu reinigen und in geläutertem Fluſſe auf die Nachwelt fortzuführen. Es entſtanden Bibliotheken. Auch dazu hatte Ariſtoteles den erſten Anſtoß gegeben, denn was vorher Polykrates von Samos, Piſiſtratos von Athen, Nikokrates von Cypern an Büchereien beſeſſen hatten, konnte gegen die Bücherſammlung jenes Philoſophen nicht in Anſchlag kommen. Sein Beiſpiel und der Rath des Demetrios von Phaleron entzündete zugleich einen Wetteifer zwiſchen den erſten Ptolemäern und den Königen von Pergamos. [7])

Um dieſen ſchon damals großen Reichthum der griechiſchen Literatur zu überſehen, wurden Verzeichniſſe (Kataloge) nöthig. Dazu legten Kallimachos in Alexandria und vermuthlich Krates in Pergamos [8]) durch ihre Tafeln (πίνακες) den Grund, worin die Namen der Verfaſſer jedes Werkes, ein Regiſter ſeines Inhalts mit Angabe der Zahl der Zeilen eingetragen waren. — Das war der Anfang eines großen Redactionsgeſchäfts, dem der ebräiſchen Maſorethen ähnlich. — Nun begann das große Geſchäft der Grammatiker und Kritiker im Großen wie im Kleinen. Ariſtophanes von Byzanz und Ariſtarchos ſtellten nun einen Kanon auf, d. h. eine nach den Grundſätzen des ſtrengen Kunſturtheils verfaßte Sammlung der Klaſſiker, d. h. eine Sammlung derjenigen griechiſchen Schriftſteller in Poeſie und in Proſa, die als ewige Muſter vor andern für würdig erkannt worden, der Mit- und Nachwelt erhalten zu werden. Dieſe wurden nun Gegenſtände einer ſorgfältigen Pflege. Ihre Texte wurden von Fehlern gereinigt, in ſorgfältigen Abſchriften vervielfältigt, und ſprachlich und ſachlich in Commentarien und Wörterbüchern erläutert.

---

[5]) Suidas in Ἐρατοσθένης p. 1429. ed. Gaisford. vergl. Eratosthenica ed. Bernhardy Berol. 1822.

[6]) Heeren Geſch. des Stud. d. alt. Lit. I. S. 30.

[7]) Strabo V. p. 384. Athen. I. pag. 3. p. 10. ed. Schweigh.

[8]) Athen. IX. pag. 408. sq. Wolf Prolegomm. ad Homer. p. 276.

Daß alſo die unſterblichen Werke des Homeros, Pindaros, der Tragiker und anderer Dichter, des Herodotos, Thukydides, Xenophon, Platon, Demoſthenes und anderer Autoren auf die Nachwelt gekommen — haben wir zunächſt jenen Philologen zu verdanken. [9])

So war demnach unſere Wiſſenſchaft gegründet, ihr Inhalt, Umfang und ihre Grenzen gezeichnet. Sie war in ihrem Entſtehen eben ſo umfaſſend, als praktiſch. Ptolemäus Lagi (oder der Erſte) und ſein Freund Demetrios Phalereus liebten vorzüglich die Ariſtoteliſche Philoſophie, als die der Wirklichkeit der menſchlichen Dinge und der praktiſchen Staatsführung am meiſten zuſagende. Daher, neben der Beförderung der grammatiſchen und kritiſchen Studien, die Erweiterung der Naturwiſſenſchaften — eine Richtung, die den Alexandriniſchen Philologen eigen blieb; wie denn Ariſtophanes der Byzantier die Thiergeſchichte des Ariſtoteles in einen Auszug brachte, Kallimachos die Ornithologie bearbeitete, und Ariſtarch's Schüler Tyrannion ſich den Ehrennamen Freund des Ariſtoteles verdiente. [10])

Derſelbe umfaſſende Geiſt belebte die Philologie bei Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Ihre Pfleger waren eben Gelehrte überhaupt, und nachdem die lateiniſche Sprache die der Kirche und des Staats geworden war, wurden ſie als claſſiſche Sprecher und Schreiber zu Geſchäftsführern der Regenten und der Völker berufen. Ja die Philologen waren und wollten Polyhiſtoren ſeyn. Ueber alle Fragen der menſchlichen Wißbegierde mußten ſie Rede ſtehen, und es war kein Zweig der Wiſſenſchaften, über den ſie nicht ſchrieben.

Schon vor dem Fall des griechiſchen Kaiſerthums hatte die griechiſche Literatur ihren Weg in's Abendland genommen, und einer ihrer erſten Verbreiter Manuel Chryſoloras hat in unſerm Lande zu Conſtanz, wohin er zum Concilium gekommen war, ſeine Ruheſtätte gefunden. [11]) Und am Ende desſelben fünfzehnten Jahrhunderts entzündete Johannes Reuchlin aus Pforzheim die Fackel der Wiſſenſchaft an dem Funken der ebräiſchen und griechiſchen Sprachen, und verſcheuchte damit ſiegreich die Finſterniß, welche die Kölner und andere Obſcuranten hartnäßig behaupten, verewigen wollten. [12]) In ſeiner Schule bildete ſich zuerſt Philipp Melanchthon aus Bretten,

---

[9]) Quintil. Instit. orat. X. 1. §. 54. Ruhnkenii Historia crit. Orator. graecc. Wyttenbach ad Vit. Ruhnken. p. 145. Geel Biblioth. crit. nov. p. 276.

[10]) *Φιλαριστοτέλης*. Strabo XIII. p. 386. seq. ed. Tzsch.

[11]) 1415 war er daſelbſt geſtorben. Grabſchrift von Poggio:

„Hic est Emanuel situs,
Sermonis decus Attici."

Und des Aeneas Sylvius:

„Ille ego, qui Latium priscas imitarier artes
Explosis docui sermonum ambagibus, et qui
Eloquium magni Demosthenis et Ciceronis
In lucem retuli, Chrysoloras nomine notus.
Hic sum post vitam, et peregrina in sede quiesco.
Huc me concilii deduxit cura."

(Ueber ihn ſ., außer denen, die ich im Blick auf die Anfänge und Fortſchritte des Studiums der claſſiſchen Literatur in der Rheiniſchen Pfalz und in den Badiſchen Landen in der Darmſtädter Schulzeitung 1832. Nr. 52. f., — Joh. Andres Anecdota Graeca et Latina, Neapoli 1816. Vol. I. Prodrom. —)

[12]) Ein großer Theil ſeiner Handſchriften und Bücher befindet ſich in der Hofbibliothek zu Karlsruhe (ſ. den angeführten Aufſatz in der Darmſtädt. Schulzeit. S. 422.)

der gelehrteſte und mildeſte unter den Reformatoren, bei dem wir auf unſerm Standpunkte nur ſeinen wohlverdienten Beinamen Lehrer Deutſchlands[13]) in Erinnerung bringen wollen. Zunächſt vor und neben ihm hatten Deſiderius Erasmus aus Rotterdam und Joachim Camerarius aus Bamberg ſich durch gründliche Sprachkunde, geſunde Kritik, durch die ächten Grundſätze und Uebung der Auslegung der alten, auch der bibliſchen Schriftſteller, und durch eingreifende und unvergängliche Verbeſſerung des Unterrichts und des geſammten Schulweſens unſterblich gemacht; wie ſie denn als hilfreiche Rathgeber der Deutſchen und der Nachbar-Länder allgemein verehrt wurden.

In dieſem ſechzehnten Jahrhundert war es in deutſchen Städten, namentlich Reichsſtädten, nicht nur der wetteifernde Stolz der edelſten Geſchlechter, Humaniſten zu unterſtützen und die claſſiſchen Studien auf alle Weiſe zu fördern; wobei ich nur an die Fugger von Augsburg, Raimund und Ulrich, zu erinnern brauche; ſondern auch die erſten Magiſtratsperſonen und Rechtsgelehrten derſelben Reichs- und Handelsſtädte waren und wollten Humaniſten und Philologen ſelber ſeyn; wobei einem jeden von uns die Namen Conrad Peutinger, Marcus Welſer, aus demſelben Augsburg, ingleichen Wilibald Pirkheimer in Nürnberg ſich in ehrendem Gedächtniß erneuern; und wenn uns hierbei die Peutingeriſche Tafel als eine unentbehrliche Urkunde der Geographie, auch unſerer deutſchen Länder einfällt, (eine Urkunde, um welche neulich die Akademie der Wiſſenſchaften in München ſich verdient gemacht, und womit ſich eben jetzt ein gelehrter hier anweſender Philolog beſchäftigt,) ſo ſtellet ſich uns in dem Freundepaar, dem genannten Pirkheimer und im Albrecht Dürer von Nürnberg das Muſter eines Bundes der Wiſſenſchaft mit der Kunſt vor Augen, wie es in denſelben ſchönen Tagen Italien in dem Seelenverein des Pietro Bembo und Rafael Sanzio geſehen und bewundert hatte.

Es folgten nun jene gewaltigen Geiſter, welche den ganzen Kreis des menſchlichen Wiſſens zu umfaſſen ſuchten mit mehr oder weniger Anſprüchen. Der große und doch ſo beſcheidene Iſaak Caſaubon (Caſaubonus), der durch das Licht der Religion erleuchtet in allen Dingen das Rechte ſah, und der an der unſterblichen Zuſchrift vor ſeiner Ausgabe des Polybios an ſeinen König Heinrich den Vierten mit klarem Verſtande und männlicher Kraft die ernſten Lehren der Geſchichte als einen Spiegel für die Fürſten vor Augen ſtellte; Joſeph Juſtus Scaliger, der, aller alten und neuern Sprachen kundig, in keinem Gebiete der Wiſſenſchaft Fremdling, den verworrenen Knäuel der Chronologie entwirrte, und daneben zu einer quellenmäßigen Univerſalhiſtorie zuerſt die Fundamente legte; Hugo Grotius, im Leben wie im Wiſſen gleich groß, muſterhafter Ausleger des N. T., Schöpfer des Natur- und Völkerrechtes, aufopfernder Patriot, gewandter Diplomat, glücklicher Dichter und Ueberſetzer der Dichter; endlich Claudius Salmaſius, den als Jüngling ein unlöſchbarer Wiſſensdurſt in der Heidelberger Bibliothek an den Rand des Grabes führte, der als Mann, wie ein zweiter Atlas die ganze Laſt der Literatur allein auf ſeine Schultern nehmen wollte, und wirklich über die Naturgeſchichte oder Univerſal-Ency-

---

[13]) Doctor Germaniae. — Im Inſcriptionsbuch der Univerſität Heidelberg iſt er als Student eingeſchrieben; in den Acten der philoſophiſchen Facultät daſelbſt als Baccalaureus der Philoſophie um's Jahr 1511. unter dem Namen Philippus Swargerdt de Brotten, wozu eine ſpätere Hand bemerkt hat: ὁ Φιλιππος μελάγχθων totius orbis Miraculum MDXXIIII.

klopädie des ältern Plinius wie über die Materia medica eine ungeheuere Masse von Sprach- und Sachkenntnissen ausgoß — aber eben in diesem Verfahren unbewußt den Zeitgenossen die Lehre gab, daß diese gränzenlose Richtung nicht länger verfolgt werden konnte, noch verfolgt werden durfte. Denn einmal hatte Saumaise in der Rechtskunde den Civilisten große Blößen gegeben, sodann hatte er mit seiner Bearbeitung des Plinius nicht Genüge geleistet. Daß er sachlich nicht leisten konnte, was in unserm Jahrhundert durch Cuvier und Andere geleistet worden, war ihm nicht sowohl zur Last zu legen, als daß er in seinem massigen und maaßlosen Verfahren die kritische Grundlage zu oft vernachlässigt, d. h. daß er den sehr im Argen liegenden Text jenes Autors vor allen Dingen nicht gehörig berichtet hatte — eine Arbeit, die daher mit vollem Recht noch neulich in dem Verein der deutschen Naturforscher und Aerzte als dringende Aufgabe gestellt worden, und so eben durch löbliche Bemühung deutscher Philologen nach und nach erledigt wird.

Jene massige Polyhistorie mußte nachgerade aufgegeben werden, weil die Wissenschaften im Laufe der Zeit eine solche Ausbreitung gewonnen hatten, und selbst zu einer solchen Masse angewachsen waren, daß die Einsicht der Unmöglichkeit, sie alle zu umfassen, allgemein werden mußte. Selbst die kühnsten und begabtesten Geister waren zur Erkenntniß gelangt, daß sie sich beschränken müßten. — Was aber an Masse verloren gegangen, war für die Form gewonnen. Hatte das viele Wissen vorher oft den Geist verwirrt und unterdrückt, so ward er jetzt freier und seiner selbst mehr froh. Er gewann hellere Einsicht in das Wesen seiner Wissenschaft und dessen, was bisher versäumt worden.

Zuvörderst in Betreff der sogenannten höhern Kritik, so wurde nun erst eine durchgreifende Revision der alten Schriftdenkmale der beiden classischen Sprachen zur Ausmittelung der Aechtheit und Unächtheit unternommen; Untersuchungen, wodurch sich, da ich jetzt lebende Philologen überhaupt nicht nennen will, unter den Britten Richard Bentley und unter den Deutschen sein Geistesverwandter Friedrich August Wolf unsterblich gemacht haben. Jetzt wurde die Kritik überhaupt, auch die der Texte im Einzelnen, so wie die Hermeneutik auf festere Grundsätze zurückgeführt, und eine elegantere Methode der Auslegung, besonders durch Tiberius Hemsterhuys und durch Christian Gottlob Heyne und ihre Schulen in Holland und in Deutschland herrschend. Wie ferner im vorigen Jahrhundert durch Lessing und Winckelmann eine hellere Einsicht in das Wesen der redenden und bildenden Künste gewonnen und verbreitet worden, so wurden und werden im gegenwärtigen der Geist der alten Poesie, die Dichtungsarten und die metrischen Systeme theoretisch und praktisch strenger untersucht und gründlicher gewürdigt.

Aber auf der andern Seite ist die Philologie weitläufiger geworden. Ich will jetzt nicht ausführen, daß in unserm Jahrhundert das Studium unserer herrlichen Muttersprache in jeder Hinsicht nach viel strengern wissenschaftlichen Gesetzen behandelt wird und behandelt werden muß, als noch im nächst vorhergegangenen; ich will nicht erwähnen, daß die Philologen eine schwere alte Sprache, das Sanskrit, in den Kreis ihrer Studien zu ziehen angefangen, eine Sprache und Literatur, wovon unsere Altvorderen keine Notiz nahmen, noch zu nehmen brauchten — sie hatten auch, wie auf dem Lehrstuhl, so im schriftlichen und mündlichen Verkehr mit Ausländern, nur Latein nöthig, dessen fester Besitz neben dem Griechischen und Ebräischen den vollendeten Philologen machte. Anjetzo müssen wir Bücher unseres Faches in allen neuern Sprachen lesen, und man fordert von uns und mit Recht, daß wir wenigstens in zweien, im Französischen und Engli-

ſchen, ſprachrichtig und geläufig mündlich und ſchriftlich uns ausdrücken können. Und müſſen wir nicht auch, ſeitdem griechiſche Jünglinge deutſche Univerſitäten beſuchen, deutſche Alterthumsforſcher die griechiſchen Länder bereiſen, der neugriechiſchen Sprache mächtig zu werden trachten? Aber alle dieſe neuern Sprachen lernen wir auch leichter, als Andere, und lehren ſie beſſer. — Wir ſind geſchicktere Sprachmeiſter, — weil wir der alten Sprachen Meiſter ſind. Ja, dieſe letzteren lernen und lehren wir unermüdlich; wir lieben ſie getreulich; — zuvörderſt um ihrer ſelbſt willen, wegen ihrer Klarheit, wegen ihrer logiſchen Schärfe, wegen ihrer Schönheit. O wie wäre es ſo gut geweſen, wenn die neuere deutſche Philoſophie nicht des Lateins entrathen zu können geglaubt hätte; und wenn man jetzt manchem jener transſcendentalen Dunkelmänner den Vorwurf, den man einem griechiſchen Philoſophen gemacht, nicht umgekehrt zurufen müßte: „Du biſt ein Philoſoph, aber ein Philolog biſt du mit nichten.“ [14]) Und an den Sprachen hängen die Sachen, die Begriffe, die Anſchauungen, die Gefühle mit ihren Abſtufungen, Schattirungen mit ihren Tinten und Tönen. Wollen wir die Sachen haben, wie ſie bei den claſſiſchen Alten zu finden ſind, ächt, unverkümmert und lauter, ſo müſſen wir ſie auch mit ihren angeborenen Stamm- und Natur-Lauten empfangen. Ueberſetzungen, auch die beſten, und wir Deutſchen haben vortreffliche, ſind und bleiben doch mehr oder minder — Schemen. — Hier giebt es keine Daguerrotypie, welche die Originalbilder der antiken Gedankenwelt auf den Grund einer andern, einer neuern Sprache herüber zu zaubern und feſtzuhalten vermöchte.

Der Nibelungenhort — vom Rhein her tönet ſeine Sage — aus dem großen Gedankenſtrome des Alterthums iſt er noch nicht ganz gehoben. Was wir Philologen noch täglich daraus gewinnen, ſind Goldkörner. Und eben weil wir dieſes reine Gold täglich unter den Händen haben, laſſen wir die plattirten Waaren moderner Induſtrie gleichgültiger zur Seite liegen. Ueberhaupt ſind wir Leute von der alten Welt. In keine Wiſſenſchaft iſt die neuere Journaliſtik ſo wenig eingedrungen, als in die unſere; und die ephemere Literatur kann einem Studium, das ſich mit Bearbeitung alter Grundtexte und Quellenkunde beſchäftigt, weniger anhaben. Darum iſt aber auch kein Stand der bürgerlichen Geſellſchaft mit zeitlichen Gütern weniger geſegnet als der unſrige; auf deren Beſitz wir jedoch, reich an geiſtigen Gütern, williger verzichten. Aber, wenn wir der Ehre werth ſind, ſo ſind wir auch eines Ehrenſoldes werth, und nicht gewärtig eines elenden Lohnes, den uns etwa ein amerikaniſirender, d. h. ein dem materiellen Mamonsdienſte verfallener, knauſernder Miniſter wie ein Almoſen von oben herab hinwerfen möchte. — Wir ſind ſtolz — aber auch beſcheiden. — Seitdem wir nämlich eingeſehen haben, daß wir die vielen Säle und Gemächer des Univerſalpalaſtes aller Wiſſenſchaften nicht mehr ausfüllen und ausſtatten könnten, haben wir aufgehört, Staatsmänner, Reichsräthe und Geſandten zu ſeyn, und haben uns beſcheiden in's Erdgeſchoß zurückgezogen. Dort iſt unſer Platz; — den aber behaupten wir auch, und vertheidigen ihn; er ruht unmittelbar auf dem Fundamente, und dieſes haben wir zu befeſtigen und zu bewahren.

Die Philologie iſt die Veſtalin, die das ewige Feuer, den geiſtigen Licht- und Lebensfunken zu bewachen hat. Darum iſt ſie keuſch und unverführbar durch die liederliche Literatur, wo ſie ſich auch einniſten will. Unſer Wahlſpruch iſt: „Das Schöne zum Guten.“ Vom Platon, der

[14]) Porphyr. de vita Plotini cap. 14. p. 64. ed. Oxon.: *Φιλολόγος μὲν ὁ Λογγῖνος, Φιλόσοφος δὲ οὐδαμῶς.*

ihn ausgesprochen, haben wir gelernt, daß das wahre Schöne bei dem höchsten Gute wohnt; wir wissen, daß das Erkennen und Aneignen dieses Schönen, wie es in den Musterwerken der Alten lebt, ein Bilden zum und im Sittlichen ist.

Aber das Schöne ist schwer, wie ein Solonisches Sprichwort [15]) sagt. Es erfordert Opfer, und an Aufopferungen sind wir gewöhnt. Gerne setzen wir ein Auge ein, um aus Mimers Weisheitsquelle zu trinken. Aber darum sind wir nicht einäugig, wie die Edda vom Odin sagt; auch nicht einseitig. „Daß keine der verschiedenen Seelenthätigkeiten beim Unterricht unangeregt und unbeschäftigt bleibe, sagt eine der geistreichsten Frauen Europa's; [16]) — daß das Urtheil geschärft und das Gedächtniß geübt, daß das Gefühl erwärmt, und die Einbildungskraft eben so wohl angeregt als leicht gezügelt werde; — welches Studium könnte wohl diese so verschiedenen und so wichtigen Bedingungen besser erfüllen, als das sogenannte classische? — Ich gestehe gerne, kein zweckmäßigeres zu kennen." — Das sagt eine französische Frau, und die Philologie der Deutschen hat sich in Frankreich anjetzo größerer Anerkennung zu erfreuen, als in ihrem eignen Vaterland. — Vielseitig macht uns schon die reiche Literatur der Alten, die uns aufgibt, Schriftsteller aller Art zu behandeln, Poeten und Prosaiker, Philosophen, Geschichtschreiber und Redner, der übrigen nicht zu gedenken. Da gibt's Arbeit die Fülle; und Arbeitsamkeit läßt Phantasterei nicht aufkommen, so wenig als der kräftige Geist der Alten Heuchelei und Pietismus, Fanatismus und Obscurantismus aufkommen läßt. Der Trank aus dem Quellborn der Alten ist klar und frisch, die Nahrung aus ihrem Saatfeld gesund und kräftig.

Wir dürfen von uns sagen, was Perikles von seinen Athenern sagte: „Wir lieben das Schöne mit wohlbeschränkter Einfachheit, wir lieben die Weisheit ohne Weichlichkeit." [17]) — Die Philologen sind so gute Patrioten als Andere, sie sind ebenmäßig mitgezogen in den letzten Befreiungskämpfen (militatum abierunt.) — Aber Ihr seyd, heißt es hier und dort, Republikaner. — Ja das sind wir, — aber im Freistaat der Gelehrten; in der bürgerlichen Welt kennen wir besser als jemand die Gebrechen und Uebel der alten Republiken. — Ja wir sind Republikaner; wir lehren unsere Schüler nach Platon's herrenloser freier Tugend [18]) trachten. Aber wir sind auch christliche Philologen; wir wissen: Gott macht den Menschen durch Gnade frei; wir haben gelernt und lehren es: Seyd unterthan der Obrigkeit, und: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. — Wir dienen unsern Fürsten und verehren sie nicht mit Furcht, sondern als freie deutsche Männer, — und wir Badner insbesondere wir verehren unsern Fürsten und lieben ihn, denn er ehrt und liebt unsre Wissenschaft, ihn erfreut was in Literatur und Kunst das Alterthum Gediegenes und Schönes bietet. — Heil unserm Großherzog Leopold!

---

[15]) *χαλεπὰ τὰ καλά.* Plato Cratyl. p. 384 A. De Republ. IV. p. 435 C. VI. p. 497 D. Hipp. maj. fin. cf. Paroemiographi grr. ed. Gaisford p. 117, p. 388. sq.

[16]) Madame Necker de Saussure De l'éducation progressive ou Etude du cours de la vie, übersetzt von v. Hogguer und v. Wangenheim. Hamburg 1826. S. 428. f.

[17]) Thucyd. II. 40: *Φιλοκαλοῦμέν τε μετ' εὐτελείας, καὶ Φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας.*

[18]) *ἀρετὴ ἀδέσποτον.* Plato Republ. p. 617. E.

Nach Creuzer trat **Friedrich Jacobs** von Gotha auf. Eine freudige Bewegung und innige Rührung ergriff die Verſammlung bei dem Anblick des ruhmgekrönten Veteranen, deſſen langjähriges, erfolgreiches Wirken in den Grenzen der Gelehrſamkeit nicht minder als für die weiten Kreiſe der geſammten gebildeten Welt ſo Treffliches geleiſtet hat, und der in Geſinnung und Darſtellung überall uns als der treuſte Ausdruck echt humaner und claſſiſcher Bildung erſcheint. Dieſe Bewegung konnte ſich nur ſteigern, als Creuzer an dem Rednerſtuhle den Gefeierten mit folgender, durch ihre antike Einfachheit ausgezeichneten Anrede, bewillkommte:

Ehrwürdiger Greis!

Es wurde ſo eben des Guten und Schönen gedacht, aber auch des Soloniſchen Satzes, daß das Schöne ſchwer ſey. Sie haben dieſe Schwierigkeiten überwunden, Sie haben alle Elemente des Schönen in Wiſſenſchaft und Kunſt in ſich aufgenommen und repräſentiren es in unſerer Wiſſenſchaft. Was aber mehr iſt, an Ihnen iſt das Gebet des Sokrates in Erfüllung gegangen: „Verleihet mir, ihr Muſen, inwendig ſchön zu ſeyn!“ Sie, theurer Mann, ſind inwendig ſchön! Darum empfangen Sie unſere reinſte Verehrung.

Jacobs nahm nun ſelbſt das Wort. Er ſprach folgende Worte voll milder Weisheit:

Hochzuverehrende Herren!

Mein Hochverehrter Freund, Herr geh. Hofrath **Nüßlin**, hat die Güte gehabt, mich aufzufordern, dieſe glänzende Verſammlung von Freunden und Beförderern der claſſiſchen Studien, als der Bejahrteſte von Allen, mit einigen Worten zu begrüßen. Ich folge dieſer Aufforderung mit Vergnügen, da ſie mir eine Gelegenheit darbietet, für die höchſt freundliche und ehrenvolle Aufnahme, die mir von dieſer Verſammlung zu Theil geworden, meinen gefühlteſten Dank auszuſprechen. Zugleich aber, da ich vielleicht nie wieder Veranlaſſung haben werde, öffentlich, am wenigſten vor einer ſolchen Verſammlung von geiſtesverwandten Gelehrten, dergleichen das Vaterland nie, und nie zu einem edlern Zwecke vereinigt geſehen hat, zu ſprechen, benutze ich dieſen Augenblick, als ein längſt entlaſſener Veteran, ein **rude donatus**, Angeſichts dieſer würdigen Schaar mein **testamentum in procinctu** zu machen.

Man hat mir bisweilen die Ehre erzeigt, meine Liebe zum Frieden lobend zu erwähnen. Ich erlaube mir hierüber einige Worte zu ſagen. Jene Eigenſchaft mag zum Theil ein Erbe meiner Vorfahren ſeyn, die ſich, ſo weit ich ihre Geſchichte kenne, immer mehr bemüht haben, gute als berühmte Leute zu ſeyn. Nun hab' ich aber überdieß frühzeitig das Glück gehabt, die Heiligkeit der Wiſſenſchaften und ihren unermeßlichen Umfang im Ganzen und Einzeln zu ahnen, und, wenn ich dadurch auf der einen Seite zur Anſtrengung meiner Kräfte aufgefordert worden bin, ſo bin ich auf der andern unabläßig zu der richtigen Schätzung des Maaßes dieſer Kräfte zurückgeführt worden. Auf dem Standpunkte des hohen Alters, in welchem ich jetzt ſtehe, erſcheint mir das, was mir vielleicht gelungen ſeyn mag — auch wenn ich das Mißlungene nicht in Abzug bringe, unendlich gering gegen das, was ſelbſt in der engen Sphäre, die ich mir geſteckt habe, zu leiſten war. Oft und viel hab' ich an das Wort eines der größten Männer des vorigen Jahrhunderts, des Erfinders des Gravitations-Syſtems und des Infiniteſimal-Calculs, gedacht, der in ſeinem hohen Alter ausſprach: „Er komme ſich vor wie ein ſchwachſinniger Mann, der am Ufer des Weltmeers bunte Kieſel und Muſcheln ſammle, während der ganze unermeßliche Ocean mit ſeinen Schätzen vor ihm ausgebreitet liege.“ Wer könnte, nach einem ſolchen Bekennt-

niſſe eines ſolchen Mannes noch irgend einer Ueberſchätzung ſeiner eigenen Leiſtungen fähig ſeyn, vorzüglich in einer Wiſſenſchaft, in der, wie in der unſrigen, viele bunte Kieſel und Muſcheln geſammelt werden müſſen, um etwas des Anſchauens werthes aufzuführen?

Die Geſinnungen, die ich hier erwähne, in mir zu befeſtigen, hat der Einfluß eines Mannes beigetragen, der am wenigſten von uns vergeſſen werden darf, ſo gewiß als Jeder von uns ſein eignes Andenken der Nachwelt zu übergeben wünſcht, eines Mannes, der vor achtzig Jahren in der Wiſſenſchaft, welcher wir huldigen, auftrat und, nachdem er ihr eine lange Reihe von Jahren hindurch eine früher nie geſehene Würde verſchafft, durch Wort und That ſie gefördert, und hierdurch bei den Ausländern, wie in dem Vaterlande, einen faſt ungetheilten Ruhm erworben hatte, wie einſt Ariſtides und Themiſtokles, die Ungunſt eines Theiles ſeiner Zeitgenoſſen erfuhr, die, müde ſeinen Ruhm zu vernehmen, nur allzuleicht dem ungünſtigen Urtheile einiger Gegner glaubten. Wir können nicht zweifeln, meine Herren, daß ich von Chriſtian Gottlob Heyne ſpreche, deſſen Unterricht ich nur acht Monate, deſſen Freundſchaft ich länger als 30 Jahre genoſſen, und von dem ich in allen meinen Beſtrebungen ſo viele Beförderung der uneigennützigſten Art, und ſo viel liebende Theilnahme in allen meinen Verhältniſſen erfahren habe, als ich mit Worten nicht ausſprechen kann. Dieſen Mann, den, außer meinen verehrten Freunden, dem Herrn Geheimenrath Creuzer und Herrn Hofrath Thierſch, wohl nur wenige dieſer zahlreichen Verſammlung perſönlich gekannt haben, deſſen Enthaltung von perſönlichem Streite bekannt, und von Uebelwollenden ſogar als Anklage gebraucht worden iſt, dieſen Mann führe ich jetzt mit deſto größerer Freudigkeit an, da eben jetzt eine Menge ſeiner Briefe, in einer der trübſten Perioden Deutſchlands zur Abwehr eindringender Uebel geſchrieben, an das Licht getreten iſt, die von ſeiner unermüdlichen Liebe für alles Gute, von ſeinem Pflichteifer auch in den ſchwierigſten Verhältniſſen, von ſeiner Wahrheitsliebe und Treue bis zum Ende ſeines thätigen Lebens das herrlichſte Zeugniß geben.

Ich kehre zurück auf das, wovon ich ausgegangen bin, auf mein Vermächtniß. Den friedlichen Sinn, deſſen ich mir bewußt bin, vermache ich zunächſt den mir ſeit Jahren befreundeten Stiftern dieſes gelehrten Vereins, Thierſch und Roſt, die, unter den Auſpicien Alexanders v. Humboldt, dieſer Zierde deutſchen Adels und deutſcher Wiſſenſchaft, an den glänzenden Tagen des hundertjährigen Jubiläums von Göttingen den glücklichen Gedanken faßten, der uns hier zuſammen vereinigt hat; dann in weiteſter Ausdehnung allen Beförderern unſrer, der Bildung jedes Alters ſo heilſamen Wiſſenſchaft; und verbinde mit dieſem Vermächtniſſe die Bitte, daß, wenn Sie je die Segnungen deſſelben fühlen, Sie wohlwollend des alten Mannes gedenken, welcher bis zum letzten Ziele ſeines Lebens mit inniger Dankbarkeit an die Güte und Nachſicht denken wird, die er während ſeiner langen Laufbahn und noch zuletzt in dieſen ſchönen Tagen des Zuſammenſeyns mit Ihnen erfahren hat.

Als hierauf die verſammelten Gelehrten mit lautem Beifalle ihren Dank für das ſchöne Vermächtniß ausgeſprochen hatten, erklärte der ehrwürdige Redner mit bewegter Stimme, er müſſe jene Worte auf ſich beziehen: „Stirb Diagoras! denn den Himmel willſt du doch nicht erſteigen, und den Sternen biſt du ja nahe gekommen.“

Es folgte darauf ein Vortrag des Professor **Hermann** aus Marburg über **Plato's schriftstellerische Motive.**

Leider mußte der Redner diesen Vortrag mit der Bemerkung eröffnen, daß äußre Umstände, die seiner Anherkunft vorausgingen, es ihm unmöglich gemacht hätten, das übernommene Thema schriftlich vorher zu bearbeiten, weßhalb hier auch nur eine übersichtliche Skizze davon gegeben werden kann; nur insofern er sich mit demselben im Allgemeinen seit langer Zeit beschäftigt, wollte er im Vertrauen auf die oft erprobte Nachsicht des Publicums, um sich nicht zu zieren, dem an ihn ergangenen Rufe nach Kräften zu entsprechen suchen. An sich sey freilich keine Gelegenheit geeigneter als diese, wenn er sich anders seinerseits eine solche Vergleichung erlauben dürfe, um wie einst Herodot vor der olympischen Panegyris, sey es die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf eine literarische Thätigkeit hinzulenken, sey es die Resultate einer solchen zu berichtigen oder zu ergänzen, und da er in seinem so eben vollendeten Werke über Plato gerade diesen Gegenstand, Plato's schriftstellerische Motive nicht so ausdrücklich wie er es wünschen möchte, erörtert habe, so möge es ihm wenigstens vergönnt seyn, die Wahl desselben in einer kurzen Ausführung zu rechtfertigen; denn auf den ersten Blick könne es unnöthig oder selbst lächerlich erscheinen, nach den Motiven eines Schriftstellers zu fragen, die sich nach unseren Begriffen von Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung von selbst zu verstehen schienen; bei näherer Betrachtung müsse jedoch dieses Verhältniß im Alterthume, wenigstens dem früheren, ehe sich noch Wissenschaft und Leben getrennt und ein eigener Gelehrtenstand gebildet habe, ganz anders erscheinen, und wenn auch jener Scheidungsproceß bereits zu Sokrates Zeit durch die Sophistik begonnen habe, so bleibe immer noch die Frage übrig, ob wir darum Sokrates größten Schüler den Sophisten beizählen sollen; außerdem biete dieser selbst sowohl in der Form einen solchen Contrast gegen die Art, wie philosophische Gegenstände gewöhnlich behandelt zu werden pflegten dar, als auch scheine er in der Behandlung des Inhalts die gewöhnlichen schriftstellerischen Mittel und Kunstgriffe dergestalt zu verschmähen, ja erkläre sich namentlich im Phaedrus gegen alle schriftliche Gedankenmittheilung mit solcher Stärke, daß man billig fragen müsse, wie sich nun gleichwohl seine zahlreichen erhaltenen Schriften zu seiner Lehre und seiner Zeit verhalten? Auch lehre die Erfahrung, daß seine schriftstellerischen Motive in alter und neuer Zeit sehr verschiedentlich beurtheilt worden seyen, und an diese Urtheile solle sich daher auch der gegenwärtige Vortrag zunächst anknüpfen, weniger um sie zu widerlegen, als um in ähnlicher Art, wie der Redner Plato's Verhältniß zu seinen philosophischen Vorgängern annehme, die Einseitigkeiten derselben zu verschmelzen und einem jeden sein gebührendes Recht angedeihen zu lassen.

Von derjenigen Ansicht allerdings, die in Plato's vorliegender Schriftenmasse ein scientifisches System erblicken wolle, das in dieser Hinsicht z. B. mit der erhaltenen Sammlung der aristotelischen Schriften zu vergleichen wäre, könne in unserer Zeit, die den vorzugsweise künstlerischen Charakter der platonischen Gespräche im Gegensatze der aristotelischen Trockenheit so tief begriffen habe, am wenigsten mehr die Rede seyn, und auch ganz abgesehen von der äußeren Form derselben, die jener Annahme widerstreite, stünden ihr sowohl bestimmte Aeußerungen platonischer Briefe, als die Autorität des Aristoteles selbst entgegen, welcher Stellen platonischer Schriften meistens unter Sokrates Namen, dem sie dort in den Mund gelegt seyen, anführe, unter Plato's Namen aber sehr häufig ganz andere Lehren bekämpfe, als sich dort urkundlich nachweisen lassen.

Was die Briefe betreffe, so dürfe der Redner es zwar als ausgemacht annehmen, daß sie nicht von Plato selbst herrühren; eben so ausgemacht aber gelte es ihm, daß der siebente Brief von einem seiner nächsten Schüler in seinem Geiste geschrieben sey, so daß, wenn es dort heiße, daß Plato von den Grundlehren seiner Philosophie niemals etwas geschrieben habe, noch schriftlich niederlegen werde, diese Angabe als eben so urkundlich zu betrachten sey, als was Plato in der Apologie und sonst unter Sokrates Person von dessen Lebensumständen und Gesinnungen berichte; und wenn gleich der zweite Brief als späteres Machwerk nicht einmal dieses Vorrecht in Anspruch nehmen könne, so sey doch auch seine bekannte Aeußerung, daß alles, was unter Plato's Namen schriftlich existire, dem verjüngten und verschönerten Sokrates angehöre, ein Beweis, daß man noch damals zwischen den Unterscheidungslehren platonischer Weisheit und dem Inhalte jener sokratischen Gespräche distinguirt habe. Von Aristoteles endlich sey es allbekannt, daß er die Hauptsätze der platonischen Ideenlehre, die er bestreite, die Lehre von den Elementen der Ideen, dem Eins und dem Großen und Kleinen als dem Principe der Relativität u. s. w. ausdrücklich auf die ungeschriebenen Meinungen seines Vorgängers zurückführe, und je ungereimter es sey, wenn mancher diese lebendigen Traditionen, die höchstens per nefas aus Plato's mündlichen Vorträgen hätten schriftlich verbreitet werden können, in einen eigenen Zweig seiner schriftstellerischen Thätigkeit verwandle, desto sicherer dürften wir es auf das Zeugniß jenes urkundlichsten Gewährsmannes der Geschichte alter Philosophie hin annehmen, daß jene Distinction der Briefe vollkommen historisch begründet und die in Plato's Mund gelegte Läugnung einer schriftstellerischen Thätigkeit hinsichtlich seiner obersten Principien eben so gewiß als der seinen Schriften beigelegte sokratische Charakter durch die äußere Form derselben bestätigt sey. Eben so wenig aber dürfe man sich zweitens durch diese Form verleiten lassen, Plato's schriftstellerische Motive mit andern in der Absicht zu suchen, seine Leser in stufenweiser Entwickelung mittelst sokratischer Mäeutik allmälig anregend und aufklärend bis zum Abschlusse der philosophischen Ueberzeugung zu führen, so daß in dem Ganzen seiner Gespräche wenn auch nicht die philosophische Synthesis vollzogen, doch eine zusammenhängende Kette analytischer Erörterungen zu finden wäre, die den Mangel des Systems durch die Methode ersetzte und damit eben jenem oben berührten Tadel der Schriftstellerei entginge, als welcher vielmehr den zusammenhängenden Vortrag im Gegensatze der sokratischen Gesprächsform träfe; — hiergegen spreche, auch abgesehen von andern Gründen, die aus der Betrachtung der einzelnen Gespräche hervorgingen, schon die Bemerkung, daß die Gesprächsform für Plato keineswegs eine freigewählte, sondern eine historisch gegebene gewesen sey, die nicht einmal erst aus der sokratischen Schule stammend bereits durch Zeno von Elea oder nach andern Alexamenus von Teos die Bestimmung für philosophische Gegenstände erhalten habe, und den Namen der sokratischen nur wie die äsopische Thierfabel a potiori trage, und so gewiß es sey, daß Plato dieser Einkleidungsweise eine Bedeutung abgewonnen und einen Stempel wissenschaftlicher Zweckmäßigkeit aufgedrückt habe, wovon Alexamenus keine Ahnung gehabt haben möge, so beweise dies doch für den ursprünglichen Grund seiner Wahl nicht mehr, als wenn Aristophanes, wie er sich selbst in der Parabase des Friedens dessen rühme, die geschichtlich gegebene Lustigmacherei der attischen Komik durch höhere politische und sittliche Beziehungen geadelt habe. Auch die Stelle im Phaedrus, welche die Hauptstütze jener Ansicht bilde, beweise, wie von dem Redner anderwärts ausführlich dargethan worden, eher das Gegentheil, indem die Bestimmung der

Schrift, Bild der lebendigen Gedankenmittheilung, simulacrum vivi animatique sermonis, wie es van Heusde ausdrückt, zu seyn, nach bekannten platonischen Principien gerade ihren unphilosophischen Charakter im Gegensatze des lebendigen Wortes bezeichne, für den es dann keinen wesentlichen Unterschied mache, ob es ein Gespräch oder eine fortlaufende Rede sey, was sie im Buchstaben gleichsam versteinere: Plato's Gleichniß, daß die schriftlichen Kunstgebilde den Bildsäulen entsprächen, die, so täuschend sie auch nachgeahmt seyn möchten, doch stumm und still dastünden und den Fragenden ohne Antwort ließen, passe auf Dialogen eben so wohl wie auf sonstige Bücher, da jene doch nicht alle denkbaren Fragen und Antworten erschöpfen könnten, und wenn Schleiermacher seiner Voraussetzung gemäß, daß die sokratische Gesprächsform der platonischen Schriften eben die einzig entsprechende Einkleidungsweise platonischer Weisheit gewesen sey, behaupte, daß derselbe auch in seinen mündlichen Vorträgen sich der mäeutischen Entwickelung bedient haben werde, so stehe diesem die ausdrückliche Angabe von Aristoxenus und Simplicius entgegen, wornach wir uns jene wie bei Aristoteles vielmehr akroamatisch, höchstens mit nachfolgender Discussion, vorstellen und demzufolge auch in der Form einen wesentlichen Unterschied zwischen ihnen und seinen Schriften annehmen müssen. Wohl aber sey es drittens auch auf der andern Seite zu weit gegangen, wenn manche, sey es von einem mißverstandenen Gegensatze exoterischer und esoterischer Weisheit, sey es von der Aeußerung im Phaedrus ausgehend, daß alle schriftstellerischen Werke nur Scherze und Ziergärtlein seyen, Plato's Gespräche nur äußerlich als Kunstwerke ansähen, welche die eigenthümlichen Reize der sokratischen Dialektik in mimisch-dramatischer Darstellung zu reproduciren, den philosophischen Inhalt aber für das größere Publicum vielmehr in ein geheimnißvoll lockendes Halbdunkel zu verbergen, als auf Belehrung und Aufklärung hinzuwirken bezweckten, wodurch Plato gerade auf den Standpunkt der Sophisten, eines Protagoras u. A. zurücktreten würde, von welchen er selbst im Theätet sagt, daß sie die Wahrheit ihren Schülern nur im Geheimen mitgetheilt, dem großen Haufen dagegen in Räthsel gehüllt hätten; im Gegentheil trügen seine Schriften so viele rein philosophische Wahrheiten zur Schau, daß man billig fragen müsse, was denn Plato über diese nämlichen Gegenstände seinen näheren Schülern Tieferes habe bieten können, und auch ohne den Inhalt seiner Schriften dem seiner mündlichen Vorträge gleich zu stellen, dürfe man jene doch keineswegs in dem Sinne exoterisch nennen, daß sie um der künstlerischen Form willen die philosophische Auffassung des Gegenstands verläugnet oder aufgegeben hätten, ja selbst die Menschen, die man am Häufigsten als Beweise einer verhüllenden Einkleidung anführe, seyen eben so wenig wie die der alten Mythologie willkürlich gewählte Allegorien zur Veranschaulichung einer abstracten Wahrheit, sondern nothwendige Ausflüsse der ganzen Richtung der platonischen Philosophie, deren Resultate, wenigstens was das Band zwischen der geistigen und sinnlichen Welt betraf, nach den Prämissen derselben gar nicht anders hätten eingekleidet werden können: eine Lehre, die der Sinnenwelt ein Ideenreich als Analogon gegenüber gestellt und die alte noch bei Empedokles sichtbare Verwechselung von αἴσθησις und νόησις nur in soweit vermieden habe, als sie letztere als ein geistiges Schauen auffaßte, habe sich auch für die Verknüpfung beider Gebiete des sinnlichen Ausdrucks nicht erwehren können, und wie der Begriff durch seinen Eintritt in die Materie gleichsam seine wissenschaftliche Reinheit verliere, so sey auch zur Bezeichnung dieses Eintritts und seiner Folgen ein rein wissenschaftlicher Ausdruck nicht mehr möglich gewesen, so daß die mythische Einkleidung, weit entfernt eine bloße Hülle zu seyn, Pla-

to'n gerade als die adäquateſte für diejenigen Gegenſtände, auf welche er ſie anwandte, das heißt für die Uebergangspunkte aus der Wirklichkeit in das Jenſeits und umgekehrt, habe erſcheinen müſſen.

Mit eben dieſer Bemerkung, fuhr der Redner fort, laſſe ſich nun aber der Widerſpruch zwiſchen Plato's reicher ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit und ſeiner Proteſtation gegen dieſelbe, ſo wie zwiſchen der künſtleriſchen Form der platoniſchen Schriften und ihrem philoſophiſchen Inhalte, und der daraus hervorgegangene Widerſtreit der Anſichten über ſeine ſchriftſtelleriſchen Motive auf's Einfachſte löſen, ſobald man nur die Principien und deren Anwendung ſcheide, von welchen jene als die eigentlich philoſophiſche reine Wahrheit dem ſinnlichen Ausdrucksmittel der Schrift eben ſo widerſtrebt, als dieſe ſeiner bedurft habe, und demgemäß zwar einerſeits die mündlichen Vorträge, die ſich insbeſondere mit den Principien beſchäftigt hätten, von den Schriften ſcheide, anderſeits jedoch nicht ſowohl beide parallel ſtelle, als vielmehr die akroamatiſchen Lehren als die Fortſetzung und den Schlußſtein der ſchriftlichen betrachte, die inſofern zwar vieles, was hier nur beiläufig angedeutet geweſen, klarer entwickelt, im Ganzen aber über den nämlichen Gegenſtand nichts verſchiedenes gelehrt hätten. Derſelbe erinnerte hierbei namentlich an Parmenides, der in ſeinem großen Lehrgedichte vom Weſen der Dinge gleichfalls die Principien als die Wahrheit von der Erſcheinung als der Unwahrheit getrennt, und letztere als das Nichtſeyende nicht nur aller wiſſenſchaftlichen Behandlung, ſondern auch aller Denk- und Ausdrückbarkeit für unfähig erklärt, gleichwohl aber auch ihr einen Abſchnitt ſeines Werkes gewidmet und ihre Thatſachen auf phyſikaliſche Geſetze zurückzuführen geſucht habe; in ähnlicher Weiſe habe Plato die Behandlungsart der Erſcheinung als untauglich für die Principien oder die eigentlich philoſophiſche Wahrheit erklärt, nur mit dem Unterſchiede, daß er für letztere vielmehr das lebendige Wort in Anſpruch genommen und gerade der Erſcheinung die Schrift zugewieſen habe, weil er auch dieſe nicht wie Parmenides der Wahrheit abſolut entgegenſetze, ſondern als einen ähnlichen Abglanz von ihr betrachte, wie es nach der obigen Bemerkung die Schrift von der mündlichen Rede ſey, und demzufolge in der Wirklichkeit nicht mehr den Gegenſatz, ſondern nur die Anwendung der höchſten Principien erblicke. Denn darin ſtehe jener allerdings hoch über den Eleaten, deren Abſtraction zuletzt nur habe in das andere Extrem der Emancipation der individuellſten Wirklichkeit bei den Sophiſten umſchlagen können, während die Wahrheit nach Gorgias bekannter Argumentation entweder gar nicht zu ſeyn, oder geſetzt auch ſie wäre, nicht erkannt, oder geſetzt auch ſie würde erkannt, nicht in Worten ausgedrückt werden zu können geſchienen habe, da man den Gedanken doch unmöglich, ſo wie er gedacht worden, in die Seele des andern legen könne; erſt durch die Wiederanknüpfung des Bandes zwiſchen der Geiſtes- und Sinnenwelt habe Plato auch das rechte Verhältniß ergriffen, Wort und Begriff hergeſtellt, indem er erſteres im Kratylus und ſonſt als ein ähnliches Bild des letzteren dargeſtellt habe, wie es die übrigen ſinnlichen Erſcheinungen deſſelben auch ſeyen, und ohne darum die Schrift, wo das Wort gleichſam den Nabelſtrang, der es mit der lebendigen Gedankenerzeugung vereinigte, zerriſſen, und ſich als todtes Kunſtwerk verſelbſtſtändigt habe, zum Ausdrucke der höchſten Begriffswahrheit geeignet zu halten, habe ihm gleichwohl auch ſie nicht weniger als die erſcheinende Wirklichkeit ſelbſt wenigſtens relative Wahrheit enthalten zu können ſcheinen müſſen. Ließen ſich alſo auch einerſeits ſeine mündlichen Lehren, der Inhalt der ἄγραφα δόγματα, im Verhältniß zu den ſchriftlichen mit demjenigen vergleichen, was Parmenides von dem Seyenden als der Wahrheit ſage, ſo hörten darum

bei ihm auch die ſchriftlichen noch nicht auf, philoſophiſch zu ſeyn, weil ſie nicht das Nichtſeyende als ſolches, ſondern nur inſofern beträfen, als die Principien der Wahrheit ſich auch in ihm wiederfänden und ihre Anwendung erhielten; nach der von Plato in dem Geſpräche Parmenides entwickelten Anſicht erhalte ja ſelbſt das Princip aller Wahrheit, das Eins, ſeine Realität nur durch das Heraustreten aus ſich und ſeine Erſcheinung in der Mannigfaltigkeit, ſo hoch es auch ſeiner Weſenheit nach über dieſer ſtehe, und möge ihm folglich auch die ſchriftliche Darlegung dem Weſen des Princips als ſolchem nicht zu entſprechen geſchienen haben, ſo könne ſie darum da, wo es ſich um die Zurückführung der Erſcheinung auf jenes handle, um ſo weniger unphiloſophiſch heißen, je gewiſſer das Princip auch in der Erſcheinung vorhanden, und die ſinnliche Hülle des Wortes für das Ohr eben nur derjenigen analog ſey, in welcher es dort für das Auge wahrnehmbar werde. Unphiloſophiſch könnte man nach unſerm Standpunkte nur das nennen, daß jene Anwendung in den platoniſchen Geſprächen ohne vorgängige Verſtändigung über die Principien gelehrt werde, wie denn jeder Leſer des Plato ſich erinnere, wie häufig Sokrates dort einen Begriff u. ſ. w. einſtweilen als bekannt annehme, um die Unterſuchung über den gegebenen Gegenſtand weiter führen zu können, ſo daß die Principien, wo ſie ſich erwähnt finden, in der Regel als Anticipationen oder Axiome erſchienen, für welche höchſtens hier und da der Verſuch eines populären oder inductiven Beweiſes gemacht wurde; — aber gerade daraus gehe bei ihm nur hervor, daß ſie ihm in ihrer ganzen Reinheit lebendig vorgeſchwebt hätten, während er ſie für dasjenige Publicum, auf welches er nur ſchriftlich wirken konnte, zunächſt blos in ihrer ſinnlichen Erſcheinung habe andeuten können, und ſo ergebe ſich ſein ſchriftſtelleriſches Motiv als ein ähnliches, wie er es der Gottheit bei der Schöpfung des Schönen auf der Erde unterlege. Die in den Ideen enthaltene Wahrheit ſey vor allen Dingen vorhanden; da ſie aber an ſich dem ſinnlichen Menſchen unerkennbar bleibe, ſo lehre der Phädrus, daß dazu die Schönheit als ihr ſichtbares und hörbares Abbild, die in der Mannigfaltigkeit erſcheinende Einheit, beſtimmt ſey, die Seele zuerſt für ſie zu gewinnen und auf ſie zu richten, bis das geiſtige Auge hinlänglich geſchärft ſey, um des ſinnlichen Mediums nicht mehr zu bedürfen: gerade ſo ſeyen auch die Principien in der Seele des philoſophiſchen Schriftſtellers von vorn herein vorhanden, eben ſo wenig aber, wie die Gottheit die Ideen in ihrer abſoluten Reinheit, könne er die Principien in ihrer abſtracten Nacktheit in dem ſinnlichen Medium der Schrift niederlegen, ſondern zunächſt nur die Wirklichkeit durch Hinweiſung auf ſie adeln und durch wiſſenſchaftliche Behandlung dieſer eine Ahnung jener erregen, bis ſich der Geiſt ihnen ſo weit genähert habe, daß er der künſtleriſchen Vermittelung nicht mehr bedürfe, und ſo nothwendig daher Plato für dieſes letztere Stadium, wo der Geiſt die Wahrheit ohne Hülle ſchauen ſollte, die ſchriftliche Mittheilung habe verwerfen müſſen, ſo brauchbar und zweckmäßig ſey ſie für das erſtere geweſen. Er ſelbſt laſſe ja dort die ſchöne Redekunſt überhaupt unter dem Geſichtspunkte einer ψυχαγωγία, Seelenleitung, gelten, und wenn es an ſich keinem Zweifel unterliege, daß die beiden Theile des Geſprächs in einem tieferen als bloß äußerlichen Zuſammenhang ſtünden, ſo laſſe ſich dieſer nicht einfacher und bequemer nachweiſen, als indem man die ſchriftliche Einkleidung, von welcher der zweite Theil handle, mit der Liebe zur Schönheit, der der erſte gewidmet ſey, in Parallele ſetze, wo dann zwar der Mißbrauch beider ſcharf getadelt, der rechte Gebrauch aber eben in dieſer Hinſicht empfohlen werde, daß beide es zwar nicht mit der Wahrheit als ſolcher zu thun hätten, für den ſinnlichen Menſchen aber die Brücke

zu derſelben böten; der philoſophiſche Schriftſteller, ſchreibe er auch eben ſo wenig in der Form der Wahrheit, als ſelbſt die Harmonie des Weltgebäudes das Ideenreich in ſeiner Reinheit repräſentire, ſey doch bei richtiger Anwendung der Principien wenigſtens ein Seelenleiter zur Wahrheit hin, und darauf beruhe denn auch die künſtleriſche Darſtellung und die ſokratiſche Einkleidung der platoniſchen Geſpräche mit ihrer pſychologiſchen Feinheit, die zwar nicht der höchſte Gipfel platoniſcher Weisheit, aber doch die höchſte Blüthe desjenigen ſey, was Plato in Sokrates Geiſte gewirkt und erſtrebt habe. Gewiſſermaßen trage freilich Plato's ganze Philoſophie einen weſentlich künſtleriſchen Charakter, in ſo fern ſie eben der obigen Bemerkung zufolge die Mannichfaltigkeit zur Einheit zu erheben, dieſe in jener nachzuweiſen, und damit das Princip der Schönheit und Harmonie über das ganze Leben der Welt und Menſchheit auszudehnen ſuche; eben deßhalb aber könne ſich dieſer ihr künſtleriſcher Charakter nur da zeigen, wo es die Anwendung der Principien auf die Wirklichkeit gelte, mit welcher Sokrates ſich ausſchließlich beſchäftigt habe, während er verſchwinde, wo ſie über die Sphäre mehr oder minder praktiſcher Tendenzen zu dem Principe der Einheit u. ſ. w. ſelbſt hinaufſteige, und je künſtleriſcher Plato's ſchriftſtelleriſche Natur geweſen ſey, deſto richtiger habe ihn ſein Tact geleitet, hinſichtlich dieſer Region auf jede ſchriftliche Darſtellungsweiſe zu verzichten. Nur in wenigen ſeiner Schriften finde ſich gerade aus dieſem Grunde, weil ſie ſich mit den Principien beſchäftigten, eine unkünſtleriſche Darſtellung, wie in dem oben erwähnten, mit Parmenides Namen bezeichneten Geſpräche, und dieſe müßten deßhalb ſchon darum einer früheren Periode beigelegt werden, wo er ſich noch nicht zu der Klarheit der Ideenlehre hinaufgerungen gehabt habe, die vom Phädrus an allen ſeinen Werken im Hintergrunde liege. Dieſe zweite Diſtinction jedoch weiter im Einzelnen zu verfolgen, ſah ſich der Redner durch die Kürze der Zeit verhindert, und glaubte ſich derſelben auch um ſo eher entſchlagen zu können, als er ſeine Anſichten über Plato's allmälige Schriftſtellerentwickelung anderswo ausführlich niedergelegt hat; — daß die aus dem Phädrus entnommenen ſchriftſtelleriſchen Motive auf diejenigen Dialoge, die nach äußern und innern Gründen vor jene fallen müſſen, keine unbedingte Anwendung finden können, verſtand ſich von ſelbſt, und ſo unvollkommen die Aufgabe auch bei der gebotenen Eile gelöſt ſcheinen mochte, ſo tröſtete er ſich gleichwohl mit Plato's Ausſpruche, daß das Wort überhaupt nur ein ſchwacher Abdruck des Gedankens ſey, und dankte nur den Zuhörern, daß ſie ihn nicht ſeines Philoſophen Schickſal hätten erfahren laſſen, dem bei der Vorleſung des Phädo der einzige Ariſtoteles aushielt — möchte er in ihnen, ſchloß er, lauter Geiſtesverwandte des Ariſtoteles erblicken dürfen!

Nach Profeſſor Hermann ſprach **Suringar**, Stadtrath von Leeuwarden und Ständemitglied von Friesland in Holland, in einem kurzen Vortrage **über allgemeine Volksbildung**, insbeſondere über die geringe Sorgfalt, die man bisher auf diejenigen jungen Leute verwendet, welche die Volksſchulen verlaſſen hätten. Er bemerkt dabei, er ſey in Deutſchland viel herumgereist und habe manche treffliche Einrichtungen kennen gelernt. Er könne mit voller Ueberzeugung behaupten, daß gerade Deutſchland in Rückſicht auf Volksbildung Bedeutendes geleiſtet habe und noch leiſte. Auch Holland zeichne ſich hierin aus, und habe beſonders in der letzten Zeit

ſeine Aufmerkſamkeit auf die Jünglinge gerichtet, denen, nachdem ſie die Volksſchulen verlaſſen hätten, keine Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung zu Gebote ſtänden. Deßhalb habe man, um den Nachtheil, welcher aus dieſem Umſtande für Kinder niederer Stände erwüchſe, zu beſeitigen, theils Leihbibliotheken angelegt, in denen alle möglichen Werke enthalten ſeyen, wodurch ſich ſolche Jünglinge weiter bilden könnten, theils habe man Schulen eingerichtet, in denen das, was in den Volksſchulen gelernt werde, wiederholt und weiter fortgeführt werde; ja durch einzelne Verordnungen ſeyen die Schullehrer verpflichtet worden, wenigſtens 2 Stunden wöchentlich ſolchen Jünglingen Unterricht zu ertheilen, welche die Volksſchulen verlaſſen hätten. Allein dadurch ſey nur theilweiſe der Zweck erreicht worden. Der Redner erlaube ſich daher, die geehrte Verſammlung, und durch ſie vielleicht ganz Deutſchland auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam zu machen, und ſtelle an die Verſammlung die Bitte, ſie möge ſich zum Organe hergeben, durch welches er folgende Preisfrage bekannt machen könne:

„Welches ſind die Urſachen, warum ſo viel Gutes, was die Kinder in den Schulen „gelernt haben, wieder verloren geht, ſobald und nachdem ſie die Schulen verlaſſen ha„ben? Welche Mittel können gegen dieſen Verluſt nach dem Verlaſſen der Schulen an„gewendet werden, durch die Kinder ſelbſt, durch Eltern, Lehrer, Geiſtliche, Privatperſonen „und Vereine, auch durch den Verein der deutſchen Philologen und Schulmänner, und end„lich durch den Staat, beſonders in Hinſicht auf ſolche Kinder, welche nicht für den ge„lehrten Stand und damit zum Beſuche einer Univerſität beſtimmt ſind?“

„Bei der Beantwortung dieſer Frage ſoll man erſtens entſcheiden, ob nicht vielleicht in dem Unterrichte ſelbſt der Keim des Verluſtes liegt: theils, weil vieles von dem, was die Kinder in den Schulen lernen, wenn es auch den Namen eines guten Unterrichtes trägt, eigentlich nicht gut iſt und alſo vermöge ſeiner Beſchaffenheit wieder verloren geht; und theils, wenn es auch gut iſt, nicht auf eine ſolche Weiſe gelehrt und gelernt werde, die es wahrſcheinlich macht, daß es nicht wieder verloren gehe. Zweitens, und hauptſächlich ſoll man aber die Mittel angeben, dem Verluſte von dem, was wirklich gut iſt und gut gelehrt und gelernt wurde, zuvorzukommen.“

„Für die beſte Löſung wird ein Preis von dreihundert Gulden rhein. Währung beſtimmt. Die Antworten müſſen bis zum 1. Januar 1841 eingeſchickt, und der Name des Verfaſſers auf einem verſiegelten Zettel beigelegt ſeyn, welcher die nämliche Ueberſchrift haben muß, wie der Aufſatz ſelbſt!“

Ich empfehle dieſe Sache, fuhr der Redner fort, dieſer verehrten Verſammlung von Philologen und Schulmännern. Mein Verlangen iſt, nicht bloß eine gute Antwort auf die Preisfrage zu haben, ſondern vielmehr hoffe ich, wenn jene Antwort da iſt, und die Mittel angewieſen ſind, daß dieſe Mittel auch angewendet werden ſollen, und daß auch die Mitglieder dieſes Vereines, deſſen Zweck ja, ſo viel ich aus dem ſchönen Vortrage des Geheimenrathes Creuzer entnehmen konnte, der Zweck des wahren Philologen, nämlich Volksglück und Volksbildung iſt, durch Einfluß und Vorbild für die Bildung der Jugend, welche die Schule verlaſſen hat, ſorgen mögen. Wenn ich bedenke, daß die Mitglieder dieſes Vereines in allen Gegenden Deutſchlands wohnen, wie viel Gutes kann dann aus ihrem Mitwirken entſtehen!

Das Gute zu wollen und zu thun iſt unſer aller Streben, und wahr iſt's, was ein deutſcher Schriftſteller in der Nähe von Gotha, Salzmann, ſagte:

„Wie viel Gutes ein Menſch thun kann, wenn es ihm recht Ernſt iſt, Gutes zu thun, das weiß der Menſch ſelbſt nicht.“

Dieſer Antrag wurde wegen der edeln, hochherzigen Geſinnung, die der Redner durch Wort und That bewies, mit allgemeinem Beifall aufgenommen, und es wurde, obgleich Mehrere bemerkten, das Volksſchulweſen liege eigentlich den Zwecken des Vereines entfernt, beſchloſſen, die Geſellſchaft ſolle, da die humane Bildung in Verbindung mit der Volkserziehung ſtehe, und die letztere auf die erſtere einwirke, die Preisfrage weiter bekannt machen und eine Commiſſion erfahrener Schulmänner ernennen, welche die erwarteten Preisſchriften prüfen, und das Reſultat ihrer Arbeiten der vierten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner zur Verkündigung vorlegen ſolle. — —

Hierauf folgte der Vortrag des Hofrath **Dr. Guſtav Schilling** aus Stuttgart **über die Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes.**

Hochzuverehrende Herren!

Erlaube auch ich mir, für einige Augenblicke Ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, ſo geſchieht es lediglich im Intereſſe eines Gegenſtandes, der, meiner Anſicht nach, ſo ſehr tief in alle öffentliche und geſellſchaftliche Verhältniſſe des menſchlichen Lebens eingreift, und dennoch, bei unſerer Sprachkultur auf den Academien und höheren Lehranſtalten, ſo wenig mehr in ſorgfältige Berückſichtigung gezogen zu werden ſcheint, daß ich glaube, einen großen Theil des immer fühlbarer werdenden Erſchlaffens und Ermattens jener Verhältniſſe gerade dieſer Vernachläſſigung jenes Gegenſtandes zuſchreiben zu müſſen. Ich meine unter dieſem

> die Beziehungen, in welchen unſer einzelner Sprachlaut ſchon, und das tönende Wort, ganz abgeſehen von ſeiner grammatiſchen Bedeutung, zu der geſammten Geiſtigkeit des Menſchen ſteht.

Tria sunt — ſagt Quintilian — quae praestare debet orator, ut doceat, moveat et delectet; der geiſtliche wie der weltliche, öffentliche wie private Redner, in Kirche, Schule und Haus, auf den Cathedern, Stühlen und Bänken, der Redner aber iſt es, welchem die Feſtigkeit des Bandes anheim fällt, das den Staat wie die Kirche, die große geſellſchaftliche Maſſe wie den kleinen engen Kreis der heimathlichen Familie einend umgibt, und der durch ſeinen Einfluß allein ſolches zu löſen oder immer feſter zu ſchlingen die Gelegenheit wie die Kraft hat; und das movere jenes Satzes kann ohnzweifelhaft nur erreicht werden, wenn außer der deutlichſten und klarſten Darlegung des Sinnes der Redner bei ſeinem Vortrage auch jene Beziehungen noch in Erwägung ſtellt, in welchen das gebrauchte Wort, ja ſelbſt der einzelne gebrauchte Laut zu dem Gemüthe ſteht, zu welchem er ſpricht. Nicht genug iſt es, daß wir belehren in unſeren Vorträgen, wir müſſen auch unterhalten, aber nicht genug auch iſt es, daß wir belehren und unterhalten, ſondern wir müſſen auch rühren: dann erſt, wenn wir des Herzens uns vergewiſſert

haben, können wir, bei den mannigfaltigen Wechſelbeziehungen der verſchiedenen Vermögen des menſchlichen Geiſtes unter und zu einander, auch mit einiger Beſtimmtheit hoffen, auf den Verſtand und die Vernunft zugleich, auf die Denk- und Sinnesart unſeres Hörers irgend einen leitenden Einfluß zu üben. Solche Vergewiſſerung aber wird und kann uns nur werden durch Beachtung jenes Verhältniſſes zwiſchen Sprachlaut und Pſyche: ein Verhältniß, das — ſo weit ich meine Beobachtung dieſerhalb ausdehnen konnte — bei unſerem höheren Sprachunterricht aber und der jetzigen Heranbildung von Rednern, welcher Art nun, viel zu wenig, ja nicht ſelten gar nicht mehr in ſorgſame Beachtung gezogen wird, indem man dabei ſchon genug gethan zu haben glaubt, mit der Pflege der logiſch und oratoriſch richtigen Entwickelung der Gedanken, und — wenn's hoch kommt — allenfalls noch einige Aufmerkſamkeit richtet auf die bloße Schönheit der Form dieſer Entwicklung, nicht daran gedenkend, daß durch ſolche Einſeitigkeit des Unterrichts gerade die erſte Veranlaſſung gegeben wird zu dem immer Seltenerwerden guter Redner auf den Kanzeln und Cathedern wie auf den Tribünen, in den Kammern wie in den Richterſälen, und daß auf ſolche Weiſe gerade ein größerer oder geringerer Theil der Schmach auf die Schule gewälzt wird, die das bereits erwähnte, immer fühlbarer werdende Erſchlaffen aller geſellſchaftlichen Bande nach und nach über die Menſchheit bringen muß; denn die Sprache iſt doch nun einmal das weſentlichſte und wirkſamſte Mittel zur Offenbarung eines Innern und dasjenige Element gerade, welches jene Geſellſchaft wie ein warmer Pulsſchlag durchbebt. Schiller und Göthe — ſagen wir — ſind die größten deutſchen Dichter, und der oratoriſchen Gewandtheit eines Demoſthenes und Cicero leihen wir ſtaunend unſer Ohr: allein die despotiſche Gewalt faſt, welche ſie mit ihren Reden auf uns üben, dürfen wir nicht etwa bloß ſuchen in der Schwere und Tiefe der Gedanken, auch nicht etwa bloß in der Schönheit der Form, mit welcher ſie dieſe Gedanken vortragen, ſondern wir müſſen hauptſächlich auch ſie ſuchen in der pſychologiſchen Beſtimmtheit und Wahrheit des Lautes ihrer Ausdrücke und Worte. Gedanken — ſo tief und ergreifend als ſie — haben Tauſende nach ihnen ſchon wieder gehegt und geſprochen, aber in ihrer Wirkung ſind dieſe doch keine Göthe und keine Schiller, kein Demoſthenes und kein Cicero geworden.

Will ich damit aber nur die Nothwendigkeit andeuten, bei unſerem höhern Sprachunterrichte und beſonders bei der Bildung zukünftiger Redner auch auf die Wahl und Stellung der Worte hinſichtlich ihres einzelnen Tonlauts wieder mehr Rückſicht und belehrende Sorgfalt zu nehmen, ſo liegt zur Begründung ſolcher Nothwendigkeit mir auch noch ob:

einmal nachzuweiſen, daß in der That unſeren einzelnen Sprachlauten für ſich ſchon eine ſolche engere Beziehung zu den verſchiedenen Vermögen des menſchlichſen Geiſtes inwohnt, und

dann dieſe Beziehungen ſelbſt auch näher an's Licht zu ziehen.

Den Beweis zunächſt betreffend für ein ſolches Verhältniß, ſo liefert denſelben die Sprache ſelbſt, und dergeſtalt zwar, daß hier nicht etwa von einem einzelnen beſtimmten Idiom bloß die Rede iſt und ſeyn kann, ſondern von der Sprache aller Völker, der Sprache der Menſchheit überhaupt. Alle Rede nämlich iſt eine Art articulirter Muſik, und als die erſten Elemente dieſer Muſik müſſen wir anerkennen die einzelnen Buchſtaben und Laute. Iſt der Satz aber richtig, woran wohl Niemand zweifelt, ſo muß auch der folgende richtig ſeyn, daß die Sylben und Wörter, welche aus jener Summe von Tönen und Lauten zuſammengeſetzt werden, nur nach ſtets vorwaltenden Geſetzen der Tonkunſt ſich bilden,

und daß die Aussprache derselben ebenfalls stets nur nach den rein musikalischen Grundgesetzen geformt werden muß. Einverstanden damit sagt auch Bernhardi in seiner Schrift über die Natur-Buchstaben (pag. 4.): „Es ist durchaus richtig, daß schon jedes einsylbige Wort, dessen Vocal auf „beiden Seiten durch mehrere Consonanten eingeschlossen ist, ein völlig musikalisches Princip in sich „schließt. Die vor dem Vocal stehenden Consonanten schreiten nämlich crescendo fort, der tö„nendste rückt unmittelbar an den Vocal, der den höchsten Ton hat, und die hinter dem Vocal „folgenden Consonanten schreiten decrescendo fort. Das ist ein unmittelbares Grundgesetz in „allen Sprachen.“ Demnach ist denn das erste musikalische Gesetz, das wir bei der Aussprache der einzelnen Sylben und Wörter zu beobachten haben, das Gesetz der Bewegung oder der Rhythmus, das nach dem Charakter aller musikalischen Künste auch sich geltend macht als das allgemeinste Grundgesetz, und uns unmittelbar hinführt zu dem Wortaccent. Bei der Bestimmung dieses Wortaccents kennt die deutsche Sprache keine andere als die rein logische und folglich stets charakteristische Bezeichnung, nach welcher in jedem Worte (ausgenommen das Wort lebendig) die für den innern Sinn bedeutsamste Sylbe auch alle anderen Sylben übertönt, so daß die Stammsylbe also auch mit vollstem Rechte stets den Hauptaccent hat, und die gewichtigere Ableitungssylbe stärker klingt, als alle Flexion. Ganz angemessen der natürlichen rhythmischen Accentuation liegen nun auch zwischen der stark betonten Stammsylbe und der tonlosen Flexion nothwendig noch verschiedene Abstufungen, welche auch bei der Aussprache der einzelnen Wörter die feineren Nuancirungen des Rhythmus des crescendo und decrescendo, verbunden mit einem geringen accelerando und ritardando, anwenden lassen. Sehr deutlich stellt sich dies dem Ohre dar, z. B. in den Wörtern:

Unchristliches Leben. Göttliche Verheißungen.

In dieser Tonschwere der einzelnen Sylben besteht auch nur das allgemein angenommene metrische System von Längen und Kürzen, zu deren Darstellung allerdings auch eine Hinneigung in derselben liegt, obschon ein eigentliches geregeltes Zeitmaß unsere deutsche Sprache nicht hat, so sehr sie zu einem eben so kunstreichen als wohltönenden rhythmischen Versbau sich anwenden läßt.

Erscheint nun dem zu Folge aber jedes einzelne Wort für sich schon als gleichsam nach rein musikalischem Gesetze zusammengefügt, so folgt daraus nothwendig wieder:

1) daß die vollständigen Sätze und Perioden in einer Rede gewissermaßen einem Sprachconcerte gleichen können, bei welchem zunächst die Melodik der Vocale schon für sich erscheint als ein wirksames Mittel zur Gestaltung der Schönheit; und
2) daß sowohl die einzelnen Sprachtöne (als die ersten Elemente der Redemusik), wie auch das daraus gebildete Wort, losgetrennt von seiner logischen Bedeutung, in innigster Beziehung stehen muß zur Psyche.

Der erste Punkt, der zu einer Betrachtung der bloß formalen Schönheit einer Rede und Sprache führen würde, soll nicht weiter hier mich beschäftigen, sondern nur der zweite mir noch Veranlassung geben zu einer kurzen Darlegung des psychischen Characters der Sprachtöne für sich, der Sie, meine hochzuverehrende Herren! auch um so williger gewiß ein geneigtes Ohr schenken werden, als zu solcher Erforschung der Harmonie von Sprache und Idee, welche auch

Boeckh schon [1]) die unendliche Aufgabe der Wissenschaft nannte, meines Wissens noch kein Anfang gemacht wurde, und nur dem Zufalle, wie dem gesunden Sinne hier das Meiste überlassen blieb.

Zu einer vollständigen Lösung der Aufgabe fehlt es natürlich an Zeit, und ich muß mich mit leisen Andeutungen begnügen, die ich Ihrem gefälligen Urtheile und Ihrer erfahreneren Einsicht in der Sache mit dem bescheidenen Wunsche vorlege, daß Sie solche nicht unwerth eines reiferen Nachdenkens darüber und einer sorgfältigeren Prüfung halten möchten.

Auch bemerke ich vorher noch, daß bei dieser und solcher Charakteristik die Buchstaben nicht in ihrer mehr willkührlichen und rein conventionellen Anwendung, sondern in ihrer ursprünglichsten natürlichsten Wesenheit erfaßt werden müssen, so daß spätere Wortbildungen also, in denen die Laute der Buchstaben oft eine ganz andere Gestalt und Bedeutung angenommen haben, einer solchen charakteristischen Bestimmung durchaus keinen Eintrag thun können, wie dies Bernhardi auch, nach dem Vorgange älterer Sprachforscher, in seiner Sprachlehre [2]) genugsam dargethan hat.

Unter den Selbstlautern nun, mit deren Charakteristik ich zunächst beginne, und die als eigentliche Seelenhauche unmittelbar hervorquillen aus der menschlichen Brust, indem kein anderes Sprachorgan dabei thätig ist, als die tönende Stimmritze, deren Laut nur mannigfach gebrochen wird durch die verschiedenen Mundstellungen, — unter diesen ist das **A** der natürlichste und tonreichste Vocal, angenehm ergreifend, melodisch schön und kräftig tönend; es erklingt, so wie nur der Luftstrom hörbar dahin fließt, durch die ganz natürlich geöffneten Lippen; und daher bezeichnet denn sein Laut zunächst auch allen reinen Ton an sich, wie „Schall, Hall, Fall, Sang, Klang;" sein eigener Klang ist laut und rein, hell und ungefärbt, wodurch er dann nicht allein äußere Objecte, als: „Glas, Glanz, glatt, Wasser, Trank, blank" u. dgl., sondern auch innern Gehalt, wie in „Wahrheit, Klarheit, Pracht" und andere, vielfach charakterisirt. In allem Großen, Herrlichen und Erhabenen wird dieser Ton als Grundton gefunden, so in: „Nacht, Grab, Kraft, Mann, Majestät, Erhabenheit", welcher Charakter sogar übergeht in alle Bewegung, die durch diesen Vocal bezeichnet wird, ein mit „Anstand, Maaß und Anmuth gehaltenes, langsames und sanftes Wallen", und keine fliegende Eile. Demnach gelangen Heftigkeit und wilde Leidenschaft in diesem Tone niemals zum ächt charakteristischen Ausdrucke; „Mark" und „Kraft" und Stärke der Empfindung tönt in ihm wohl hervor aus dem Innersten der Seele, immer aber mit „Selbstachtung" und „Adel"; er wird daher auch, und nicht nur in der deutschen, sondern in fast allen Sprachen, gerne bezeichnend für den Aufschwung zum Göttlichen: „Allah, Vater, Jehovah, Atta [3]), Tempelhalle, Gladsheim, Prachtsaal, Walhalla, Allmacht, All" u. s. w.

Bei der Aussprache des **O** neigen die Organe, welche bei dem **A** ein merkliches Streben zur vollkommenen Kreisform haben, sich mehr zur aufrechten Ellipse, wodurch dem starken Klange des **O** mehr Fülle und Rundung, also im wahren Sinne des Worts mehr „Ton" gegeben wird. Diese Vermehrung des äußeren Klanges trägt natürlich sich auch über auf den inneren Charakter:

---

[1]) Studien von Daub und Creuzer, Thl. IV. pag. 358 und 366.

[2]) Bd. IV. pag. 263 ff.

[3]) „Atta unsar thu in Himinam" flehten der germanischen Völker alte Ahnen zum Höchsten.

der pſychiſche Ausdruck des **A** erſcheint in dem **O** gleichſam in geſteigerter Potenz; es bildet ſich in dieſem der Uebergang von dem lichten, wohltönenden **A** zum grauſigen düſteren **U**; mit der „Macht" verbindet ſich in ihm auch noch die „erhabene Größe", mit der „Erhabenheit" die „Hoheit." Charakteriſtiſch wahr ſtellt daher auch z. B. Homer das ſchauerlich wilde „Toben und Grollen" des Oceans dar mit dieſem Vocale, indem er ſtatt βοαασι des Wortes βοωσι ſich bedient, welchen glücklichen und ſchönen Wortgebrauch bekanntlich Platon ſo ſehr bewunderte, daß er, in dem ſchmerzlichen Gefühle, nie die Sprache ſo bedeutſam tönend gebrauchen zu können, ſofort alle ſeine Gedichte verbrannte. Wie ſchön tönt dieſer Laut unſerem Ohre auch entgegen in dem „lobpreiſenden" Namen des Ewigen und „Vollkommenen"! — „Gott, Θεος, Thoth, Wodan" u. a.

Düſter und finſter, wie der Klang, iſt auch der Charakter des **U** ſeinem ganzen Weſen nach; aller Glanz und alle Helle des **A** und **O** wird durch ſeinen Klang getrübt; Geheimnißvolles und Myſtiſches iſt daher ſein bedeutſamer Ausdruck; geiſtige Macht und körperliche Plagen, „Stumpfheit, Druck und Kummer", bezeichnet es in höchſter charakteriſtiſcher Wahrheit; keine Bewegung, wenigſtens keine raſche Bewegung ſtellt es dar, nach „Ruhe" und „Geduld" nur ſtrebt es hin in der „Bruſt", auf welche es durch die dunkle Vorſylbe un zudem alles Widerwärtige hinanwälzt, und ſie drückt mit „Furcht" und „Grauen"; ja ſelbſt Unedles und Gemeines, wie in „Wuth, Trunk, Schmutz", gelangt oft in ihm zum Ausdrucke.

Das **I** bildet in jeder Hinſicht den reinſten Gegenſatz von dem **U**. Sein hoher und ſchneidender Ton klingt, ſparſam gebraucht, zwar weich und ſchmeichelnd, wird bei öfterem Gebrauche jedoch dem Ohre leicht zuwider; man ſcheint, ſagt Voſſius[4]) „hinnire" potius quam loqui. Wenn das **U** alle Bewegung zu unterdrücken droht, ſo kommt in dem kurzen **I** alle Schnelligkeit der Bewegung und deren verwandte Begriffe paſſend zum Ausdruck, als in: „Blitz, Witz, Licht, ſpringen" ꝛc.; in ſeinem gedehnten Klange aber hat es den Ton der „innigen Liebe" und des „himmliſchen Friedens."

Wenn dem **E** aller beſtimmte und bedeutungsvolle Charakter zu mangeln ſcheint, ſo tragen die Schuld hievon nur die vielfachen Modificationen, in denen es gebraucht wird. Kurz gebraucht verrichtet es faſt ganz allein das grammatiſche Geſchäft der Flexionen, und in ſeiner Dehnung bezeichnet es eine Menge abſtrakter Vorſtellungen und Ideen, in denen der Vocal bedeutungslos nur gebraucht wird als das zur Ausſprache nothwendige Mittel. Uebrigens iſt ſein zwiſchen **A** und **I** liegender Ton immer noch angenehm und zierlich: alle die andern ungleich charaktervolleren Vocale könnten nicht ſo oft vernommen werden, ohne den inneren und äußeren Sinn zu beleidigen; von dieſer Seite betrachtet, iſt das **E** daher doch noch von beſonderer Bedeutſamkeit, es mildert den Charakter des **A** und **I**, der „Glanz" jenes wird zur „Helle", und die „Blitzeseile" dieſes zur „Schnelle" und „Welle", in welcher Doppelnatur es beſonders den erotiſchen Gefühlen, die in fortwährender Miſchung ſich bewegen, angehört; „Weiber hören dieſen Vocal beſonders gern" — ſagt Voſſius — „weil er viel Anziehendes hat, und er gilt daher viel in den zärtlichen Liebesliedern."

Die Doppellaute oder Diphthonge nehmen in ihrem zuſammengeſetzten Klange auch die

---

[4]) De poëmatum cantu et viribus rhythmi pag. 32.

äſthetiſche Natur ihrer beiden Grundtöne an, und gewöhnlich zwar in gleicher Miſchung, verleihen daher aber auch der Redemelodie die zarteſten, oft wunderbar ſchönen Färbungen und Schattirungen.

So laſſen überſichtlich die Selbſtlaute ſich in zwei Claſſen theilen, in düſtere oder tiefere (a, o, u und ihre Zuſammenſetzungen) und lichtere oder hellere (e und i); jene klingen melodiſch geordnet, immer zu derjenigen wirklich tonartigen Grundſtimmung, welche den ausgeſprochenen Ideen zu Folge als Ernſt, Würde, Trauer und Erhabenheit ſich darſtellt; dieſe hingegen laſſen nur in ſanfter Milderung alles ernſttieferen Ergriffenſeyns ſich vernehmen, und ſind ſo in ihrer Miſchung mit jener erſten die Klänge wahrer „Leidenſchaft."

Der Charakter der Conſonanten iſt in mancher Hinſicht noch beſtimmter als der der Vocale, weil ſie in der deutſchen, wie in jeder andern zum Mitlaut ſich weſentlich hinneigenden nordiſchen Kraftſprache, als die unwandelbaren Wurzeln weit beſtimmender ſind, als die Selbſtlaute, die unbeſchadet ihrer angeſtammten Bedeutſamkeit bei faſt jeder, ſelbſt rein förmlichen Flexion wechſeln. Einen entſcheidenden Einfluß auf den Charakter der Mitlaute hat die verſchiedene Mundbewegung bei deren Ausſprache, von welcher auch alle deren Ton-Verſchiedenheiten, inſonderheit in Beziehung auf die mehr oder mindere Stärke und Schwäche, unmittelbar abhängen. Dieſer organiſchen Beſtimmung nach theilen ſich die Conſonanten ein in leicht fließende, welche noch als eigentliche Halbvocale gelten können, als H, Jot, W, M, ꝛc. ꝛc. und in ſchwer fließende, welche keinen forthallenden Ton mehr haben, als K, P, T ꝛc. ꝛc. Natürlich beginne ich bei der hier anzuſtellenden Charakteriſtik mit jenen.

Das H zuvörderſt, welches den Selbſtlauten ſo nahe verwandt iſt, und nur in einem tonloſen Hauche beſteht, theilt allemal den Charakter des Vocals, den es entweder in raſchem Stoße hervordrängt, oder in ſeinem Klange noch mehr ausdehnt, und zeigt in jedem Falle ſeiner wahren Natur nach ein merkliches Streben nach Bewegung und Aufſchwung.

„Erhebet das Herz hinauf gen Himmel, in welchem die höchſte Gottheit thront."

Dem innern Charakter nach iſt dem H ganz gleich das Jot, welches nun aber, wie es gar häufig zu geſchehen pflegt, nicht mit dem bloßen Gaumenlaute G verwechſelt werden darf.

„Im lauten Jubel jauchzt die Jugend froh zur Jagd."

In dem wahrhaft wonnigen Laute W ſpricht alles Weiche, Wiegende, Wogende und Wallende ſich aus: ein wahrhaft ſüßer Wohllaut wohnt ihm bei.

„Nur deinen Willen, allweiſer Vater! wollen wir vollbringen; ewige Wonne wird
„es uns ſchaffen, bei allem Wirken, Herr! zu wandeln nur auf deinen Wegen!" —

Als harte Schärfung des U erſcheint das V und F, welche daher auch die ſanfte Natur jenes ganz und gar verlieren; dagegen aber, ſowohl in Ton als in Bedeutung, eine Beſtimmtheit und Feſtigkeit an ſich tragen, die, das Gemüth anſprechend, durchaus keine Störung des weichen Wohllauts merken läßt.

„Froh in dem Gefühle, daß Gott mit ſeiner Vaterhand mich führt, bleib' ich fortan
„aufrecht, und fliehe alle Furcht, denn mein Vertrauen ſteht auf Gott, den Vater."

Das M iſt von Natur ſo wohltönend, daß es ohne Mißklang zwei Extreme, Großmächtiges und Niedrigdürftiges, in ſich verbindet.

„Mit Muth will ich mich zu befreien ſtreben von meinen Makeln, und Maaß halten
„in meinem Verlangen, nicht müde werden im Vertrauen auf Gottes Macht und Güte."

Der Laut des N kann wohl kraftvoll, aber nicht ſchön genannt werden; der kraftvollen

äußeren Natur entſpricht denn auch, wie ſchon Platon in ſeinem Cratylus vel de recta nominum ratione bemerkt, deſſen innerer Charakter, dem zu Folge alles feſtgehaltene und beſtimmte Innerliche, ſo wie auch alles entſchieden Widerſtrebende und Verneinende durch ihn ausgedrückt wird.

„Namen nennen ihn nicht; mit ſeinen leiblichen Sinnen kann der Menſch ihn nicht
„faſſen; ahnen nur und fühlen kann der Menſch das göttliche Weſen.“

Von hoher Schönheit hingegen iſt wieder der Laut des L, in welchem lieblich und ſchmeichelnd erklingt alles Weiche und Sanfte, wie er ſelbſt, nach Platon's Ausdruck, gleichſam nur ſo hingleitet über die vorgelegte Zunge, und dadurch manche nachbarliche Härte mildert.

„Leiſ' und linde nur liſpelt die Kleine ihr Flehen, voll zärtlicher Liebe ſtillt die
„Mutter willig ihr Verlangen.“

Das R dient zu einer zweifachen Bezeichnung; alle unruhige Bewegung und alles Rauhe und Schroffe wird durch ſeinen Laut dargeſtellt, weßhalb auch Voſſius[5]) in demſelben eine unbezweifelte Uebereinſtimmung findet mit den rauhen Sitten der Spartaner, deren Mundart in dieſer Hinſicht ähnlich der hetruriſchen, dieſen Laut gar oft am Schluſſe der Wörter hören ließ, und weßhalb derſelbe beſonders auch nur zu düſteren Tongemälden und zu einer auf Schwerfälligkeit und Rauheit beruhenden Kräftigung der Rede dient.

„Nur wenn der rollende Donner das Mark in ſeinen Rinnen zittern macht, nur
„wenn äußere Erſchütterung ſein Inneres zu zerknirſchen droht, und bittere Trübſal
„ſich über ihn verbreitet, nur dann erkennt ſein reuendes Herz die weite Verirrung
„und nähert er ſich dem reinen Altare, um in frommer Rührung anzurufen Gott
„als Herrn, Vater und Beſchützer.“

Die Ziſchlaute beeinträchtigen jederzeit den ſüßen Wohllaut der Sprache, wenn gleich die meiſten Ohren nicht ſehr incommodirt werden durch deren Häufung. In der That, wenn man zur Ironie geneigt wäre, ſo könnte man dreiſt behaupten, daß viele deutſche Schriftſteller und Dichter ſich ſelbſt ausziſchen in jeder Zeile und jedem Verſe, und gleichwohl der Leſer und Hörer nicht merkt den bitteren Spott, den hier der Zufall treibt mit dem Verfaſſer ſelbſt. Ein feineres Ohr müſſen die Athenienſer gehabt haben, die bekanntlich den allzuhäufigen Gebrauch dieſer Laute dem Euripides in lauter Rüge zum ſchweren Vorwurf machten. Den mildeſten Klang hat noch das S, welches neben dem Großen und Bedeutenden zugleich auch das Sanfte bezeichnet und alles Harte und Scharfe nur in einer angenehmen Milderung zeigt. Auffallen muß, daß bei der Verbindung der Ziſchlaute mit Vocalen immer der Charakter der letzteren vorherrſcht und ſeinen Eindruck auf die Empfindung des Hörers beſonders geltend macht.

„Schlimm iſt der Stand des Eitlen, wenn er ſeinen Verſtand nicht ſtets glänzen,
„ſeinen Witz nicht ſtets ſchimmern, ſeine Schätze nicht ſtets ſehen, ſeine Schönheit
„nicht ſtets ſcheinen laſſen und ſonſtige äußere Vorzüge in's Licht ſetzen kann.“

Eben ſo wenig als die Ziſchlaute ſind auch die Gaumenbuchſtaben dem Wohlklange ſehr förderſam, ſo häufig ſie, und die dargeſtellte Idee äußerlich nachahmend ſogar, gebraucht werden. Die herrſchendſten unter ihnen ſind das G und K, mit denen dann auch nicht ſelten eine tiefere Bedeutung ſich verbindet.

„Der Glocken klangreiches Geläute begleitet den kalten Körper auf dem letzten

---

[5]) De poëm. cantu et vir. rhythmi p. 54.

„Kirchengange, und nur der Glaub' an Gott kann die heißen Thränen trocknen, welche „stromweis fließen aus den Augen guter Kinder, Gatten und lang gekannter Freunde."

Charakteristischer sind wieder die Zungenlaute **D** und **T**; in Uebereinstimmung mit der Bewegung des sie erzeugenden Organs deuten sie immer auf etwas Festes, Sicheres, Bestimmtes und Gefesseltes.

„Was kann dich schützen und retten, wenn der kalte Tod herannaht an dem Tage, „den Gott zu dem letzten deines Lebens richtete? Kein Mittel besitzt dann die weite „Erde, dich zu erhalten."

Die stummsten Buchstaben in der Tonleiter der Consonanten sind das **B** und **P**, daher aber auch die schärfsten und härtesten, obschon sie ihrer sehr schnellen Erzeugung wegen, die sie auch zur Bezeichnung alles schnell Bewegten und Lebenden tauglich macht, den Wohllaut an sich fast gar nicht stören, vielmehr noch mit Anmuth vernommen werden können.

„Der blühende Baum, der blinkende, plätschernde Bach, die prächtige Blume, der „thürmende Berg, der prallende Blitz, der pochende Puls — Alles beweist uns die „Nähe des Allgegenwärtigen."

Damit wäre die Buchstabenleiter wohl vollendet, und es bleibt nun nur noch kurz zu erörtern, in wiefern alle diese einzelnen Laute in ihren verschiedenen Combinationen zu Sylben und Wörtern auch noch eine charakteristische Besonderheit an sich tragen:

eine Untersuchung, wodurch jene erste über den einzelnen Laut nothwendig an praktischer Bestimmtheit gewinnen muß.

Die Sylben zunächst zu dem Ende in's Auge gefaßt, kann wohl nur deren Wohlklang noch eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, da Grimm, Bernhardi, Anton u. A. in ihren Sprachlehren, Grammatiken ꝛc. ꝛc. sich schon genugsam und erschöpfend über das Charakteristische im Aeußeren der Sylbenbildung ausgesprochen haben. Den Wohlklang für sich nun und die ästhetische Natur der Sylben insbesondere betreffend, so möchte ich zuvörderst den Endungen „bar, haft, sam, sal, schaft, thum, muth, heit, keit" und ähnlichen in aller Rede bei Weitem den Vorzug geben vor allen jenen schärfer tönenden „isch, icht, niß" ꝛc. ꝛc. denn unverkennbar sind jene wegen ihrer größeren Tonfülle auch weit wohllautender, als diese zischend harten, die wahrlich als eine sehr empfindliche Schattenparthie in unserer Sprache angesehen werden müssen. Auch trägt bei richtiger und voller Aussprache der reine natürliche Klang jener etwas so Anmuthig-Würdiges und Ernst-Erhabenes an sich, was in der wirksamsten und wohlthuendsten Uebereinstimmung steht mit dem ganzen Wesen einer lauten Rede.

Für nicht weniger unpassend als die letzten Endungssylben möchte ich auch die matt tönenden Flexionen „e, er, en und et" halten, welche den Vocal zu sehr beeinträchtigen in seiner inneren Bedeutsamkeit und daher, wenigstens bei zu großer Häufung, die wellenförmige Wohlbewegung der Rede erschweren. Natürlich wird alle Sprachordnung und Sylbencomposition nothwendig bedingt durch das Maaß der Möglichkeit; was übrigens darin möglich ist, das hat Voß gezeigt durch Lehre[6]) und Beispiel. Wenn aber Gries in seiner Uebersetzung des „rasenden Roland" unter 5695 Reimen 5680 hat, welche in der letzten Sylbe ein e haben, so — meine ich — ist dies doch etwas zu viel und muß zu Mattigkeit und ermüdender Eintönigkeit führen.

Unter den Stammsylben sind immer diejenigen die volltönendsten und also auch charakteri-

[6]) S. dessen A. über Sprache und Dichtkunst in der Jen. Lit. Zeitg. 1808. Nr. 128. ff.

ſtiſch bedeutſamſten, welche aus einem bloßen Vocale beſtehen; dieſen zunächſt ſtehen die, welche mit Conſonanten anfangen, aber mit dem Vocale endigen; iſt der Vocal rings von Conſonanten eingeſchloſſen, ſo entſteht ſchon Härte und der Charakter der Mitlaute iſt vorherrſchend vor dem des Vocals, während bei jenen der Charakter des Vocals den der Conſonanten mildert. Indeſſen gehören auch die rauhen Töne, wie Klopſtock ſagt [7]), zum Wohlklange der Sprache, ſobald ſie nur der Inhalt erfordert und unabweislich macht; doch müſſen ſie nach Maaßgabe ihres inneren Charakters und unter dem Richterſpruche eines gebildeten Ohrs in gehöriger Abwechslung mit den weichtönenden melodiſch geordnet werden.

So recht eigentlich zum Leibe aber wird der Geiſt erſt im Worte, da die einzelne Sylbe noch jedes vollſtändigen Begriffes entbehrt, und in jenem dürfen wir nun die Conſonanten gleichſam betrachten als die Knochen und Sehnen, während die Vocale als die belebenden Nerven erſcheinen, die an ſich ſchon von ätheriſcher Natur und innig verwandt ſind dem reinen Geiſte. Die Conſonanten geben dem Worte Geſtalt, Kraft und Bewegung, die Vocale aber lebendige Farbe, tönende Sprache und gefällige Biegſamkeit. So iſt das Wort ein gewordenes Ganze, das durch die Combination ſeiner einzelnen Theile ſein inneres Seyn, ſeine Seele und ſeinen Geiſt zur deutlichſten Anſchauung abſpiegelt.

Das erſte und natürlichſte Wort iſt die Interjection, in welcher nach dem Geſetze der Natur alle Empfindung nur durch einen tönenden Hauch hervorſtrömt aus der heftig bewegten Bruſt. Und wäre noch ein Zweifel zu hegen über meine vorhin ausgeſprochene Anſicht von der pſychiſchen Natur der einzelnen Sprachlaute, ſo muß das Weſen dieſer erſten Naturſprache, die hier als reinſtes Empfindungswort hervortritt, denſelben vollkommen heben. Nichts Gewöhnliches ſpricht ſich aus in dem tief geathmeten Ach! und O! — Bekannteres ſchon mehr in dem helleren Weh! — Nur die Fülle eines, aus der Vorſtellung ungewöhnlich großer und hoher Dinge hervorgegangenen Gefühls (ob angenehm oder unangenehm, iſt einerlei) tönt in jenen der horchenden Seele entgegen, wohlbekannter Schmerz aber wird in dieſem mitfühlend von ihr vernommen.

Nicht viel weniger der Pſyche nächſt verwandt iſt überhaupt das einſylbige Wort, indem in demſelben nur durch einen lauten Seelenhauch irgend ein innerer Zuſtand ſich kund giebt, und ſo daſſelbe der darſtellenden Rede ſichere Beſtimmtheit, Kraft und markige Fülle verleiht.

„Es lebt ein Gott! und ſchlägt nur ihm Dein Herz, ſo biſt du ſtark, o Menſch!“

Man fühlt deutlich, wie die Schwere des Inhalts dieſer wenigen Worte hauptſächlich hervorgebracht wird durch die Häufung einſylbiger Wörter, aber man fühlt eben ſo deutlich auch, wie dieſe und eine ſolche Häufung der rhythmiſchen Wohlbewegung der Sprache durchaus nicht förderlich, vielmehr hinderlich iſt. Nur durch ein zweiſylbiges Wort ſoll jene Reihe unterbrochen werden, und augenblicklich auch wird eine mehr rhythmiſche Wohlbewegung in ihr herrſchen.

„Ein Gott lebt über uns! ihm nur ſchlage entgegen dein Herz, und ſtark wirſt du
„dich fühlen, o Menſch!“

Welch' wichtigen Punkt für den Bau einer ſchönen Redeperiode ich damit berühre, leuchtet ein.

Mehr Würde, Feierlichkeit und Pracht, als die einſylbigen, verleihen die mehrſylbigen Wörter der Sprache, und wird die Reihe dieſer rhythmiſch-melodiſch unterbrochen von jenen kürzeren Wörtern, ſo iſt ein ſolch' geregeltes Gewebe von ausnehmend ſchöner Wirkung. Jedoch ge-

---

[7]) Sämmtl. Werke Thl. XII. pag. 126.

hören überlange, gleichsam colossalische Wortbildungen nicht daher; im Gegentheil berühren solche schon mehr oder weniger die Gränzen des Komischen, und haben in ihrem Ausdrucke durchaus Nichts, was mit dem eigentlichen Wesen und Zwecke einer wahrhaft schönen Rede übereinstimmen könnte. Dahin müssen wir ferner auch, wie denn überhaupt zwei Extreme in gewisser Beziehung sich stets einander berühren, die gezwungenen Beschneidungen der Wörter rechnen, jene Miniatur-Wortbildungen, die, als durchaus ausdruckslos, allen ästhetischen Anforderungen, welche wir an die Sprache machen, feindlich widerstreben. Zum Beweise will ich zwei kleine Stellen hier vorlesen, deren erste ich einer gedruckten politischen Kammerrede, und zweite einer eben solchen geistlichen Rede entnehme.

„Eine alle Wohlstands-Freuden schnellverderbende leidenschaftsvolle Herrscher-Willkühr
„veranlaßte, allen markterfüllenden Welthandel und Völkerverkehr zusammenstürzend,
„das bei ununterbrochener Waffenunruhe fortwährend kriegsdurstige Völkerleben un-
„seres Jahrhunderts."

„Schwer zu seyn scheint's und ist's vielen Menschen wirklich, seinen Beleidigern
„zu verzeih'n, all' seine Feinde zu lieben, all' Thun und Lassen ohn' Nach', Haß und
„Bitterkeit zu üben ꝛc."

Welcher Schwulst und welche Steifheit dort, und welche Armseligkeit, Kälte und Nacktheit hier?! — Kein Wunder, wenn die an sich besten und erhabensten Gedanken die ein und dieselbe Wirkung auf den Hörer vielleicht hervorbringen, wie jener Aubri-Hund oder Jocko-Affe in der Comödie.

Eine andere Stelle dagegen aus einer Tzschirnerschen Predigt:

„Wenn die Mutter sich freuet im Kreise ihrer Kinder, wenn im Arme sie liebkoset
„den kleinen Säugling, mit Wohlgefallen dem munteren Spiele der Knaben zusieht
„und mit freundlicher Herablassung die Kleinen zu ihren Füßen lehrt, so ist es der
„Trieb der treuesten Mutterliebe" ꝛc.

oder aus der Beschreibung des Gardasee's von Heinse:

„Süßer, röthlicher Dunst bekleidete glänzend den östlichen Himmel, und die wolligten
„Wölkchen schwebten still um den lichten Raum des Aethers, in dem entzückt in hohen
„Flügeln der Alpenadler hing" ꝛc.

Wie schön melodisch wechseln hier die vollen Klänge der Vocale, und in welch' wohlthuend rhythmischer Bewegung die verschieden quantitirten Wörter! — Doch die geringste Verstümmelung auch, durch Contraction oder Construction, würde zu einem ähnlichen Unbilde sie machen wie jene.

Und damit könnte ich meine Charakteristik des psychischen Gehalts der einzelnen Sprach- und Wortlaute schließen; allein ein Einwurf, den ich befürchten muß, und der durch kräftige Nachhaltigkeit auch sich besonders auszuzeichnen scheint, mag in Folgendem und zum Schluß noch seine Erledigung finden. „Wollte man — wird man vielleicht sagen — eine solche Charakteristik auch gelten lassen, so muß die innere Natur der Selbstlaute dabei doch nur mehr erfaßt werden nach ihrem volleren Klange, und wie nun dieser, durch das Hinzutreten der Consonanten, natürlich beschränkt und bedeutend begränzt wird in seiner Fülle, so muß unabweislich auch jene innere Natur an Wahrheit und Bestimmtheit verlieren." — Dem ist aber nicht so, meine Herren! — Allerdings wird und muß — wie ich auch vorhin schon einmal zugab — ein allzugroßes Uebergewicht der Mitlaute, wie den vollen Klang der Vocale beeinträchtigen, so auch den psychischen Ausdruck derselben vermindern; indessen tritt dieser Fall doch nur ein, wo offenbare Här-

ten und Mißklänge entſtehen, und bei einer ziemlich ebenmäßigen Miſchung der Vocale und Conſonanten, deren auch unſere deutſche Sprache in Rückſicht auf den geringeren Laut der letzteren recht wohl fähig iſt und die einer jeden Sprache unbezweifelt zur weſentlichen Schönheit gereicht, — in ſolchem Falle kann jene Beeinträchtigung nicht einmal ſtatt haben, ja muß dadurch vielmehr der volle und angenehme Klang und mit dieſem auch die äſthetiſche Bedeutſamkeit der Vocale offenbar noch gehoben und kräftiger gemacht werden. Iſt doch dieſe Miſchung allein auch Urſache, daß z. B. die ſpaniſche Sprache weit wohltönender und kräftiger klingt, als die verwandte italieniſche mit ihren faſt durchgängig herrſchenden Vocalendungen, und laſſen ſich aus den beſten älteren Schriftwerken Beiſpiele in Menge anführen, daß auch ihre Verfaſſer dieſer Anſicht gehuldigt haben müſſen. Wohl nicht ohne beſondere Abſicht vermied z. B. Pindar in vielen ſeiner Oden eine unnöthige Häufung der Conſonanten und ließ in andern das O ſo merklich hervortönen. Auf das Augenſcheinlichſte und Schlagendſte faſt meine ganze Darſtellung beſtätigend, beginnt Cicero ſo höchſt bedeutungsvoll, z. B. ſeine vierte Rede gegen den Catilina: **Video in me omnium vestrum ora atque oculos esse conversos: video vos non solum de vestro ac reipublicae, verum etiam, si id depulsum sit, de meo periculo esse sollicitos**; und ſagt mit gleicher Kenntniß und Achtung der hohen Bedeutſamkeit der Wort- und Sprachlaute in einer Rede für den Marcell: **Tantam enim mansuetudinem, tam insitatam inauditamque clementiam, tantum in summa potestate rerum omnium modum, tam denique incredibilem sapientiam ac paene divinam, tacitus nullo modo praeterire possum** etc. Warum gebrauchten auch wohl die düſteren Hetrurier und Umbrer in den Geſängen bei ihren blutigen Kampfſpielen und Leichenfeiern ſo oft das düſtere U, wenn ihnen nicht ein, wenn auch nur dunkles Gefühl vielleicht die innere Natur dieſes Klanges erklärte? — Ein Carmen lamentabile der bekannten Eugubiniſchen Tafeln beginnt: „**Purtukitu erarunt struehlas eskamitu akeitu**“ etc. Hölty ſtimmt im Anfange ſeiner trefflichen Elegie auf ein Landmädchen durch das myſtiſche U höchſt bedeutſam an den wahren Grundton ſeiner Dichtung, modulirt hernach, bei der Schilderung des unſchuldvollen Lebens dieſes auch im Tode noch allgemein geliebten Mädchens, nicht weniger äſthetiſch wahr in die helleren und anmuthigeren Tonweiſen, und kehrt endlich wieder zurück zu den Todtenſchlummer kündenden düſteren Lauten. Und ſo auch durch viele andere Beiſpiele nur noch feſter überzeugt von einer engeren Beziehung, die ſtatt findet zwiſchen Sprachlaut und Pſyche, habe ich zum Schluß bloß den ſehnlichſten Wunſch noch einmal auszudrücken, daß dieſes Verhältniß wieder mehr bei unſerem Sprachunterrichte auf den höheren Lehranſtalten in ſorgſame Erwägung gezogen, und überhaupt wieder mehr, um des allgemeinen Beſten willen, zur Bildung tüchtiger Redner für Kirche, Schule und Haus, Catheder, Kammer und Richterſtuhl beigetragen werden möchte.

Das ſchönſte Kunſtwerk bleibt ja der Menſch, die ergreifendſte Kunſt aber auch ſeiner Rede Harmonie! —

Nach Beendigung dieſer Vorträge ſtellte Geheimer Hofrath Dr. Nüßlin den Antrag, daß die Geſellſchaft dem Hofrath Jacobs aus Gotha in einer eigenen Adreſſe ihre Freude wegen ſeiner Theilnahme an der Verſammlung und ihre hohe Verehrung ausdrücken möge. Der Antrag wurde durch allgemeine Acclamation angenommen, und ſofort folgende von Profeſſor Hermann aus Marburg entworfene Urkunde vorgeleſen und genehmigt.

Q. B. F. F. Q. S.

VIRUM. ILLUSTRISSIMUM.

DOCTISSIMUM. GRAVISSIMUM.

FRIDERICUM. JACOBS.

SERENISSIMO. SAXONUM. DUCI. A. CONSILIIS. AULAE. INTIMIS.

BIBLIOTHECAE. GOTHANAE. PRAEFECTUM.

ETC. ETC.

PHILOLOGIAE. GERMANICAE.

NON. ANNIS. MAGIS. QUAM. ELOQUENTIA. NESTOREM.

CUJUS. AB. ORE.

UTRIUSQUE. LINGUAE. DELICIAE.

MELLE. DULCIUS. FLUUNT.

SINCERAE. HUMANITATIS.

SACERDOTEM. EUNDEM. VIVUMQUE. EXEMPLAR.

QUO. NEMO. FELICIUS.

AUREAM. ANTIQUITATIS. VENUSTATEM.

ET DICENDO. ET. SENTIENDO. EXPRESSIT.

VASTOSQUE. ERUDITIONIS. THESAUROS.

CUM. HODIERNORUM. MORUM. ELEGANTIA.

INCOMPARABILI. TEMPERAMENTO. CONJUNXIT.

POSTQUAM. NEQUE. ITINERIS. LONGINQUITATE. NEQUE. SENECTUTIS. INCOMMODIS. DETERRITUS. EST.

QUOMINUS. IIS.

QUOS. DUDUM. SCRIPTORUM. SUORUM. DULCEDINE. DEMULSERAT.

ETIAM. VULTUS. AC. CONSUETUDINIS. SUAE. FRUCTUM.

IMPERTIRET.

CONVENTUS. PHILOLOGORUM. GERMANIAE.

INEXSPECTATUM.

VEL. POTIUS. CUM. SUMMA. OMNIUM. EXSPECTATIONE. AC. DESIDERIO. ADVENIENTEM.

TANQUAM. PARENTEM. AC. PATRONUM. SUUM.

SALUTAT.

AD. DECLARANDUM.

QUANTUM. SIBI. CORDI. SIT.

UT. OPTIMARUM. ARTIUM. DOCTRINA.

IPSIUS. EXEMPLO.

SINE. INVIDIA. PARTIUMVE. STUDIO.

AD. UNAM. VERI. BONI. PULCRI. NORMAM. DIRIGATUR.

NEQUE. SOLUM. INGENIA. EXCOLAT.

VERUM. ETIAM. MORES. EMOLLIAT.

ANIMOSQUE. INEXPLETA. NOVARUM. REBUM. CUPIDINE. IRRETITOS.

AD. ANTIQUAE. DIGNITATIS. SIMPLICITATIS. SANITATIS. MODUM.

RETRAHAT.

P. P. MANNHEMII. PRID. KAL. OCTOBR.

A. MDCCCXXXIX.

Am Schluſſe der Sitzung war der Präſident genöthigt, der Verſammlung anzuzeigen, daß ein Unwohlſeyn, das ihn betroffen, vorausſichtlich ihn an der weiteren Fortſetzung ſeiner Funktion zu ſeinem großen Bedauern hindern werde. Die Geſellſchaft durch dieſe Mittheilung des würdigen Vorſtandes, der bis dahin ihre Angelegenheiten ſo human und umſichtig geleitet hatte, ſchmerzlich überraſcht, beſchloß, daß der Präſident der vorjährigen Verſammlung, Hofrath Thierſch erſucht werden ſolle, die Stelle des Präſidenten zu vertreten, welchen Antrag derſelbe auch annahm.

III.

Protocoll

der

zweiten öffentlichen Verſammlung.

Mannheim, den 2. Oktober 1839.

Tagesordnung.

Hofrath Dr. Thierſch aus München: Ueber die gemeinſchaftlichen Intereſſen der humaniſtiſchen und realiſtiſchen Richtung unſerer Zeit.

Profeſſor Dr. Gerlach aus Baſel: Ueber Seneca's Stellung zu ſeinem Zeitalter.

Profeſſor Dr. Pauly aus Stuttgart: Die Spuren alter Culturanlagen in Süd-Deutſchland.

Profeſſor Dr. Walz aus Tübingen: Ueber die Sitte der Alten, die Sculptur zu bemalen.

Profeſſor Dr. Scharpff von Rotweil: Ueber die Methode des philoſophiſchen Unterrichtes auf Gymnaſien.

Profeſſor Dr. Schilling aus Heidelberg: Vertheidigung der Uebungen im Lateiniſch-Sprechen und Schreiben (in lateiniſcher Sprache).

Nachdem der in der vorigen Verſammlung gewählte Stellvertreter des Präſidenten, Hofrath Thierſch das fortdauernde Unwohlſeyn deſſelben angezeigt hatte, ſchritt er zur Wahl eines Secretärs an die Stelle des Profeſſor Schneidewin aus Göttingen, der unvorhergeſehener Hinderniſſe halber aus dem Bureau ausgetreten war. Auf den Vorſchlag des Profeſſor Hermann wurde Dr. Münſcher, Gymnaſiallehrer aus Hanau dazu ernannt, und nahm ſofort ſeinen Platz ein.

Hierauf trat Hofrath **Thierſch** mit einem Vortrage **über das Verhältniß und das gemeinſame Intereſſe der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung unſerer Zeit** auf.*)

Er wies nach, wie die urſprüngliche Eine Bildung von Europa während der letzten Menſchenalter ſich in eine doppelte, die humaniſtiſche und induſtrielle, geſchieden, oder vielmehr, wie ſich von der humaniſtiſchen die induſtrielle ausgeſchieden und als eine beſondere geltend zu machen geſucht und gewußt habe. Die humaniſtiſche oder claſſiſche beruhe fortdauernd und hauptſächlich auf Studien der Sprachen und der Literatur, vorzüglich der claſſiſchen, und der Poeſie, der Geſchichte, der Beredſamkeit und Philoſophie, die in jenen ihre größten Muſter habe. Sie begreife oder vertrete die traditionellen und idealen Intereſſen der neueren Geſellſchaft, durch welche Religion, Staatsordnung, Geſetzgebung und Politik vermittelt würde. Die induſtrielle oder realiſtiſche, auch „höhere Bürgerbildung" genannt, beruhe vorzüglich auf den Studien der Mathematik und der Naturwiſſenſchaft, und habe den Betrieb und das Gedeihen der Gewerbthätigkeit und des Handels zur Abſicht. Die großen materiellen Intereſſen der Geſellſchaft und die äußern Güter, auf denen Wohlſtand, Reichthum, und meiſt auch Anſehen, wie der Einzelnen, ſo der Staaten beruht, ſeyen in ihr begriffen und von ihr vertreten. Beide Richtungen oder Arten der Bildung ſeyen ſeit mehr als fünfzig Jahren zuerſt in Deutſchland mit einander in jenen Streit gerathen, der den Stoff zu einem beredten Vortrage in der erſten Sitzung geliefert habe. Dieſer Streit ſey an Umfang wie an Heftigkeit immer bedeutender geworden. Längſt habe er die Gränzen von Deutſchland überſchritten, Frankreich, Belgien, Holland, bereits auch England und vorzüglich Dänemark, ja ſelbſt das ferne Norwegen ſey von ihm überzogen worden, und die wichtigſten Intereſſen, die weſenhafteſten Fragen ſelbſt der ſocialen Ordnung, habe er betroffen und hervorgeſtellt. Als Thatſache ſey durch ihn feſtgeſtellt worden, daß die humaniſtiſche Bildung den Wünſchen und Bedürfniſſen der gegenwärtigen Zeit allein nicht mehr genüge, und daß die induſtrielle, wie ſie ſich einer beſondern Begünſtigung und Pflege der Geſetzgebung und der Verwaltung erfreue, ſo auch eine eigene für ſie berechnete Baſis in der öffentlichen Erziehung zu gewinnen ſuche.

Das alles erſcheine nicht von untergeordneter Bedeutung, ſondern von großer Wichtigkeit, und offenbar liege hier eines jener größern welthiſtoriſchen Probleme vor, die ſich aus der Art und der Richtung der einzelnen Jahrhunderte herausſtellen, und an deren Löſung die Befriedigung der Gemüther und das weitere Gedeihen der ganzen Geſellſchaft geknüpft ſey. Auch ſolle man nicht beklagen, daß Deutſchland gerade der vorzüglichſte Kampfplatz des Krieges geworden ſey. Unſere Nation bewähre gerade dadurch ihren welthiſtoriſchen Charakter, daß faſt alle großen Probleme der intellectuellen und moraliſchen Ordnung aus ihrem Schooße ſich entfalten und durch den deutſchen Geiſt ihre Löſung ſuchen. Auch in Rückſicht auf Erziehung und Unterricht ſey er nicht zu beklagen — beiden habe er ſich zuletzt als ein guter Streit erwieſen: ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσι. Die erſten Angriffe der realiſtiſchen Bewegung haben ſich durch Campe, Salzmann, Baſedow auf das Veraltete, Pedantiſche und Unfruchtbare der überlieferten humaniſtiſchen Studien gerichtet. Der

*) Nachfolgender Vortrag wurde auf Verlangen des Verfaſſers aus der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 15. Oktober 1839, Nr. 288 wörtlich abgedruckt.

Angriff habe ſie aus langem Schlafe gerüttelt, habe ſie genöthigt, ſich über ſich ſelbſt, ihre Würde und Beſtimmung klar zu werden und neue Mittel und Methoden zu Erreichung ihres Zweckes zu ſuchen. So habe jene harte und anhaltende Fehde weſentlich dazu beigetragen, die allgemeine und durchgreifende Regeneration des ganzen gelehrten Schulweſens einzuleiten, welche hierauf durch große Männer und Talente wie — um nur der Todten zu erwähnen — Heyne und Wolf, durchgeführt worden ſey, und Deutſchland mit einem Lehrſtande geſchmückt habe, dem an Talenten, Gelehrſamkeit und pädagogiſcher Erfahrung kein anderer in keinem Lande zu vergleichen wäre, und auf deſſen Thätigkeit und Erfolgen hauptſächlich die hohe Achtung beruhe, deren ſich deutſche Gelehrſamkeit und Bildung, mit dieſen aber der deutſche Name bei andern Völkern erfreue. Man ſolle einem Mann, der dieſem Stande ſelbſt angehöre, eine ſolche Bezeichnung deſſelben nicht als einen Uebermuth anrechnen; denn ſeyen in jenem Urtheil die gebildeten Nationen übereinſtimmend, werde von ihnen mit beſonderer Aufmerkſamkeit Alles beachtet und Vieles benutzt, was auf dieſem Gebiet geleiſtet wird, ſo dürfe jener Stand, dem die Achtung des Auslandes entgegenkomme, wohl auch die Beachtung der eigenen Heimath anſprechen und auf das ſelbſt hinweiſen, wodurch ſie bedingt werde.

Eben ſo förderlich wie dem Humanismus, ſey der Kampf auch der induſtriellen Bildung ſelbſt geweſen. Genöthigt, ſich mit ihren Anſprüchen gegen den Widerſtand einer feſtbegründeten Macht und Anſicht geltend zu machen, habe die induſtrielle Bildung ſich in dem Falle geſehen, ihr Vermögen zum Behuf des Kampfes zu ſtärken, neue Methoden zum Theil mit der Erfahrung der humaniſtiſchen Schule zu ſuchen und ſich aus ihren Lehrtalenten zu ergänzen. Dazu habe der Ernſt und die rein ideale Richtung des Gegners mächtig beigetragen, den induſtriellen Unterricht in ſeiner Neigung nach dem Unwiſſenſchaftlichen, unmittelbar Nützlichen, zu beſchränken, und ihn auf die ſtrengen und tiefen Wiſſenſchaften hinzuweiſen.

Jetzt aber könne nicht die Abſicht ſeyn, den Kampf in ſeinen Beſtrebungen und Wendungen weiter zu verfolgen. Es genüge, darauf hinzudeuten, daß er aufgehört habe, ein Kampf auf Leben und Tod zu ſeyn. „Beide haben gelernt oder ſind nahe daran, ſich einander anzuerkennen und ſich neben einander anzubauen. Zwar fehlt es auch jetzt nicht an Befehdung, Leidenſchaften, ſelbſt nicht an Verfolgungen. Das Meer geht noch hoch, aber der Sturm iſt gebrochen, und die Wogen werden ſich bei andauernder Stille der Luft allmählig in Ruhe ſenken.“

„Hier aber erhebt ſich die Frage, ob beide Intereſſen in dieſer Lage neben einander beharren, oder ſich enger verbinden ſollen. Das ſcheint nöthig, wenn ihr Verhältniß und ihr Intereſſe gehörig erwogen wird. Ihr Verhältniß aber iſt das der Gegenſeitigkeit. Der Humanismus und die von ihm vertretene Bildung ruht zwar zumeiſt in der Vergangenheit, inſofern wir aus ihr die höhere Bildung empfangen haben, und ſucht dieſe als ein edles Erbtheil großer Ahnen zu wahren, zu mehren und mit ihm durch die Jugendbildung das Leben zu ſchmücken. Aber er nimmt auch die Mathematik in Anſpruch, inſofern ihre Lehre den Geiſt ſchärft und übt, und ihn gewöhnt, die reinſten Geſetze des Denkens zu faſſen und zu durchdringen. Schon Plato ſchrieb über den Eingang ſeiner Schule: Niemand ſolle ſie betreten, der der Geometrie unkundig ſey, und noch jetzt hat das Land, in welchem claſſiſche Studien am beharrlichſten getrieben und für das Oeffentliche am beſten benützt werden, hat England ihnen die Mathematik beigeſellt: „classics and mathematics“ iſt dort der Wahlſpruch.“ Eben ſo begehre der Humanismus die Naturwiſ-

ſenſchaft ſowohl für ſich, da er ohne ſie die Eine Seite des Alterthums nicht begreife, als für die Jugend. Er wolle ſeine Zöglinge nicht in Unkunde der Körper, der Kräfte und Erſcheinungen der Natur laſſen, und nur davon ſey auf ſeiner Seite die Frage, auf welcher Stufe des Unterrichts die Naturwiſſenſchaft eintrete, in welchem Umfang und nach welcher Methode ſie ſolle gelehrt werden.

Wie aber die humaniſtiſche Bildung ſich von ihrem Gebiet auf das andere verbreite, das die induſtrielle für ſich in Anſpruch nehme, ſo umgekehrt dieſe auf die Stoffe des humaniſtiſchen. Die Mathematik, die Naturwiſſenſchaft werden als die Güter und Träger der großen induſtriellen Thätigkeit, zugleich als die Säulen ihres Baues und Unterrichts begehrt; aber die Bildung des Induſtriellen nehme gleich der humaniſtiſchen das Studium der Religion, der Sprachen, der Literatur und Geſchichte in Anſpruch: auch ihr liege daran, den Menſchen zu beachten, über dem Calcul und dem chemiſchen Proceß nicht die Sitten, das Gemüth und die Geſinnung zu verſäumen. „Wehe der Erziehung, die bloß den Calculator oder Analytiker im Auge hat!“ Selbſt das Latein werde jetzt von vielen Seiten für die induſtrielle Bildung wieder in Anſpruch genommen, nicht nur als Grundlage der neueren Sprachen, ſondern als bewährtes Mittel der formellen Bildung des Geiſtes, und faſt einſtimmig ſey die Erfahrung der Lehrer auf dieſem Felde, daß im Allgemeinen ein in den humaniſtiſchen Studien geſchulter Knabe in den Realſtudien leichter begreife und feſter behalte, als ein ſolcher, dem die Wohlthat derſelben nicht zu Theil geworden.

„Das Verhältniß der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung iſt demnach ein gegenſeitiges, beides ſind die zwei Seiten Einer und derſelben Sache, und ſtehen in einem ſo engen Verbande, daß man ihn im vollen Sinne des Worts einen ſocialen nennen kann. Ein Krieg alſo, der zwiſchen ihnen ausbricht oder geführt wird, iſt ein Bürgerkrieg.

„Wie aber ihr Verhältniß ein gegenſeitiges, ſo iſt ihr Intereſſe ein gemeinſames: es iſt das der Wiſſenſchaftlichkeit, und begehrt, daß die Wiſſenſchaften als ſolche, ſelbſtſtändig, in ganzer Tiefe und in ſtrenger Forſchung und Methode getrieben werden.

„Daß dieſes das Intereſſe der humaniſtiſchen Bildung ſey, braucht keines weitern Beweiſes: ihr ganzes Beſtreben iſt ein ideelles, auf die innere Beſchaffenheit der Dinge gerichtetes, und in ſeinem tiefſten Weſen liegt das Bedürfniß und das Beſtreben, das Wiſſen und die Forſchung zunächſt an ſich und ganz unabhängig vom zufälligen Nutzen zu betrachten. Aber liegt das Alles, liegen dieſe unermeßbaren Größen den Intereſſen der induſtriellen Bildung nicht ſeitab? Sie fragt nicht ſo ſehr nach der Weſenheit der Forſchung und der Wiſſenſchaft, ſondern nach dem, was ſie nütze, und die Probleme der Mathematik und Naturwiſſenſchaft haben zunächſt für ſie nur Bedeutung, inſofern ſie für das, was man das „Leben“ nennt, Anwendung finden, d. h. inſofern ſie die Mittel und Wege des Erwerbs vermehren und erleichtern. Aber ſelbſt auf dem Standpunkt des Nutzens iſt nicht zu verkennen, daß der höchſte Nutzen in der ſtrengſten Wiſſenſchaftlichkeit zu ſuchen, und die wichtigſte Erfindung meiſt nur zufällig der Erfolg der tiefſten und reinſten wiſſenſchaftlichen Speculation und Forſchung iſt.

„Das Alterthum hat keinen Mathematiker, der fruchtbarer auf die Bedürfniſſe des öffentlichen Lebens und der Induſtrie eingewirkt, als Archimedes. Die Mathematik verdankt ihm die wichtigſten Theoreme, die Hydroſtatik und Hydraulik ihre Erfindung.“ Bekannt ſey, daß er die Mauern von Syrakus mit jener Wurfmaſchine und andern Werkzeugen der Vertheidigung ge-

ſchmückt, welche das römiſche Heer bei der Belagerung zwei Jahre lang in Schrecken hielten, bekannt auch ſein Ausruf, als er durch einen kunſtreichen Mechanismus das größte Schiff ſeiner Zeit in der Art bewegte, daß es der König Hiero mit eigner Hand und allein vom Stapel ließ: „δός μοι ποῦ στῶ καὶ τὰν γᾶν κινήσω, gib mir, wo ich ſtehen kann, und die Erde will ich bewegen!“ Archimedes aber, wie Plutarch berichtet, betrachtete das alles, was ihn in den Augen des Volks zum großen Namen erhob, als Nebenwerk müßiger Stunden, als eine Frucht ſeiner Willfährigkeit für die Wünſche ſeines königlichen Freundes, als Gründer ſeines Ruhmes aber die Probleme der reinen Mathematik, die er zuerſt gelöst hatte, und auf ſeinem Grabmale befahl er den Cylinder und in ihm die Kugel von gleicher Höhe abzubilden, deren Verhältniß er gefunden und bewieſen hatte. Ebenſo weiß man, daß auch die neueſten, überraſchendſten Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik und Naturkunde, durch welche Gewerbe und Verkehr umgeſtaltet und in dieſen Schwung gebracht worden, den tiefſten Studien der theoretiſchen Mechaniker, Chemiker und Phyſiker verdankt werden. Zu allen Zeiten und unter allen Völkern, wo Gewerbe und Handel aufblühten, iſt auch die Wiſſenſchaft und die Kunſt ſtark und mächtig geweſen. Soll dieſer Geiſt großer Erfindungen lebendig bleiben, ſo muß die rein wiſſenſchaftliche Forſchung, aus der er hervorgeht, ſtark und rein bewahrt werden.

„Die Erfolge der Wiſſenſchaft ſind die goldenen Aepfel der Heſperiden; aber es braucht eines Herkules, um ſie zu brechen. Sie müſſen der Schlange, dem Drachen, die den Zugang zu ihnen wehren, abgekämpft und abgewonnen werden, und dieſer Drache iſt die Gemeinheit, der gemeine, nur auf das unmittelbar Brauchbare gerichtete niedere Geiſt des Erwerbs, dem weder der Sinn für das Große und Edle, noch die Einſicht inwohnt, daß ohne dieſes auch das wahrhaft Nützliche nicht zu haben iſt. — Haben wir damit das Intereſſe der induſtriellen und humaniſtiſchen Bildung gegenüber der Wiſſenſchaft als ein gemeinſames bezeichnet, ſo wird dieſe Gemeinſamkeit auch auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung nicht können abgewieſen werden, wenigſtens nicht ganz. Ich werde hier gleich die Behauptung voranſtellen, von der ich ausgehe. Sie wird zwar auch in Zukunft auf Widerſpruch ſtoßen, verdient aber gleichwohl die ernſteſte Beachtung auch der Gegner, weil ſie nicht aus einſeitiger Vorliebe, die mir fern iſt, nicht aus beſondern Abſichten, die ich nicht kenne, ſondern aus dem, was aus langer Beobachtung und Erwägung des Ganges und der Mittel öffentlicher Bildung und Erziehung hervorgegangen iſt, die ich über die Gränzen unſerer Zeit und unſeres Landes hinaus anzuſtellen und zu vergleichen bemüht geweſen bin. Dieſem zufolge acht' ich als der Lage und dem Bedürfniß des künftigen Induſtriellen und des höher geſtellten Staatsbürgers im Allgemeinen gemäß, daß er wenigſtens in dem frühern Lebensalter eine Reihe von Jahren in Unterricht und Erziehung mit dem künftigen Gelehrten gleichen Schrittes geführt, dadurch aber auf eine höhere Stufe der Einſicht, des geiſtigen Vermögens und der Geſinnung erhoben werde. Ich gehe hier nicht auf das Bildende und Veredelnde eines gutgeführten Unterrichts der gelehrten Schulen von neuem ein; es liegt offen vor, und wird nur von Thoren oder Verblendeten verkannt. In ihm liegt die feſte und unerſchütterliche Grundlage unſerer höheren Bildung. Ich weiſe eben ſo wenig auf die Folgen hin, wenn beide Richtungen bis in die Wurzel hinab getrennt oder in dieſer Trennung erhalten würden. Die höhere Bildung hat nur ein Fundament, das Jahrhunderte gelegt und große Erfolge befeſtigt haben. Es eitlen Hoffnungen oder unklaren Beſtrebungen zu Liebe trennen, nährt und ſchärft noch

die Feindſchaft, welche wir löſen wollen, und ſchwächt zumeiſt denjenigen Stand, den wir zu der Quelle des höheren Gedeihens leiten, und ohne ſeine Beſtimmung aus den Augen zu verlieren, aus ihr tränken, durch ſie ſtärken möchten. Wir handeln dadurch in ſeinem wahren Intereſſe, und ſind, indem wir die Vermittelung der ſtreitenden Intereſſen auf einer höheren Stufe der Intelligenz ſuchen, die Vorſchreitenden, die der Bedürfniſſe der Gegenwart, der Forderungen der Zukunft Kundigen, während die Andern mit unklarem Blicke nur ein beſchränktes Ziel im Auge haben, und für den Bürger die Wege des Heloticismus anbahnen, während wir ihn, während wir die Elite ſeines Standes zur geiſtigen Ebenbürtigkeit mit dem Stande der durch gelehrte Studien Gebildeten erheben möchten.

„Daß wir aber die Forderungen an den induſtriellen Stand, daß wir ſein Ziel nicht zu hoch ſtellen, wird jeder wahrnehmen, der die Lage und Beſtimmung deſſelben erwägt. Der höher geſtellte Induſtrielle, der Beſitzer größerer Gewerbe, der Vorſteher großer Handels- oder Bankgeſchäfte wird durch ſein Geſchäft ſelbſt mit allen tiefer liegenden Fragen der Zeit in Verbindung gebracht. Er verkehrt mit dem Welthandel, in dieſem mit der Politik; er umſpannt mit ſeinen Speculationen mehr als Einen Continent und Ein Meer, und ihr Erfolg iſt von dem Gange der Geſetzgebung, den Verwicklungen der Politik der Staaten weſentlich bedingt. Will er ſich und ſeinen wahren Vortheil richtig erkennen, ſo muß er über dieſe wichtigen Dinge ein richtiges Urtheil haben: ſein Verſtand muß möglichſt geſchärft, ſein Geiſt gewandt, ſein Entſchluß ſicher ſeyn. Er ſoll durch ſich und für ſeine Unternehmungen auf der Höhe der Zeit ſtehen, und muß dazu auf ſie erhoben werden. Wie dieſes geſchehe, daß es am ſicherſten geſchehe durch Aneignung der höheren Einſicht und Bildung ſeiner Zeit — wer dürfte daran zweifeln? Die Beiſpiele großer Induſtriellen der vergangenen Zeiten würden den noch Zweifelnden des Weitern belehren: die Mediceer, die ihr Bankhaus zur herzoglichen, die Fugger, die es zur fürſtlichen Würde gehoben, die Peutinger in Augsburg, die Behaim in Nürnberg, die großen und freien Handelsſtaaten alter und neuer Zeit, von Tyrus und Carthago, von Milet und Athen an bis auf die edlen Gründer der deutſchen Hanſa, die ihre politiſche Thätigkeit von Nowgorod bis Liſſabon ausdehnte. Niederland ſo gut wie England waren und ſind auch in ihrem Bürgerſtande mit höherer Bildung ausgeſtattet. Die Häuptlinge dieſer induſtriellen Bewegung, vorzüglich der vergangenen Zeit, achteten ſich geiſtesverwandt den Männern, die ihr Zeitalter mit Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftlichem Ruhm geſchmückt haben, und lebten mit ihnen in gegenſeitigem Verkehr der Neigung und des Bedürfniſſes.

„Dazu nehme man Lage und Stellung eines Standes, der ſtark und aufrecht geblieben, während ſo Vieles um ihn ſchwach geworden und gealtert iſt, deſſen Einfluß und Wichtigkeit noch überall, wo die öffentliche Ordnung ſich befeſtigt, im Steigen begriffen iſt, den Stand des Bürgers, in den faſt Alles zuvor Getrennte unter dem Namen des Staatsbürgers übergangen iſt, um das Bürgerthum der neuern Zeit zu conſtituiren. Der Bürger erſcheint in Verwaltung der Angelegenheiten ſeiner Gemeinde; er überwacht im Landrath oder in den Provincialſtänden die öffentliche Verwaltung, unter der rheiniſchen Bevölkerung entſcheidet er in den Aſſiſſen über Ehre und Gut, über Tod und Leben ſeiner Mitbürger. Er nimmt in den ſtändiſchen Verſammlungen Theil an der Geſetzgebung. Kein Gegenſtand, keine Aufgabe iſt ſo hochgeſtellt und ſo ſchwierig, mit der Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftlichen Dingen ſo eng und tief verbunden, die nicht zu ſeiner Erwägung kommen, die nicht ſeiner Entſcheidung unterlegt werden könnten. Iſt dieſes, ſo ſteht

hier nicht nur das Intereſſe des Bürgerſtandes, ſondern des ganzen öffentlichen Wohles in Frage. Ihn für dieſe Verrichtungen zu erziehen, ihn auf die Höhe dieſes Berufs zu erheben und dieſe Erhebung durch Erziehung und Unterricht der früheren Jahre vorzubereiten, das iſt auch gegenüber dem Staate die Aufgabe, welche die Zeit ihren Ordnern und Führern zur Löſung geſtellt, und ihre Löſung wird nur inſofern gelingen, als es gelingt, den Bürgerſtand ſelbſt durch Gemeinſamkeit der frühern Erziehung des künftigen Gelehrten und des künftigen Bürgers zu jenem höheren Grade der Einſicht und Bildung zu erheben, welche der Gelehrte weſentlich der ſorgfältigen und weiſen Pflege ſeiner früheren Jugend verdankt.

„So ſind wir durch unſere Erwägungen zu einer Aufgabe geführt worden, von der die Löſung ſo vieler Fragen unſerer Zeit, die Wahrung der überlieferten Bildung, die Förderung der neuen, die Mehrung der materiellen und der intellectuellen Güter, der Friede der Gemüther, das Gedeihen des Ganzen, die Sicherheit der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft weſentlich bedingt ſind. Wie nun das Einzelne anzuordnen, bis zu welchem Grad und bis zu welchem Alter die höher gehende Erziehung beider Stände, des gelehrten und induſtriellen, durch die Mittel der humaniſtiſchen auf gemeinſamer Grundlage ſolle gebaut werden, dieſes und Aehnliches iſt Sache der Ausführung. Das Einzelne iſt leicht auszumitteln, wenn man über die Hauptſache ſich geeinigt hat. Dieſe und den Grundſatz geltend zu machen, dadurch aber zur innern Vermittelung des langen Streits wie zur Förderung einer allen Bedürfniſſen der Gegenwart entſprechenden Jugendbildung beizutragen, war die Abſicht dieſes Vortrags, und mir bleibt nur übrig, Ihnen für die große und anhaltende Aufmerkſamkeit zu danken, die Sie mir geſchenkt, und die mich während deſſelben erhoben und mir gezeigt hat, daß ich nicht umſonſt auf Ihre Theilnahme gerechnet hatte.“

An dieſen Vortrag knüpfte Director **Thudichum** aus Büdingen, Bemerkungen über die Beſchaffenheit des erwähnten Streites, indem er zu beweiſen ſuchte, daß derſelbe nur perſönlich, ungerecht und unpraktiſch ſey, und daß er, wie ſich dieß im Großherzogthum Heſſen-Darmſtadt gezeigt habe, nur praktiſch gelöſt werden könne. Geheimer Hofrath **Kärcher** fügt die weitere Bemerkung bei, daß im Großherzogthum Baden kein Streit der verſchiedenen Richtungen ſtatt finde, indem beide neben einander auf gleiche Weiſe gefördert würden.

Es folgte nun der Vortrag des Profeſſor **Dr. Gerlach** aus Baſel **über Seneca's Stellung zu ſeinem Zeitalter.**

Wer durch die häufig wiederkehrende Benennung Auguſteiſches Zeitalter mißleitet, ſich gewöhnt hat, theils der Perſönlichkeit jenes Fürſten, theils ſeiner mittelbaren Einwirkung einen bedeutenden Einfluß auf die damalige Geiſtesentwicklung der Römer einzuräumen, dem muß es ein unauflösliches Räthſel erſcheinen, daß jene Einwirkung ſo vorübergehend war, und daß das ſogenannte goldene Zeitalter der Literatur, kaum entſtanden, dem ſilbernen weichen muß, welches wieder dem ehernen zueilt, damit endlich das eiſerne auf den Geiſtern laſte. Es beruht aber die obige Benennung meines Erachtens auf einer durchaus oberflächlichen Betrachtung der innern

Geſchichte, welche, je weniger die tiefern Beziehungen geiſtiger Kräfte aufgefaßt wurden, um ſo mehr ſich hingedrängt fühlte, an eine äußere Einwirkung die Entſtehung einer ſonſt unbegreiflichen Richtung anzuknüpfen. Dieſem Unvermögen einer tiefern Betrachtungsweiſe kam das richtig gefühlte Bedürfniß entgegen, die mannigfachen Strebungen eines vielbewegten Zeitalters unter einer gewiſſen Einheit zu begreifen; und da die großartigen Entwickelungen des Staats- und Völkerlebens gemeiniglich durch hervorragende Perſönlichkeiten entſchieden werden, ſo wollte man auch im Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt das gleiche Geſetz im gleichem Maaße geltend machen, und einen ſichern Ausgangspunkt der Darſtellung gewinnen. Aber um ſo tiefer und innerlicher das Leben des wiſſenſchaftlichen Geiſtes iſt, als die That und deren äußere Erſcheinung, um ſo weniger kann eine jenem fremde Perſönlichkeit thätig in das Triebrad geiſtiger Entwickelungen eingreifen. Daher ſchien mir immer jene maaßloſe Bewunderung wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Belebung, wodurch man die Namen des Hieron und Perikles, des Alexandros und der Ptolemäer, des Auguſtus und der Mediceer verherrlicht hat, weit mehr fremdartigen Tendenzen, als einer tiefern Auffaſſung der Strebungen der Völker ihren Urſprung zu verdanken. Was nun namentlich die Perſönlichkeit des Auguſtus anbetrifft, ſo kann ich derſelben durchaus keinen tiefer wirkenden Einfluß auch nur in der Hinſicht zugeſtehen, als wenn gewiſſe Richtungen durch ihn hervorgerufen, geleitet oder entwickelt worden wären. Das iſt allein das Vorrecht thatkräftiger Männer oder wunderbarer Geiſtesgröße. — Gemeine Klugheit und ſchlaue Berechnung menſchlicher Leidenſchaften und ihrer Wirkungen kann ordnend im Widerſtreit empörter Elemente wirken, kann verworrenes Streben nach eignen Zwecken leiten, kann zwieträchtige Völker in die Feſſeln der Selbſtſucht ſchlagen, Geiſter ſchaffen kann ſie nicht. Mag man in neuern Zeiten und aus leicht erklärlichen Gründen den Ruhm des ſchlauen Gewalthabers mit vollem Munde verkünden, wie denn ſelbſt Tiberius ſeine Vertheidiger gefunden; durch dergleichen Panegyriker wird das Urtheil der Geſchichte nicht geändert; und ein Mann, deſſen Leben mit Tücke und Argliſt begonnen und durch die empörendſte Grauſamkeit befleckt, ſpäter, wo Staatskunſt, Klugheit, veränderte Verhältniſſe, Milde und Schonung geboten, ſich dieſer zugewendet, um das Volk, das er um ſein Recht betrogen, leichter an Dienſtbarkeit zu gewöhnen, kann in der Zeit Entſchuldigung finden, und durch Vergleichung höher ſteigen, aber in Kunſt und Wiſſenſchaft ſchöpferiſch wirken kann er nicht (cfr. Tacit. Annal. I. 10.). Nach dieſer Annahme erſcheinen die Geiſteswerke der Römer kurz vor dem Anfang unſerer Zeitrechnung nur als die letzten Strebungen des republikaniſchen Geiſtes, welche vom Staate und Volke, dem ſie angehörten, losgeriſſen, ſich in das freie Reich der Gedanken und der Wiſſenſchaft geflüchtet, um hier ein Denkmal früherer Herrlichkeit zu gründen. Eine Geiſtesrichtung alſo, welche aus der Vergangenheit hervorgegangen, gegenüber den ſchleichenden Künſten der Deſpotie, raſch der Vollendung zugeſtrebt, konnte unter den Einflüſſen der neuern Zeit nicht weiter die bisherige Bahn verfolgen, ſondern mußte gelähmt, gehemmt, erdrückt in ganz verſchiedener Weiſe ſich entwickeln, um unter den neuen Verhältniſſen noch anerkannt zu werden. Daher iſt der Uebergang zur Alleinherrſchaft allerdings entſcheidend, zunächſt weniger durch die neue Form des Staats und durch die Perſönlichkeit der Herrſcher, als durch die geiſtige Erſchlaffung, welche der Deſpotie den Weg gebahnt. Es bildet ſich ein entſchiedener Gegenſatz zwiſchen der neuern Literatur, welche der Herrſcher Gunſt gefördert und öfter noch mit ihrem Haß verfolgt, und den Geiſteswerken des alten Roms, welche in der vollen Blüthe der Republik ſtanden, und mit deren Fall geendet. Dieſe

Thatſache von Tacitus im innerſten Bewußtſein ſeiner Seele anerkannt (V. Agric. c. 1. 2. 3. Annal. IV. 34.), von den Römern kaum beachtet, oder oberflächlich aufgefaßt, ſollte nun den Markſtein bilden, um die Gedankenwelt des römiſchen Volks in ihren Gegenſätzen zu begreifen, und das Gebiet der römiſchen Literatur in zwei große Hälften zu verlegen.

Auf der einen Seite der freie Staat in voller Jugendkraft und reicher Ueberfülle, gegründet auf Bürgertugend, Einfachheit und Sittenſtrenge, erſtrebt und gefühlt durch die ſtete Wiederkehr der innern Kämpfe, welche das Ringen nach vollem Recht und gleicher Ehre, gegenüber der Gewalt, dem Trotz, dem Uebermuth erzeugt. Dort ein alterndes Geſchlecht und die öde Grabesſtille eines Volkes, das ſich verblutet hat, unter der Geißel einer finſtern, argwöhniſchen, zügelloſen Despotie, welche das kalte ausgeſtorbene Herz durch materielle Größe und das Ungeheure zu ſättigen trachtet, welche für die Liebe zu dem ewigen Recht thieriſche Genüſſe bietet, welche ſtatt Männerſtolz und Bürgerehre den Uebermuth der Herrſcher zeugt, welche ſtatt dem lebendigen Wogen friſcher Menſchenkräfte das finſtere Todtenreich des Mechanismus pflanzt. Daß dieſer Gegenſatz im Leben des Staats und Volks auch in der Wiſſenſchaft ſich würde geltend machen, darüber kann bei dem kein Zweifel ſeyn, welcher die Einheit der Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes in allen Richtungen des Lebens zu begreifen fähig iſt. Wenn die Wiſſenſchaft und Kunſt ihrem wahren Weſen nach die ſchönſte Blüthe des Menſchengeiſtes iſt, ſo kann ſie auch da nur in ihrer ganzen Herrlichkeit ſich offenbaren, wo die Entwickelung des Lebens am vollkommenſten erſcheint, wo die Kräfte am freieſten ſich bewegen, wo durch allſeitige Bewegung und Belebung eben jene Geiſteshöhe gewonnen wird, welche den Adel der menſchlichen Natur verkündet. Daß nun die Römer nicht in gleichem Maaße wie die Hellenen das Gebiet der Wiſſenſchaft ergründet und die Kunſt gepflegt, iſt eine vielfach ausgeſprochene, öfters falſch gedeutete Behauptung. Aber mag immerhin die Wahrheit unbeſtritten ſeyn, daß die Entwickelung alles geiſtigen und künſtleriſchen Strebens bei den Hellenen einzig war, ſo wird nicht minder ſich beweiſen laſſen, daß die Umgeſtaltung der römiſchen Republik zur Weltherrſchaft der Literatur des Volks einen Charakter aufgedrückt, deſſen Einfluß ſelbſt die ſpätere helleniſche Literatur ſich nicht entziehen konnte, ſo daß von nun an die beiden Völker geiſtig immer mehr verwandt und durch den gemeinſamen Gegenſatz gegen die Barbaren feſt verbunden, ſich gleichmäßig fortentwickeln und bewegen. — Stand in den Zeiten der Republik die Pflege der Wiſſenſchaft durchaus der Sorge für's gemeine Weſen nach, und war in dem mühe- und arbeitsvollen Leben der römiſchen Bürger nur wenigen Begünſtigten die Beſchäftigung damit geſtattet, ſo hatte ſich unter Auguſtus die Wiſſenſchaft recht eigentlich vom Staate losgeriſſen und war aus den Trümmern des Freiſtaates wie ein wucherndes Unkraut emporgeſchoſſen.

Früher hatte ſich die Kunſt im Sonnenlichte des öffentlichen Lebens frei, kräftig und geſund entfaltet, fortan mußten die vielfach angeregten Geiſteskräfte den niedrigen Abſichten gemeinen Ehrgeizes, thörichter Eitelkeit, ſchnöder Habſucht dienſtbar werden, und aus der Ueppigkeit ſinnlichen Lebensgenuſſes ihre Nahrung ſaugen. So ward Wiſſenſchaft und Kunſt, meiſt im Dienſte des Staats, der Religion, und eine Zierde der höher ſtehenden Geſchlechter, ein leeres Spiel des Müßiggangs, eine Dienerin der Sinnenluſt, ein einträgliches Gewerbe. Hatte das republikaniſche Leben in ſtarrer Abgeſchloſſenheit ſich in ſich ſelbſt bewegt und mit einer gewiſſen Schnödigkeit alle fremdartigen Elemente von ſich ferne gehalten, ſo daß ſelbſt die Einwirkung der ſtammverwandten

Hellenen mit argwöhniſcher Aufmerkſamkeit verfolgt, nur langſam ſich geltend machen konnte, ſo mußte der Mittelpunkt einer Volksmonarchie den verſchiedenartigſten Einflüſſen ſich öffnen und die Provinzen, durch den eiſernen Arm Rom's in ihrer eigenthümlichen Entwickelung gelähmt, übten zähe das Vergeltungsrecht, indem von den äußerſten Gränzen des Reichs eine Menge der widerſprechendſten Richtungen in die Hauptſtadt ſtrömten, ſo daß die Auflöſung aller eigenthümlichen Volksſitte die nothwendige Folge war. Dieſe Verallgemeinerung und Erweiterung der Wiſſenſchaft auf einer Seite, ſo wie das Herabſteigen zu den Künſten des Luxus auf der andern Seite konnte nicht anders als zerſtörend auf wiſſenſchaftliche Tiefe und Gründlichkeit wirken. Denn wo Kunſt und Wiſſenſchaft nicht bloß Empfänglichkeit der Menge für alle rein menſchlichen Beſtrebungen in Anſpruch nehmen, ſondern ihre vielfachen Mitwirkungen erheiſchen, da wird die ideale Höhe des wiſſenſchaftlichen Gedankens aufgegeben. Die Wirklichkeit mit ihrer Schwerkraft macht ſich geltend, die Innerlichkeit und Tiefe muß der Maſſe weichen, die Forderungen der Außenwelt gebieten, und allem Herrlichen drängt immer mehr und mehr ein fremder Stoff ſich an. Aber den tiefſten Einfluß auf die Wiſſenſchaft äußerte die Despotie durch die Sitten. Erſchlaffung im Allgemeinen, Zügelloſigkeit Einzelner hatte die Macht der Despotie begründet, welche von dieſer Baſis aus neue Netze und Feſſeln für die Freiheit ſchmiedete. Mochte ſie mit eiſerner Zuchtruthe das Verbrechen ſtrafen, ſie ſelber ein Erzeugniß des Verbrechens, ſtreute die reiche Saat des Böſen aus. Wo die Gewaltherrſchaft noch nicht durch langen Druck zur Gewohnheit geworden iſt, wo die Freiheit noch ein Gegenſtand der Hoffnung und des Wunſches iſt, da iſt Geiſteshöhe und Sittlichkeit gefürchtet und gehaßt. Wohl mochte das Zeitalter die ſtillen Tugenden der Entſagung und Genügſamkeit bewahren, welche im Hauſe waltend Alles trägt und Alles duldet, wo aber mit Sittenreinheit ſich Hochſinn und Thatkraft eint, da fühlt Bewunderung ſelbſt ein entartetes Geſchlecht, da zittert der Räuber der Gewalt ſelbſt auf dem Throne, und tauſend Feinde erheben ſich gegen eine geiſtige Macht, welche, wo ſie nur erſcheint, als eine laute Anklage des Zeitalters angeſehen wird. Daher war das Beſtreben der römiſchen Despotie nothwendig dahin gerichtet, daß Geiſteskraft und Sittlichkeit im Preiſe ſanken, und dieſer Sieg ward ohne Anſtrengung errungen. Denn wie der große Geſchichtſchreiber ſagt, die Trefflichſten waren entweder im Bürgerkrieg gefallen, oder hatten geächtet und zerſtreut fern von der Heimath ihren Tod gefunden, die Uebrigen wurden durch äußere Ehre, Glanz und Reichthum um ſo mehr erhoben, je mehr ſie zur Knechtſchaft ſich geneigt; dazu kam die ſtumpfſinnige Trägheit der Maſſe, die Habſucht des Kriegsvolks, welches für höhern Sold des Bürgerthums vergaß, endlich das allgemeine Gefühl der Hoffnungsloſigkeit, welches noch die Beſten lähmte, und jede große That im Keim erſtickte. Alles dieß konnte wohl die Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtande nicht erſticken, noch den Glauben an das Beſſere ganz zerſtören, aber alles freudige Vertrauen auf die eigne Kraft wich aus der Bruſt der Menſchen und nur in unnatürlicher Uebertreibung und in den ſchroffſten Gegenſätzen mochte noch die Macht der Wahrheit und perſönlicher Ueberzeugung ſich geltend machen.

Unter dem Einfluß ſolcher Verhältniſſe in Staat und Leben, in Wiſſenſchaft und Kunſt war die Jugend des Mannes verfloſſen, den ich als Verkündiger der neuen geiſtigen Richtung anerkennen möchte, des L. Annäus Seneca. In Auguſtus Greiſenalter fiel ſeine Knabenzeit, unter Tiberius war er zum Mann erwachſen; Caligula's Haß hatte ſein Leben bedroht; Claudius hatte ihn nach Corſika verbannt; durch Agrippina ward er an den Hof gerufen, und das wichtige Amt der

Erziehung Nero's ihm anvertraut, der ſpäter bei der Verſchwörung des Piſo ſeinem Lehrer die Wahl des Todes überließ. Somit war er ganz ein Sohn der neuern Zeit, und als ein Spanier von Geburt ganz fern von den Erinnerungen und Gedanken, welche auch in den Zeiten der tiefſten Schmach oft freien Männerſtolz erhalten. Sein regſamer Geiſt, ſein lebhaftes, alles Hohe und Herrliche leicht ergreifendes Gefühl, jugendlicher Ehrgeiz überdieß und die Sucht zu glänzen, hatten ihn auf das weite Feld der Wiſſenſchaft geführt, welche der Univerſalität zuſtrebend, mehr den Charakter encyclopädiſcher Allſeitigkeit als innerlicher Vertiefung des Geiſtes trug. Daher war nicht leicht ein Zweig des Wiſſens ihm fremd geblieben und man erſtaunt billig über den Reichthum von verſchiedenartigen Kenntniſſen, welcher in ſeinen Schriften ſichtbar wird. Nach der Sitte der Zeit hatte er in der Dichtkunſt ſich verſucht und viele Reden ausgearbeitet; ſeiner Geſchichtskenntniß, wenn auch nur auf markante Züge eingeſchränkt, begegnen wir in allen ſeinen Schriften; aber der Mittelpunkt all' ſeines Wiſſens war die Philoſophie, welche, ſo wie ſie überhaupt als geiſtiges Band die einzelnen Wiſſenſchaften verbindet, ſo damals noch im höhern Grade der eigentliche Mittelpunkt alles geiſtigen Strebens war. Daß nun aber dieſe Wiſſenſchaft, worin er vorzugsweiſe der Stoa folgte, nicht in der ſtrengen Form behandelt wurde, wie die großen Meiſter Zenon und Chryſippos lehrten, das möchte man ſchon aus den wenigen Angaben über ſein äußeres Leben folgern, wenn nicht überhaupt als bekannt angenommen wäre, daß eine ſtreng ſyſtematiſche Fortbildung der Philoſophie weder in dem Charakter der Römer, noch in dem der Zeit lag. Damals nun war die Strenge wiſſenſchaftlicher Conſequenz ſchon längſt aufgegeben gegen die ſogenannte geiſtreiche Manier, Gedanken nach einer äußern Aehnlichkeit zu combiniren, durch künſtliche Gegenſätze Licht und Schatten zweckmäßig zu vertheilen, endlich eine Maſſe zuſammengeraffter Kenntniſſe unter fremdartigen Geſichtspunkten vereinigt zur Schau zu tragen. Dieſe Schreibart, ganz im Sinne einer Zeit, welche ohne Tiefe der Geſinnung eitlem Wortgepränge mehr als billig huldigte, mußte eben ſo allen wiſſenſchaftlichen Ernſt zerſtören, als ſie flacher Betrachtungsweiſe des großen Haufens günſtig war, welcher in Kunſt und Wiſſenſchaft die eigne Verkehrtheit, nur im ſchönern Bilde, wieder finden will. Dieſem Style iſt eine wiſſenſchaftliche Begründung, ſtrenge Beweisführung und logiſche Entwickelung fremd, wie denn auch ſolche dem Seneca am wenigſten gelingt. Wo nicht das ſittliche Bewußtſeyn ſeine Bruſt erhebt, ſeine Gedanken ſchärft und ſeine Sprache belebt, da mag man wohl die glänzende Darſtellung bewundern, aber eine wiſſenſchaftliche Form wird man kaum bemerken. Mit dieſem Mangel aller Bündigkeit und Schärfe der Begriffe ſteht in enger Verbindung der nachläßige Periodenbau, welcher, ein höchſt loſes und durchſichtiges Gefüge, durchaus ohne Gliederung erſcheint, ſo daß ein eigentliches Fortſchreiten der Gedanken kaum bemerkbar iſt. Daher mag man wenige Schriftſteller finden, welche im Einzelnen ſo viel Ueberraſchendes, Blendendes, Anziehendes, ſelbſt Ergreifendes enthalten, und doch im Ganzen ſo wenig wahres Wiſſen erzeugen, wie Seneca. Er hat Alles nur im Einzelnen begriffen und ſiehet es jeden Augenblick in anderer Verbindung; aber die tiefe Lebensader, welche die Maſſe der Kenntniſſe durchſtrömen ſoll und zu einem höhern Bewußtſeyn verklärt, wird man nirgends finden. Dieſe Nichtachtung aller ſtrengern Form der Rede ſteht in enger Verbindung mit der Nachläßigkeit des Ausdrucks überhaupt. Auch die römiſche Sprache hat ſich in großer Mannichfaltigkeit bewegt: Poeſie und Proſa bilden einen Gegenſatz und die meiſten andern Stilarten haben mit ſcharfer Eigenthümlichkeit ſich ausgeprägt. Nur wenige haben die klare, ruhige Entfaltung des Cicero er-

reicht; gedankenreiche Kürze, Schroffheit und Körnigkeit des Ausdrucks, wenn ſie das innere Weſen offenbaren, verdienen nicht minder Anerkennung als der klare, ruhige Strom einer wohlgefügten Rede. Aber wo in dem Ausdruck keine Spur einer antiken Beſonnenheit bemerkbar iſt, wo ſtatt des weiſen Maaßes und der Beſchränkung reicher Fülle jene geiſtige Zügelloſigkeit erſcheint, worin die helleniſche Anſicht das Weſen des Barbaren ſetzt; wenn ſtatt gemeſſener Haltung, wodurch des Geiſtes Herrſchaft über den Gedanken ſich offenbart, ein gänzliches Hingeben an den Stoff, Schwelgen in Gefühlen, vorzüglich aber jene widrige Nacktheit des Ausdrucks erſcheint, welche, um den Gedanken bis zur Stärke des ſinnlichen Eindrucks zu ſteigern, vor keinem Bilde, keinem Worte, keinem Ausdrucke mehr erröthet, da wird die Sprache ſelbſt das treueſte Bild der Sitten, und der ſchneidende Gegenſatz zwiſchen Form und Geiſt enthüllt den innern Widerſpruch. Denn, wo die ideale Höhe ſchwindelnder Gedanken nicht durch die Form des Ausdrucks ſelbſt getragen iſt, da wird es dem innerſten Bewußtſeyn klar, daß unter üppiger Geiſtesthätigkeit eine gänzliche Ohnmacht zur That beſtehe, und daß die innere Zerriſſenheit, zwiſchen der Erinnerung einer entſchwundenen Vergangenheit und der Sehnſucht einer beſſern Zukunft getheilt, aus ſich ſelber nichts Tüchtiges erzeugen könne.

Je weniger aber Seneca in formeller Hinſicht die Würde der Wiſſenſchaft zu wahren wußte, um deſto mehr hat er durch den Inhalt ſeiner Schriften Beifall eingeärndtet. Und wenn die ſcharfe Dialektik der Stoiker ſeinem Geiſte durchaus zuwider war, ſo hat er ihre Lehren dem Weſen nach beibehalten. Daher zerfallen alle ſeine Schriften in zwei Klaſſen, wovon die eine der Ethik, die andere der Phyſik angehört. Und die letztere Benennung iſt nun ganz im Sinne des Alterthums zu verſtehen, und würde am ſchicklichſten Naturphiloſophie genannt. Da iſt Alles inbegriffen, was zur Meteorologie, Aſtronomie, Cosmologie, Athmosphärologie, Geologie, zur phyſiſchen und mathematiſchen Geographie gehört, über welche Gegenſtände er in den ſieben Büchern der **Quaestiones naturales** ſich verbreitet hat. Daß auch bei dieſen Unterſuchungen nicht die ſtreng wiſſenſchaftliche Seite hervorgehoben ſey, verſteht nach dem obengeſagten ſich von ſelbſt. Zwar werden alle möglichen Meinungen hier angeführt und theilweiſe beleuchtet, berichtigt und widerlegt, aber auf wiſſenſchaftliche Grundſätze iſt auch dieſe Unterſuchung nicht gebaut, ſondern da wird nach gemeinen Erfahrungsſätzen und nach einer gewiſſen Analogie über die verſchiedenen Naturerſcheinungen geredet, vorzüglich aber der teleologiſche Geſichtspunkt überall vorangeſtellt, und der Menſchen Verkehrtheit mannigfach getadelt, welche die Zwecke der Schöpfung nicht nur verkennen, ſondern denſelben entgegenhandeln. Die Anordnung des Ganzen wird aus der Reihenfolge der Gegenſtände klar. Da erſcheinen im erſten Buche allerlei Meteore, wie der Regenbogen, die Nebenſonnen und die Reflexion des Lichtes durch den Spiegel. Im zweiten Buche fällt ihm bei, daß eine Eintheilung der Meteore nach dem Raume möglich ſey, wo ſie erſcheinen; daher Himmel, Luft und Erde als Eintheilungsgründe hervortreten. Da hören wir denn mancherlei über Weſen, Geſtalt und Größe der Geſtirne, über Donner und Blitz, über Erde und Luft. Das dritte und vierte Buch iſt dem Waſſer gewidmet; die Entſtehung der Quellen und des Regens, die Verwandtſchaft des Waſſers mit der Erde, deſſen Heilmittel und wunderſame Erſcheinungen, namentlich die Ueberſchwemmungen werden erklärt. Dieß bildet den Uebergang zu einer weitläuftigen Unterſuchung über den Urſprung des Nils und ſein geheimnißvolles Steigen und Fallen; dann folgen die übrigen wäßrigen Lufterſcheinungen, Hagel, Schnee, Eis u. ſ. w. und eine pathetiſche Digreſſion über den

Eistrank der Römer bildet den Schluß. Das fünfte Buch beſchäftigt ſich ausſchließlich mit den Winden, das ſechste mit den Erdbeben, das ſiebente mit den Cometen, deren Bewegung und ihrem Verhältniß zu den andern Geſtirnen. Wenn nun ſchon dieſe Ueberſicht die Entfernung von aller wiſſenſchaftlichen Vollſtändigkeit zeigt, ſo kann noch weniger die Darſtellung ſelbſt befriedigen, wo ohne Zurückführung auf die letzten Gründe, ja ohne überhaupt eine wiſſenſchaftliche Grundlage gewonnen zu haben, mit beſtändiger Einmiſchung moraliſcher und religiöſer Reflexionen die Natur in ihren Erſcheinungen nicht ſowohl erklärt und erläutert, als unter verſchiedenartigen Geſichtspunkten ins Auge gefaßt und auf eine höchſt oberflächliche Weiſe geſchildert wird. Nicht Wiſſen ſoll die Darſtellung erzeugen, ſo viel auch gegen mancherlei Irrthümer geredet wird, ſondern durch die Anordnung des Stoffes und der Gedanken ſoll der Geiſt in beſtändiger Ueberraſchung und Spannung erhalten werden; ein Prozeß, welcher wie er ſich oft wiederholt, mit einer völligen Abſpannung und Erſchlaffung endigt.

Aber das eigentliche Gebiet, in welchem Seneca's Geiſt heimiſch genannt werden kann, iſt die Ethik. Auf dieſe beziehen ſich ſeine meiſten Schriften, deren gegen zwanzig von größerem und kleinerem Umfange genannt werden; und hier haben deſſen Meiſterſchaft ſelbſt ſeine Gegner und ſogar die Kirchenväter anerkannt. Hier nehmen die unterſte Stelle die ſogenannten Troſtſchreiben **ad Polybium**, **ad Marciam** und **ad Helviam matrem** ein; als in welchen neben einzelnen tiefen Blicken in das Weſen menſchlicher Dinge doch vorzüglich eine ſehr gemeine Art der Ueberredung bezweckt wird, zum Theil durch ſehr unwürdige Mittel. Die zweite Klaſſe bezieht ſich auf die Tugend- und Pflichtenlehre; dahin gehören die Bücher **de ira**, **de clementia**, **de beneficiis**, und die verlorenen **moralia**, die **exhortationes**, **de amicitia**, **de matrimoniis**, welche durch tiefe pſychologiſche Auffaſſung der verſchiedenen Seelenzuſtände, ſo wie durch eine allſeitige Darſtellung der menſchlichen Leidenſchaften und eine oft hinreißende Lobpreiſung der Tugend ſich auszeichnen. Aber trotz der Tiefe der Gedanken, trotz des Reichthums der Beobachtung, trotz der Mannichfaltigkeit der Auffaſſung, die man bewundern muß, wird eine ſtreng wiſſenſchaftliche Richtung nur wenig Befriedigung finden. Auch da mag man eher den reichbegabten Geiſt erkennen, welcher in glänzenden Bildern, in kühnen Gegenſätzen, in überraſchenden Gedanken ſich offenbart, als die tiefe Glut einer vom Ideal der Sittlichkeit erfüllten Seele.

Es iſt nicht der heilige Ernſt des Mannes, welcher ſeinem entnervten Zeitalter eine vergeſſene Wahrheit ins Gedächtniß ruft, es iſt das tönende Pathos eines Rhetors, welcher die Tugendlehre zum Gegenſtand der Behandlung ſich gewählt, und mit ſeltner Gewandtheit dieſen reichhaltigen Stoff nach allen Seiten ausgebeutet.

Eine dritte Klaſſe bezieht ſich auf das Thema, welches den denkenden Geiſt ſeit den früheſten Zeiten beſchäftigt hat, auf die Löſung des Widerſpruchs, welcher zwiſchen die Idee der Sittlichkeit und das wirkliche Leben tritt, und das Reich der Ideale auf ewig vom Gebiet der Wirklichkeit zu trennen ſcheint. Dahin zähle ich die Schriften: **de providentia**, **de animi tranquillitate**, **de constantia et de otio sapientis**, **de brevitate vitae ad Paulinum**, **de vita beata ad Gallionem**, **de remediis fortuitorum ad Gallionem fratrem**, **de immatura morte**. Hier nun tritt am ſtärkſten eine Hauptſeite der ſtoiſchen Lehre hervor, das ſtarre Feſthalten an der Idee des Weiſen, gegenüber der zerſtörenden Gewalt eines feindlichen Geſchicks; eine Betrachtungsweiſe, wodurch ſich die Ethik der Stoa zur Höhe des chriſtlichen Märtyrerthums aufſchwingt, ohne daß

der beſeeligende Troſt einer Religion der Liebe ſie ſtützt. Mag man immerhin den nicht unbegründeten Vorwurf erheben, daß der ſtoiſche Weiſe in eben dem Maaß, als er dem Urbild der Vollkommenheit näher gebracht wird, dem Leben ſelber mehr entfremdet wird; Seneca iſt darin einen Schritt weiter gegangen, daß er genauer das Verhältniß des ſtrebenden, irrenden Menſchen zu dem vollendeten Weiſen beſtimmt hat. Auch das darf man nicht geradezu tadeln, daß die folgerechte Durchführung jener Grundſätze die Auflöſung des antiken Staates zur Folge haben mußte; denn die ewige Wahrheit ſteht höher als die Staatsform einzelner Völker. Ja, wer wollte es verkennen, daß gerade jene Steigerung der ſittlichen Anforderungen, wie ſie im grellen Widerſpruch mit dem Zeitalter ſtand, doch wieder auf einer innigen Sehnſucht und dem beſten Vertrauen der Völker beruhte, daß dem geſunkenen Geſchlechte auf irgend eine Weiſe Hülfe werden müſſe. Gerade in dieſer Beziehung verdient die dritte Klaſſe der Schriften Seneca's die aufmerkſamſte Beachtung, weil man daraus erſieht, welche Vorſtellungen ſchon Gemeingut des denkenden Menſchen geworden waren, ehe ihnen der Stifter der chriſtlichen Religion eine neue und tiefere Begründung gab.

Als eine beſondere Abtheilung der Schriften Seneca's müſſen die Briefe an Lucilius angeſehen werden, eine ihm eben ſo eigenthümliche als für die Zeit charakteriſtiſche Art ſchriftlicher Darſtellung. Man könnte ſie mit Horazens Briefen vergleichen wollen, und ich gebe zu, daß beide Gattungen ſowohl zu ihren Verfaſſern als zu ihrem Zeitalter in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtanden; aber gerade darin tritt noch der entſchiedene Gegenſatz hervor. Dort geniale Schöpfungen eines mit Freiheit ſeinem Zeitalter gegenüber ſtehenden Geiſtes, welcher von allen Schwingungen deſſelben berührt, ſie in ihrer höhern Einheit im Liede darſtellt; hier eine Reihe von Reflexionen und Betrachtungen durch die fremdartigſten Veranlaſſungen erzeugt, auf die verſchiedenartigſten Gegenſtände bezogen, und immer wieder in das Gebiet einer Sittlichkeit hinübergeſpielt, deren ſtrenge Gebote mit der oft ſinnlichen Auffaſſung der Dinge ſich nicht recht vereinigen wollen. Man ſieht, wie bei aller Tugendlehre das Laſter ein anziehender Gegenſtand der Unterhaltung geworden iſt. Aber ſo war die Zeit, ſo war der treueſte Dollmetſcher ihres verworrenen Strebens, ſo war Seneca. Wer hat beredter der Tugend Herrlichkeit geprieſen, wer das Laſter mehr gegeißelt? und doch hielt ihn die Luſt der Welt gefangen. Die freie Würde des Weiſen, wie tief von ihm erkannt, mit welch meiſterhaften Zügen dargeſtellt, und doch buhlte er um Nero's Gunſt und war ſein Rathgeber ſelbſt bei Verbrechen. Die geheimſten Falten des menſchlichen Herzens hat er enthüllt, nur ſich ſelbſt blieb er in ſeinem verworrenen Streben ein ewiges Geheimniß. Gleich einem Seher hat er in die Zukunft des Geiſtes hineingeblickt, aber die Macht der Gegenwart hatte mit allen Banden ihn umſtrickt. Erhabene Gedanken erfüllten ſeine Seele und entführten ſeinen Geiſt in höhere Welten und unmittelbar darauf begegnen wir einer höchſt irdiſchen, ja ſinnlichen Betrachtungsweiſe. So war die Erkenntniß ihm geworden, aber die Willenskraft gelähmt; mit Wiſſen hatte er ſeinen Geiſt bereichert, aber keine höhere Liebe hatte ſein Innerſtes verklärt. Wohl hatte er die Schmach der Gegenwart empfunden, aber darüber ſich zu erheben vermochte er nicht. Die Trauer um verlorne Väter, die Hinweiſung auf ein ſittliches Ideal, giebt keinen Erſatz für angeſtammten Geiſtesadel, der im Leben ſich bewährt. Der Despotismus des juliſchen Geſchlechts, der mit dem erſterbenden Gefühle der Freiheit kämpfte, hatte eine furchtbare Gewalt geübt, der auch Seneca erlag. Eine Fülle neuer Gedanken und Begriffe gährte in der Maſſe, ohne in dem tiefgeſunkenen Geſchlecht zur That zu werden; die Despotie erſchien noch als

ein Raub, aber zur Wiedergewinnung der Freiheit fehlte die Kraft; das Reich des Wiſſens wird erweitert und in alle Gebiete iſt der Geiſt der Forſchung eingedrungen, aber der kindliche Glaube iſt verſchwunden und die ſcharfſinnigſte Zerſetzung ſittlicher Begriffe ließ das Herz doch leer.

Die Völker des Alterthums ſind durch die Freiheit groß geworden, dadurch iſt ihre Eigenthümlichkeit begründet, das iſt ihr Stolz, das iſt ihr ewiger Ruhm. Von dieſem Geiſte erfüllt hat noch in ſpätern Zeiten Tacitus ſich zur Höhe republikaniſcher Geſinnung emporgeſchwungeu, und in Wort und That die Herrlichkeit des alten Roms bewährt. Die Verleugnung dieſer Wahrheit hat an Seneca furchtbar ſich gerächt. An Kenntniſſen, Geiſt und Wiſſen mochten ihn Wenige übertreffen, an Geſinnung und Charakter ſtand er nicht über ſeiner Zeit. Darum trotz des Glanzes ſeiner Rede, trotz der pſychologiſchen Schärfe, trotz des düſtern Pathos ſeiner ſtoiſchen Lehre wird er auf geſunde Gemüther keinen tiefen Einfluß äußern, durch die Form der Rede kann er höchſtens verderblich wirken. Vorzüglich haben die Franzoſen ihn bewundert, auf deren heutige Geiſtesrichtung das Studium des Seneca befruchtend wirken könnte. Doch unſer deutſches Vaterland mag den Geiſt des Alterthums aus reinerem Quelle ſchöpfen, damit der Genius deutſcher Geiſtesbildung, Würde der Geſinnung, Geiſteskraft und Tiefe, fortan ſich bewähren möge.

Hierauf ſprach Profeſſor **Pauly** aus Stuttgart **über die Spuren alter Culturanlagen in Süddeutſchland.**

Wenn die Schilderung, welche Griechen und Römer von unſerm alten Germanien als einem wilden und ſchauerlichen Lande entwerfen, immerhin mehr von dem Norden als von dem Süden zu verſtehen iſt, und wenn auch namentlich dieſe ſchönen Rheinlande, ſelbſt bei dem verwöhnten Südländer ihres freundlichen Eindrucks nicht verfehlen konnten, ſo iſt gleichwohl wenigſtens in Beziehung auf Baiern und Schwaben die Vorſtellung eine ſehr allgemeine, daß Wald, Haide und Sumpf das vorherrſchende Bild war und nur theilweiſe mit Oaſen dürftigen Baulandes wechſelte. Um ſo befremdender wird die Behauptung erſcheinen, daß im Gegentheile in vielen Gegenden der genannten Länder weite Strecken, die jetzt mit Hochwald bedeckt ſind, oder als ungebaute Haiden und Viehtriften ſich darſtellen, die unverkennbarſten Spuren eines geregelten Ackerbaus zeigen. Es beſtehen dieſe Spuren in regelmäßigen, parallel laufenden, wellenförmigen Erhöhungen, meiſtens von 2 — 3 Fuß Höhe, und ungefähr 14 — 16 Fuß Breite quer von der Mitte einer Vertiefung zur andern, Ackerbeete vom Volke genannt, welche ſich meilenweit durch Wälder, wo jetzt oft die älteſten Eichbäume darauf ſtehen, oder über ödes Haideland hinziehen, dann oft auf einmal wie abgeſchnitten aufhören, und jenſeits eines breiten Randes in entgegengeſetzter Richtung wieder anfangen. Zuerſt hat auf dieſe Culturanlagen im Großen, dieſe Hochäcker, wie ſie in Baiern heißen, Weſtenrieder aufmerkſam gemacht, und Schlett in ſeinen Schriften: die Römer in München 1830, und die Hochäcker in Baiern 1832, hat ſie näher unterſucht und beſchrieben. In Baiern erſcheinen ſie am häufigſten und deutlichſten in der unmittelbaren Umgegend von München; in Schwaben findet man ſie allenthalben, in den Wäldern ſüdlich der Donau wie in den Forſten des Strombergs und des Kocher- und Jaxtthales. Dieſe Anlagen deuten auf eine rohe Art des Acker-

baus aus früher Zeit, wo nach Art der Wechſelwirthſchaft, wie noch jetzt in manchen Gegenden des Schwarzwaldes, der Boden, nachdem er ein Jahr Frucht getragen, ſeiner natürlichen Verwilderung überlaſſen worden, um nach einigen oder mehreren Jahren mit der Aſche des verbrannten Geſtrüppes zu neuem Ertrag gedüngt zu werden. Erſt nachdem eine andere Culturart an die Stelle dieſer alten getreten war, erhob ſich auf dem verlaſſenen Wechſelfeld allmälig ein Hochwald. So viel iſt an dieſen Anlagen nicht zu verkennen, daß ſie nicht das Werk verſchiedener einzelner Beſitzer, ſondern einer größeren Geſammtheit ſind, und, da ſie an den verſchiedenſten Orten doch immer denſelben Typus zeigen, einem und demſelben weitverbreiteten Volke zugeſchrieben werden müſſen. Man hat daher zunächſt an die Römer gedacht, wie das gewöhnlich geſchieht, wo großartige oder räthſelhafte Werke aus alten Zeiten unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Allein abgeſehen von andern hier nicht näher zu erörternden Bedenken, wird die Annahme des römiſchen Urſprungs dieſer Ackerbeete ſchon dadurch höchſt zweifelhaft, weil ſie nicht blos innerhalb des limes romanus, ſondern neuerlich auch in fränkiſchen Gegenden, wo ſonſt keine Römerſpuren ſich finden, entdeckt worden ſind. Und aus keinem anderen Grunde habe ich mir erlaubt, dieſen der Sphäre philologiſcher Forſchungen anſcheinend ferner liegenden Gegenſtand hier zur Sprache zu bringen, als weil ich vermuthe, es werde einer, in allgemeinerem Kreiſe angeregten Aufmerkſamkeit gelingen, dieſelbe Erſcheinung auch weiterhin in Franken und ſonſt in Mitteldeutſchland nachzuweiſen, wo kein Römer je ſeßhaft war. Das Ergebniß wäre ſodann die Beſtätigung einer Vermuthung, wodurch ſich die in neuern Zeiten angefochtene Glaubwürdigkeit einiger für die Culturgeſchichte des deutſchen Volkes wichtigen Stellen des Cäſar klar genug ergeben würde. Nämlich, finden ſich dieſe Spuren überhaupt in Süd- und Mitteldeutſchland verbreitet, ſo ſind wir berechtigt oder vielmehr genöthigt, ſie dem großen Völkerſtamm oder Völkerbund, welchen uns Cäſar unter dem Namen der Sueven ſchildert, und zwar einer Zeit zuzuſchreiben, wo ſich Stämme deſſelben nach Vertreibung der Celten auch im ſüdlichen Schwaben und in Baiern unter dem Namen der Vindelicier und Markomannen feſtgeſetzt hatten. Betrachten wir dieſe ausgedehnten Wechſelfelder mit ihrer ganz gleichmäßigen, wie Ein ungetheilter Acker ſich darſtellenden Anlage, wie bewahrheitet ſich ſo buchſtäblich, was Cäſar von den Sueven ſagt de B. G. IV, 1. privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet, und VI, 22. neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierint, quantum et quo loco visum est, agri attribuunt atque anno post alio loco transire cogunt. Damit ſtimmt auch Tacitus Germ. 26. Arva per annos mutant et superest ager. Man hat das letztere von der Brache verſtanden und erklärte Cäſars Angabe, daß bei den Sueven kein wahres Privateigenthum an Grund und Boden beſtanden hat, als Mißverſtand der dieſem Stamm eigenen Dreifelderwirthſchaft, wodurch das Privateigenthum am Baulande den Charakter eines durch die Gemeindeverfaſſung geregelten Nutzungsrechtes erhalten habe. So Eichhorn und nach ihm überhaupt die Neueren. Allein Cäſar ſpricht offenbar von andern Bodenverhältniſſen, als die waren, welche ſich ausbildeten, nachdem der Suevenbund ſich gänzlich umgeſtaltet hatte, und in der Folge als Alemannenbund in den alten Wohnſitzen wieder erſchienen war. Schon Tacitus ſpricht allerdings deutlich genug von Vertheilung des Grundeigenthums, wiewohl auch nach ihm noch agri pro numero cultorum ab universis per vices occupantur.

In den Spuren dieſer Waldäcker aber glaube ich die Ueberbleibſel der Markgenoſſenſchaften in ihrer alten und urſprünglichen Form, als eines Gemeinlandes, das gemeinſchaftlich gebaut, und deſſen Ertrag vertheilt ward, zu erkennen, wie ſie für die ältere Zeit ſeines Widerſpruchs gegen Cäſar und Tacitus ungeachtet anzunehmen, auch Grimm (Rechtsalterth. S. 495. u. a.) geneigt iſt. Ich enthalte mich, weiter ins Einzelne zu gehen, und bitte dieſe Bemerkung nur als eine Anfrage anſehen, übrigens der genannten Erſcheinung die Beachtung ſchenken zu wollen, der ſie nicht unwerth ſeyn dürfte. Sie ſcheint ein merkwürdiger Zeuge alter Culturzuſtände unſeres Volkes zu ſeyn, und wenn meine Vermuthung gegründet ſeyn ſollte, einen weiteren Beleg für die treue Auffaſſung und Zuverläſſigkeit des großen Römers abzugeben. Jedenfalls liegt uns ob, den Denkwürdigkeiten der Vergangenheit auch auf Grund und Boden und in ſichtbaren Formen nicht unfleißiger als in den Pergamenten nachzuforſchen.

Nun hielt Profeſſor **Walz** aus Tübingen folgenden Vortrag **über die Sitte der Alten, die Werke der Sculptur zu bemalen.**

Da es zu den Hauptaufgaben unſeres Studiums gehört, eine lebendige Anſchauung des Alterthums zu gewinnen, und dieſe ſofort in Anderen zu erwecken, ſo dürfte dadurch die Wahl eines Gegenſtandes gerechtfertigt ſeyn, der in neuerer Zeit zwar vielfach zur Sprache gebracht, aber noch immer zu keinem allgemein anerkannten Reſultat geführt worden iſt, — ich meine die Frage über die Bemalung der alten Sculptur. Es iſt ein ſo zu ſagen angeborner Glaube bei uns allen, daß die griechiſche Sculptur in der Periode ihrer Vollendung ſich mit der weißen Farbe des Marmors begnügt und auf alle Buntheit verzichtet habe. Dieſes Glaubens bemächtigte ſich die Aeſthetik, und ſtellte den Grundſatz auf, daß das Weſen der Sculptur in der reinen Form begründet, und daß Zuthat von Farben ihr ganz fremdartig ſey. Auf dieſe Art wurzelte dieſer Glauben durch Herkommen und durch Philoſophie ſo feſt, daß ſelbſt Winckelmann, der in der Archäologie ſo viele Vorurtheile zerſtörte, es nicht wagte, davon abzuweichen, obwohl ihm farbige, aus buntem Material beſtehende Augen, die in vielen Marmorſtatuen eingeſetzt waren, und eine trübere Spur von Bemalung an den Haaren und Gewändern nicht entgangen waren. In unſerem Zeitalter hingegen, das an bedeutenden Funden aus der beſten Periode der Kunſt ſo reich iſt, trat dieſe Beobachtung auf den verſchiedenſten Punkten, wo griechiſche Kunſt geblüht hat, am Parthenon und Theſeon zu Athen, am Minervatempel auf Aegina, am Apollotempel zu Baſſä in Arcadien, an den Bildwerken von Selinus auf Sicilien und an vielen andern Orten ſo augenfällig hervor, daß die Thatſache nicht mehr geleugnet werden konnte, und die Anſicht derer, welche die Farbenreſte für Zuthat barbariſcher Jahrhunderte erklären wollten, verſtummen mußte.

Nachdem dieſe Reſultate gewonnen waren, ſo fing man auch an, die betreffenden Stellen der alten Schriftſteller mit andern Augen anzuſehen. Es ſind vornemlich zwei Stellen, die auf dieſe Sitte des Alterthums deutlich hinweiſen: 1) Plato ſpricht im vierten Buch der Republik von Leuten, die Bildſäulen bemalen (ἀνδριάντας γράφοντες) als von einer ganz bekannten Sache. 2) Plinius in der **H. N.** erzählt von **Praxiteles**, in dem das Alterthum die Vollendung der Plaſtik erkannte, daß er diejenigen ſeiner Statuen am höchſten geſchätzt habe, an welchen Nicias Hand an-

gelegt, und dann fügt er bei: tantam ejus circumlitioni tribuebat. Nicias ſtand unter den encauſtiſchen Malern jener Zeit in erſter Linie, und es iſt daher nicht gedenkbar, daß er ſich zu einem bloßen Anſtreichen oder Firniſſen der Statuen hergegeben haben würde; ich halte es vielmehr für die natürlichſte Erklärung der Worte des Plinius, wenn wir die circumlitio von einem künſtlichen, (und dann bei Nicias) von encauſtiſchem Bemalen verſtehen, zumal da er den Ausdruck illinere ſelbſt bei Apelles vom Auftragen der Farbe gebraucht. Ein Beweis, daß dieſe Bemalung der Statuen in ſpäterer Zeit ein eigener Kunſtzweig geweſen ſey, liegt in einer Inſchrift bei Reineſius, in welcher ein Δημήτριος ἀγαλματοποιὸς ἐγκαυστὴς erwähnt wird.

Dieſe Vorliebe für Buntheit und Farbenſchmuck tritt uns auch in andern Zweigen der griechiſchen Kunſtthätigkeit entgegen. Bekanntlich waren die koſtbarſten Werke der griechiſchen Kunſt aus Elfenbein und Gold gearbeitet: ich erinnere nur an den olympiſchen Jupiter und an die Pallas in dem Parthenon von Phidias und an die Here in Argos von dem Zeitgenoſſen des Phidias, Polyclet, und wir wiſſen namentlich vom olympiſchen Jupiter, daß er bis an das Ende des griechiſch-römiſchen Alterthums Gegenſtand der ungetheilten Bewunderung war. Selbſt dem Erzguß verſuchten einige Meiſter eine Art von Buntheit mitzutheilen: ſo wiſſen wir von Silanion, der im Zeitalter Alexanders des Großen lebte, daß er bei ſeiner ſterbenden Jokaſte dem Erz Silber beimiſchte, um dem Geſichte die Todes-Bläſſe mitzutheilen; Ariſtonidas aus ungewiſſer Zeit miſchte bei ſeinem erröthenden Athamas dem Erz Eiſen bei, um dieſe Röthe zu erzielen. Wenn nun die Kunſt ſelbſt in dieſen Materialen Buntheit hervorzubringen ſuchte, ſo ſieht man nicht ein, warum ſie in dem der Färbung weit günſtigeren Marmor hartnäckig an der Einfärbigkeit gehalten haben ſollte.

So viel dürfen wir auch h. z. T. als allgemein zugeſtanden betrachten, daß die alte Sculptur bemalt wurde: der ſtreitige Punkt iſt nur der, wie weit ſich dieſe Bemalung ausgedehnt habe, über das ganze Bild oder über einzelne Theile. Die letztere Anſicht hat ſich meines Wiſſens des größern Anhanges zu erfreuen, und hat ein Organ gefunden in der Schrift von Kugler: „über die Grenzen der Polychromie in der alten Architektur und Sculptur.“ Das Syſtem, das dieſer Kunſtforſcher conſtruirt hat, reducirt ſich im Weſentlichen darauf, daß nur Haare, Augen, Gewänder und die ſonſtigen Beiwerke bemalt worden ſeyen, die nackten Theile des Körpers aber, die weiße Farbe des Marmors behalten haben. Vom Standpunkte der Aeſthetik aus muß ich geſtehen, daß ſich die Vereinigung von Naturnachahmung und conventionellem Typus in einem und demſelben Bilde meinem Geſchmacke ſchlecht empfiehlt, daß ich namentlich die bei dem Beſchauer nothwendige Abſtraktion für den reinen Genuß des Kunſtwerkes ſehr ſtörend finde. Allein ſolche allgemeine Raiſonnements dürfen uns weder für noch wider eine Anſicht beſtimmen: wir Philologen pflegen aprioriſchen Deductionen keinen Werth beizulegen bei Fragen, deren Löſung nur durch Zeugniſſe der alten Schriftſteller oder der Monumente, alſo nur auf hiſtoriſchem Wege gefördert werden könne. Allein für die Anſicht von einer vollſtändigen Bemalung kann ich auch aus dieſen beiden Quellen kein vollſtändiges Zeugniß aufbringen: dagegen berufe ich mich auf gewichtige Analogien. In großer Anzahl ſind uns kleinere Bilder aus terra cotta erhalten, die trotz ihres geringen Materials den vollen und reinen Charakter der griechiſchen Charis an ſich tragen. Eine große Anzahl dieſer Bilder hat noch die vollſtändige Bemalung erhalten; ich erinnere nur an ein durch getreue Nachbildung leicht zugängliches Bild dieſer Art, an das von Bröndſted in ſeinen „Reiſen durch Grie-

chenland“ bekannt gemachte Medusen-Köpfchen, an dem das goldgefärbte Haar und der Fleisch-Ton an Gesicht und Hals vollkommen erhalten ist. Wenn nun bei diesen Monumenten die vollständige Bemalung den Griechen keinen Anstoß gab, warum sollte dieß bei den Marmorstatuen der Fall gewesen seyn. Auch für die ἀγάλματα χρυσελεφάντινα glaube ich vollständige Bemalung in Anspruch nehmen zu dürfen; denn die blasse Farbe des Elfenbeins neben der prachtvollen, theilweise emaillirten Gewandung aus Gold kann nur einen schlechten Effekt gemacht haben, zumal wenn wir bedenken, daß bei dem olympischen Jupiter das Elfenbein zu bestimmter Zeit mit Oel getränkt werden mußte, um gegen Sprödigkeit verwahrt zu werden. Dadurch mußte das Elfenbein eine unangenehme, ja häßliche Farbe erhalten, so daß es uns schwer begreiflich ist, wie die Bewunderung dieses Bildes unverändert so groß bleiben konnte; ganz anders aber tritt uns dieses Bild vor die Phantasie, wenn wir das Elfenbein mit dem schönen Fleischton, zu dem es so vorzüglich geeignet ist, bemalt denken. Daß es wirklich Maler, die sich damit abgaben, gegeben habe, schließe ich aus Plutarch, der unter den zahlreichen Künstlern, die Perikles bei seinen Unternehmungen in Thätigkeit setzte, auch χρυσοῦ μαλακτῆρες, ἐλέφαντος ζωγράφοι, erwähnt (im Leben des Perikles). Da wir nun keine andern Arbeiten in Elfenbein aus jener Zeit kennen, als die schon genannten Bildsäulen aus Elfenbein und Gold, so weiß ich diese Elfenbeinmaler nicht anders zu placiren, als sie mit diesen Bildern in Verbindung zu setzen und ihnen die Bemalung des Elfenbeins zu übertragen.

Erst dann, wenn ich mir die ganzen Bilder bemalt denke, kann ich mir eine Vorstellung machen, wie die Griechen ihre Götter als menschenähnliche Wesen, nur größer, schöner, vollkommener und seliger, als die Menschen, betrachten konnten: nur so treten mir die Gebilde der Kunst, womit Haine und Fluren geschmückt waren, in schöne Harmonie mit dem unvergleichlichen Colorit des griechischen Himmels und mit dem reichen Farbenschmuck jener Vegetation. Die farblosen, blassen Gestalten eignen sich für die Anschauungsweise der Nordländer, welche die Erzeugnisse der antiken Kunst mit dem Auge der Kritik in Akademien und Gallerien deplacirt zu sehen gewohnt sind.

Zum Schlusse füge ich noch die Bemerkung bei, daß ich weit entfernt bin zu wähnen, die Sache sey mit dieser bloß flüchtigen, auf Resultate gerichteten Skizze abgeschlossen: ich glaubte im Gegentheil, eine Versammlung, welche die ausgezeichnetsten Alterthumsforscher unserer Zeit in ihrer Mitte zählt, wäre der geeignete Ort, diese Frage zur Sprache und einem Resultate näher zu bringen.

Hierauf bemerkt der Vicepräsident, Hofrath **Thiersch**: Es scheine ihm kein Zweifel zu bestehen, daß Bemalung stattgefunden habe, und zwar seyen besonders die Werke von gröberen Stoffen ganz bemalt gewesen, wie dies schon die ägyptischen Ueberreste bewiesen. Daneben habe man jedoch auch Kunstwerke gefunden, die in wohlverwahrten Kammern gelegen hätten, und keinem Wechsel der Witterung ausgesetzt gewesen seyen, und diese wären nur theilweise bemalt. Ein ähnliches Verfahren, wie es sich in Aegypten gezeigt habe, dürfe man auch für Griechenland annehmen; jedoch zweifle er, ob noch in der Zeit des Phidias dasselbe geschehen sey, um so mehr, da die noch vorhandenen Statuen desselben, deren Lord Elgin mehrere in dem westlichen Theile des Giebels des Parthenon habe stehen lassen, am Rücken den Marmor ganz glatt und ohne Spuren von Malerei zeigten. Der Umstand nun, daß diese Theile gegen die Einwirkung des Wetters

Zahnbau u. Schädel von Nasua u. Procyon, welche Verf. zu einer Gattung vereinigt zu sehen wünscht.) — L. Thienemann Ueb. ein neues Geschlecht von Schneepflanzen Chionymphe. L. Agardh Revision der Alpengattung Macrocystis m. 3 Steintaf. L. Pfeifer Neuere Erfahrungen über mehrere Cacteen; L. A. S. Lejeune Remarques critiques sur le mém. de Courtois: Commentarius in Remberti Dodonaei Pemptades; M. J. Schleiden Ueber die Bildung des Eychens u. Entstehung des Embryo's bei den Phanerogamen; Ders. u. Th. Vogel Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Blüthenhülle bei den Leguminosen. — A. Henry Beitrag zur Kenntnifs der Laubknospen. 2e Abthlg. Coniferen; G. Valentin Beschreibung einiger Antholysen von Lysimachia Ephemerum. — Barthold Der gespaltene Unterkiefer, eine Hemmungsbildung, beobachtet an einem Kalbe. (Vrgl. *Griesebach* in Gga. 138—40.)

1723. *Archiv für Naturgeschichte* (vrgl. Art. 1669.) Jahrg. 5. (1839.) Heft 6. enth. das Ende des 2n Bandes, (Jahresberichte über die Leistungen im Gebiete der Zoologie vom J. 1838.) *Insecta* von Erichson. *Pisces* von Troschel; *Amphibia*, *Aves*, *Mammalia* von Wiegmann. Die Arbeit von Erichson ist bereits unter dem Titel „*Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen* im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1838" von der Verlagshandlung besonders ausgegeben und wird in diesen Blättern näher besprochen werden.

Medicin.

1724. *Encyclopädisches Handbuch der gerichtlichen Arzneikunde* für Aerzte und Rechtsgelehrte. In Verbindung mit Dr. *Friedr. Erdm. Flachs*, Armengeburtshelfer zu Dresden, Dr. *C. Gotth. Lehmann*, Privatdoc. zu Leipzig, Dr. *Rud. Jul. Alb. Martini*, K. sächs. Bezirksarzte zu Wurzen, Dr. *C. Gust. Schmalz* sen. zu Dresden, Physikus etc. bearbeitet u. herausgeg. von Dr. *Friedr. Jul. Siebenhaar*, kgl. sächs. Bezirksamte zu Dresden. Bd. II. Heft 3. (*Sadebaum — Spruchkollegium.*) 4. (*Staatsarzneikunde — Zwitter.*) Lpz., Engelmann. 1840. 8. Mit diesen Heften ist ein sehr sorgfältiges u. durch seine Brauchbarkeit empfehlenswerthes Werk, dessen frühere Abthlgn Jahrg. 1839, Art. 1499 uns. Bl. beurtheilt sind, zu Ende geführt. Aus dem Inhalte der vorl. Schlufshefte sind bes. bemerkenswerth von Siebenhaar die Artikel: Seelenstörungen, Seelenzustände, Sinnestäuschungen, Stehlsucht, Taubstumme, Tollheit, Trunkfälligkeit, Unterleibsverletzungen, Verrücktheit, Verstandesschwäche, Verwirrung, Wahnsinn, Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes, Zurechnungsfähigkeit, helle Zwischenzeiten; — von Flachs: Schreien vor und während der Geburt, Schwangerschaft, Spätgeburt, zweifelhafte Todesart der Neugebornen, Ueberfruchtung, Untersuchung der weiblichen Geschlechtstheile; — von Lehmann: Vergiftung, Salzsäure, Schwefelarsenik etc.; — Martini: Scheintod, Selbstmord, Selbstverbrennung, gerichtliche Thierarzneikunde, Wiederbelebungsversuche von Scheintodten; — Schmalz: Scheinvergiftung, Straffähigkeit, Tod, geschlechtliches Unvermögen, Zwitter. — Wir erinnern zugleich noch, dafs dieses Werk seinen zweiten Titel noch als *erste, die gerichtliche Arzneikunde enthaltende Abtheilung* eines Encyclopädischen Handbuches der gesammten Staatsarzneikunde bildet. Der Subscriptionspreis für jedes Heft (12 Bgn.) war n. $\frac{2}{3}$ Thlr.; für das letzte 20 Bgn. starke Heft aber $1\frac{1}{3}$ Thlr.; das Ganze kostet mithin n. $7\frac{1}{3}$ Thlr., welcher Preis bei der ganz guten Ausstattung mäfsig genannt werden mufs.

1725. *Formulaire pharmaceutique égyptien* à l'usage des hopitaux militaires, des établissemens, des corps et de la marine. Paris. 8. $17\frac{1}{2}$ Bgn. Dieses Formular ist von den drei Gliedern des ägyptischen allgem. Gesundheits-Conseil amtlich herausgegeben, unter welchen Clot-Bey bereits einen europäischen Ruf gewonnen hat.

1726. Die erste *Partie* des „Nouveau manuel de médecine homéopathique" ist unter dem Titel: *Manuel de matière médicale.* Par *G. J. H. Jahn*, mit der Erscheinung des 2n Bandes (*LACH—ZJN*) vollendet und kostet $4\frac{1}{2}$ Fr. Die zweite Partie, welche gleichfalls 2 Bände umfassen soll, wird das *Répertoire thérapeutique et symptomologique* enthalten und binnen 4 Monaten erscheinen.

1727. *Novi Comm. acad. Bononens.* IV. 2. (vgl. Art. 1601.) enth. Ant. Cavara De tumoribus aneurismaticis varicosis anastomosium in substantiam erectilem confluentibus. — Marci Paolini de Maniaco repentina morte correpto animadversiones nonnullae physiologico-pathologicae et phisiologicae de nervo intercostali, pars 3. 4.

Pädagogik.

1728. *Verhandlungen der zweiten Versammlung deutscher Philologen u. Schulmänner, in Mannheim* 1839. Mannheim, Löffler. 1840. 4. IV u. 124 S. 1 Thlr. — Dieser erst vor Kurzem erschienene, von dem Lyceumslehrer *Bissinger* in Mannheim redigirte, zweite Bericht ist geeignet, ähnliche Bemerkungen zu veranlassen, wie sie bei der Anzeige des ersten in diesem Blatte (1839, Art. 897.) gemacht worden sind. Man findet einzelne Vorträge abgedruckt, die nichts erhebliches Neues, oder nicht genug Anregendes enthalten, um einer solchen Versammlung von Gelehrten dargeboten zu werden u. die eigentlichen Zwecke der Gesellschaft zu fördern: andere sind eben so wissenschaftlich gründlich, als sie eine lebendige Einwirkung auf die Hörenden nicht verfehlt haben können. Zu dem Bedeutendsten in diesem Heft gehören: die einleitende Rede des Präsidenten *Zell*, die Vorträge *K. F. Hermanns*, der von *Fr. Thiersch* über das Verhältnifs und das gemeinsame Interesse der humanistischen u. industriellen Richtung unsrer Zeit (auch in der Allgm. Augsb. Ztg. abgedruckt); ferner die vortreffliche Darstellung *Gerlachs* von Basel über Seneca's Verhältnifs zu seinem Zeitalter; dann *Welcker's* Erwiderung gegen Walz, der zu beweisen gesucht hatte, nicht nur, dafs es Sitte der Alten gewesen, die Werke der Sculptur zu bemalen, sondern auch, dafs diese Weise der Idee der griechischen Kunst am meisten entsprechend sei: eine Behauptung, die eine lebhafte Erörterung veranlassen mufste. Auch diesmal ist eine lateinische Rede beigegeben zur Vertheidigung des Latein-Schreibens u. Sprechens: doch fehlt es der Rede selbst an durchgängiger Correctheit und noch mehr an Beweiskraft; sie wird vielmal aufgewogen durch die geistreiche und gründliche Entgegnung *K. F. Hermanns* auf den Vortrag des Prof. *Döll*, der sich gegen den Unterricht der Jugend in fremden Sprachen in der Weise ausgesprochen hatte, dafs er namentlich die classischen Sprachen nicht vor dem 14ten Jahr der Zöglinge gelehrt wissen wollte. Als Beilagen sind zu den Protokollen einige Abhandlungen hinzugefügt, die wegen der Kürze der Zeit nicht zum Vortrag gekommen waren; so die nicht unerhebliche von *Fiisting* über die relative Apposition; aufserdem über die Schulen in Ostindien, von dem Missionar *Schmid* aus Jena, und von *Zell* über den handschriftlichen Nachlafs des P. Desbillons. In diesem Anhange würde, wie es scheint, auch der Vortrag des Dr. *Sebold* über den Zustand der engl. Schulen eine passende Stelle gefunden, da eine histor. Schilderung dieser jetzt gar nicht unbekannten Verhältnisse schwerlich dem allgm. Interesse entspricht, was die Versammlung auf so kurze Zeit zusammenführt. Denn diese Nachrichten sind nicht von der Art, dafs Berathungen durch sie angeregt oder unterstützt würden, wofür, wie es auch in der Rede von Zell heifst, die schriftliche Mittheilung kein hinreichendes Organ ist, was hingegen meist für die Darlegung gelehrter Untersuchungen u. ihrer Resultate, u. eben so für blos historische Relationen sehr wohl der Fall ist. Indessen wird es unmög-

lich sein, nur etwas Allen gleich Wichtiges zum Vortrag zu bringen, u. kaum erreichbar, das Unpassende überall abzuwehren. Uebelstände dieser Art sind eben so leicht wahrzunehmen als schwer zu beseitigen; sie hängen mit der Natur so grofser Vereinigungen zusammen: aber ein unzweifelhafter Gewinn für die Wissenschaft und die Pädagogik ist schon das Bestehen dieser Vereine, u. zumal in der gegenwärtigen Zeit: sie erhöhen in dem Einzelnen das Bewufstsein der gemeinsamen Güter u. Interessen und der Mittel sie zu wahren; u. wie sehr darin persönliche Einwirkung etwas sonst unersetzliches ist, zeigt bei der diesmaligen Versammlung das Auftreten des eben so liebenswürdigen als verehrten Greises Fr. Jacobs, und die Weise, wie man seine Gegenwart feierte.

Handelswissenschaft. Gewerbskunde. Land- und Forstwissenschaft.

1729. *Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den Königl. Preufsischen Staaten.* I. 30. (Bd. XV. Heft 1.) Berlin, (in Commiss. der Nicolaischen Buchhandlung.) 1840. 4. 148 S. 2 Thlr. — Auch dieser Band enthält aufser den regelmäfsigen Verhandlungen, Reden etc. viele beachtenswerthe Abhandlungen und Bemerkungen: von Bredow: Benutzung der weifsen Lupine (*Lupinus albus*) zur grünen Düngung; v. Warszewicz Mittheilung über das Verfahren, den aus Samen gezogenen *Cactus* schneller zur Blüthe zu bringen; v. Erxleben Mittel zur Vertilgung der Raupen; Otto Ueber der Cultur von Polygonum tinctorium; v. Kottwitz Neue Spinnpflanze; v. Türk Ueber die Benutzung einer Forstblöfse (bei Potsdam); v. Winterfeld Ueber die Kultur der Hesperis matronalis; Burchard Bemerkungen über die Kultur der Haselnüsse und ihrer Sorten (Fts.); Haas Ueb. die neue Oelpflanze *Madia sativa*; Limprecht Beschreibung neuerfundener Glashaus- u. Mistbeet-Fenster (m. 1 Taf. Abbldgn.); Neue Verhandlungen über die *von Mons*'sche Theorie der Obstzucht; Sonnenberg Mittheilung e. vorzügl. Bohnen-Sorte; Rob. Schomburgk 1) *Sobralia Elisabethae*, eine neue Species der Orchideen (m. 2 Taf. Abbildungen.) 2) *Utricularia Humboldtii*, eine neue Pflanzenspecies (m. Abbildg.)

1730. *The rod and the gun*; being two treatises on angling and shooting, the former by *James Wilson*, the latter by the author of the „Oakleigh shooting code." Edinburgh, Black. 1840. 8. 10½ sh. Der zweite Theil dieses mit zahlreichen Holzschnitten und Stahlstichen versehenen Buches ist eine zeitgemäfse neue Aufl. und theilweise Umarbeitung des aus dem Buchhandel verschwundenen *Oakleigh shooting code.*

Schöne Literatur.

1731. *Klio.* Eine Sammlung historischer Gedichte mit einleitenden, geschichtlichen Anmerkungen von Dr. *Adolf Müller.* Berlin, H. Schultze. 1840. 8. XVIII und 478 S. n. 1⅓ Thlr. — Der durch sinnvolle Auffassung der Geschichte bekannte und beliebte Herausgeber hat in dieser Sammlung versucht, was auf beschränkterem Felde von Bormann, Wagner und Kröger geleistet worden, in möglichster Vollständigkeit deutsche Originalgedichte, oder Uebersetzungen aus fremden Dichtwerken, in der Weise zusammenzustellen, dafs in einer ziemlich ununterbrochenen Reihe die Ereignisse der Weltgeschichte dem Leser vor die Augen geführt werden. Wenn hier manche Gedichte, u. namentlich einzelne Scenen dramatischer Werke, aus ihrem Zusammenhange gerissen sind, so haben diese Erzeugnisse der verschiedensten Verfasser u. Zeiten wiederum einen eigenthümlichen Einklang gewonnen durch den Faden der Geschichte, welcher sie verbindet. Neben Aeschylos und Sophokles stehen Schiller oder Byron, nur nach den Gegenständen, welche sie behandeln; aber leider auch neben solchen Heroen die unbedeutendsten Dichter. Um nicht zu noch geringeren Repräsentanten herabzusteigen, hat der Herausgeber manche wichtige Punkte der Geschichte ganz übergehen müssen; einigemal scheint er, wie die unterschriebenen Anfangsbuchstaben verrathen, an solchen Stellen selbst ergänzt zu haben. So sehr das Unternehmen seine innere unüberwindliche Schwierigkeit hat, indem geschichtliche Wahrheit und vollkommenere poetische Darstellung für menschliche Ansicht stets weit auseinanderfallen, so wird sich doch unstreitig das Buch Freunde und Freundinnen in grofser Zahl erwerben, und eine neue Ausgabe wird noch sorgfältigere Auswahl u. gleichmäfsigere Vollständigkeit möglich machen.

1732. *Schauspiele* von *Don Pedro Calderon de la Barca.* Uebersetzt von *J. D. Gries.* Zweite durchgesehene Ausgabe. Bd. 3—6. Berlin, Nicolai. 1840. 12. (332, 336, 320, 338 S.) à ½ Thlr. — Die Leser unserer Blätter sind bereits in Art. 1326 uns. Bl. bei Gelegenheit der Anzeige der ersten 2 Bde. auf die Vorzüge dieser Erscheinung, die allen Freunden classischer Lektüre vielfach erfreulich sein mufs, aufmerksam gemacht. Die Uebersetzung ist das Werk eines anerkannten Meisters, ihr Werth und ihre Gediegenheit sind bekannt; die Ausstattung dieser neuen Ausg. wird von keiner entsprechenden Ausgabe deutscher Classiker übertroffen. Die vorl. Bände enthalten: III. Eifersucht das gröfste Scheusal; Die Verwicklungen des Zufalls. — IV. Die Tochter der Luft in 2 Theilen; — V. Die Dame Kobold; Der Richter von Zalamea. — VI. Drei Vergeltungen in einer; Hüte Dich vor stillem Wasser.

1733. Varnhagen von Ense's Rec. von Zacharia's Renomenist, mit Vorwort u. Federzeichnungen (Berlin. 1840.) in *Jahrb. f. wschftl. Kr.* II. Nr. 5. — Kind's Rec. von Neugriechische Volksgesänge, hersg. von Firmenich, ebd. 11. — Friedländer's Rec. von *Bolzenthal* Skizzen zur Kunstgeschichte, ebd. Nr. 31. 32.

1734. Rec. von Bernhard: Lebensbilder aus Dänemark. Bd. 1. 2. in *Jen. Lit.-Ztg.* Nr. 129.

Neueste Bibliographie

in wissenschaftlicher Ordnung.

1735. I. *Philosophie.* N. Tommaseo: Studii filosofici. Venezia. 8. 2 Bde. 6,⁰⁰ L. — Ant. Genovesi: Della Diceosina o sia della filosofia del giusto e dell' onesto. 12. 2 Bde. 5,²⁵ L. — Lelio Carfora: Principii di filosofia civile, applicate alle leggi e alla storia della civiltà universale. Neapel. 8. 2,⁰⁷ L.

1736. II. *Theologie.* Ritratti dei sommi pontefici, con memorie sulla loro vita per cura d'Ignazio dell' Alpi. Fasc. 1. Mail. 4. (8 S. m. e. Lith.) 0,⁴³ L. Monatl. 2 Lieff. — Pietro Martini: Storia ecclesiastica di Sardegna. Vol. 1. Cagliari. 8. 2⅔ L. — J. J. E. Roy (d'après le card. de Beausset) Hist. de Bossuet, evêque de Meaux. 2e edit. Tours. 12. 13 Bgn.; Jd.: Hist. de Fénelon, archevêque de Cambrai. Ebd. 12 Bgn. — Abbé Barbet: Histoire chronologique de la religion. 18. 8 Bgn. — (Aug. A. Scotti): Theoremi di politica cristiana (Apologie des Christenthums gegen Verdächtigungen seitens der Politik.) Mendrisio. 8. 5 L.

1737. III. *Geschichte u. Geographie.* Chev. de Beauregard: Nobiliaire de Brétagne, tiré litteralement des MS. originaux authentiques tant de la réformation générale de 1668—71 que de la grande reformation de 1400 et des ref. particulières qui aurent lieu dans l'intervalle, avec une notice historique etc. 8. 6 Fr. — A. Floquet Essai historique sur

chen Geiste wurzelt u. ein Träger der göttlichen Offenbarungen ist, wie der eines Einzelnen, und dafs ja zuletzt doch auch wieder die Darstellung die *eines* Einzelnen ist. So kann die Kritik freilich die Resultate der tiefsinnigen Forschungen des Verf. nicht anerkennen, insofern Moses als immerwährendes Subjekt dazu gedacht wird; der Verf. hat sich einzig und allein auf den Standpunkt der drei mittleren Bücher des Pentateuch gestellt, alle seine Resultate gelten daher auch nur von der Zeit, in welcher diese verfafst sind, welche es sei, hat die Kritik auszumachen, u. der Vrf. hat ihr selbst dazu trefflich in die Hand gearbeitet. Freilich stimmen wir vollkommen überein, wenn er behauptet, dafs es unmöglich sei unbeschadet *dieses* Ganzen, da oder dort nach Belieben einen Stein herauszunehmen, aber wir müssen der Kritik auch das Recht vindiciren, so tief einzuschneiden, dafs sie dem Zusammenhange, den die organische Entwickelung der Zeit gemacht hat, anatomisch zergliedernd nachgehe, und sie kann freilich hier nicht das Leben erhalten, sondern sie mufs, wie jeder Anatom, auch das Herz treffen; denn es geschieht ja hier wirklich, dafs die bedeutendsten Gebilde in denen die Idee erst am Klarsten zur Anschauung kommt, erst am spätesten sich entwickeln, wenn gleich sie freilich der Idee und dem Princip nach vor aller Entwickelung liegen. Die Zeit aber, die dem Verf. vorlag, hat er uns in seiner ganzen tiefen und grofsartigen Bedeutung dargestellt; vortrefflich hat er uns eingeführt in die Bedeutung der Stiftshütte, ihrer Maafse, ihrer Stoffe, Farben u. Kunstgebilde, — sollte auch Alles dies dazu dienen wider den Willen des Verf. grade die mythische Ansicht über dieselbe nur noch fester zu begründen. Vorzüglich ansprechend ist die Erklärung der Cherubim, die Deutung der Geräthe und besonders der Kapporeth, wenngleich Einzelnes, wie z. B. dafs der Weihrauch Symbol des Namens Gottes sei, weniger genügt. Treffend wird die Bedeutung des Hohenpriesters, der Priester u. Leviten, ihrer Gerechtsame u. Kleidung erläutert. Neu u. bedeutender, als die bisherigen, ist die Theorie des Opfers, wo aber doch auch anstatt das Richtige in den frühern aufzusuchen u. anzuerkennen, einseitig die Haupttendenz auf die Sühne durch das Blut als Sitz der Seele gelegt wird, wodurch die unblutigen Opfer nothwendig als untergeordnet erscheinen. Recht gelungen ist die Charakterisirung der verschiedenen Opferklassen, wobei auch eine recht gute Unterscheidung der Sünd- und Schuldopfer angebahnt wird, die der Verf. selbst aber nicht vollendet, weil er selbst zu kritischen Resultaten gedrängt wird, die er sich nicht eingestehen will. Ein besonsonderes Verdienst hat sich Verf. erworben durch die tiefere Auffassung der Reinigungen, wenngleich das Princip, dafs die Erzeugung und Geburt, und Tod und Verwesung als Repräsentanten der Endlichkeit und als Correlata der Sünde erscheinen, nicht recht auf den Aussatz passen will, den der Verf. mit unter die Kategorie von Tod u. Verwesung bringt, noch weniger aber auf den Aussatz an den Häusern u. Wohnungen, den der Verf. ohne Grund übergeht, obgleich die Schrift ihn in engen Zusammenhang setzt mit dem Aussatz der Menschen und ebenfalls religiöse Reinigungen anwendet. Zuletzt handelt der Verf. von den Kultuszeiten, und weist trefflich den Zusammenhang und die Bedeutung der Feste im Ganzen u. Einzelnen nach, indem er mit dem höchsten Feste, dem Versöhnungsfest schliefst; auch hier müssen wir im Allgemeinen vollkommen beistimmen, aber immer unter dem oben angegebenen Vorbehalte, dafs Alles nur von der Zeit des Levitikus gelte; hier ist es dann z. B. freilich wahr, dafs der Neumond nicht als Ruhetag erscheint, aber schwerlich wird der Verf. dies von den übrigen Büchern des Alten Testaments behaupten wollen, wo Sabbat und Neumond immer parallel stehen, und den Neumond wirklich keine Geschäfte statt haben, wofür doch die Stelle Amos VIII. 5. entscheidend ist. *George.*

1713. Köllner's Rec. von Fritzsche: Thesauri quo sacrae n. T. Glossae illustrentur specimen, in *Gött. gel. Anz.* 129. (Dieses als Universit.-Progr. 1839 zu Rostock erschienene Specimen wünscht die genaue Untersuchung u. Erklärung einzelner schwierigeren Worte (λέξις, γλῶσσα) des n. T. in e. bes. Werke nach Art des Buttmann'schen Lexilogus und der Schrift von Fischer: De vitiis lexicorum n. T. — Hr. F. giebt 2 Abhh.: 1) De verbis νύσσω, νύξις, νυγμός, νύγμα, κατανύσσω u. κατανυγμός bes. in Bez. auf Röm. XI. 8. 2) De potestate voc. κλήρωμα in n. T.) — K. Kd.'s Rec. von Gfrörer: Geschichte des Urchristenthums, ebd. 130—32. und Frts. 150—52. — Rettberg's Rec. von Bullinger's Reformationsgeschichte 1. 2. ebd. 132. — Berthenau's Rec. von Joh. Geffken: Ueber die verschiedene Eintheilung des Dekalogus, ebd. 136.

1714. Marheineke's Rec. von Beckedorff: An gottesfürchtige protestantische Christen, in *Jahrbb. f. wiss. Kr.*: Nr. 3. 4. — Weifse's Rec. von Lützelberger: Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes, ebd. 21—23. — Marheineke's Rec. von Karl Riedel: Staat u. Kirche, ebd. 33.

Geschichte und Geographie.

1715. *Abel und Wallerstein.* Beiträge zur jüngsten Geschichte bayrischer Zustände. Nach authentischen Quellen bearbeitet. Stuttgart, Griesinger. 1840. 8. 1⅓ Thlr. — Dieses Werk, dessen Aufschrift die Namen zweier durch Geburt u. Geschichte verschiedener (die Vorrede setzt hinzu: *grofser*) Staatsmänner führt, ist durch den bayerschen Landtag 1840 u. dessen Schlufsereignisse hervorgerufen. Die Journalistik hatte des bes. Vorfalls, da in Mitte der bayrischen Landesvertreter Minister von Abel seinen Amtsvorgänger *„einer Schandthat"* bezüchtigte, augenblicklich sich bemächtigt und es sind auch die weiteren Folgen, welche jenem Vorfall gegeben wurden, ein „Kampf von Mann gegen Mann" zur Oeffentlichkeit gelangt. Dieser Skandal wird denn hier in einer unbezweifelt aus Mittheilungen des Fürsten *v. Wallerstein* hervorgegangenen Schrift, noch einmal in seiner Weite und Breite vorgeführt und auf die geheimen Triebfedern und Machinationen, welche den vorausgegangenen Ereignissen u. Beziehungen zu Grunde liegen sollen, gedeutet. Es ist wahrhaft interessant, das hier geschilderte allmählige Umsichgreifen und die Erhebung der kongregationistischen Partei in Bayern, welcher Wallerstein soll erlegen sein, zu verfolgen. Bisher glaubten wir, er sei als Opfer seiner unverhohlen gesprochenen Meinung und seiner Pflicht gefallen; hier wird er uns als von fremder Intrigue erdrückt geschildert. Möglich, dafs er, nachdem sein Fall ihm gewifs war, vorzog, diesen selber mit einer Handlung des Freimuths zu bezeichnen. Unverkennbar parteiisch ist die Wirksamkeit des Fürsten, als Minister geschildert. Lächerlich klingt die Behauptung für den, welcher mit den Verhältnissen vertraut ist: als habe unter Wallersteins Ministerium die Presse ihres goldenen Zeitalters sich erfreut u. als sei da die Besprechung der innern Politik in Bayern freigegeben gewesen. Gerade in diefs goldene Zeitalter fällt jene Glanzperiode, wo aufser einigen elenden Lobhudlern Niemand in Bayern über öffentliche Verhältnisse zu Worte kam. Jener Behauptung unserer Schrift stellt sich würdig folgende an die Seite: „Durch die unerwartete Entwicklung von Streitkräften von 1800 freiwilligen Husaren, 8000 freiwilligen Jägern, gegen 16000 Legionsreservisten und sechs freiwilligen Batterien, während eine viel gröfsere Anzahl Landwehr vollständig organisirt u. gröfstentheils (!) armirt u. uniformirt in der zweiten Linie der Befehle harrte", hätte Bayern zur Zeit der Befreiungskriege, so sehr an Bedeutung gewonnen, *dafs es bekanntlich nur von ihm abhing*, als Grofsmacht unter den unmittelbaren Paciszenten der Pariser Vorträge aufzutreten. S. 9. Diese Grofssprache-

reien erinnern uns ganz an den Ton gewisser Journale aus den Jahren 1832—37, sie sind eben so widerlich, als jene perfiden Mannöver, gegen welche sich nunmehr eine hochfahrende Freisinnigkeit waffnet, die lange, lange Zeit zur Lobrednerin alles dessen sich machte, was da kam und kommen mufste. War sie die Düpe überlegener Perfidie, so kommt es wahrhaft nicht auf Rechnung der grofsen, weltbeglückenden Ideen, in deren Dienst sie gestanden zu sein vorgiebt, sondern es erscheint diefs als die Folge einer bis zur Selbstapotheose verblendeten Eitelkeit, die nie für die Dauer, mit dem Namen des Edlen und Schönen sich schmückt. Dabei beklagt Niemand mehr, als Ref. die letzte Phase der in Frage stehenden Entwicklungen; er behauptet nur, dafs jene Halbheit und Scheinseeligkeit, die nun vor den Augen der Welt ihre Hände in Unschuld waschen will, durchaus nicht Garantie bot für eine bessere Wendung der Dinge, auf achtunggebietender Grundlage. Das leere Spiel aufgeblasener Hohlheit, u. der erstickende Schwall nichtssagender Rotomontaden machen vor Vernünftigen kein Glück; sie sind einer charakter- und haltlosen Umgebung gegenüber, die gröfste Geifsel, welche der Weltgeist über bestimmte Lagen, Verhältnisse, Bedürfnisse und Zeiten schwingen kann, die ein aufrichtiges, hingebendes, rückhaltloses, objectives Wollen und Handeln erheischen. *r.*

1716. Don Jose Antonio Conde's „*Historia de la dominacion de los Arabes en España*, sacada de varios manuscritos y memorias arabigos" ist jetzt in der zu Paris erscheinenden *Coleccion de los mejores autores espaüoles*, (43½ Bgn. stark) abgedruckt u. bildet den 19n Band jener Sammlung. Paris. 10 Fr.

1717. Sidney Hall *A new general Atlas of* 53 *maps*, on colombier Papier. Constructed entirely from new drawings. New edition, carefully corrected to 1840. 9 L. 9 sh. Die drei Karten von Irland, Süd-Afrika und von der asiatischen Türkei sind in dieser wiederholten Bearbeitung durchaus neu angefertigt.

1718. Von Frissard Histoire du port du Havre ist der Schlufs erschienen. Das ganze, aus 60 Bogen bestehende Werk kostet mit den Kupfern 60 Fr.

Philologie. Archäologie. Literärgeschichte.

1719. *Sendschreiben an Karl Lachmann.* Von *Jacob Grimm.* Ueber *Reinhart Fuchs.* Lpzg., Weidmann. 1840. 8. n. ⅔ Thlr. — In der Einleitung wird zuerst der Standpunkt der bisherigen Forschung über R. F. kurz vergegenwärtigt und dabei die Vermuthung als wahrscheinlich ausgesprochen, dafs romanische Gedichte des XI. oder XII. sec., die als Grundlage der späteren Bearbeitungen in diesem Kreise zu betrachten wären, verloren gegangen seien. Ehe sich die Hoffnung dergleichen aufzufinden, verwirkliche, müsste man sich an die hochdeutsche, wahrscheinlich noch im XII. Jahrh. in Elsafs entstandene Uebertragung halten. Die letztere war uns nun leider nicht in ihrer echten Gestalt, sondern nur in einer jüngeren Ueberarbeitung — bei der Reime ausgeworfen, andere hinzugethan waren — erhalten, bis dem Vrf. im vorigen Jahre Pergamentblätter einer dem XII. oder Anfang des XIII. sec. angehörigen H. S., zusammen 20 Spalten etwa, u. gegen 700 Verse, mitgetheilt wurden, die sich durch ihren Inhalt bald als Bruchstücke des alten unüberarbeiteten Reinhart zu erkennen gaben. Der Codex, den ein Facsimile von Mafsmann darstellt, war a. 1515 in Hessen arg zerschnitten, er bestand aus zweiblättrigen Lagen und davon, scheint es, sind die vierte u. siebente vollständig, dann Bruchstücke der dritten und achten erhalten; die erste bis dritte, die fünfte, achte u. angenommene neunte, mit welcher der Codex schlofs, werden bis auf die erwähnten Fragmente, zwei halbe Blätter, vermifst. Hr. Gr. hat hierüber sehr genaue Rechnung geführt, die um so leichter möglich war, als sich bald zeigte, dafs die Verszahl im Ganzen zu der des Umdichters stimmt. Wir besitzen auf solche Weise die Verse 588—660; 698—981; 1524—1796 u. 1831—1901 der Ueberarbeitung in ihrer ursprünglicheren Gestalt. Schade besonders, dafs das fünfte Blatt fehlt, welches die in jener vorhandenen Lücke hätte ergänzen mögen, aber Glücks genug, dafs von dem Namen des Dichters noch *„ichezaere* übrig geblieben und der Eigenname *Heinrich* ohnehin durch die zwischen die abgeschabten Buchstaben eingetragenen rothen Strichelchen geschützt wird. Der Herausgeber meint mit Recht, dafs diesen Bruchstücken dankenswerthe Aufschlüsse über die Gestalt des ganzen Gedichtes abzugewinnen seien. S. 13—32 folgt der urkundliche Abdruck mit allen Mängeln und den unabgesetzten Versen; S. 33—52 die übersichtliche Herstellung desselben; dann S. 53—67 Anmerkungen als Worterklärungen und Rechtfertigung der Herstellung, auf die es nicht erst der Hinweisung bedarf. Zum Schlusse S. 75—90 ist der Text eines gleichfalls in Einleitung und Anmerkungen erklärten, in Griechenland vielleicht verbreiteten, neugriechischen Gedichtes gegeben, welches in Venedig als Volksbuch aufgelegt ward, und dem Hrsg. durch Kopitar in einem Abdrucke zukam. Wolf, Fuchs und Esel spielen hier die Hauptrollen, es ist aber eine eigenthümliche Verknüpfung besonderer Thierfarben, deren Inhalt der Hrsg., dem man für die Mittheilung dieser unter uns wohl ganz unbekannten ngr. Dichtung danken wird, in der Einleitung kurz zusammengestellt hat. Auch die folgenden Wort-Erklärungen werden nicht zu übersehen sein, da sie mancherlei in dem Gedichte vorkommendes Dunkle und Schwierige ausführlicher besprechen, zu dessen Erklärung man sich in den bekannten ngr. Wörterbüchern u. sonstigen Hilfsmitteln vergeblich umsieht. *A. Hoefer.*

1720. Bernhardy's Rec. von Fragmenta Comicorum Graecorum. Collegit et disp. A. Meineke, in *Jahrbb. f. wiss. Kr.*: Nr. 24—27. — Mullach's Rec. von Keil: Specimen onomatologi Graeci, Nr. 33. — Link's Rec. von Petersen: Hippocratis scripta ad temporum rationes disposita, ebd. 34. — Keil's Rec. von Franz: Elementa epigraphices, ebd. Nr. 38—40.

1721. K. O. Müller's Rec. von 1) Alterthümer u. Naturansichten im Moselthale von Ramboux m. Text von Wyttenbach; 2) Schmidt: Röm., Byzantin. u. German. Baudenkmale. Lf. 1., in *Gött. gel. Anz.* 134. 35.

Naturwissenschaften.

1722. *Nova acta physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino Carolinae naturae curiosorum.* Tom. XI. Breslau und Bonn. 1839. 4. (406 S. m. 34 Taf.) enth. Carus Needhamia expulsoria Sepiae officinalis, beschrieben u. abgebildet u. einigen Bemerkungen über epiorganische Geschöpfe begleitet. (Der Verf. erkennt im Samen ein Spermatozoon u. zwar die am höchsten entwickelte Form der Samenthiere, während Wagner es nur als Entozoon betrachtet zu haben scheint); G. Valentin Ueb. die Spermatozoen des Bären; H. Rathke Bemerkungen über den Bau des Dichelesthium sturionis u. der Lernaeopoda stellata; Fintelmann Beiträge zur näheren Bestimmung u. Naturgeschichte einiger auf der Kiefer lebenden Lophyren. — Germar Die versteinerten Insecten Solenhofens; Goldfufs Beiträge zur Petrefaktenkunde (1. durch Abbdgn. erläuterte Beschreibungen von fossilen Crinoideen. 2) Beschreibungen von 5 neuen Crustaceen-Gattungen.) — Maximilian Prinz zu Wied Ueber einige Nager mit äufseren Backentaschen aus dem westl. Nordamerika. J. v. d. Hoeven Annotationes de quibusdam mammalium generibus (1. Zahnbau der Gatt. Phacochoerus; 2. (widerlegende) Critik der Charaktere, durch welche Brandt die Stachelschweine der alten und neuen Welt unterscheidet; 3.

geſchützt geweſen ſeyen, mache eine Bemalung unwahrſcheinlich. Ob die Statuen der Kaiſerzeit noch bemalt geweſen, ſey eben ſo zweifelhaft, weil an dem wohlverwahrten Laocoon, der wahrſcheinlich aus der Zeit des Titus ſtamme, ſich keine Spuren davon fänden. Merkwürdig ſey es jedoch, daß die alte chriſtliche Zeit bemalte Statuen aufweiſe. In Bezug auf die Werke aus terra cotta, fügte der Redner noch hinzu, habe er in neuerer Zeit mehrere bemalte Exemplare in München und Karlsruhe geſehen.

Nach ihm erwiederte Profeſſor **Welker** aus Bonn Folgendes: *) Der Vortrag über die Statuenmalerei, welcher die Aufmerkſamkeit der Verſammlung in vorzüglichem Maaße erregt hat, ſcheint mir nach den mannichfaltigen gelehrten Erörterungen, die wir ſo eben vernahmen, insbeſondere noch nach der Beziehung, worin er zu dem Prinzip der höheren griechiſchen Kunſt überhaupt ſteht, eine ernſtliche Erwägung zu verdienen. Wenn ich geſtehen muß, die Anſicht des geehrten Redners nicht theilen, das Reſultat ſeiner Unterſuchung nicht annehmen zu können, ſo iſt es, weil er von einer ganz andern Vorausſetzung über die höchſten Geſetze der Kunſt auszugehen ſcheint, als ich thue: denn das Einzelne iſt in ſeinem Vortrage ſo wohl verknüpft und ausgeführt, daß, wer ihn in ſeiner Richtung willig begleitet, nur den befriedigendſten Eindruck erhalten kann. Gerade durch jene Prinzipienfrage aber, durch den Zuſammenhang, worin nach ihr der abgehandelte Gegenſtand mit unzähligen andern nicht minder wichtigen Erſcheinungen ſteht, erhält er ein um ſo höheres Intereſſe.

Ob bei dem Jupiter des Phidias die natürliche Geſichtsfarbe zur Harmonie des Ganzen wirklich als erforderlich, oder nur als zuläſſig gedacht wurde, läßt ſich nicht entſcheiden, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, ob und in wie weit die griechiſchen Künſtler auch andre Geſichtspunkte als den der Beobachtung der Naturverhältniſſe faßten und verfolgten. Hieran kann uns ſchon die von Strabon angeführte tadelnde Bemerkung erinnern, daß Phidias die Symmetrie verletzte, indem er dem Gott eine ſolche Größe gab, daß derſelbe beinahe das Dach mit dem Haupte berührte, und man ihn ſich daher nicht aufſtehend, ohne das Dach abzuheben, vorſtellen konnte. Eine große Kluft zwiſchen dem Götterbild und der Natur ſchafft das Material überhaupt, es möge behandelt und daran gekünſtelt werden, ſo viel immer wolle, nicht am wenigſten in dem Elfenbein und Gold, da dieſe durch ihre eigenthümliche Natur, ihre Pracht und ihr ſchönes Zuſammenwirken die Vorſtellung des leibhaften Eintagsmenſchen, nach ſeiner Erſcheinung, kräftig entfernt halten, wodurch im gleichen Verhältniß der Eindruck einer Darſtellung ausgewählter bedeutender, vom menſchlichen Weſen entlehnter, zur Einheit verbundener Eigenſchaften des Gottes geſichert wurden. Den Anblick eines Koloſſes, der getreu die Natur nachahmte, würde Niemand ertragen können: auch dieß muß uns bedenklich machen, die Linie zu beſtimmen, bis zu der an einem ſolchen Werke die Naturwahrheit im Einzelnen nothwendig beobachtet worden ſey. Die griechiſche Kunſt zeigt von früh an eine nicht geringere Freiheit in Erfindung desjenigen, was ihr als Kunſt gemäß und vortheilhaft ſeyn könnte, als Schärfe der Wahrnehmung und inniges Anſchmiegen an die Natur in dem, was

*) Dieſe Entgegnung wurde auf das Verlangen mehrerer Herren von dem Verfaſſer ſchriftlich eingeſendet. —

ſie von ihr unmittelbar entlehnt. Dieſes ideale Verfahren iſt in Allem ſichtbar, im Coſtüm, in den Formen, ganz vorzüglich in der Compoſition — man darf ſich nur des allgemeinen Typus derſelben in der klar zu erfaſſenden polygnotiſchen Iliuperſis, in den größeren Vaſengemälden und in den ſchönſten Sarkophagreliefen erinnern — in dem Gebrauch künſtlicher Zeichen und allegoriſcher Perſonen auch bei Darſtellungen der geſchichtsähnlichen Mythen, und es ruft in allen dieſen Sphären viele der auffallendſten Erſcheinungen hervor, welche ſämmtlich, wenn man ſie auf die muthmaßlichen, vielleicht durch das Kunſtgenie meiſt unbewußt befolgten Gründe zurückführt, den Abſtand zwiſchen Kunſt und Wirklichkeit, und das Bewußtſeyn der Alten, daß die Kunſt aus ihrem eignen Weſen und ihren Mitteln und Bedingungen heraus nicht weniger als aus der Nachahmung des Lebens das Geheimniß lebendiger Wirkung zu ſchöpfen habe, daß ſie nur kunſtmäßig, mit Phantaſie und nachdenkendem Verſtand, nachahmen müſſe, auf das Deutlichſte offenbaren. Folge dieſer künſtleriſchen Freiheit iſt es, daß ein ſo großer Theil der ſchon nicht mehr rohen, ſondern durch weſentliche Vorzüge ausgezeichneten alten Kunſtwerke in der Entfernung vom Wirklichen auch mancherlei darbietet, was uns eher als ein Mißbrauch oder eine zu weit gehende Anwendung dieſer Freiheit, eher als willkuhrlich konventionell, denn als kunſtmäßig idealiſch vorkommen kann, wie z. B. in ſo vielen Vaſengemälden die Unterſcheidung der weiblichen Figuren von den männlichen durch weiße Geſichter und Hände, die Auslaſſung des Sitzes für ſitzende Perſonen, die Bezeichnung der Meeresküſte durch einige Fiſche oder Steinchen u. ſ. w.

Verwandte Erſcheinungen gehen durch alle andre höhere griechiſche Kunſt und ſind vielleicht in keiner leichter zu unterſcheiden als in der theatraliſchen Darſtellung. Die Masken und Okribauten, die ganze räumliche Einrichtung, die Muſikbegleitung der Rede, die Declamation, die ganze ſinnliche Ausführung ſteht unter der Herrſchaft deſſelben Kunſtprincips, welches den inneren Organismus des Drama durchdringt, und die Geſchichte, die Charaktere, die Sprache von der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit ſtreng und weit entfernt.

Der idealen Poeſie und Kunſt tritt allmälig, durch Euripides und gleichgeſinnte Zeitgenoſſen eingeleitet und begünſtigt, eine andre gegenüber, welche ſich von den idealen Anſchauungen mehr zu der bunten Erſcheinung des Lebens hinwendet, und auch in den bildenden Künſten ſtellt ſich mit der Zeit grundſatzmäßig die Naturnachahmung und individuelle Charakteriſtik der alten idealiſtiſchen Schule entgegen, nicht ohne bald auch eine entſchiedene Gegenwirkung von dieſer zu erfahren. Auch in der Kunſt der Schauſpieler entwickelte ſich derſelbe Kampf der Principien, indem um die Zeit Alexanders einer der größten die natürliche, individuelle, charakteriſtiſche Sprache der dramatiſchen Perſonen gegen die idealiſche, allgemeine Declamation und Großſtimmigkeit geltend machte, und ſelbſt im Komiſchen die Kunſtübertriebenheit getadelt wurde. Es muß daher für die tiefer eingehende Geſchichte der bildenden Kunſt das Verhältniß dieſer beiden Richtungen zu und gegen einander, das Ueberwiegen der einen oder der andern, nach den Gegenſtänden und Kunſtarten, nach den Schulen und den Zeiten, einen Hauptgeſichtspunkt abgeben. Die Werke in Gold und Elfenbein — die man jetzt toreutiſch, mit einem ungeheuern Unterſchied der wirklichen Bedeutung des Worts, allgemein zu nennen beliebt — liegen, bis auf Ausnahmen, die nicht näher bekannt ſind, ſchon der Zeit nach außerhalb dieſer erſt ſpäter hervortretenden Differenz: und die des Phidias, wie Niemand bezweifelt, ſind es, worin der Kunſtgeiſt die Höhe des idealen Standpunktes, etwa wie die Poeſie in Aeſchylus, eingenommen hat.

Vergleicht man nun im raſchen Ueberblick der Gedanken die weſentlichſten Eigenſchaften der Phidias'ſchen Werke der verſchiedenſten Arten, ſo wird man gewiß nicht eine die natürlichen Farben nachahmende Malerei für die nackten Theile ſeiner Elfenbeinkoloſſe nöthiger finden als etwa für die aus Erz, welches die maleriſche Zuthat von ſelbſt ausſchloß; ja man wird bei längerer Betrachtung und durch gehörige Auseinanderſetzung ſich überzeugen müſſen, daß, was an Uebereinſtimmung mit der Natur gewonnen worden wäre, die Harmonie der Kunſt geſtört und das einfach Große mit Kleinlichkeit tingirt hätte. Die Todtenbläſſe der Jokaſte des Silanion, gleichmäßig über das ganze Geſicht verbreitet, und wenn noch etwas wirklich ähnliches der Art vorkommt, das durch beſondern Guß und Einfügung bewirkt werden mußte, iſt gar ſehr verſchieden von einem natürlichen Colorit der Götter, der Elfenbeinkoloſſe, ungefähr wie die ſchwarzblaue Maske der ſchönen Tyro nur den Eindruck der unerhörteſten Mißhandlung auf eine grelle Art den Zuſchauern zu geben beſtimmt war.

In der vielbeſprochenen Stelle der platoniſchen Republik kann ich die ἀνδριάντας γράφοντες, dem Zuſammenhang nach, mit Andern nur als Maler menſchlicher Figuren verſtehn, um ſo mehr, da auch Menander ἀνδριάς von Malerei gebraucht hat. Gerade der Theil, welchen Platon zufällig in Bezug auf die einem jeden Theil zuſtehende Farbe nennt, paßt nicht einmal für die Sculptur, da man die Augen eher, als ſie ſchwarz zu malen, um ſie auszuzeichnen, von einem andern Stein als die Statue einſetzte. Daß die circumlitio nichts gemein habe mit einer Bemalung des Elfenbeins von der Art, welche hier in Frage iſt, möchte von Niemand bezweifelt werden. An der Marmorfigur, woran die Malerei am beſten erhalten und reichlicher iſt als an irgend einer andern, die wir kennen, der Diana von Portici, iſt nach der von Raoul Rochette in ſeinem Werk über die Wandmalerei gegebenen Abbildung nur zu den Einfaſſungen des Gewands und am Köcherband rothe Farbe, mit kleinen Verzierungen auf dieſem Grund, und die des Goldes für die Haare angewandt: das Geſicht und die andern nackten Theile ſind im reinen Marmor. Daß dieſem, und ſo auch dem Elfenbein, ein allgemeiner Ton künſtlich gegeben wurde, iſt nicht unwahrſcheinlich; daß dieß ſelbſt unter dem Namen von Malerei mitbegriffen worden, iſt möglich: aber das iſt etwas durchaus anderes als Geſichtsausdruck durch Malerei.

Aus den Thonarbeiten guter alter Zeit, worunter es ſehr edle gibt, wird über den Geſchmack der Alten in Anſehung der circumlitio vielleicht Manches zu ſchließen ſeyn. Nichts Einzelnes aber, keine Seltenheit, keine Sonderbarkeit untergeordneter Kunſtarten, untergeordneter Beſtimmung, aus ſpäten, durch die mannichfaltigſte Kunſtübung zu neuen Einfällen, Verſuchen, Vermiſchungen gereiften Zeiten, nichts Uraltes, nichts ſehr Spätes, auch kein ausländiſcher Brauch wird irgend ein Gewicht haben dürfen bei Feſtſetzung unſrer Begriffe über das Verhältniß der Farbe zur reinen Form in einem Werke des Phidias, und beſonders in ſeinen Goldelfenbeinkoloſſen, den erhabenſten Werken, welche die Kunſt hervorgebracht hat.

Geheimerath **Creuzer** erklärt hierauf, er ſchließe ſich hinſichtlich der aufgeſtellten Streitfrage ganz **Welker's** Anſicht an; er glaube es gar nicht, daß die Alten Sculpturwerke bemalt hätten. Denn was jene Nachricht angehe, daß Praxiteles nicht eher mit ſeinen Arbeiten zufrieden geweſen ſey, als bis der Maler Nicias Hand angelegt habe, ſo beſtehe die circumlitio deſſelben blos darin, daß er die Statuen, um das ſtarre Weiß derſelben zu mildern, mit einem

purpurfarbigen Duft oder blaſſen Gelb überzogen habe. Ebenſo gebe auch Canova ſeinen Statuen eine wachsähnliche Milderung, wie man in der Leuchtenbergiſchen Sammlung ſehen könne. Was übrigens jenen ſchönen Kopf bei Bröndſted betreffe, ſo ſey das keine Meduſa, ſondern eine Jo, und er verweiſe deßhalb auf die Sammlung von Panofka, wo ſich Jo-Köpfe mit Hörnern fänden, welche dem bei Bröndſted genau glichen.

Profeſſor **Hermann**: Nicht als Schiedsrichter wolle er auftreten, ſondern nur das, was er unmittelbar nach dem Vortrag des Profeſſor Walz empfunden, ausſprechen. Er finde beide Erſcheinungen wahrſcheinlich, und glaube ſie beide erklären zu können. Die erſte Kunſt ſey ſchon von Urſprung an auf Naturnachahmung berechnet geweſen; die Abweichung von derſelben laſſe ſich aus der früheren Ungeſchicklichkeit erklären, (wie man das täglich in der Beſtrebung der Knaben ſehen könne); denn die feinere und individuelle Erſcheinungsform zum künſtleriſchen Bewußtſeyn zu bringen, ſey ſehr ſchwer. Bald aber ſey man dahin gekommen, die einzelnen Theile treu nach der Natur darzuſtellen, wenn gleich noch die Harmonie des Ganzen vermißt werde. Sey nun der erſte Vorderſatz eingeräumt, ſo könne man ſich nicht wundern, wenn die Kunſtwerke der alten Zeit auch in der Farbe die Natur nachzuahmen geſucht hätten. Dies bewieſen die acrolithiſchen Kunſtwerke, wo dem hölzernen Rumpfe Steinwerke angefügt ſeyen.

Ohne alſo auf die Frage, ob die Bildwerke des Phidias bemalt geweſen, weiter einzugehen, glaube er, daß die ungleichen Theile an Statuen entweder durch Elfenbein oder Farbe ausgedrückt worden ſeyen. Ja er habe die Anſicht, daß dieſe Behandlungsart ſich bis auf Phidias Zeit erſtreckt habe, denn Phidias ſelbſt ſey als δημιουργός, ja als βαναυσός angeſehen, wie dies aus dem Anfange des Perikles von Plutarch hervorgehe, wo es heiße, kein Vater werde zugeben, daß ſich ſein Sohn jenem Stande widme. Bei Phidias dürften wir alſo keinen andern Zweck als bei dem Handwerker vorausſetzen; die Frage, wie er ſo groß geworden, müßten wir in ſeinem Genie und in der Eigenthümlichkeit des griechiſchen Volkes ſuchen; denn der Grieche habe, indem er für den Augenblick ſchuf, für die Ewigkeit geſchaffen. Bald nach Phidias aber habe ſich die Kunſt von dem Leben getrennt, habe ſich über das Handwerksmäßige erhoben, und nun eine andere, entgegengeſetzte Richtung genommen und ein eigenthümliches Princip aufgeſtellt.

Hiernach beſtreite er die Schlüſſe des Profeſſor Walz, welcher die Nachricht über Silanion zum Beweiſe für eine allgemeine Bemalung ausdehne. Eben dies behaupte er auch von Rom, wo Büſten des Vitellius in Porphyr mit eingeſtreuten weißen Punkten gearbeitet worden ſeyen, um die Geſichtsfarbe dieſes Schlemmers auszudrücken. Daß man aber die Zeit des Perikles in der Bemalung der Statuen nachahme, ſcheine ihm eben ſo unpaſſend und unzweckmäßig, als wenn man die Demokratie jener Zeit wiederherzuſtellen ſuchen wollte. Uns ſpreche nur die reine Form an, welche ſich nur im reinen Steine ausſpreche.

Noch während dieſen Erörterungen war Geheimerath Jacobs, der zur großen Ueberraſchung und Freude aller Anweſenden, ſeine ſchon beſchloſſene Abreiſe um einen Tag aufgeſchoben hatte, in den Saal getreten, und erbat ſich noch einmal die Erlaubniß, zu der Verſammlung zu ſprechen.

Er drückte ſeinen wiederholten innigen Dank aus für die liebevolle Aufnahme, welche ihm von Seiten der Verſammelten geworden ſey, und noch beſonders für die nach Sprache und Inhalt ausgezeichnete Adreſſe, mit der man ihn beehrt habe. Er ſehe dieſelbe als eine Grabſchrift an. Die Alten hätten nämlich geſagt, wer eine Grabſchrift leſe, der verliere ſein Gedächtniß. Bisher habe er immer das Gegentheil geglaubt, allein jetzt finde er jene Behauptung beſtätigt; denn als er jene Adreſſe bis zu Ende geleſen, habe er ſich darin nicht wieder erkannt. Schließlich hoffe und wünſche er, die geehrte Verſammlung künftiges Jahr in der Nähe der Thüringer Berge wieder zu begrüßen.

Als er hierauf den Saal unter lauten Aeußerungen der Verehrung von Seiten der ganzen Verſammlung verlaſſen hatte, ſprach der Vicepräſident im Namen der Verſammlung den Dank aus, zu welchem ſich alle Mitglieder derſelben gegen Profeſſor Hermann für die ihren Geſinnungen entſprechende und in claſſiſcher Latinität gefertigte Adreſſe verpflichtet fühlten.

Als die durch Jacobs unterbrochenen Erörterungen über den Vortrag des Profeſſor Walz beendigt waren, ſprach Profeſſor **Scharpff** aus Rotweil **über den Gang und die Methode des Gymnaſial-Unterrichts in der Philoſophie.**

Ich erlaube mir aus dem Gebiete der Methodologie einen Gegenſtand zur Sprache zu bringen, der mich von den hier verſammelten Schulmännern bei den regen Beſtrebungen der neuern Zeit für richtige Methode des Unterrichts eine freundliche Aufnahme, und bei der gereiften Erfahrung ſo vieler angeſehenen Schulmänner weitere Begründung oder Berichtigung, was mir Beides willkommen iſt, erwarten läßt. Ich ſpreche von dem Gange und der Methode des Gymnaſial-Unterrichts in der Philoſophie. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes unterliegt keinem Zweifel. Mit einem gewiſſen Selbſtgefühle geben ſich die ſtudirenden Jünglinge dieſem Unterrichte hin; ſie fühlen es, daß hier vor Allem die noch unbeſtimmten Ideale des Gemüthes Geſtalt und Feſtigkeit gewinnen ſollen. Das Gymnaſium kommt in der Regel mit vieler Freigebigkeit ihrem Streben entgegen: Pſychologie, Logik, Aeſthetik, oder ſtatt letzteren Gegenſtandes auch Naturrecht, dann Moral läßt es als abgeſonderte Unterrichtsgegenſtände an ſeinen Schülern gleichſam en miniature vorüberziehen. Ich ſage abſichtlich: „vorüberziehen;“ denn wenn ich auch nicht läugne, daß die fähigern Jünglinge durch den bisher gewöhnlichen Unterricht in der Philoſophie auf einen Standpunkt erhoben werden, auf dem ſie eine vernünftige Anſicht von Gott, der Welt und ſich ſelbſt gewinnen, ſo iſt es doch eine unbeſtreitbare Thatſache, daß die Mehrzahl der Gymnaſiſten, ſelbſt die Fähigern nicht ausgenommen, zwar über die genannten Gegenſtände Manches zu ſagen wiſſen, aber ihr Wiſſen iſt mehr ein erlerntes, als ein lebendiges. Daher denn auch nach zweijährigem Unterrichte in der Philoſophie eine auffallende Unbeholfenheit in geordneter Gedankenentwicklung, in ſelbſtſtändiger Bearbeitung eines Thema ſich unverkennbar kund gibt. Einzelne beſonders Begabte können hier nicht in Betracht kommen; denn auch hier bleibt es Regel, ſo viel als möglich an allen Schülern den Zweck des Unterrichts zu realiſiren. Warum ſollten nicht gerade die der Bildung nach am meiſten bedürfenden mittleren Talente an einem anerkannt

höchſt bildenden Stoffe geübt werden? als ob nicht gerade ſie es wären, welche wegen Mangels an der gehörigen Ausbildung ſpäter die große Klaſſe der unreifen und unklaren, nur zerſtörenden, nicht aufbauenden Halbwiſſer reichlich ergänzten. Daß nun der Unterricht in der Philoſophie nicht in dem Grade bildend iſt, in dem er es ſein könnte und ſollte, liegt meines Dafürhaltens hauptſächlich in dem Gange, der dieſem Unterrichtszweige in der Regel vorgezeichnet iſt. Für Pſychologie, Logik, häufig auch Aeſthetik oder an ihrer Stelle Naturrecht, dann Moral iſt je ein Jahrescurſus mit zwei wöchentlichen Stunden zur Erläuterung nach irgend einem Lehrbuche feſtgeſetzt. Theils durch den Gang des Lehrbuches, theils beſonders durch die Kürze der Zeit iſt der Lehrer hauptſächlich an die ſynthetiſche Methode des Unterrichts angewieſen; und verſucht er die mehr erweckende und bildende analytiſche Methode, ſo iſt ihm dieß nicht möglich, ohne ungleich mehr Zeit aufwenden zu müſſen und ſein beſtimmtes Penſum am Ende unvollendet zu laſſen. Bedenkt man dabei die Menge der übrigen Lehrgegenſtände, ſo erhellt, daß auch für ſchriftliche Uebungen in und außerhalb der Lektion nicht ſo viel Spielraum gegeben iſt, um durch ſie auf Weckung und Schärfung des Urtheils hinwirken zu können. Aber die Logik? ſagt man — dieſe iſt ja ausſchließlich der Lehre von geordneter, gründlicher Gedankenentwicklung gewidmet! Der Lehre allerdings, aber wegen des eben Geſagten, nicht der wiederholten Uebung! Dazu kommt noch, daß nach dem gewöhnlichen Gange dem Unterrichte in der Logik bloß der in der Pſychologie vorausgeht. Will daher der Lehrer ſich bei der Erläuterung der abſtrakten logiſchen Regeln nicht mit trivialen oder jenen althergebrachten Beiſpielen, wie: Petrus iſt ſterblich; das Gold iſt ſchmelzbar ꝛc. begnügen, ſondern durch Materien aus der Aeſthetik, Moral, dem Naturrechte ꝛc. ſeinem Unterrichte mehr Intereſſe verleihen, ſo iſt er in ausführlichere Erklärungen einzugehen genöthigt, über welchen ihm die Zeit nur zu ſchnell dahin ſchwindet. Insbeſondere fehlt es ihm gänzlich an Zeit zu Diſputirübungen, welche ja die Logik ſelbſt zu einem lebendigen Verſtehen ihrer ſelbſt empfiehlt und welche auch nach dem Zeugniſſe mehrerer meiner Schüler ſie erſt recht in das Weſen der Logik einführten. Kein Wunder daher, daß man auch bei denen, welche Logik gehört, aber nicht hinreichend geübt haben, das logiſche Element oft allzuſehr vermißt. Man wendet ein: der logiſche Sinn und Geiſt reift erſt allmählig durch fortgeſetztes Studium, durch Lektüre logiſch geſchriebener Werke. Wohl! Aber ich frage jeden Schulmann, ob er behaupten kann, daß auch die beſſern Schüler ſyllogiſtiſch ſtrenges Aufzeichnen einer Gedankenreihe, Zergliederung eines gegebenen Gedankens, eignes Nachdenken und eigene Verſuche — lauter Operationen, welche unumgänglich zur Bildung und Schärfung des Urtheils nothwendig ſind, wegen ihrer abſtrakten Natur aber von der Flüchtigkeit des jugendlichen Alters in der Regel gemieden werden, daß, ſage ich, auch die fähigen Schüler ſolchen Beſchäftigungen ſpäter bei ihren Studien ſich widmen werden. Wann vor Allem iſt die geeignete Zeit zur planmäßigen Ausführung ſolch eines geiſtigen γυμνάζεσθαι, wenn nicht auf dem Gymnaſium? und was hierin, jedoch nur bei einem Theile der Studirenden hie und da auf Univerſitäten geſchieht, erſetzt das Verſäumte nicht hinreichend.

Das Reſultat aus dem Bisherigen wäre alſo: es fehlt dem Gange des Gymnaſial-Unterrichts in der Philoſophie an Zeit zu den höchſt nothwendigen wiederholten Uebungen in freier, geordneter Gedankenentwicklung, oder kürzer: es fehlt die Pflege des dialectiſchen Elementes.

Auf der andern Seite geht bei der gewöhnlichen Art des Gymnaſial-Unterrichts in der

Philoſophie ſehr viele Zeit verloren, welche beſſer benützt werden könnte; theils weil Verwandtes zerſplittert werden muß, wie z. B. die Nachweiſung der Realität des Begriffes von Recht, Schön, Gut ꝛc. was alles in das Gebiet der Pſychologie gehört, theils weil Einmal zu Erörterndes ſich öfters wiederholt, wie der Begriff der Wiſſenſchaft und ſein Verhältniß zum empiriſchen Wiſſen, theils und hauptſächlich, weil Manches nach den bisherigen Lehrbüchern aufgenommen wird, was theils für die Zwecke der Gymnaſialbildung unnöthig iſt, z. B. die Anführung älterer Definitionen, Eintheilungen dieſes oder jenes Gegenſtandes ꝛc., theils erſt nach einiger Bekanntſchaft auf dem Gebiete der Philoſophie verſtanden werden kann, wie die ausführliche Einleitung über Begriff, ausführliche Eintheilung, Werth der Philoſophie, welche mehreren Handbüchern der Logik vorausgeht. Durch alles dieſes nimmt, wie mir ſcheint, dieſer ganze Unterricht allzuſehr und nicht zu ſeinem wahren Vortheile die Form des academiſchen Unterrichtes an, und die Gränze zwiſchen dieſem und jenem wäre dann bloß eine quantitative, während ſie hauptſächlich eine qualitative ſeyn ſollte, beſtimmt durch die Methode des Unterrichts. Daher würden wohl diejenigen, welche in neueſter Zeit den rein acroamatiſchen Vortrag von der Univerſität entfernt wiſſen wollten, das Richtigere geſagt haben, wenn ſie dieß auf den Gymnaſial-Unterricht, jedoch auch hier unter ziemlichen Einſchränkungen, bezogen hätten. Soll nun der Zweck des Gymnaſial-Unterrichts in der Philoſophie erreicht werden, welcher offenbar nicht ſo faſt der iſt, auf die wichtigſten Fragen in einigen Jahren eine entſprechende Antwort zu geben, welche oft nicht einmal das Reſultat eines ganzen Menſchenlebens iſt, als vielmehr in der Anleitung zu ſelbſtſtändigem, klarem und geordnetem Denken beſteht; ſo müßte ſich, ohne größern Zeitaufwand, der Gang des Unterrichts etwa auf folgende Weiſe geſtalten:

I. Der Unterricht beginnt, wie bisher, im zweiten Curſe des Obergymnaſiums (achte Claſſe) in einem Jahrescurſe von wöchentlich zwei Stunden mit Pſychologie.

Hierauf folgt dann im dritten Curſe (neunte Claſſe) in einem Jahrescurſe von zwei bis drei Stunden wöchentlich —

II. Dialectik. Stoff und Form dieſer neuen Lection wäre folgende: Ausgehend von der Natur und geiſtigen Einrichtung des Menſchen, wie ſie nun aus der Pſychologie bekannt iſt, werden zuerſt in ſynthetiſcher Methode die wichtigſten einzelnen philoſophiſchen Disciplinen aus ihrem pſychologiſchen Grunde entwickelt, um ſo eine allgemeine Vorſtellung von der Aufgabe der Philoſophie und dem innern Zuſammenhange ihrer Theile zu geben. Nachdem ſofort der Lehrer darauf aufmerkſam gemacht hat, daß der Menſch Alles denkend zu erfaſſen beſtimmt ſey, ja, daß er nichts wahrhaft erkannt habe, wenn nicht in der Form des Gedankens (Begriffs), wird dieß durch den Uebergang zu dialectiſchen Uebungen nachgewieſen. Den Stoff zu denſelben liefern Naturrecht, Moral oder Religionslehre. Es wird z. B. der Begriff „Vertrag“ nach allen möglichen Beziehungen erörtert und bei dieſem Gegenſtande ſo lange verweilt, bis durch allmählige Erweiterung das Wichtigſte aus dieſem Gebiete beſprochen und den Schülern klar geworden iſt, worauf die Uebungen ihren Stoff aus einem andern Gebiete entlehnen und dieſes auf gleiche Weiſe bearbeiten. Aber nicht erſt bei dieſem Uebergange zu einem andern Gebiete, ſondern ſchon vorher, ſobald irgend eine kleinere Parthie in materieller Hinſicht zum Verſtändniß gebracht iſt, macht der Lehrer auf die Natur und Beſchaffenheit, die Geſetze und Hauptarten des Denkens aufmerkſam, welche hiebei zum Vorſchein kamen, und was er vorher namentlich bei den minder Fähigen kaum bewirkte, wird ihm jetzt leicht nachzuweiſen und zu erklären ſeyn.

In die Form dieſer Uebungen kann der Lehrer mehrfache Abwechslung bringen. Bald läßt er unter ſeiner unmittelbaren Leitung die Schüler ſolche Uebungen vornehmen, bald gibt er ihnen eine leichtere Parthie zur eigenen ſchriftlichen Ausarbeitung auf, bald geht die Erörterung von der Lectüre irgend eines Schriftſtellers aus. Immer aber muß ſich an die mündlichen Erörterungen die ſchriftliche Aufzeichnung des Beſprochenen als eine treffliche Uebung in der Fixirung und Darſtellung einer Gedankenreihe anſchließen, und dabei a) das Materielle, b) das Formelle, c) etwaige hiſtoriſche Bemerkungen ſcharf auseinander gehalten werden. — Im zweiten Semeſter, ſobald das Wichtigſte aus der Lehre von den Schlüſſen entwickelt iſt, folgen dann Disputir-Uebungen.

Daß der Lehrer nach einem beſtimmten Plane das Ganze leite und in jeder einzelnen Uebung die Gränzen der Erörterung feſtzuhalten wiſſe, iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein unumgängliches Erforderniß.

III. Auf dieſen dialectiſchen Curſus folgt dann im vierten Curſe (zehnte Claſſe) in wöchentlichen drei Stunden der Vortrag derjenigen philoſophiſchen Disciplinen, welche im vorigen Jahre den Stoff zu den Denkübungen geliefert hatten. Auf die Analyſe folgt jetzt die Syntheſe und die Ergänzung alles deſſen, was die wiſſenſchaftliche Form in Hinſicht auf Vollſtändigkeit für den Zweck der Gymnaſialbildung erfordert. Es kann nun keine Schwierigkeit mehr ſeyn, in der oben angegebenen Zeit Logik, Naturrecht (oder dafür Aeſthetik) und Moral nach einem paſſenden Lehrbuche zu durchgehen, vielmehr muß nach ſolchen Vorübungen das lebendige Verſtändniß ungemein gefördert ſeyn.

Es ſey mir nun noch vergönnt, mit wenigen Worten die Vortheile dieſes Ganges des philoſophiſchen Unterrichts anzudeuten.

1) Unſtreitig muß diejenige Methode des philoſophiſchen Unterrichtes die am meiſten objective ſeyn, welche den Gang, in welchem ſich der Proceß des Denkens im menſchlichen Geiſte überhaupt vollzieht, verfolgt und zu dem ihrigen macht. Wie verſchieden nun aber auch die einzelnen Philoſophen jenen Gang bezeichnen, ſo viel iſt über allen Zweifel gewiß, daß der menſchliche Geiſt von etwas Beſtimmtem, Gegebenem ausgeht, dieſes dann denkend auflöst und verarbeitet, aber nur, um das ſo Aufgelöste als Momente der Vernunfteinheit wieder zu gewinnen. Eben dieſer Gang liegt aber der angegebenen Methode zum Grunde. — Daher iſt ſie auch

2) in vollkommenſter Harmonie mit der Art und Weiſe des menſchlichen Erkennens. In demſelben haben wir Materielles und Formelles in unzertrennlicher Einheit, und nicht vor, ſondern an und mit dem Inhalte haben wir auch die Form. Nur eine gänzliche Verkennung dieſes Satzes konnte es bewirken, daß die Logik als ein leeres Gerippe und als ein Fachwerk von Abſtraktionen an den Vorhof der Philoſophie geſtellt wurde, um die Freunde der letztern ſtatt einzuladen und zu feſſeln, vielmehr wie durch ein geſpenſtartiges Weſen zurückzuſcheuchen. Wenn in neuerer Zeit der Sprachunterricht dadurch ungemein gewonnen hat und bildend geworden iſt, daß man an der Zergliederung des gegebenen Stoffes Form und Regel finden läßt, ſo iſt es wohl an der Zeit, daß die Logik ſelbſt nachfolge, und was ſie im Einzelnen bereits mit Erfolg gethan hat (man denke z. B. an die neuere Eintheilung der Urtheile in die der Cohärenz und Cauſalität ꝛc.) auch in der ganzen Richtung nachahme; d. h. ſie entwickle ſich ſelbſt an einem beſtimmten

Stoffe, und erhalte dadurch Leben und Verſtändniß. — Es kann daher nicht fehlen, daß die oben angedeutete Methode auch

3) ſehr bildend iſt. Der Schüler kann ſo nicht leicht in den Fall kommen, daß er eine geiſttödtende Maſſe von Abſtractionen, bei denen er nichts denkt, nur als Ballaſt ſeinem Gedächtniſſe einprägt, da die Form immer in ihrem unzertrennlichen Zuſammenhange mit dem Inhalte erſcheint. Der ganze Unterricht wird, wenn ich ſo ſagen darf, concentrirter, iſt eben daher leichter zu überſehen, faßlicher und frei von jenen zeitraubenden und höchſt ermüdenden Wiederholungen, welche ſich durch alle Lehrbücher mehr oder weniger hindurchziehen, in welchen die einzelnen Theile der Philoſophie abgeſondert für die Zwecke des Gymnaſiums dargeſtellt ſind (vgl. beſonders die Lehrbücher von Fiſchhaber). Dieſes Concentrirte iſt aber dem jugendlichen Alter ganz angemeſſen. Dieſes liebt kein Zerſplittern des Verwandten in vieles Fachwerk; es will klare Ueberſicht, feſte Geſichtspunkte, um ſpäter durch das Univerſitätsſtudium das Fehlende ergänzen zu können. Was aber der genannten Methode beſonders zur Empfehlung dienen dürfte, iſt, daß ſie auf größere Selbſtſtändigkeit im Denken, auf Weckung und Schärfung des Urtheils hinwirket. Zeugt nicht die Fähigkeit, einen Gedanken ſelbſtſtändig verfolgen und in ſeine Theile zerlegen zu können, von weit mehr philoſophiſchem Sinn, als das geläufige Herſagen dieſes oder jenes Paragraphen aus dem Compendium? Iſt jenes nicht weit ermunternder, als dieſes? Mir wenigſtens hat ſich dieſe Methode, die ich freilich bei dem mir vorgeſchriebenen Gange nicht in ihrem ganzen Umfange anwenden durfte, als eine ſolche bewährt, bei welcher der Unterricht in der Philoſophie weit leichter und erfolgreicher fortſchreitet. Dazu kommt noch, daß überhaupt gegenwärtig wegen der Menge der Lehrgegenſtände die Spontaneität der Schüler auf eine unverhältnißmäßige Weiſe zurückgedrängt iſt, zumal wenn wir noch die mit jedem Tage ſich mehrenden Hülfsmittel des Studiums (im Drucke erſcheinende Ueberſetzungen, Commentare ꝛc. ꝛc.) berückſichtigen. Um ſo mehr iſt gegen die vorherrſchende Receptivität ein Gegengewicht höchſt nothwendig. Endlich

4) bedarf es wohl keines beſondern Beweiſes, daß die vorgeſchlagene Methode ſich zu allen übrigen Lehrgegenſtänden ſo wenig in ein ſtörendes Verhältniß ſetzen würde, daß ſie vielmehr, weil ſie überhaupt größere Selbſtſtändigkeit verleihen will, nur wohlthätig auf den Unterricht auch in den übrigen Lehrgegenſtänden wirken kann. Nur der Wunſch wäre auch hier zu erneuern, daß, um dieſe Selbſtthätigkeit mehr entwickeln zu können, die Zahl der Lehrgegenſtände und damit auch der ſich folgenden Lectionsſtunden möglichſt vereinfacht werden möchte.

Der Vicepräſident fordert den Redner auf, die dargelegten Grundſätze in einer Schrift auszuarbeiten, damit alsdann die Zweckmäßigkeit ſeines Vorſchlags gründlicher geprüft werden könne.

Den Schluß dieſer Sitzung machte folgende lateiniſche Rede des Profeſſor **Schilling** aus Heidelberg: **Vertheidigung der Uebung im lateiniſch Sprechen und Schreiben.**

Quod felix faustumque sit!

Non ignoro, apud majores nostros usu semper servatum atque ita receptum fuisse, ut, ubi plures homines de re aliqua gravi disputandi vel disserendi caussa convenissent, ii solum loquerentur, qui vel aetate vel majori rerum experientia caeteros superarent. Et profecto, quid quamque aetatem vel quemque hominum ordinem deceat vel dedeceat, illos optime intellexisse nulla re magis probari posse mihi quidem videtur. Etenim quid arrogantius, quid a bonis moribus magis alienum esse potest, quam si homines, quos propter rerum inscitiam ad pedes prudentium virorum sedere eorumque verba audire oportet, tantum sibi sumunt temeritatis, ut vel in suggestum adscendant et ex amplissimo hoc loco vultus clarissimorum virorum adeo non extimescant, ut etiam verba facere audeant. Quare ego, cum ea mecum reputassem, nunquam huc accessissem, nisi ea me movisset ratio, quam apud prudentissimos viros semper multum valuisse video. Quemadmodum enim illud praecipue humanitatis esse omnibus probatum est, ut ii, qui magna rerum doctrina vel eloquentiae laude praeter caeteros excellant, illos, quos se inferiores esse videant, non negligant, vel etiam contemnant, sed potius laudent et studia eorum excitent: ita et vos, doctissimi viri! ea urbanitate et mansuetudine esse confido, ut me hominem obscurum nec ulla litterarum laude clarum nonnulla verba facientem audire velitis. Nolite autem putare, me ad hunc locum accessisse, quod quemquam vestrum novum quidquam a me audire vel ulla in re erudiri posse existimarem. Non enim ut vos erudirem, neque quod ego aliquid auribus vestris dignum me proferre posse censerem, hoc loco verba facere coepi, sed potius ut in via, quam modo ingressi estis, aliquantulum subsistere, paululum quasi respirare et animos vestros relaxare vobis contingeret. Caussam enim agendam et defendendam suscepi meis quidem viribus admodum difficilem et arduam, vobis vero, qui auditis, claram et facilem. Etenim neminem vestrum latet, hoc tempore multos, cum de rebus scholasticis disserant, in hanc potissimum sententiam duci, ut statuant, antiquissimam illam artem latine loquendi ac scribendi, quae ab optimis quibusque hominibus maximi semper habita est, e scholis penitus esse tollendam. Maxima incommoda in rempublicam litterariam inde esse invecta dicunt, neque quidquam verae doctrinae, quae quidem nos deceat, magis obfuisse, quam infelicissimum illum latini sermonis usum. Quare etiam monent, ne illius sermonis studiosi adolescentes in scholis, ut antea in loquendo ac scribendo amplius exerceantur, sed ut potius omissa omni arte latine loquendi ac scribendi latinos libros legere, eos intelligere, exponere et interpretari solum discant. Id enim ad solidiorem rerum doctrinam et veram humanitatem consequendam ita sufficere, ut qui etiam latine loqui vel scribere discant, se magis sibi obesse quam prodesse scire jubeantur. Itaque praecipiunt qui de rebus scholasticis reformandis ita cogitant, ut adolescentes diligenter ac sollicite attendant et discant, quae sit cujusque vocis latinae vis seu significatio, qui ejus usus, quinam sensus ex hâc vel illâ verborum constructione vel collocatione sit depromendus. Operam dent latinae linguae tirones, ut accurate intelligant, quam multi variique fuerint Romanis priscae illius aetatis dicendi modi quamque a nostris diversi. His et pluribus aliis regulis rite perceptis accedant tandem ad auctores classicos eorumque libros ita pervolutent, ut quaecunque sapientiae in iis recondita invenerint exempla, ea in usum suum convertant. Idem etiam ab antiquissimis temporibus usque ad hodiernum diem ab

illis factum esse dicunt, qui linguae graecae studerent, neque quemquam esse, qui secus fieri oportere affirmaverit. Addunt, multos etiam eosque in arte latine loquendi ac scribendi versatissimos homines inveniri, qui graece loqui ac scribere tanquam rem absurdam et inutilem fastidiant, imo tirones moneant, ut in scriptoribus graecis legendis solum, nec vero in loquendo vel scribendo operam suam collocent. Quodsi illi, qui in lingua graeca ad id studii hortantur — ita illi deinceps disputant — omnibus recte sentire nunquam non videntur, quid est, cur non idem in lingua latina valere existimandum sit?

Multa sane eaque gravissima, quibus sententiam suam confirmari autumant, in medium proferunt. At ista omnia ejus generis sunt, ut ab hujus concilii ratione non alienum esse videatur, eorum nonnulla enumerare et quam vana, quamque irrita ea sint, paucis ostendere.

Primum autem verba eorum, qui usum latine loquendi ac scribendi e scholis extorrem agi volunt, fere sic sonant. Quicunque latinis litteris ita imbui volunt, ut latine cum aliis confabulari, loqui vel disputare vel etiam in scribendo illis litteris uti sciant, omnem operam in eo collocare debent, ut ita confabulari, loqui vel disputare vel scribere discant, quemadmodum ab antiquis Romanis id factum esse ex eorum libris manifestum est. Hoc autem non solum fieri non potest, ut quis antiquam illam latini sermonis laudem attingat, sed et plurima incommoda ex isto perverso studio latine loquendi vel scribendi provenire solent. Ejus autem rei istos homines hanc causam reddere audio. Dicunt autem fere hoc modo.

Primum adolescentes, qui quemadmodum fieri oportere diximus, latinos auctores in loquendo vel scribendo vere imitari discunt, non ita loqui vel scribere licet, prout sua fert natura, sed longe alio modo, et eo quidem, qui non germanicae sed latinae linguae idiomati proprius esse videatur. Quam difficile autem sit propriam suam naturam vincere eamque ita mutare, ut non solum verba latina eloquamur, sed ut etiam, quae mente nostra concipimus, cogitamus vel quae sentimus, ita concipiamus, cogitemus vel sentiamus, quemadmodum Romanos olim cogitasse ac sensisse constat, ii solum ignorant, qui humanae naturae penitus imperiti sunt. Itaque non proprio, sed alieno quasi idiomate cogitant ac sentiunt adolescentes, nec eas res, quae ab ipsis sentiuntur, verba ultro ac non quaesita subsequuntur, quemadmodum iis fieri solet, qui patrio sermone utuntur. Non enim in verba dominantur latine loquentes, sed verba dominantur potius in eos, ita, ut non ea, quae mente sua prolata sint, enuntient, sed potius ut ea mente sua proferant, quae per mancam ac inchoatam latini sermonis notitiam eis proferre licet. Inde etiam factum est, ita verba istorum hominum, de quibus dico, ulterius sonant, ut paucissimi inveniantur, qui aliquam latini sermonis laudem vel gloriam adepti sint, plurimi vero, quibus ne ad aditum laudis quidem accedere contigerit. Permultos, imo fere omnes alias doctissimos homines tam perverse tamque sinistre latine loqui vel scribere isti jocose dicunt, ut si forte Cicero vel etiam minimus ex ejus servis culinariis a mortuis excitaretur, eosque loquentes audiret vel scripta eorum legeret, lucis adspectu adeo non gauderet, ut ex mera aegritudine ac miseratione iterum ad umbras refugeret. In plurimis libris latinis ac in sexcentis illis dissertationibus, quae fere quotannis in lucem edi soleant, nihil contineri dicunt, praeter strucm quandam ac congeriem latinorum verborum, quibus omnis elegantia latina desit. Mirum sane et fere incredibile esse, qui fieri possit, ut homines in eo tamdiu laborare atque illud saxum volvere non desinant, quod ad summum montem trahi posse omnes prudentes jam diu desperaverint.

Verum ne rem ultra quam satis est prosequamur, nonnulla afferamus, quibus sententia illorum hominum infringi posse mihi quidem videtur. Etenim qui hac de re in contrariam partem

disputant illudque dicunt, quod quicunque latine loqui vel scribere velint, contra animi sui indolem sentire atque cogitare cogantur, non satis perpendere mihi videntur, quod illius linguae tirones eo ipso studio in optimam palaestram ducantur.

Quae enim palaestra melior, qui ludus utilior esse potest, quam ubi licet animi nostri vires exercere, ingenium acuere eaque verba quaerere, quibus, quae mente concepimus, aptissime indicemus? Equidem multos cognovi eosque prudentissimos homines, qui ex ulla re se majorem voluptatem cepisse negarent, neque majori cum utilitate in opere aliquo se versatos esse dicerent, quam ubi cogitata sua latine reddere sibi licuisset. Et profecto quid magis jucundum, quid utilius esse potest, quam ista ingenii nostri occupatio? Datur enim nobis copia cognoscendi atque intelligendi, quae et quanta utrique linguae sint peculiaria ac propria, quantum una ab altera differat, abhorreat, quaeque habeant communia. Nam quid omne munus cogitandi aliud est, quam quascunque res ad invicem referre, eas inter se comparare atque diligentissime observare ac quaerere, quid cuique earum sit proprium, quid plurium vel omnium sit commune? Quid denique dulcius, quid suavius dici potest, quam quae animo recte cogitata atque collata sint, ea aptissimis quibusque verbis proloqui atque enuntiare? Quanta autem ingenii solertia, quanta sagacitas, quanta prudentia inde pariatur, ii solum non vident, qui nihil utile esse censent, nisi quo res sua familiaris augeatur. Quare manifestum ac ipsa luce clarius est, eam ipsam rem, quam muneri cogitandi maxime obesse dicunt, eidem muneri plurimum prodesse atque opitulari. Imo etiam ii solum latinae linguae peritiam habere recte dicuntur, qui eam ita didicerunt, ut ea uti possint. Equidem nequaquam dixerim, ullum hominem linguam Gallicam, Hispanicam, Italicam vel quamcunque aliam callere, nisi et iisdem cogitata sua exprimere possit. Neque unquam, quantum quidem memini, in hominem quemquam incidi, qui has dictas linguas discere non utilissimum esse diceret. Imo saepissime audivi, hunc vel illum hominem alieno sermone aeque ac patrio uti posse. Ac ut pro multis unum tantum ponam, Themistocles, clarissimus ille dux Atheniensium, qui Persas apud Salamina vicit, non minimam eo adeptus est gloriam, quod litteris sermoneque Persarum adeo eruditus fuisse perhibetur, ut secundum Nepotem multo commodius dicatur apud regem verba fecisse, quam hi poterant, qui in Perside erant nati. Certe si quis hoc tempore reperiretur, qui earum nationum, quae nunc sunt, linguas tam perite sciret, ut cum Gallis, cum Italis, cum Anglis vel cum aliis expedite et commode colloqui posset, an non omnes ei gratularentur? Eos autem homines multos esse, quis nescit? Vel si quis esset, qui in Gallia, in Britannia, in Italia vel in quacunque alia terra in publico aliquo hominum congressu tam eleganter tamque ornate oraret, ut difficile esset judicare, in qua terra hanc lucem primum adspexisset, an non omnes, qui hunc hominem esse audivissent, concurrerent ut eum viderent? An non prae admiratione lactissimos clamores cierent eumque hominem felicissimum esse praedicarent? Quod si autem in his linguis excellere maximae gloriae tribuitur, quare non in eâ quoque excellere gloriae tribuatur, quae ut difficillima, ita gravissima ab omnibus semper habita est, dico autem linguam latinam, quam si solam Deus Optimus Maximus antiquitatis superstitem nobis dedisset, dignis laudibus eum celebrare nunquam possemus. O praeclarum illum sermonem, quo Cincinnati, Camilli, Scipiones, Pauli Aemilii et magni denique Catones quondam usi sunt! O praeclaros illos dies, quibus nobis adolescentibus in scholis quondam contigit Romanae virtutis exempla non solum legere, sed clarorum virorum sermones imitari et ad virtutis laudem et gloriam eorum verbis imitandis accendi! Equidem quotiescunque acerba illa atque molesta recordor, quae in juventute mea plurima perpetienda a divino Numine nunquam non adorando mihi tributa erant, cumque vitae peractae taedium

animum meum subit, mirum quantum perfugium ac solatium praebet repetita illa concertationum latinarum memoria. Quare istos homines, qui optimam illam artem latine loquendi ac scribendi exulem esse volunt, levitatis accusare, si non licet, ignorantiae ac stultitiae certe licet. Illos enim a veritate aberrare et stultos imo injustos esse profecto dicere fas est, qui latinam linguam exilio mulctari volunt, recentes autem has linguas ejusdem culpae reas pariter mulctandas esse non vident. Quodsi enim illos, qui latino sermone utantur, non pro suo idiomate sed pro alieno loqui, cogitare atque sentire constat, non video, cur non idem de nostrae aetatis linguis dicendum sit. Omnes enim mirum quantum a patria nostra lingua discrepant, id quod illi optime sciunt, qui in iis versati sunt. Et tamen nemo unquam dixit, periculosum esse nostrae aetatis linguas discere. Quare perverse et omnino stulte eos judicare, qui non amplius in scholis latine loquendum ac scribendum esse censeant, nemo non videt.

Quod autem dicunt exiguam partem hominum esse, qui aliquantulum gloriae in hac arte nacti sint, nemo unquam negavit. Verum, ut ego arbitror, non ideo egregiam laudem eleganter scriptorum paucissimi ex recentioribus sibi pararunt, quod in Germania, in Britannia, in Gallia vel in alia quadam terra erant nati, sed quod difficillimum est, in ea arte principem esse, in qua excellere ipsorum Romanorum paucissimis tantum licuit.

> Ingenium misera quia fortunatius arte
> Credit et excludit sanos Heliconc poëtas
> Democritus.

Ut enim in omnibus artibus, ita et in hac magno ingenio opus est. Ciceronem frustra imitantur, qui Ciceronis ingenio sunt destituti. Ingenium vero et quae pretiosissima dona sunt, ea paucissimis hominibus largiri solet natura.

> Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
> Musa loqui.

Huc accedit, quod in multis scholis, quantum ego quidem arbitror, plane perversa est in linguam latinam institutio. Quae si non esset perversa, fieri non posset, ut adolescentes octo vel decem annis peractis non tantum latine sciant, quantum veterum memoria eos post biennium vel triennium jam scisse traditum est. Incipiant praeceptores, ut olim, a loquendo et scribendo et jam pauci erunt adolescentes, qui annis scholasticis elapsis dicant, se oleum et operam perdidisse. Si adolescentes semper libros latinos legunt, eam quidem facultatem acquirunt, ut quid in iis scriptum sit, germanice dicere possint, latine autem dicere non possint. Etenim diuturna consuetudine fit, ut auditis verbis latinis statim memoriam subeant notiones, quae verbis indicantur. Verum non ita, si rem verteris. Tum enim haesitant adolescentes, dubitant, interrogant, quo modo hoc vel illud verbum latine reddendum sit. Et cur ita? Quia adsuefacti sunt cum verbis latinis significationem germanicam nec vero contra tenere. Profecto si in recentioribus linguis eadem esset ratio informandi, non plus proficerent adolescentes.

Verum me Hercle, quis est, qui nesciat non solum superiori sed et nostra memoria plures fuisse et adhuc esse, qui tam eleganter latine scripserint, ut eos in numerum vere latinorum auctorum referre nemo prudens dubitaret. Nam si quis forte ex veteribus Romanis a mortuis suscitatus Muretum clarum illum oratorem dicentem audivisset vel Petri Bembi epistolas tam festive ac eleganter scriptas legeret, tantum abest, ut aufugeret et ad umbras rediret, ut iis etiam miri-

fice recrearetur. Equidem neminem adhuc inveni, qui non diceret se ex horum virorum scriptis miram quandam capere voluptatem. Tanta enim est illorum suavitas, tanta elegantia, ut saepe Ciceronem vel Plinium te legere existimes. Ex nostris hominibus, quorum plurimi veterum gloriam accesserunt, neminem dico, quia adsentandi suspicionem revereor.

Quod denique dicunt fere neminem in graecis litteris versantem illud intendere, ut et graece loqui et scribere discat, esseque multos et eos prudentissimos homines, qui censeant in discendis graecis litteris hoc solum requiri, ut graecos auctores legere et quae in eorum libris continentur, intelligere ac rite interpretari possimus, equidem non idem censeo. Quare etiam illud nego, quod idem in latinis litteris faciendum sit. Nam illud ipsum, quod multi adolescentes, qui graecas litteras discunt, neque in scribendo neque in loquendo exercentur, in caussa esse videtur, quod, simulac e schola dimissi sunt, illas litteras plane negligant.

Nec etiam mirum. Nam longe majori animorum contentione opus est, ubi laborandum est, quemadmodum a nobis cogitata eloquenda sint. Quantopere autem juvet omnes animi vires quodammodo contendere et agitare et ita quidem agitare, quemadmodum nobis libet, neminem ex iis fugit, qui animorum nostrorum indolem indagare laborant. Inde etiam patet, quanto errore teneantur ii, qui dicant, eos, qui latine loquantur, non libere agere sed in servitute quadam alienae linguae ejusdemque mortuae teneri. Ex sententia nostra etiam sunt ea, quae in terris Austriacis a summo regimine his annis (anno 1821. et 22.) hac de re decreta leguntur. Praeceptores enim in illis terris adolescentes non solum ad latine scribendum ac loquendum instituere severe jubentur, sed et modus et ratio indicatur, quibus illud munus potissimum obeundum sit, ita quidem, ut quam recte de rebus scholasticis in illis terris sentiant, ex iis decretis manifesto adpareat.

Longum est caetera omnia recensere, quae ab illis proferri solent, qui de abolendo usu latini sermonis cogitant. Sunt enim innumera. Quare nihil dicam, quod existimant, latinam linguam pro immensa multitudine rerum earumque notionum nimis pauperem esse; transeo quod dicunt, latini sermonis usu maximam partem hominum a litterarum aditu arceri et excludi. Sunt quoque qui dicant, usu latini sermonis factum esse, ut restitutis litteris Germani post multa demum saecula ad humanitatem pervenirent, scilicet ex eo tempore, quo latino sermone in conscribendis libris uti desiissent. Haec et reliqua omnia, quibus latini sermonis usui maculas adspergere intendunt, si diluere vellem, diutius quam aequum est, vos, doctissimi viri! detinerem. Quare satis sit nonnulla eorum indicasse, ne Vobis, qui pro magna vestra humanitate me audire voluistis, molestum esse me in animo, habere videar. Nam antequam loquerer, jam hoc mihi persuasum fuit, vos tantam indignitatem aequo animo non esse laturos, neque per vos concessum iri, quantum quidem in vobis situm sit, hanc egregiam latine scribendi ac loquendi laudem a patribus nobis derelictam ab imprudentibus et a vera humanitate alienis hominibus amplius contaminari.

IV.

Protocoll

der

dritten öffentlichen Versammlung.

Mannheim, den 3. Oktober 1839.

Tagesordnung.

1. Vorträge.

Oberlehrer Dr. Füisting aus Münster: Ueber die relative Apposition.

Professor Döll von Mannheim: Wann ist auf Mittelschulen der Unterricht in fremden Sprachen zu beginnen?

Subrector Vögelé aus Anweiler: Ueber Art und Weise des Vortrags der Geschichte an gelehrten Anstalten.

Missionar Schmid aus Jena: Ueber die Schulen in Ostindien.

Dr. Seebold aus Hessen: Darstellung der englischen Schulen.

2. Vorschläge.

Geheime Hofrath Kärcher aus Carlsruhe: Aufforderung an die deutschen Philologen, sich zur Ausarbeitung eines lateinischen etymologischen Wörterbuchs zu vereinigen.

Dr. Haase, Oberlehrer aus Preußen: Plan zur Benutzung fremder Bibliotheken für die Zwecke der Philologie, nebst Nachrichten über einige philologische Schätze.

Hauber, Ephorus des evang. Seminars in Maulbronn: Vorschlag zur Herausgabe einzelner griechischer Mathematiker.

Dr. Sauppe, Professor aus Zürich: Vorschlag zu einem Verzeichnisse der in Deutschland erschienenen philologischen Programme und Abhandlungen.

Der Vicepräsident eröffnet die Sitzung damit, daß er die Gesellschaft mit dem Anerbieten des hiesigen Buchhändlers Löffler bekannt macht, den Druck der Verhandlungen in derselben Art, wie die des vorigen Jahres, zu besorgen. Dies Anerbieten wird mit Dank einstimmig angenommen, mit dem Wunsche, daß die Vorträge wo möglich vollständig in das Protocoll aufgenommen werden möchten.

Hierauf wird einstimmig Gotha zum Orte, Geheime Hofrath Jacobs zum Präsidenten der nächsten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner im künftigen Jahre gewählt, und zugleich noch die nähere Bestimmung hinzugefügt, daß Professor Rost aus Gotha als Stellvertreter des Präsidenten eintreten solle, wenn Derselbe seiner Unterstützung bedürfen sollte.

Darauf erwiederte Rost, mit Dank nehme er diese Wahl an, und versichere, daß seine Vaterstadt diese ehrenvolle Auszeichnung als eine Wohlthat, die sie Jacobs zu verdanken habe, an-

erkennen, und, mit Genehmigung seines Durchlauchtigen Fürsten, sich bestreben werde, bei dem Empfange der Gelehrten den Städten Nürnberg und Mannheim nicht nachzustehen. Was aber Jacobs selbst betreffe, so habe ihn Dieser beauftragt, der Gesellschaft, wenn er zum Präsidenten gewählt würde, dafür zu danken, und sie zu versichern, er werde versuchen, das Unmögliche möglich zu machen. Er selbst aber, der sein ganzes Leben hindurch Begleiter dieses herrlichen Mannes gewesen sey, werde ihn auch in diesem Augenblicke nicht verlassen. —

Unter denjenigen Gegenständen, welche man der Aufmerksamkeit der dritten Versammlung zu empfehlen wünschte, wurde insbesondere ein allgemeiner Lehrplan für die gelehrten Schulen Deutschlands genannt. Dagegen wurde der Antrag des Directors Louis aus Heidelberg, daß der Verein auch die höhern Bürgerschulen zugleich vertreten möchte, als mit den Statuten desselben unvereinbar verworfen.

Hierauf veranlaßte die Gesellschaft den Präsidirenden, der Stadt Mannheim, dem städtischen Comité, so wie dem würdigen Präsidenten, Ministerialrath Dr. Zell, den seine noch immer fortdauernde Kränklichkeit ferne hielt, und dem Geheimen Hofrathe Nüßlin ihren Dank für die eifrigen und erfolgreichen Bemühungen auszudrücken, womit sie die Zwecke des Vereines gefördert hätten.

Auch wurde der Direktor des Lyceums beauftragt, den Schülern der beiden obern Classen dieser Anstalt für den edeln Geist zu danken, den sie vor der Ankunft der Gelehrten durch ihre liebevolle Fürsorge und während der Anwesenheit derselben durch ihr Benehmen an den Tag gelegt hätten. —

Ehe man zu den Tagsgeschäften übergehen konnte, wurde bemerkt, daß wegen der Kürze der Zeit nur ein Theil der noch vorliegenden Abhandlungen und Vorschläge mündlich vorgetragen werden könnte; es sey daher zu wünschen, daß diejenigen Herren, welche nicht mehr zum Vortrage gelangen sollten, ihre Arbeiten schriftlich beim Bureau einreichen möchten.

Hierauf erörterte Professor **Döll** in einem Vortrage die Frage: **Wann auf Mittelschulen der Unterricht in fremden Sprachen zu beginnen sey.**

Er ging von dem Grundsatze aus, daß die Mittelschule dann die erfreulichsten Resultate erzielen werde, wenn sie ihre Zöglinge auf die naturgemäßeste Weise zu der Bildung heranziehe, welche durch die Verhältnisse unserer Zeit gefordert werde. Demzufolge müßten die Lehrstoffe so gewählt werden, daß sie mit dem allmähligen Auftreten und der natürlichen Entfaltung der Geisteskräfte gleichen Schritt hielten, und wenn mehrere Lehrstoffe den pädagogischen Zwecken entsprächen, verdiene stets derjenige den Vorzug, welcher mit den natürlichen Neigungen des unverschrobenen jugendlichen Alters am meisten übereinstimme. Dieser Grundsatz werde verletzt, wenn man schon mit dem zehnten Jahre den Unterricht in fremden Sprachen anfange. Die Energie des jugendlichen Geistes werde durch eine Beschäftigung, die mit der Neigung des Alters nicht im Einklange stehe, wesentlich beeinträchtigt; selbst die Verstandesentwickelung müsse gestört werden, weil das ganze Gewebe der Vorstellungs- und Begriffsweisen eines fremden Volkes so vielfach von dem

unſrigen abweiche, und die verſchiedenen Sphären derſelben ſo häufig in einander übergriffen, daß nothwendig Verwirrung und Unordnung in einem Kopfe entſtehen müſſe, den man in das fremde Gebiet einführe, ehe noch ſeine eigenen Vorſtellungen und Begriffe gehörig geordnet ſeyen. Man ſolle deßhalb dem Knaben die ihm angeborne Denkweiſe und deren Ausdruck in der Mutterſprache ſo lange ausſchließlich laſſen, bis ſein Geiſt zu einiger Stärke und Selbſtſtändigkeit herangereift ſey, bis er heimiſch geworden in dem Ideenkreiſe des Chriſtenthumes und vertrauter mit ſeinem eigenen Gemüthe, ſo wie mit den mannichfaltigen Sachen, die jeder Tag an ſeinen Augen vorüberführe. *)

Hierauf prüfte der Redner die Gründe, welche für den beſtehenden Brauch angeführt werden. Er ſuchte nachzuweiſen, daß die Geiſteskräfte des neunjährigen Knaben an der Mutterſprache, worin er ſich am früheſten ſelbſtſtändig bewege, zweckmäßiger und natürlicher geübt würden, als an einer fremden Sprache, daß an jener die allgemeinen Sprachgeſetze ſich am klarſten entwickeln ließen, und daß ſie ſchon darum eifriger zu betreiben und als die beſte Grundlage für den Unterricht in fremden Sprachen zu betrachten ſey. Die Einwendung, daß die deutſche Sprache ſich nicht ſo wiſſenſchaftlich behandeln laſſe, als etwa die lateiniſche, könne nach Herling's, Schmitthenner's und Becker's vortrefflichen Leiſtungen keine Geltung mehr haben. So wie ſich das Verhältniß der claſſiſchen Philologie zur deutſchen Nationalbildung durch das Aufblühen der deutſchen Literatur ſeit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts weſentlich geändert habe, ſo müſſe auch durch die innerliche Erneuerung der deutſchen Grammatik das Verhältniß der claſſiſchen Sprachen zur Schulbildung nothwendig ein anderes werden, und es ſcheine demnach keines beſondern Scharfblickes zu bedürfen, um die Zeit vorauszuſehen, wo die herangereifte Mutterſprache den Theil der Pflege des zarteren Knabenalters übernehmen werde, welcher, in Folge unſerer Bildungsgeſchichte, ſchon ſo lange den claſſiſchen Sprachen anvertraut ſey.

Bedeutender ſcheine der Einwand, daß man ſchon darum mit fremden Sprachen früh anfangen müſſe, weil ſie ſpäter nothwendig ſeyen, und das treue Gedächtniß des Knabenalters das Erlernen der fremden Sprachen ungemein befördere; aber dieſer trete ebenfalls in den Hintergrund, wenn man bedenke, daß der jüngere Knabe auch gar Vieles einzeln memoriren müſſe, wo dem älteren ſchon die Analogien zu Hülfe kämen, daß überhaupt, was das frühe Alter an Gedächtnißſtärke voraus habe, ihm auch an Selbſtſtändigkeit und Gewandtheit des Geiſtes in vollem Maaße wieder abgehe. Die fremde Sprache werde ja nicht bloß durch das Gedächtniß erlernt, ſondern vornehmlich dadurch, daß wir uns, allerdings mit Hülfe des Gedächtniſſes, in die Denkweiſe des fremden Volkes verſetzen und dann durch einen Act der Wiedererzeugung die fremde Sprache gleichſam neu ſchaffen.

Werde nun das Erlernen der fremden Sprachen um einige Jahre hinausgerückt, ſo ſey darum keineswegs etwa ein Mangel an Lehrſtoffen für das frühere Alter zu befürchten. Man möge nur die Kräfte üben, die man vorfinde, und zwar zunächſt das Anſchauungsvermögen, das Gedächtniß, die Einbildungskraft und die erwachende Verſtandesthätigkeit; man möge Naturgeſchichte, Geographie und Geſchichte lehren, ſo wie die Anfänge der Arithmetik, der Algebra und der Formenlehre, möge den Zögling auch in das richtige Verſtändniß der Mutterſprache und ihrer Schrift-

*) Der Redner citirte hier Plat. de rep. VIII. p. 536. Dort heißt es: *οἱ μὲν γὰρ τοῦ σώματος πόνοι, βίᾳ πονούμενοι, χεῖρον οὐδὲν τὸ σῶμα ἀπεργάζονται· ψυχῇ δὲ βίαιον οὐδὲν ἔμμονον μάθημα.* κ. τ. λ.

werke einführen und ihn ſeine Sprache in Wort und Schrift gehörig handhaben lehren. Verbinde man damit noch das, was jede Schule pflege, religiöſe Bildung, mechaniſche Fertigkeiten und Leibesübungen, ſo werde es gewiß nicht an Lehrſtoffen fehlen, die den Geiſt und das Gemüth bildeten und für Leben und Wiſſenſchaft fruchtbar ſeyen.

Habe der Zögling der Gelehrten-Schulen bei dieſer freundlichen Führung ſein vierzehntes Jahr erreicht, dann ſey es an der Zeit, eine der claſſiſchen Sprachen zu beginnen. Ein Jahr ſpäter würde die zweite angefangen. Ein weiterer Aufſchub ſey bei der Größe der noch zu löſenden Aufgabe nicht rathſam. Unſere Zeit habe anderen und *größeren* Anforderungen zu genügen als die Völker des Alterthums; wir dürften und könnten uns nicht abſchließen, wie einſt die Griechen ihren „Barbaren" gegenüber, ſondern könnten nur dann eine gediegene und zeitgemäße Bildung erlangen, wenn wir dieſelbe an die Vergangenheit anſchlöſſen und ihr auch in der Gegenwart die nöthige Ausdehnung ſicherten, um dann endlich das Mannichfaltige wieder zum ſchönen und großen Ganzen zu verbinden.

Hätten nun die genannten Lehrſtoffe die Sorge für die Geiſtesbildung des zarteren Alters bereits übernommen, ſo brauchten die claſſiſchen Sprachen nicht mehr ſo vielen Zwecken zugleich zu dienen und könnten darum diejenigen, welche ihnen immer bleiben müßten, um ſo gewiſſer und vollſtändiger erreichen. Jetzt könne man den Zögling allmählig hinführen vor jene herrliche Schriftwerke und könne dadurch Begriffe von der innern Geſchichte des Menſchengeſchlechtes in ihm begründen, die weit wichtiger ſeyen als die Kunde von den Schlachten, Ländertheilungen und all dem Aeußerlichen, was in der Regel doch nur eine Folge der innern Zuſtände der Völker geweſen ſey. Jetzt könne ſich der Schüler, bei reiferem Geiſte, an jenen Muſtern auch wahrhaft zur Humanität heranbilden, und er werde ſich mit Freuden der Leitung des Lehrers hingeben, weil er nicht durch langjährige, zu früh begonnene Beſchäftigung mit dem Gegenſtande deſſelben müde und überdrüſſig geworden, bevor er ſeine Vorzüge und Schönheiten gehörig verſtehen konnte. — Sey jene Vorbildung vorausgegangen, ſo könne man auch in den Jahren, welche man bis zum Anfange des neunzehnten Jahres des Zöglings noch übrig habe, wenn nicht mehr, doch gewiß dasſelbe leiſten, was bisher geleiſtet worden; namentlich könne im erſten Jahre mindeſtens eben ſo viel geſchehen, als bisher in den *drei* erſten Jahren geſchehen ſey. Freilich müſſe man ſich ein wenig nach verbeſſerten Methoden umſchauen, dürfe keine Elementarbücher gebrauchen, bei deren Benutzung der Schüler Zeit und Lernfreude über dem Herumblättern des Wörterbuches verliert, dürfe auch nicht von der Anſicht ausgehen, als müſſe derſelbe todte Vocabeln und Flexionstabellen memoriren, oder ſich ſchon in den erſten Monaten mit unzeitigen grammatiſchen Abſtraktionen oder mit Uebertragungen in die fremde Sprache befaſſen. So wie die Sprachkraft des Kindes durch die Sprache der Umgebung ihre beſondere Richtung erhalte und dadurch in ihrem Schaffen ganz weſentlich gefördert werde, ſo müſſe auch der Schüler zuerſt in das Gebiet der fremden Sprache eintreten, und zwar an methodiſch geordneten *Sätzen* und Muſterſtücken; er müſſe zuerſt fremden Stoff in ſich aufnehmen, damit dieſer dem Sprachvermögen die beſondere Richtung und erſte Nahrung gebe, damit er es dadurch befähige, die fremde Sprache aus ſich ſelbſt wieder zu erzeugen und ſo in Wahrheit zum geiſtigen Eigenthume zu machen.

Nachdem hierauf der Redner nachgewieſen, daß die Gelehrtenſchule auch die *neuern* Sprachen nicht nur unter ihre Lehrgegenſtände aufzunehmen, ſondern ſie auch wiſſenſchaftlich zu lehren

habe, nachdem er die Anſicht ausgeſprochen, daß dieſelben „drei Jahre vor der Entlaſſung „zur Univerſität," alſo zwei Jahre nach dem Anfang der claſſiſchen Studien, zu beginnen ſeyen, bemerkt er noch, daß durch die Ausführung ſeiner Vorſchläge wohl mancher Tadel beſeitigt werden könne, der jetzt an manchen Orten gegen die claſſiſchen Studien überhaupt erhoben werde, während er doch nur etwa der beſondern Art ihrer Anwendung gelten dürfe, daß überhaupt das ganze Wirken der Mittelſchulen dadurch nationaler und ſegensreicher werden dürfte. Jene Ausführung würde jedenfalls nur allmählig und mit weiſer Vermittlung der Uebergänge zu bewerkſtelligen ſeyn. Wo man jetzt mit dem zehnten Jahre fremde Sprachen zu lehren anfange, könne man den Anfang zunächſt bis zum elften Jahre aufſchieben und den Erfolg beobachten. Wäre derſelbe günſtig, ſo würde jener Anfang, bei fortwährender Beobachtung der Reſultate, bis zur bezeichneten Gränze jahrweiſe hinausgerückt. Damit wäre zugleich der weitere Vortheil erreicht, daß die beſſer erzogene Jugend nicht wie jetzt an manchen Orten ſchon im zehnten Jahre in Gymnaſiaſten, Realſchüler u. dgl. gleichſam kaſtenartig abgeſondert würde, ſondern wenigſtens bis zum vierzehnten Jahre vereinigt bliebe und dann erſt ihren beſondern Lebenszwecken entgegenginge. Dabei würden gewiß auch manche minder Begabte ſich leichter noch zu einem bürgerlichen Berufe entſchließen, als wenn ſie ſich ſchon Jahre lang mit Gegenſtänden beſchäftigt hätten, welche zunächſt auf eine wiſſenſchaftliche Laufbahn hinwieſen.

Zum Schluſſe erklärte noch der Redner, daß er wohl wiſſe, wie ſehr die geäußerte Anſicht von den Anſichten der meiſten verehrten Mitglieder abweiche, daß er es aber für ſeine Pflicht gehalten habe, dieſen wichtigen Gegenſtand dem ruhigen Nachdenken der gelehrten Verſammlung zu empfehlen. *)

Da dieſer Vortrag lebhafte Discuſſionen verurſachte, ſo erklärte der Präſident, er wolle, um dieſelben mit mehr Ueberſicht leiten zu können, ſich aller Entgegnung enthalten, und bloß ſeine Obliegenheit als Präſident erfüllen.

Hierauf entgegnet Profeſſor **Dr. Hermann** aus Marburg: Wenn ich gerade es wage, mich zum Organe der Mißbilligung und Unzufriedenheit zu machen, die der eben vernommene Vortrag gewiß bei einem großen Theile dieſer Verſammlung erregt hat, ſo habe ich dafür insbeſondere zwei Gründe: einmal, daß ich in dem geehrten Redner einen ehemaligen geliebten und liebenden Zuhörer erkenne, der meinen Widerſpruch am wenigſten als Erzeugniß des Mißwollens aufnehmen wird, und zweitens, daß ich am wenigſten mißdeutet zu werden fürchte, wenn ich Plato's Auctorität, auf welche Derſelbe ſich namentlich geſtützt hat, in dieſer Frage für eine ganz ungeeignete und unzulängliche erkläre. Ich brauche es nicht erſt zu betheuern, wie hoch ich Plato's Weisheit achte und namentlich auch ſeine Republik nicht etwa als eine Ausgeburt chimäriſcher Träume, ſondern als das Reſultat tiefer Blicke in den Geiſt und das Leben ſeines Volkes betrachte; aber eben deßhalb kann ich ihr auch nur die hiſtoriſche Bedeutung einräumen, die dieſes

*) Eine ausführlichere Darſtellung ſeiner Anſichten hat der Redner in der eben erſchienenen Schrift „Zur Beurtheilung der Zeitbedürfniſſe der deutſchen Gelehrtenſchulen" (Mannheim bei Löffler) niedergelegt.

Leben mit ſeinen politiſchen Begriffen und Inſtitutionen noch für uns hat; eine praktiſche kann ſie unter ſo ganz veränderten Vorausſetzungen und nach ſolchen Fortſchritten im ſittlichen und intellectuellen Gebiete nicht mehr haben. Plato's Erziehungslehre, wie der größte Theil ſeiner ſonſtigen bürgerlichen Einrichtungen in der Republik beruht auf den Prinzipien des unreflektirten Gehorſams und der mechaniſchen Gewöhnung, die unter andern Rötſcher in ſeiner Schrift über Ariſtophanes und ſein Zeitalter ſo richtig als die Grundlagen des ganzen althelleniſchen Staatslebens nachgewieſen hat, und deren Aufhellung durch die Sophiſten den moraliſchen Untergang dieſes Staatslebens zur Folge hatte — namentlich ſind es die Grundſätze der ſpartaniſchen Politik, die den Bürger bis ins ſechzigſte Jahr am Gängelbande einer ſtreng militäriſchen Subordination feſthielt, und die auch in jenen Zeiten nicht anders ſeyn konnte, wo der Einzelne nur als integrirender Theil des großen Ganzen, wie das Glied am Körper geachtet ward, nur als Bürger Menſch war und ſeine ganze Würde auf dieſem inſtinktmäßigen oder ſympathetiſchen Zuſammenwirken beruhte, auf uns aber, die wir mündig geworden im Mannesalter der Weltgeſchichte daſtehen, in keiner Hinſicht mehr paßt. Mochte damals ſpielende Erziehung an ihrer Stelle ſeyn, wo es nur darauf ankam, die wenigen Elementar-Gegenſtände, woraus ſie beſtand, mit dem kindlichen Gemüthe aſſimilirend zu verſchmelzen, und das Uebrige dem praktiſchen Leben überlaſſen blieb — bei uns würde ſie gerade das Gegentheil von demjenigen hervorbringen, was unſere Bildung bezweckt, und ſtatt den reifenden Knaben in ſelbſtthätiger Bewegung für den Ernſt des männlichen Alters vorzubereiten, ihn lebenslänglich auf dem Standpunkte der Kindheit, deren Sphäre das Spiel iſt, feſthalten. Wir ſind durch das Chriſtenthum emancipirt, mündig gemacht, das Individuum zu perſönlichem Menſchenwerthe und ſittlicher Selbſtſtändigkeit erhoben, und der verehrte Redner ſelbſt hat es ja geſagt, und die ſeiner Anſicht huldigen, können nicht müde werden, es zu wiederholen, wie hoch wir über den Alten ſtehen, und wie Vieles unſere vorgeſchrittene Cultur vor ihnen voraus habe — um ſo weniger aber ſollte man erwarten, von ihnen ein Erziehungsprincip empfohlen zu ſehen, das uns aller dieſer Vortheile verluſtig machen, und auf einen Standpunkt zurückverſetzen würde, der nur eine Stufe zu der Höhe, die wir jetzt einnehmen, bildet. Man beruft ſich auf die Griechen, um die Mutterſprache als einziges oder doch wenigſtens erſtes und weſentliches Bildungsmittel zu empfehlen, und legt ein Gewicht darauf, daß jene auch nicht erſt perſiſch oder ägyptiſch gelernt hätten, will aber darum gleichwohl nicht auf dieſe Univerſalität des Wiſſens, auf dieſen Reichthum hiſtoriſcher Erfahrung, auf dieſe Freiheit der Reflexion über Welt und Menſchenleben, auf dieſen Weltbürgerſinn und dieſe Achtung fremder Individualität verzichten, zu welcher ſich jene erſt ſpät und kaum erhoben, als die ſcharfgezogene Scheidewand zwiſchen ihnen und den Barbaren gefallen war, während bei uns ſchon der Schulknabe in dieſer Hinſicht manche großen Alten übertrifft! Mit vollem Rechte hat die neuere Pädagogik eingeſehen, daß es dem Knaben nicht fromme, ſtets in dem engen Horizonte ſeiner Heimath zu verweilen, daß nichts geeigneter ſey als Reiſen und Kenntniß fremder Gegenden und anderer Sitte, um den Geiſt aus den Feſſeln mechaniſchen Schlendrians zu befreien und das Auge deſſelben für eine klare und unbefangene Weltbetrachtung zu ſchärfen — ſollte das Studium fremder und namentlich der alten Sprachen und ihrer Literatur, welches den Blick nicht bloß über die Schranken der räumlichen, ſondern auch der zeitlichen Gegenwart, über die dumpfige Atmoſphäre der gewohnten Alltäglichkeit hinaus auf die Menſchheit in ihrer großartigen Totalerſcheinung richtet, nicht als ein eben ſo gutes, ja noch beſſeres Bildungs-

mittel gerade für die Stellung und das Bedürfniß der neueren Zeit gelten dürfen? Der Grieche freilich bedurfte ſeiner nicht für die eigenthümliche Art von Bildung und diejenige Geiſtesrichtung, die ihn in der Culturgeſchichte der Menſchheit unſterblich macht; aber eben deßhalb ſteht auch dieſes Volk ſo einzig da unter allen Völkern der Weltgeſchichte, weil ihm allein verliehen war, in ſeiner Genialität nationales und humanes Streben dergeſtalt zu vereinigen, daß es nur jenem zu folgen, nur das Bedürfniß des Augenblicks zu befriedigen brauchte, um zugleich jenem zu genügen und die ganze Menſchheit dem Ziele ihrer Beſtimmung näher zu bringen. Ganz anders war es ſchon bei den Römern, von deren Literatur und Kunſt wir wiſſen, daß ſie um ſo claſſiſcher ward, je weiter ſie ſich von den Schranken des nationalen Particularismus entfernte, und während wir die Vergleichung unſerer Erziehung mit der griechiſchen durch die einzige Frage abzuweiſen berechtigt ſind, ob ſich überhaupt bei uns auch nur ein Schatten von den Vorausſetzungen jener finde, ſo werden wir dagegen die Römer als ein uns an Denkungsart und Einrichtungen ſchon weit näher ſtehendes Volk unbedenklich als Beweis für die bildenden Einflüſſe fremder Sprachen im Gegenſatze der Mutterſprache anführen dürfen.

Ich will nicht davon reden, daß Rom überhaupt erſt eine Literatur bekam, als es griechiſche Muſter kennen zu lernen und nachzuahmen anfing, daß Ennius, ſein erſter namhafter Dichter, gleichſam ein dreifacher Menſch zu ſeyn ſich rühmte, weil er drei Sprachen verſtand, daß Scipio, der Sieger Hannibal's, an Bildung und praktiſcher Tüchtigkeit der größte Mann ſeiner Zeit, den Enthuſiasmus für Griechenland ſelbſt bis zur Annahme griechiſcher Kleidung trieb und zum großen Aerger der guten alten Römer in Sicilien im pallium und mit dem soccus einherging: ſelbſt von Cicero aber, dem Manne, in welchem Latium den größten Meiſter ſeiner Mutterſprache bewunderte, hat uns Suetonius de claris rhetoribus eine Stelle aus einem verlorenen Briefe erhalten, worin er erzählt, wie gerade in ſeiner Jugend zuerſt lateiniſche Lehrer der Rhetorik aufgetreten ſeyen, und er ſelbſt große Luſt gehabt habe, deren Unterricht zu benutzen, wie ihm aber von einſichtsvollen Männern gerathen worden ſey, lieber zu den griechiſchen Rhetoren zu gehen*) — und wenn wir dann ſehen, wie ihm dieſer Unterricht in der fremden Sprache nicht allein nichts geſchadet hat, ſondern auch von ihm ſelbſt ſo bewährt erfunden worden iſt, daß er noch bis in ſeine Prätur, alſo bis in ſein vierzigſtes Jahr, wo er längſt als der erſte Staatsredner in lateiniſcher Zunge daſtand, ſeine häuslichen Uebungen in griechiſcher Sprache vornahm — graece declamavit — ſo wird dieß zugleich auch den Vorwurf unpraktiſcher Richtung abzuwenden dienen, der dem Studium fremder, und namentlich der griechiſchen Sprache ſo oft mit Unrecht gemacht worden iſt. Je fremder dem Menſchen eine Sprache iſt, deſto klarer werden ihm alle Begriffe werden, die er ſich in derſelben aneignet, während die Mutterſprache, die er gelernt hat, ehe das Denken in ihm erwachte, ihm ſo zur andern Natur geworden iſt, daß es ihm nie ganz möglich werden wird, ſich der gedankenloſen Vorſtellungen und Vorurtheile, die er mit den Ausdrucken derſelben angenommen hat, ganz zu erwehren, und ſo gern ich einräume, daß zu einer ſpielenden Unterrichtsmethode keine andere als die Mutterſprache — die Sprache der Kindheit — tauglich ſey, ſo wird dagegen der

*) Sueton. illustr. rhet. c. 2.: Continebar autem doctissimorum hominum auctoritate, qui existimabant graecis exercitationibus ali melius ingenia posse.

Unterricht in der fremden Sprache gerade durch die Ungewohnheit und Anſtrengung, die er fordert, allein geeignet ſeyn, den Ernſt und die geiſtige Selbſtthätigkeit und Reife hervorzubringen, die ich oben als die Zwecke unſerer heutigen Bildung bezeichnete: eine Bildung, die kein Vehikel außer der Mutterſprache beſitzt, wurzelt eben dadurch im Boden mechaniſcher Unmittelbarkeit und inſtinktmäßigen Schlendrians, während das Studium fremder Sprachen ſie auf Nachdenken und Reflexion pflanzt, und wenn unſere eigene Erfahrung es beſtätigt, daß wir das köſtliche Gut unſerer Bildungshöhe keiner Urſache mehr verdanken, als dem Mittelpunkte, welchen die Weisheit unſerer Vorfahren unſerem höheren Unterrichte in den alten Sprachen gegeben hat, wer möchte dann dieſen theuer erworbenen geſchichtlichen Boden muthwillig verlaſſen, um in den Wogen der Gegenwart oder den Sümpfen ſpießbürgerlicher Beſchränktheit unterzugehen? Daß es aber gerade die alten Sprachen, die Sprachen Griechenlands und Roms ſind, die jene Weisheit zu dieſem Zwecke geheiligt und beſtimmt hat, iſt freilich eine Art von Ariſtokratie, gegen welche das demokratiſche Streben einer ſich nennenden, vergleichenden Sprachenkunde mit um ſo größerem Erfolge ankämpft, als es zugleich das Utilitätsprincip der neueſten Zeit hinſichtlich der reellen Brauchbarkeit der lebenden Sprachen im Gegenſatze jener todten zum Beiſtande hat. Wenn jedoch irgend eine Ariſtokratie eben ſo wohl geſchichtlich begründet als durch innere Vorzüge und ächten Adel gerechtfertigt iſt, ſo iſt es jene geiſtige, durch welche die griechiſche und lateiniſche Literatur nun bereits ſeit mehr als drei Jahrhunderten das Privilegium genießt, Fundament und Mittelpunkt der höhern Jugendbildung aller civiliſirten Völker zu ſeyn. Der Menſch, der auf der Höhe ſeiner Zeit ſtehen ſoll, darf eben ſo wenig in der beſchränkten Anſicht der Gegenwart als in den engen Gränzen ſeines heimiſchen Horizontes befangen ſeyn; ſoll er ſeiner erhabenen Beſtimmung ganz entſprechen, ſo muß er gleichſam als ein Mikrokosmus, eine Welt im Kleinen, in ſeiner eigenen Bildung alle die Stadien durchlaufen, welche die Menſchheit in dem großen Ganzen der Weltgeſchichte durchgemacht hat, um auf der Stufe, auf welcher ſie jetzt ſteht, anzulangen; und wie hier die bunte Mährchenwelt, welche den erſten Tummelplatz der kindlichen Phantaſie bildet, dem Momente des Orientalismus in der Weltgeſchichte entſpricht, ſo bietet ſich von ſelbſt als die angemeſſenſte Geiſtesnahrung für das Knaben- und Jünglingsalter die Sphäre des claſſiſchen Alterthums dar, welchem noch Niemand weder ſeine welthiſtoriſche Bedeutung noch den Ruhm abgeſprochen hat, die ſchöne Jugendzeit, der Blüthenmai des Menſchengeſchlechts geweſen zu ſeyn! Nicht obgleich, ſondern gerade weil jene Zeit ſo weit hinter uns liegt, weil eine ſolche Kluft ſie von allen den Bewegungen und Kämpfen, von den ſtreitenden Intereſſen und gährenden Elementen trennt, die die Gegenwart durchdringen, weil ſie in der verklärten Ruhe eines großen Todten vor unſern Blicken daſteht, eignet ſie ſich mehr als jeder aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnte Bildungsſtoff zur Beſchäftigung für den jugendlichen Geiſt, der unberührt von dem Drängen und Treiben des Augenblicks nur den ewigen Aether reiner Menſchlichkeit einathmen ſoll. Der Jüngling muß das Höchſte hoffen, damit der Mann nicht niedrig denke, ſagt der edle ſchwediſche Dichter Tegner in einer ſeiner Schulreden; führen wir ihn aber in die Alltäglichkeit, mit welcher er ſich als Mann beſchäftigen ſoll, zu frühzeitig ein, ehe er in dem Umgange mit den Gedanken einer entſchwundenen Zeit ausgegohren und erſtarkt iſt, ſo bringen wir eine Frühreife, ein jämmerliches Treibhausleben und ein frühes Greiſenthum hervor, das den Menſchen nach dem guten alten Sprichworte zum doppelten Kinde macht und zum bequemen mechaniſchen Werkzeuge jeder Despotie ſtempelt. Und bleibt dann

gleichwohl die Gegenwart mit der Vergangenheit ſo ganz außer Berührung, daß ſie dieſer gar nicht mehr bedürfte, um wahrhaft zu ſich ſelber zu gelangen? Stehn wir nicht vielmehr weſentlich auf den Schultern der großen Alten? und müſſen wir nicht mit Recht befürchten, wenn wir auf dieſen Standpunkt verzichten, wieder eben ſo tief und noch tiefer, als jene ſtanden, hinabzuſinken! Jeder Beſitz wird am Beſten erhalten durch dieſelben Mittel, durch welche er erworben worden iſt, das iſt ein alter wahrer Spruch, und wollten wir, im Wahne, daß wir reich genug ſeyen, um des Alterthums nicht mehr zu bedürfen, von unſern eigenen Schätzen zu zehren anfangen, ſo würden wir in den Fehler des Erben verfallen, der die Frucht des väterlichen Schweißes vergeudet, um am Ende ſeines Lebens wieder auf demſelben Punkte zu ſtehn, wo ſein Vater angefangen hatte. Oder ſollen wir, wie der geehrte Redner, deſſen Vortrag wir vernommen haben, beabſichtigt, die hergebrachte Ordnung umkehrend, zuvörderſt das Haus bauen, und dann mit Gelegenheit das Fundament nachholen? Daß wir unendlich Vieles vor den Alten voraus haben, iſt gewiß, daß aber alle dieſe Vorzüge auf dem Fundamente der claſſiſchen Bildung beruhen, das unſere weiſen Vorfahren gelegt haben, iſt gewiſſer, und hüten wir uns wohl, den Baum von den Wurzeln zu iſoliren, durch welche ihm fortwährend Lebenskraft und Gedeihen zufließt! Was wir vor dem Alterthume voraushaben, gehört dem Inhalt unſerer Kenntniſſe an; in formaler Hinſicht haben Griechenland und Rom das Weſentliche bereits erſchöpft, und eben deßhalb ſind es auch gerade ihre Sprachen, die als das förderlichſte Mittel formaler Jugendbildung angeſehen werden, und mit deren Hülfe wir ſelbſt den lebenden Sprachen erſt ihre Formen abgewinnen und, was ſonſt bloße Routine und mechaniſche Unmittelbarkeit ſeyn würde, zur Klarheit wiſſenſchaftlichen Bewußtſeyns erheben können. Ferne ſey es von mir, die höchſt verdienſtlichen Bemühungen zu verkennen, durch welche in unſerer Zeit auch die lebenden Sprachen und vor allem unſere reiche und herrliche Mutterſprache dem Schlendrian bewußtloſer Uebungen entriſſen und in die Reihen der ächten Wiſſenſchaft eingeführt worden ſind; aber ich möchte die Koryphäen dieſer Richtung, einen Bopp, Becker, Jacob Grimm, wenn ſie hier anweſend wären, ſelbſt zu Zeugen aufrufen, ob ſie dieſes vermocht hätten, ohne durch die Schule der alten Sprachen hindurchgegangen zu ſeyn, und ſelbſt, wenn ſie es über ſich vermöchten, die Mutter zu verläugnen, an deren Brüſten ſie groß genährt worden ſind, ſo würde es nichts deſto weniger eine ewige Wahrheit bleiben, daß gerade je näher uns die eigene Sprache liegt, deſto weſentlicher es der Vermittelung einer fremden bedarf, um uns jene ſelbſt gegenſtändlich zu machen und ihre Begriffe und Verhältniſſe aus der Subjectivität angewöhnter Empfindung zu verſtändiger Reflexion zu erheben.

Doch hier erinnerte ſich der Redende ſelbſt, daß es Zeit ſey, den Fluß ſeiner Rede zu hemmen, der ihn, voll wie er von ſeinem Gegenſtande ſey, leicht über die Gränzen einer beiläufigen Discuſſion hinüberführen könne; er dankte daher der Verſammlung für die Nachſicht, mit welcher ſie ihn nun ſchon zum dritten Male angehört habe, und ſchloß, indem er nur noch auf den ungeheuern Rückſchritt aufmerkſam machte, welchem die Gegenwart anheim fallen würde, wenn ſie die Höhe ihrer univerſalen Stellung verlaſſend, ſich wieder den Völkern gleichſtellen wollte, die ohne Vergangenheit ihren geiſtigen Nahrungsſtoff lediglich aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen genöthigt waren; — noch ſey freilich die Gefahr nicht zu merken, da unſer ganzes Leben noch zu ſehr von den Einflüſſen der claſſiſch-humaniſtiſchen Erziehung durchdrungen ſey, ohne welche ſelbſt ihre Gegner ſie ſchwerlich mit ſo ſcheinbaren Erfolgen bekämpfen könnten; aber fahre man ferner auf die bisherige

Weiſe fort, jene Einflüſſe zu hemmen und die Grundlagen des bisherigen Jugendunterrichtes zu unterwühlen, ſo werde nach wenigen Generationen der Strom der modernen Bildung, von ſeiner ewigen Quelle abgeſchnitten, zu verſumpfen anfangen und von unſerer gerühmten Aufklärung nur die Irrlichter des gemeinen Nützlichkeitsprincips übrig bleiben.

Hierauf entgegnet Profeſſor **Döll**, er habe die Stelle aus Plato nur als einen ähnlichen Gedanken nach philologiſchem Brauche citirt. Es werde darin die βία (der Zwang) gegen die Seele der Kinder als erfolglos und zweckwidrig verworfen. So weit mache er Plato's Anſicht zu der ſeinigen. Die Spielmethoden ſeyen auch ihm zuwider; aber die von ihm für das zartere Alter empfohlenen Gegenſtände ſollten und könnten ebenfalls ſehr ernſt behandelt werden. Dazu gehörten vor Allem Mathematik und Geſchichte. Einige Jahre ſpäter würden dann die alten Sprachen um ſo beſſer und reichlicher betrieben werden können. Er unterſcheide ſich nur in Hinſicht der Zeit, in welcher er mit den letztern anfangen wolle. Wolle man für ſeine Anſicht etwa Auctoritäten, ſo verweiſe er zunächſt auf Herder, der ſich an mehreren Stellen gegen unſern Brauch ausgeſprochen habe.

Als hierauf **Creuzer** bemerkte, Herder ſey kein Philolog geweſen, ſo fährt **Döll** weiter fort: Sein um ſo unbefangeneres Urtheil dürfe uns wenigſtens zu ruhiger Prüfung veranlaſſen. Uebrigens müſſe er erinnern, daß er ſeine Anſichten, wenn ſie einmal Beifall gefunden hätten, nur allmählig und bei weiſer Vermittelung der Uebergänge ins Leben eingeführt wiſſen wolle. Niemand wiſſe beſſer als der Pädagoge, wie ſehr in ſeinem Bereiche die Extreme zu vermeiden, und die Uebergänge zu vermitteln ſeyen; er lerne aus der Geſchichte, wie alles Gehaltvolle allmählig durch die Zeit vermittelt werde, die bei den wichtigſten Umgeſtaltungen ſtill und ruhig ihren großen und erhabenen Gang gehe. — Es ſey ferner gegen ihn bemerkt worden, daß jeder einzelne Menſch den Bildungsgang des Menſchengeſchlechtes gleichſam von neuem durchzumachen habe. Dies ſtehe in völligem Einklange auf ſeinen Behauptungen. Unſere Zöglinge ſollten allerdings in gewiſſem Sinne die griechiſchen Zuſtände durchleben; dies werde jedoch nicht dadurch erzielt, daß wir das früheſte Knabenalter fremde Sprachen lehrten, und ſey's auch die griechiſche; ſondern vielmehr dadurch, daß wir bis zu dem Alter, wo die Forderungen der neuern, chriſtlichen Zeit ſich geltend machten, die Jugend gewiſſermaßen ſo *leben* ließen, wie die Griechen gelebt haben, die ſich mit der Mutterſprache begnügten. Gerade dieſe Betrachtung fordere, daß wir den Geiſt und das Gemüth in ſeiner erſten Entfaltung nicht einengen und durch fremde Vorſtellungs- und Begriffsweiſen verwirren.

Als nun Creuzer den weitern Einwurf machte, woher es denn komme, daß Pitt und Brougham öffentlich erklärt hätten, ſie ſeyen bloß deßwegen des Engliſchen ſo ſehr mächtig, weil ſie die Griechen und Römer ſtudirt hätten, ſo erklärte **Döll**, damit ſtimme er völlig überein; es ſtehe dies mit der Behauptung, daß wir die alten Sprachen *ſpäter* anfangen ſollten, in keinem Widerſpruche. Jene Männer hätten gewiß ebenſoviel Redegabe erlangt, wenn ſie die klaſſiſchen Studien ſpäter begonnen hätten. Ueberhaupt ſey es kein ſchlagender Beweis für die Trefflichkeit unſeres Verfahrens, wenn man große Männer anführe; es ſey ja bisher noch kein anderer Weg verſucht worden. Das Genie breche ſich auch unter ungünſtigen Umſtänden ſeine Bahn, und die Gegner der klaſſiſchen Studien, zu denen der Redner nicht gehöre, könnten daher mit gleichem Rechte

ſagen, jene Männer ſeyen trotz des Studiums der alten Sprachen ſo groß geworden. Bulwer habe dies in einem ſeiner Werke wirklich ausgeſprochen. Uebrigens könnten hier Auctoritäten nicht entſcheiden, ſondern nur Gründe und durch überwiegende Gründe gerechtfertigte Verſuche. —

Endlich wolle er nur noch bemerken, daß in ſeinem Vortrage zwei Punkte ausgeführt ſeyen, welche Profeſſor Hermann gegen ihn angeführt habe. Er habe deutlich geſagt, daß einige Jahre ſpäter der an der Mutterſprache vorgebildete Geiſt ganz zweckmäßig an den Schwierigkeiten beim Erlernen der fremden Sprachen geübt werde; nur ſolle man dieſe Schwierigkeiten nicht zur erſten Koſt für das zartere Alter machen, dem gewiß die allgemeinen Sprachgeſetze am beſten an der Mutterſprache zum Bewußtſeyn gebracht würden. Die Mutterſprache ſey beim Sprachunterrichte die erſte Stufe, welche nicht überſprungen werden dürfe. Ferner ſeyen von ihm keineswegs die Griechen als Muſter für die Gegenwart aufgeſtellt worden; er habe vielmehr hervorgehoben, daß wir eine gebildete Vorzeit und Mitwelt hätten, und deßhalb nicht allein unſere Bildung an die Vergangenheit anſchließen, ſondern auch unſern Beſtrebungen die nöthige Ausdehnung geben müßten, um dann endlich das Mannigfaltige zum ſchönen und großen Ganzen zu verbinden und ſo den Anforderungen der neueren Verhältniſſe zu entſprechen. Durch dieſe Andeutungen habe er gerade das recht zeitige Erlernen der alten und der neuern Sprachen beſtimmt und gerechtfertigt.

Hierauf bemerkte der **Vicepräſident:** Herder's Auctorität könne deshalb angegriffen werden, weil er eine kümmerliche klaſſiſche Bildung gehabt habe. Dagegen ſey noch Lord Chatam's Meinung hinzuzufügen, der geſagt habe: „Mein Latein und Griechiſch iſt aus meinem Gedächtniſſe in meinen Verſtand übergegangen; und Pitt ſelbſt habe ſpäter den Ruhm eines großen Humaniſten gehabt; ja trotz ſeiner geographiſchen und hiſtoriſchen Beſchränktheit ſey er im zwanzigſten Jahre der große Vertheidiger ſeines Vaterlandes geworden.

Profeſſor **Dr. Moſer,** Kreisſchulinſpektor und Rektor am Gymnaſium und Realinſtitut in Ulm ſpricht hierauf folgende Proteſtation aus:

Verehrte Verſammlung! Als ich mir, nach Beendigung des Vortrags des ehrenwerthen Redners (Hr. Prof. Döll in Mannheim) das Wort erbat, ſchien es mir ſehr nothwendig, nicht ſowohl eine ausführliche Discuſſion zu veranlaſſen, die unſere beſchränkte Zeit nicht geſtattet, als vielmehr eine kurze, aber unumwundene Erklärung abzugeben. Jetzt, nachdem drei Männer, vor deren gewichtvollem Anſehen ich gerne verſtumme, ihre Stimme in meinem Sinne abgegeben, und ſomit mir materiell ſo ziemlich alles zu Sagende weggenommen haben, (Hr. Geh. Rath Creuzer, Hofrath Thierſch und Prof. K. F. Hermann) würde ich ſchweigen, wenn es nicht zweckmäßig ſchiene, daß auch ein vieljähriger Schulmann auftrete, und nicht nur ſeine durch lange Erfahrung und unabläſſiges Studium und vielfache Beobachtung von ſo manchen ähnlichen Experimenten beſtätigte Ueberzeugung ausſpreche, ſondern auch ausdrücklich die Anſichten der drei hochverehrten Männer von dem Standpunkte der Schule aus als die ihm einzig richtig erſcheinenden erkläre. Wäre der Vortrag des ehrenwerthen Redners ein bloß mündlicher und als einzelne Anſicht oder Anfrage ausgeſprochener, nimmermehr hätte ich eine Erwiederung nöthig gefunden: die Erwiederung läge in der Unerſchütterlichkeit der Grundlage, auf die wir bauen, und ich hätte Nichts zu ſagen. Nun aber iſt dieſer Vortrag in einer Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmän-

ner gehalten, er wird nicht nur in den Papieren und Urkunden der Verſammlung niedergelegt, ſondern er wird gedruckt. Grund genug für mich, dieß nicht geſchehen zu laſſen, ohne im Namen der Schule, die unſerer Bildung die Grundlage giebt, eine Proteſtation auszuſprechen. Es ſoll uns nicht nachgeſagt werden können, daß Vorſchläge, die ganz geeignet wären, die ſolide Grundlage deutſcher Wiſſenſchaftlichkeit zu untergraben, und einen tüchtigen Aufbau faſt unmöglich zu machen, ohne Gegenbemerkung angehört und ſomit ſtillſchweigend gebilligt worden ſeyen. Das Beſte iſt indeſſen bereits geſagt, das Treffendſte erwiedert, der richtige Geſichtspunkt nicht bloß angedeutet, ſondern klar und umfaſſend und mehrſeitig ausgeſprochen. Mir bleibt nur Folgendes: Ich erkenne die gute Geſinnung, den Wunſch, das Rechte zu fördern, den gewandten Vortrag und die ſchöne Darſtellung des ehrenwerthen Redners an: aber weder die Grundſätze, noch deren Durchführung, weder die Vorſchläge, noch die Wege zu ihrer Realiſirung und Ausführung kann ich billigen. Ich bin überzeugt, und wollte es, wenn es die Zeit vergönnte, beweiſen und mit ſchlagenden Thatſachen der Erfahrung darthun, daß auf die vorgeſchlagene Weiſe alle feſte, nur dem Knaben in frühern Jahren einzuprägende, Grundlage wahrer geiſtiger Gymnaſtik in Frage geſtellt, daß dasjenige, was mit den im Knaben vorzugsweiſe thätigen Seelenkräften aufgefaßt und ſein geiſtiges Eigenthum werden muß, durch die verlangte Verſchiebung nimmermehr ſo feſt in ihm wurzeln könnte, daß er zur Zeit der Altersreife für die Univerſität diejenige Vorbildung hätte, auf die allein jede Wiſſenſchaft, nicht nur die Philologie, ſich mit Sicherheit bauen ließe, beſonders wenn an die Stelle des bewährteſten Bildungsmittels ein ſehr problematiſches und zweifelhaftes oder gar ein ſpielendes Treiben von Dingen geſetzt würde, die ihm das ſpätere Erlernen früher zu ergreifender ernſter Dinge widerlich machen würden: abgeſehen davon, daß auch für den nicht zu den Wiſſenſchaften beſtimmten eine Grundlage verloren wäre, die ihm durch nichts Anderes erſetzt würde, während unſere Grundlage ihn nicht an der Erfaſſung der praktiſchen Dinge und der Vorkenntniſſe für das bürgerliche Leben hindert. Es iſt nicht nöthig, vor einer ſolchen Verſammlung anzudeuten, wohin ſeit geraumer Zeit (ſeit Baſedow u. ſ. w.) ähnliche Experimente geführt, und welche Erfolge ſie gehabt haben. Es iſt wohl eben ſo wenig nöthig, daß ich mich förmlich gegen den Verdacht verwahre, den Fortſchritten in der Methode der Jugendbildung in den Weg treten zu wollen: aber es iſt nothwendig, in dieſer Verſammlung in Beziehung auf Grundſätze, Motive und Beweisführung des Vortrages, von welchem ich ſpreche, in eigenem und gewiß im Namen vieler Mitglieder dieſer verehrten Verſammlung mit drei Worten die Verwahrung auszuſprechen, die im römiſchen Senat in Fällen der Ablehnung eines Antrages ausgeſprochen wurde: **Ego alia omnia.**

Nach Moſer erklärt Profeſſor **Gratz**, Hofbibliothekar von Karlsruhe: Profeſſor Hermann habe im Geiſte des Alterthums geſprochen. Der Vortrag des Profeſſor Döll ſey für die Gegenwart ein gefährlicher; deßhalb habe er großen Widerſpruch gefunden. Die Sache könne jedoch im Augenblicke nicht erledigt werden, er trage deßhalb darauf an, daß ſie bei der nächſten Verſammlung in Erwägung gezogen werde. —

Dagegen bemerkt **Hermann**, er habe nicht im Geiſte des Alterthums geſprochen, ſondern im Geiſte der Gegenwart.

Gymnaſialdirektor **Münſcher** aus Hersfeld findet es unmöglich, darüber jetzt zu einer Entſcheidung zu kommen; doch er empfiehlt die Sache als beherzigungswerth. Er halte die Grundprincipien für richtig, daß unſere Schüler das, was ſie lernten, mit Luſt treiben ſollten. Dieß ſolle das Ziel ſeyn. Allein darum ſollte dies uns nicht beſtimmen, ihnen den Weg ſo leicht als möglich zu machen, ſo wie auch das Chriſtenthum, auch Freudigkeit verlange, aber dennoch auch die Pflichten nicht erleichtere.

Da die Sache nicht erledigt werden konnte, und Döll erklärte, daß er dieſelbe hier keineswegs zur Entſcheidung, ſondern nur zur Discuſſion habe bringen wollen, ſo ſtellt der Präſidirende auf Verlangen Mehrerer den Antrag, ob man dieſelbe der nächſten Verſammlung zur weiteren Beherzigung empfehlen ſolle. Dieſer Antrag wird mit Beziehung auf die Meinung des Profeſſor Maurer von Karlsruhe, daß der Gegenſtand ſchon in dem früheren Vorſchlage der Berathung eines allgemeinen Lehrplanes für Gelehrtenſchulen inbegriffen ſey, verworfen.

Nach einer kurzen Unterbrechung fordert der Präſidirende den **Dr. Seebold** aus Kirburg im Herzogthum Naſſau, bisherigen Oberlehrer an der Schule zu Rugby in der Grafſchaft Warwick auf, ſeinen Vortrag **über den Zuſtand der engliſchen Schulen** zu halten. Derſelbe ſpricht nun Folgendes:

Hochverehrte Herren!

Ein mehrjähriger Aufenthalt in England gab mir Gelegenheit, die dortigen Schulen näher kennen zu lernen. Ich glaubte, daß es von einigem Intereſſe ſeyn würde, in einer Verſammlung von Freunden des öffentlichen Unterrichtes, eine Darſtellung jener Schulen zu geben. Es iſt nicht meine Abſicht, die engliſchen Schulen als Muſter aufzuſtellen, denn vieles darin iſt der Verbeſſerung fähig. Auch ſind die Verhältniſſe in England von den unſrigen ſo verſchieden, daß dort etwas zweckmäßig ſeyn kann, was es in Deutſchland nicht iſt. Aber eine Vergleichung wird immer lehrreich ſeyn, ſie wird am leichteſten auf Verbeſſerungen führen, und ſelbſt gute alte Einrichtungen, die jetzt angefochten werden, können darin eine neue Stütze finden.

Die engliſchen Schulen, von denen ich hier eine kurze Darſtellung zu geben verſuche, ſind aus unabhängigen Stiftungen hervorgegangen. Viele derſelben ſtammen aus der Zeit der Königin Eliſabeth, oder ſind doch in dieſer Zeit erneuert worden. Die Stiftung ſelbſt beſchränkt ſich meiſtens auf eine ſehr mäßige Anzahl Schüler. Sie verbindet in der Regel mit dem Zweck einer Schule den einer Verſorgungsanſtalt für Arme. So iſt die Weſtminſterſchule geſtiftet worden für 40 Knaben und 12 Arme. Eine ähnliche Einrichtung fand ich im Charterhouſe in London, einer Schule, die aus einem Kloſter entſtanden iſt. Das Armenhaus hängt mit dem Schulgebäude zuſammen, und zeigt in ſeiner Einrichtung noch manche Spuren klöſterlicher Ordnung. Eben ſo hat der Gründer der Schule in Rugby aus demſelben Fond auch ein Armenhaus geſtiftet. — Dieſe letztgenannte Schule iſt mir am bekannteſten geworden, da ich geraume Zeit bei derſelben angeſtellt war; ich werde daher bei der Darſtellung des engliſchen Schulweſens vorzüglich dieſe

Schule ins Auge faſſen. Dieß geht um ſo mehr an, da die engliſchen Schulen in der Hauptſache nicht ſehr von einander abweichen, und eine Aufzählung der etwa vorkommenden Unterſchiede zwecklos wäre.

Die Schule in Rugby wurde von einem Bürger desſelben Orts für etwa 40 bis 50 Knaben aus Rugby und der nächſten Umgebung geſtiftet. Die Verwaltung des Fonds vertraute der Stifter einer Anzahl Curatoren, die er ſelbſt ernannte, und die ſich in der Folge bei dem Austritt eines Mitgliedes durch eine neue Wahl ergänzen ſollten. Das Amt eines Curators iſt ein Ehrenamt, und die Curatoren ſelbſt ſind Männer von Rang und ſtehen in großer öffentlicher Achtung. So gehören gegenwärtig zu den Curatoren der Schule in Rugby vier Grafen, vier Edelleute und drei unabhängige Gutsbeſitzer. Von dieſen Männern wohnt kein einziger in Rugby; einige ſogar ziemlich entfernt. Sie verſammeln ſich von Zeit zu Zeit, ſo wie es die Umſtände erfordern. Für die Verwaltung haben ſie einen Rechtsgelehrten beſtellt, der in Rugby wohnt; ſie ſelbſt führen die Oberaufſicht ſowohl über die Verwaltung als über die Schule ſelbſt.

Nichts kann einfacher ſeyn, als die Organiſation der Schule. Die Curatoren berufen einen Direktor, dem ſie unter der Richtſchnur des Herkommens und einiger Beſtimmungen, die ſie etwa zu machen für gut finden, die ganze Einrichtung der Schule überlaſſen. Sie räumen ihm ein Lokal ein, beſtreiten die Bedürfniſſe der Schule, und geben für jeden zur Stiftung gehörigen Knaben eine gewiſſe Summe (Schulgeld), wovon der Direktor und die übrigen Lehrer bezahlt werden. Der Direktor ſeiner Seits hat für alles übrige zu ſorgen. Es iſt ihm überlaſſen, die erforderlichen Lehrer anzuſtellen, die Hausordnung der Schüler, ſowie die Polizei der Schule zu reguliren; es ſteht ihm frei, die Schulordnung zu beſtimmen, den Lehrplan zu verändern und ſogar neue Lehrgegenſtände einzuführen. Das einzige Gegengewicht dieſer bedeutenden Befugniß beſteht in dem Schulherkommen, welches gegen unbeliebte Neuerungen in den übrigen Lehrern eine Oppoſition bildet, die jedoch nur leiſe auftritt; ſodann in der öffentlichen Meinung, die weniger Rückſicht nimmt, und endlich in den Curatoren, denen der Direktor über ſeine Schritte, wenn ſie es fordern, Rechenſchaft geben muß.

Die Schule in Rugby, ſo wie viele andern, die von ihren Stiftern nur für eine beſchränkte Anzahl von Schülern beſtimmt waren, hat ſich in der Folge viel weiter ausgedehnt. Das Bedürfniß höherer Erziehung nahm im Verhältniß mehr zu als die Zahl neugeſtifteter Schulen. Auswärtige Zöglinge ſtrömten herbei, beſonders nach ſolchen Anſtalten, die ſich Ruf erworben.

Dieſer Zuwachs veränderte manches. Die Maſſe der Schüler nahm zu, die frühere Zahl der Claſſen und Lehrer reichte nicht mehr aus, die Anſprüche an die Leiſtungen der Schule wurden größer. Zu dem alten Beſtandtheil der Schule kam nun ein neuer hinzu, nemlich auswärtige, nicht zur Stiftung gehörige Zöglinge, die die alten Stiftungsſchüler bald an Zahl übertrafen. Die Stiftungsſchüler wohnten bei ihren Eltern oder Verwandten in der Stadt; für die Auswärtigen mußte eine andere Unterkunft geſucht werden.

Vor etwa 25 Jahren wurde in Rugby die Erbauung eines neuen Schulgebäudes nothwendig. Das alte hatte ſchon längſt für die erweiterten Bedürfniſſe der Schule nicht mehr hingereicht. Der Fond der Schule war durch vieljährige gute Verwaltung und günſtige Ereigniſſe bedeutend gewachſen, und ſetzte die Curatoren in den Stand, einen großartigen Bau in einem gefälligen Styl auszuführen. Dieſer Bau iſt in einem Viereck angelegt, deſſen Seiten ein Quadrat, eine

Art Schulhof, einschließen. Aus diesem Quadrat tritt man zunächst in bedeckte Gänge, welche zu den verschiedenen Schulzimmern hinführen. Die vordere Seite der Schule stößt auf eine Straße der Stadt, und steht mit derselben nur durch die große Pforte in Verbindung, die hintere Seite, welche die meisten Schulzimmer enthält, stößt auf den Spielplatz. Die Schulfenster öffnen sich zum Theil auf das Quadrat, die meisten auf den Spielplatz, und sind so hoch angebracht, daß man nicht hinaussehen kann.

Außer dem großen Schulzimmer, welches alle Schüler zu fassen im Stande ist, enthält das Gebäude noch sieben andere von kleinerer Dimension, die sich alle bis auf zwei im ersten Stock befinden. Zwanzig Schritte von der Schule entfernt steht die schöne, ebenfalls neuerbaute Schulkirche, zur Unterscheidung von der Stadtkirche, Capelle genannt. Sie faßt ohngefähr 330 Schüler, hat dann noch Stühle für die Lehrer und ihre Familie. Auf dem Chor, wo die Orgel steht, findet sich auch noch Raum für die zur Schule gehörigen Dienstboten. Mit der Schule in Verbindung steht die Wohnung des Direktors. Hinter der Schule liegt ein eingehägter, 15 bis 20 Morgen großer Rasenplatz, zur Erholung der Schüler bestimmt.

Diesem Aufwand entspricht die gegenwärtige Zahl der Schüler, welche sich auf 300 beläuft. — So gewährt die ursprünglich simple Stiftung der Stadt, für die sie gemacht wurde, außer der beabsichtigten Wohlthat der Erziehung nun auch noch die eines wachsenden Wohlstandes.

Die steigende Zahl der Schüler machte und macht noch jetzt manche Veränderung nothwendig. Schulordnung und Disciplin werden strenger, die Zahl der Classen und Lehrer muß vermehrt, und für die auswärtigen Zöglinge muß eine eigne Hausordnung eingeführt werden. — Die anfängliche Zahl der Classen scheint sechs gewesen zu seyn, denn immer noch führt die oberste Classe den Namen der sechsten.

Es mag jedoch schon lange her seyn, daß unter und über der vierten Classe zwei neue eingeschoben worden sind; und während meines Aufenthalts in Rugby wurden aus der fünften drei verschiedene Classen gemacht, so daß gegenwärtig die Schule aus zehn (Classen) besteht. Die Vermehrung der Classen erfordert die Anstellung neuer Lehrer. Die Menge auswärtiger Zöglinge, deren jeder so viel Schulgeld bezahlen muß, als der Fond für jeden Stiftungsschüler bewilligt, setzt den Direktor in den Stand, nicht nur die erforderlichen Lehrer anzustellen, sondern sie auch reicher zu besolden. Der Direktor der Schule in Rugby hat außer dem Einkommen, was ihm das Schulgeld abwirft, freie Wohnung, und findet in dem oberen Stock des Schulgebäudes Raum zur Aufnahme von mehr als 60 Schülern, was ihm ebenfalls eine bedeutende Summe einbringt. Die größere Zahl auswärtiger Schüler fand bisher Wohnung und Kost bei geachteten zuverlässigen Bürgern, denen der Direktor dazu die Erlaubniß gegeben hatte unter der Bedingung, die vorgeschriebene Hausordnung auf's pünktlichste zu beobachten. Neuerdings fand es der Direktor zweckmäßiger, diese Erlaubniß auf die Lehrer zu beschränken.

Die oben erwähnte Hausordnung ist in der Hauptsache folgende: Morgens, drei viertel Stunde vor dem Anfang der Schule, wird mit der Glocke das Zeichen zum Aufstehen gegeben. Sobald die Schüler die Schlafzimmer verlassen haben, werden dieselben verschlossen, und erst wieder zur Zeit des Schlafengehens geöffnet. Die Zeit des Mittag- und Abendessens wird genau eingehalten; der zu spät kommende mit einer Strafe belegt. Für die Freistunden, die der Zögling nicht etwa außer dem Hause zubringt, findet er seine Studierzelle, das Speisezimmer, welches zu-

gleich zum Verſammlungszimmer dient, und einen Hof, der mit einer Mauer umgeben iſt. Mit einbrechender Nacht werden die Zöglinge in dem Speiſezimmer verleſen, ſodann ein vorgeſchriebenes Gebet geſprochen, und die Ausgänge verſchloſſen. Dieß geſchieht in den kurzen Wintertagen ſchon ſehr früh.

Erkrankt ein Zögling, ſo wird es ſogleich dem Direktor angezeigt, der für die Schule beſtimmte Arzt wird gerufen, und für den Patienten ein abgeſondertes Zimmer eingerichtet.

Jeder Schüler erhält wöchentlich einen Schilling Spielgeld. Will er ſich ein Kleidungsſtück oder ſonſt etwas anſchaffen, was ſeinen Eltern zur Rechnung gebracht werden ſoll, ſo muß er dem Handwerks- oder Kaufmann einen von dem Herrn des Hauſes ausgeſtellten Erlaubnißſchein beibringen können.

Die Schulordnung iſt eben ſo einfach wie die Hausordnung. Die ganze Schule theilt ſich in Ober- und Unterſchule. Die Oberſchule beginnt mit der vierten Claſſe. Drei Tage der Woche ſind ganze Schultage, drei ſind halbe. An ganzen Schultagen werden vier ordentliche Stunden gegeben; nemlich zwei des Morgens, um ſieben und um zehn, und zwei des Nachmittags von drei bis fünf; an halben Schultagen nur zwei des Morgens. Dieß giebt für die ganze Woche 18 ordentliche Stunden. Dieſe an ſich ſehr geringe Stundenzahl wird beſonders in der Unterſchule durch Neben- und Extraſtunden vermehrt, ſowie auch dadurch, daß die Schüler aller Claſſen unter der fünften früher zur Schule kommen müſſen, um ihre Lection unter der Aufſicht des Lehrers vorzubereiten.

In England ſteht der Lehrer ſeinen Schülern nicht ſo nahe, wie man es häufig auf deutſchen Schulen findet. Zum Theil mag es ſeinen Grund in der ſtrengeren Disciplin haben, die auch einen ſtrengeren Lehrer erfordert; hauptſächlich aber in dem ernſten engliſchen Charakter, der mehr auf Reſpekt als Liebe hält. Nicht leicht wird man in der Schule von dem Lehrer einen Scherz hören; es ſind mir ſogar Lehrer genannt worden, die in der Schule nie gelacht haben ſollen. Darum muß man jedoch nicht glauben, daß die Schüler unhöflich oder barſch behandelt werden; gerade das Gegentheil. Die Behandlung iſt geſetzt und höflich. Wird Tadel nothwendig, ſo wird er ruhig ausgeſprochen, eben ſo ruhig die verdiente Strafe diktirt. Beſonders iſt der engliſche Lehrer auf ſeiner Hut, keine Leidenſchaft blicken zu laſſen. Außer der Schule ſah ich immer, daß die Zöglinge freundlich angeredet wurden. Mag auch der Ernſt des Engländers nicht ganz mit unſerm Gefühl übereinſtimmen, ſo werden wir doch ſchwerlich dem Benehmen des engliſchen Lehrers gegen den Schüler unſern Beifall verſagen können. Das Ehrgefühl des Knaben wird nie verletzt; er ſoll nie vergeſſen, daß er einem beſſern Stande angehört, wenn er auch auf das ſtrengſte an ſeine Pflicht erinnert wird; vor allem aber bewahrt man ihn vor gemeinen, erniedrigenden Ausdrücken, die das beſſere Gefühl abſtumpfen, durch das allein ein guter Lehrer mächtig wirken kann. Freilich wird ſich das beſſere Gefühl nicht bei jedem Knaben durch bloße Ermahnung erreichen laſſen, denn die Erziehung dieſer Knaben, obgleich ſie faſt alle den höheren Ständen angehören, iſt ſehr ungleich. Ihr Temperament zeigt ſchon früh die ſtärkſten Gegenſätze, ſowie überhaupt in England weit mehr Extrem ſowohl des Guten als Böſen angetroffen wird. Dazu kommt oft Standesvorurtheil bei den Vornehmeren, angewöhnte Nachläſſigkeit bei den Reicheren, und bei Jungen von Kraft und ſchlechter häuslicher Erziehung Ungebundenheit und Schroffheit. Hier reicht freundlicher Zuſpruch oft nicht aus; es werden Strafen nothwendig.

Die geringſte Strafe gegen Ordnungsfehler iſt das Abſchreiben von ein oder mehreren hundert Verſen aus Virgil. Höhere Strafen, namentlich für Nachläſſigkeit in der Schularbeit, beſtehen in ſchriftlichen Ueberſetzungen, in dem Beſuch mehrerer Lehrſtunden oder Einſperrung an halben Schultagen, wobei gewöhnlich eine Privatarbeit aufgegeben wird. Mehr gefürchtet iſt die Anzeige bei dem Direktor, der alsdann nach ſcharf ausgeſprochenem Tadel ſelbſt eine Strafe verhängt, in manchen Fällen auch wohl die ſchärfſte. Dieſe beſteht in der Anwendung des Burke'ſchen Princips *) der engliſchen Erziehung, nämlich der Birkenruthe. Dieſer Strafe ſind alle Claſſen mit Ausnahme der ſechſten unterworfen. Es verſteht ſich, daß ſie in den höheren Claſſen nur ſelten vorkommt. — Die Gewohnheit benimmt dieſer Strafe das Herbe, was ſie in unſern Augen hat; ſie erſcheint in England als eine Fortſetzung der väterlichen Zucht. Ich habe nie bemerken können, daß der Schüler ſie für entehrend hält; aber er fürchtet ſie. Ertheilt wird dieſe Strafe von dem Direktor in der Oberſchule und von dem Lehrer der fünften Claſſe in der Unterſchule, und faſt niemals öffentlich. Geſchieht dieß letztere, ſo wird ſie dadurch ſchimpflich. Um dieſer Strafhandlung den gehörigen Ernſt zu geben, erſcheint der Lehrer, der ſie ausübt, in ſeiner Amtstracht. Sind bei einem Zögling dieſe Strafmittel ohne Erfolg geblieben, oder kommt ein Vergehen vor, welches den ſittlichen Charakter der Schule verletzt, ſo muß der Uebertreter die Schule verlaſſen.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung außer den Lehrſtunden und außer der Schule beſtehen mancherlei Einrichtungen und Beſtimmungen, die ich kurz anführen will; einiges iſt ſchon bei der Beſchreibung der häuslichen Ordnung genannt worden. Jeder Lehrer, mit Ausnahme des Direktors, übernimmt, wenn die Reihe an ihn kommt, während einer Woche eine gewiſſe Aufſicht über die Schule. Er heißt alsdann der Lehrer der Woche. Man kann ihn nicht wohl mit dem hebdomadarius der Schulpforta vergleichen, weil ſeine Functionen mehr die Schulordnung, als eine beſondere Beaufſichtigung der Schüler betreffen. Morgens vor dem Anfange des Unterrichts hat er vor den im großen Schulzimmer verſammelten Claſſen das Gebet zu leſen, ſodann, nach vorgenommenem Verleſen, die Namen der fehlenden Schüler an die reſp. Claſſenlehrer zu ſenden. Ebenſo hat er an den halben Schultagen Nachmittags das Aufrufen der ganzen Schule zu beſorgen. Um nämlich zu verhüten, daß ſich die Zöglinge an den freien Nachmittagen nicht zu weit von der Schule entfernen, müſſen ſie ſich im Sommer zweimal, im Winter einmal im großen Schulzimmer zum Verleſen verſammeln, und der Lehrer der Woche hat wieder dafür zu ſorgen, daß die Namen der fehlenden eingeſendet werden. Ueberhaupt erwartet man von ihm, daß er an ſolchen Tagen mit dem Treiben der Schüler außer der Schule nicht unbekannt bleibe. An Jahrmärkten oder ſonſtigen Feſten, die für junge Leute mancherlei Verſuchung darbieten, ſind alle Lehrer verpflichtet, die Runde zu machen. — Dieſe Schulpolizei findet eine mächtige Stütze an der ſechſten Claſſe. Jeder Schüler derſelben hat bei den übrigen Schülern den Rang eines Vorgeſetzten; er hat Privilegien und Strafgewalt. Die übrigen Schüler ſind verpflichtet, ihm mit Ach-

*) Als Burke von Madame Genlis nach dem Princip der engliſchen Erziehung gefragt wurde, lud er ſie zu einer Spazierfahrt in den Hydepark ein, und, auf die Gebüſche zeigend, ſagte er: Hier wächſt das Princip unſerer Erziehung. Es waren nämlich junge Birken.

tung zu begegnen und ſeinem Gebot Gehorſam zu leiſten. Es iſt ſeine Pflicht, jedem Unfug, der ihm zu Geſichte kommt, zu ſteuern (und er darf nöthigen Falls den Stock anwenden, der ihm allein zu tragen erlaubt iſt). Den Häuſern, worin Zöglinge wohnen, werden ein oder mehrere aus der ſechſten Claſſe, die ich der Kürze halber Primaner nennen will, zugetheilt, um darin Ordnung zu halten. Ein Vergehen gegen einen Primaner wird ſehr ſtrenge beſtraft; dagegen iſt es auch äußerſt ſelten, daß derſelbe ſeine Gewalt mißbraucht. Von dem Direktor, ſowie von den übrigen Lehrern werden ſie mit einer gewiſſen Vertraulichkeit, wie jüngere Freunde, behandelt. Die Primaner vermitteln ſo einiger Maßen den Abſtand zwiſchen Lehrer und Schüler, der, wie ich früher bemerkte, in England weiter iſt, als bei uns. Mit dieſen Vorzügen der ſechſten Claſſe ſind auch gewiſſe Privilegien verbunden, die mit denen der oberen Claſſen in den ſächſiſchen Fürſtenſchulen einige Aehnlichkeit haben. Es giebt zwar in den engliſchen Schulen keine Prügeltage, noch ſonſt eine Berechtigung zu Neckereien; aber die Primaner haben das Recht, von den Schülern unter der fünften Claſſe allerlei Dienſtleiſtungen zu verlangen, ſowohl in ihrer Wohnung als auf dem Spielplatz, und können ganze Claſſen dahin (consigniren) berufen. Die Privilegien der fünften Claſſe ſind viel beſchränkter, und beſtehen zur Hälfte in dem Freiſeyn von Dienſtleiſtungen gegen die ſechſte.

Die Zöglinge der engliſchen Schulen ſind zwar nicht durch eine uniforme Kleidung ausgezeichnet; aber das Herkommen verlangt doch, daß ſie, ſo lang es nur die Jahrszeit geſtattet, in weißen Beinkleidern und blauen Jäckchen erſcheinen. In den oberen Claſſen iſt auch der ſchwarze Frack geſtattet; der runde Hut iſt für jeden unerläßlich, weil den der Anſtand in England erfordert.

Zur Erholung iſt der Spielplatz beſtimmt. Man ſieht es gern, wenn derſelbe in den Freiſtunden zahlreich beſucht wird. Eigentliche gymnaſtiſche Uebungen werden nicht gemacht; aber es gibt in England ſehr beliebte Nationalſpiele, die nicht blos von Schülern und jungen Leuten, ſondern auch von Männern in Amt und Würde mit Eifer geſpielt werden. Dieſe Spiele ſind ganz geeignet, nicht nur Erholung zu gewähren, ſondern auch dem Körper Gewandtheit und Stärke zu geben.

Die Ferien betragen im Ganzen ein Vierteljahr: ſechs Wochen fallen auf Juli und Auguſt, und ſieben Wochen auf December und Januar. Der Grund dieſer auf den erſten Blick ſonderbaren Eintheilung liegt zum Theil darin, daß der hohe Sommer in England die ſchönſte Jahrszeit iſt, daß die Eltern ihre Kinder an Weihnachten gern um ſich verſammelt ſehen. Dazu wären nun freilich keine ſieben Wochen erforderlich; aber man bedenke, daß das frühe Zuſchließen des Lokals, worin die Schüler wohnen, den langen Winter hindurch ohne Unterbrechung ſehr drückend werden würde; und das iſt auch der Grund, warum die längſten Ferien auf den Winter fallen.

Dieſes mag hinreichen, von der äußeren Einrichtung und Ordnung der Schule einen Begriff zu geben; laſſen ſie uns nun zu den Lehrgegenſtänden und ihrer Behandlung übergehen. —

Die Hauptlehrgegenſtände ſind Religion, lateiniſche und griechiſche Sprache, Geſchichte, Geographie und Mathematik. —

Schreiben und Rechnen wird in regelmäßigen Nebenſtunden gelehrt. Engliſche Sprache,

Hebräiſch, Naturgeſchichte, Naturlehre, Pſychologie, Logik, Rhetorik, Weltgeſchichte und Geſang werden gar nicht gelehrt. Das Franzöſiſche oder überhaupt neuere Sprachen, ſo wie das Zeichnen ſind auf den meiſten engliſchen Schulen keine eigentlichen Lehrgegenſtände; es ſteht den Zöglingen frei, eins oder das andere in Privatſtunden zu lernen.

Geſchichte und Geographie ſind zwar ordentliche Lehrgegenſtände; aber es wird weder viel Zeit darauf verwendet, noch werden ſie regelmäßig gelehrt. Die Unterſchule geht einen Abriß der engliſchen Geſchichte durch, und in einigen Claſſen der Oberſchule werden einzelne Abſchnitte derſelben Geſchichte nach ausführlicheren Schriftſtellern gelernt; denn der Lehrer hat dabei nur zu fragen. Die alte Geſchichte wird meiſtens aus der Lecture der Claſſiker und der Erklärung des Lehrers geſchöpft. Die Geographie wird auf eine ähnliche Weiſe behandelt.

Der Mathematik werden noch weniger Kräfte zugewendet. Muß ſie auch jeder Schüler lernen, ſo gehört ſie doch ebenfalls wie das Schreiben und Rechnen nur zum Nebenwerk der Schule, da ſie auf Auszeichnung wenig oder gar keine Anſprüche machen kann.

Gegen Alles, was nicht zum claſſiſchen Studium gehört, herrſcht auf den engliſchen Schulen ein ſtarkes Vorurtheil, geſtützt auf das Beiſpiel der Univerſitäten, und befeſtigt durch altes Herkommen. Eine einzelne Schule wird nicht im Stande ſeyn, mit ihrem Beiſpiel dieſes Vorurtheil zu brechen, oder auch nur zu erſchüttern, und daß mehrere zugleich eine Neuerung zu dieſem Zweck unternehmen ſollten, das ſteht nicht zu erwarten.

Hier muß ich einen merkwürdigen Verſuch der Art erwähnen, welcher in Rugby gemacht worden iſt. Ein Mann von ausgezeichnetem Talent und freiem wiſſenſchaftlichem Streben, der ſchon früher, wiewohl vergebens, verſucht hatte, in Oxford Mißbräuche abzuſchaffen, bewog den Direktor der Schule in Rugby dahin, Mathematik und neuere Sprachen zu ordentlichen Lehrgegenſtänden zu erheben. Werde auch nicht eine große Anzahl Stunden darauf verwendet, ſo ſolle man dieſe Fächer doch in gleichen Rang mit den übrigen ordentlichen Lehrgegenſtänden ſetzen. Es geſchah. Jedes der beiden Fächer erhielt zwei Stunden die Woche, und zwar ordentliche Stunden, deren, wie wir geſehen haben, wöchentlich nur 18 gegeben werden. Es war dies eine große Aufopferung zu Gunſten der Mathematik und der neueren Sprachen. Die Morgenſtunden des Mittwochs und Samſtags wurden ihnen gewidmet. Bei den Prüfungen ſollten dieſe Fächer eben ſo wohl wie die claſſiſchen, wie Religion und Geſchichte ihre Auszeichnung erhalten. —

Die erſte Schwierigkeit, auf welche dieſe Neuerung ſtieß, war das Erforderniß einer beſondern Claſſeneintheilung für die Mathematik und für die neueren Sprachen, da die meiſten Schüler in dieſen Fächern und den claſſiſchen ſehr ungleich waren. Doch widerſtritt es auch wieder den Grundſätzen der Schule, Zöglinge aus der Oberſchule mit andern aus der Unterſchule in einer ordentlichen Schulclaſſe zuſammen zu ſetzen; dadurch würde die Rangordnung der Schule zu ſehr zerſtört worden ſeyn. Für die Primaner war es nun vollends unſtatthaft, ſich ſo unter die übrigen zu miſchen. Wollte man nun, um dieſem Uebelſtand zu begegnen, das Fortrücken in eine höhere lateiniſche Claſſe von den Fortſchritten in Mathematik und neueren Sprachen abhängig machen, ſo erforderte dies eine Strenge, welche im Vergleich mit der Gewohnheit anderer Schulen als Härte erſcheinen mußte.

Eine zweite Schwierigkeit lag in den Lehrern ſelbſt, von denen die meiſten gar nicht darauf eingerichtet waren, die neuen Fächer zu lehren. Sie waren genöthigt etwas zu lehren, was ſie

nicht verſtanden, und mancher, der das Lateiniſche und Griechiſche in der Oberſchule lehrte, mußte ſich am Mittwoch und Samſtag bequemen, in die Unterſchule hinabzuſteigen. Daß ihnen die neue Ordnung der Dinge ſehr bald läſtig wurde, iſt begreiflich, und daß unter ſo ungünſtigen Umſtänden die neuen Fächer planlos und ohne Uebereinſtimmung gelehrt wurden, kann man ſich vorſtellen. — Die Folge war, daß die neue Claſſeneintheilung für Mathematik und neuere Sprachen wieder aufgehoben wurde, daß man zu den lateiniſchen Claſſen zurückkehrte. Jeder Lehrer ſollte nun in ſeiner Claſſe Alles lehren, alſo auch Mathematik und neuere Sprachen. Um dies möglich zu machen, mußte der Umfang dieſer Fächer bedeutend beſchränkt werden; die den einzelnen Claſſen zugetheilten Gegenſtände mußten herabgeſetzt werden, um ſie allen Lehrern erreichbar zu machen.

Die weiteren Folgen ſind leicht zu überſehen. Der talentvolle Schüler wird in dieſem planmäßig retardirten Lehrgang weder Nahrung noch Befriedigung finden; alle werden bei den langſamen Fortſchritten erſchlaffen. Diejenigen Lehrer, welche zu dieſen Fächern keine Neigung haben, und ſo iſt es bei den meiſten, werden dieſen Unterricht vernachläſſigen, und ſtatt den Zögling dafür zu gewinnen, werden ſie ihm einen Widerwillen gegen dieſe Studien einflößen. Am Ende wird man wieder dahin kommen, wo man Anfangs war, man wird dieſe Lehrgegenſtände entweder ganz aufgeben, oder man wird ſie dem Privatunterrichte geeigneter Lehrer überlaſſen müſſen. Daß außer den claſſiſchen Studien kein anderes recht aufkommen kann, das liegt im Geiſt der engliſchen Schulen. Dieſer Geiſt iſt nicht der Geiſt der Poeſie wie nach Vechelde's Schilderung ehedem in Schulpforta, ſondern es iſt der Geiſt der Oeffentlichkeit, oder wenn man will, der Univerſitäten. Sobald der Schüler zum Bewußtſeyn ſeines Talentes kommt, ſobald ihn ſeine Fortſchritte zu Hoffnungen berechtigen, ſo wendet er ſeine Blicke auf Oxford oder Cambridge, wo ſich ihm ein Feld für Auszeichnungen eröffnen wird, die weit über den Umfang der Univerſität hinausgehen, und nicht ſelten das Glück ſeines Lebens entſcheiden. Daraus begreift ſich leicht, wie die ſonſt ſo unabhängigen Schulen dennoch von dem Geiſte der Univerſitäten beherrſcht werden. (Soll es je gelingen, die engliſchen Schulen zu reformiren, ſo müßte zuvor eine Reformation der beiden Univerſitäten gelungen ſeyn.)

Ich komme nun wieder auf die Hauptgegenſtände zurück, auf welche die größte Sorgfalt verwendet wird, um noch einige Worte über die Lehrmethode zu ſagen.

Der Engländer hat ſich mit dem rationaliſtiſchen Streben in Deutſchland noch nicht befreundet. Seine Religionslehre ſteht einzig und allein auf der Offenbarung. Hiſtoriſche und rationelle Erklärungen dürfen nie weiter gehen, als die Offenbarung zu erläutern und zu unterſtützen, niemals aber ſie in Zweifel zu ziehen. Von Vernunftreligion iſt dort gar nicht die Rede. Sie iſt das unſichere Ringen nach einer höhern Wahrheit, die uns nur durch die Offenbarung zu Theil werden kann; nur das geoffenbarte Chriſtenthum kann das religiöſe Streben unſerer Vernunft befriedigen. Dieſes ſind die Grundſätze, nach denen in England das Chriſtenthum gelehrt wird, und das Lehrbuch, was dabei durchgängig zu Grund liegt, iſt die Bibel. — Wie verſchieden auch die Anſichten in Deutſchland ſeyn mögen, ich halte es für einen großen Vorzug des engliſchen Religionsunterrichtes, ſich ganz entſchieden auf die Bibel zu ſtützen und kein anderes Prinzip zuzulaſſen, welches immer, früher oder ſpäter Zwieſpalt und Zweifel erregt, und den eigentlichen Glauben zerſtört.

Die Methode, die Claſſiker zu lehren, möchte ich eine ſcholaſtiſche nennen im Gegenſatz mit der in Deutſchland herrſchenden, freieren hiſtoriſchen Methode. Erſt ſeit 10 Jahren fängt man in England an Notiz davon zu nehmen; und wenn auch Männer wie Dr. Arnold, der Director der Schule in Rugby, mit Erfolg den neuen Weg betraten, ſo hat dies doch noch keinen Einfluß auf die Univerſitäten und Schulen gehabt. — Es iſt nicht zu leugnen, daß die engliſchen Schulen durch die Einfachheit ihrer Lehrgegenſtände gegen die meiſten deutſchen Schulen bedeutend im Vortheil ſind; aber ich bin es doch auch wieder der Wahrheit ſchuldig zu ſagen, daß durch Zerſtückelung der Autoren und durch häufige Uebungen in der lateiniſchen und griechiſchen Verſekunſt die an ſich einfachen Gegenſtände wieder über Gebühr vervielfacht werden. Der halbjährige Lehrplan wird dies erläutern. Ich wähle der Kürze wegen den Lehrplan einer mittleren Claſſe. Das Semeſter iſt hier wie in allen andern Claſſen in zwei gleiche Theile getheilt, woran der erſte mehr der Sprache, der andere mehr der Geſchichte gewidmet ſeyn ſoll. Die Gegenſtände des erſten Vierteljahrs ſind folgende:

Neues Teſtament, griechiſch. — Eine Tragödie von Sophokles. — Virgil's Aeneis. — Oden von Horaz. — Cicero's Briefe.

Im zweiten Vierteljahr, der ſogenannten Geſchichtszeit:

Neues Teſtament, griechiſch. — Homer. — Die Hellenica Xenophon's. — Livius. — Oden aus Horaz. —

Dazu kommt noch gleichmäßig in beiden Vierteljahren griechiſche und lateiniſche Grammatik verbunden mit griechiſchen und lateiniſchen Exercitien, Auswendiglernen und Machen lateiniſcher und griechiſcher Verſe, wenigſtens fünf mal wöchentlich, lateiniſche und griechiſche Compoſitionen. —

Es werden alſo in dem Semeſter zuſammen genommen Stücke aus vier verſchiedenen griechiſchen Schriftſtellern und aus eben ſo vielen lateiniſchen geleſen. Da es nun, wenigſtens in Rugby, hergebracht iſt, daß faſt jeder Schüler bei irgend einem Lehrer, dem er empfohlen worden, Privatſtunden nimmt, und es nicht geſtattet iſt, in dieſen Stunden die Schularbeit vorzubereiten, ſo wird die obengenannte Zahl der Autoren noch vermehrt. Dazu kommt noch, daß bei der großen Anzahl der Claſſen der Claſſenwechſel bei fleißigen Schülern oft mitten im Vierteljahr erfolgt, und damit natürlich auch wieder ein Autorenwechſel verbunden iſt. — Dieſe Vervielfachung der an ſich einfachen Lehrgegenſtände hat, ſo viel ich ſehen konnte, keinen günſtigen Einfluß auf die Arbeit der Schüler. Sie werden in zu vielerlei Stoffe getaucht, und von keinem gehörig durchdrungen; ſie machen eine kurze Bekanntſchaft mit den verſchiedenſten Autoren, ohne ſie genau kennen zu lernen; ſie werden genöthiget, ſich raſch aus einer Arbeit in die andere zu werfen. Das alles erzeugt eine gewiſſe Schulroutine, die Aufgaben ſchnell aber nicht nachhaltig vorzubereiten. Ein nachläſſiger Gebrauch der Schrift befördert dieſes Uebel. Der engliſche Knabe wird nicht angewieſen ſich ſaubere Hefte zu halten; was er in der Schule ſchreibt, kann nur ſchlecht geſchrieben ſeyn, denn in den meiſten Schulzimmern ſind keine Tiſche; er ſchreibt, mit Bleyſtift auf der Bank oder einer andern improviſirten Unterlage fliegende Blätter, die zur Correctur oder zur Strafe von ihm gefordert werden, und im nächſten Augenblick keinen Werth mehr haben. —

Ueberhaupt ſchien mir in Rugby der Unterricht zu viel auf die ſechſte Claſſe berechnet zu ſeyn. In dieſer Claſſe allerdings kann das Stückwerk der übrigen Claſſen zu einem Ganzen verbunden werden; denn kommt nur ein Schüler früh genug hinein, ſo hält er nicht ſelten drei Jahre

darin aus unter der Führung eines Mannes, nämlich des Direktors. — Dahin jedoch kommen die wenigſten. Viele, ehe ſie die ſechſte Claſſe erreichen, werden durch ihr Alter genöthiget, die Schule zu verlaſſen, und dieſe kommen zwar vielverſucht, aber ohne feſte, geſchloſſene Vorbereitung zu ihrer nächſten Beſtimmung.

Aus dem oben angeführten Lectionsverzeichniß erſieht man, auf welche Art in manchen Claſſen Geſchichte gelehrt wird. Im zweiten Vierteljahr, der ſogenannten Geſchichtszeit, wurde ſtatt Cicero und Virgil ein Buch aus Livius und ein Stück aus Xenophon's griechiſcher Geſchichte geleſen. Ich kann mir nicht denken, daß auf dieſe Art viel Geſchichte gelernt wird; die Stücke ſind zu kurz, und während der Schüler mit den Schwierigkeiten der Sprache beſchäftigt iſt, ſteht Gedächtniß und Verſtand der eigentlichen Geſchichte weniger offen.

In der fünften Claſſe, wo größere Abſchnitte aus engliſchen Hiſtorikern geleſen werden, hat die Methode wenigſtens den Vorzug, daß der Lehrer kein Heft dictirt; der Schüler wird blos angehalten, vor der Stunde eine gewiſſe Seitenzahl mit Aufmerkſamkeit durchzugehen, ſo daß er die in der Stunde an ihn geſtellten Fragen gehörig beantworten kann.

Daß man in engliſchen Schulen ſo wenig auf die Geſchichte verwendet, hat ſeinen Grund einmal darin, daß es in Oxford und Cambridge ebenſo gehalten wird, ſodann auch in der Meinung, daß man dieſes Studium guten Theils der Privatlectüre eines jeden überlaſſen könne.

Bei dem mathematiſchen Unterricht gibt man dem Euclid auch als Lehr- oder Schulbuch einen entſchiedenen Vorzug; das Anſehen des Autors läßt die Zweckmäßigkeit des Buchs zum Schulgebrauch gar nicht in Frage kommen. Man rühmt die Feinheit und Schärfe deſſelben, und mit Recht; aber man bedenkt nicht, daß der erſte Schulunterricht ſich auf Feinheiten gar nicht einlaſſen kann. Es iſt bekannt, daß Euclid dem Syſtem die Kürze aufopfert; er führt viele Sätze ein, die außer dem Zuſammenhang, den ſie ſtiften, keinen weiteren Werth haben. Dadurch werden die Fortſchritte des Zöglings gehemmt, beſonders da, wo nur wenige Stunden auf dieſes Studium verwendet werden. Das V. Buch, welches die Proportionen behandelt, iſt jetzt nur noch eine Curioſität, an der man ſehen kann, welche Mühe es koſtet, arithmetiſche Begriffe durch Linien darzuſtellen. Dieſe Begriffe werden im Euclid nie recht klar, und bilden für das ſechſte Buch eine dunkle, unbefriedigende Grundlage. — In Deutſchland und Frankreich hat man dies längſt eingeſehen, und andere Lehrbücher eingeführt.

Noch muß ich eine Einrichtung erwähnen, welche vor mehreren Jahren in Rugby gemacht wurde; ſie betrifft auch die Methode. Ob ſie auf andern engliſchen Schulen beſteht, weiß ich nicht; doch ſcheint ſie mir ſo zweckmäßig, daß ich ſie nicht übergehen darf. Früher wurden die Compoſitionen von jedem Lehrer in ſeiner eignen Claſſe in einer der regelmäßigen Schulſtunden corrigirt. Die Zeit war beſchränkt, und mancher Lehrer behandelte dieſe Arbeit ziemlich flüchtig. Dieſem Uebel wurde ſo abgeholfen. Die Compoſitionen blieben regelmäßiges Schulwerk; jeder Lehrer gab ſie den Schülern ſeiner Claſſe auf, aber die Correctur derſelben wurde von der Claſſenarbeit getrennt. Jedem Schüler wurde es frei geſtellt, ſich unter den Lehrern einen Corrector zu wählen, und dieſem wurde für jeden Zögling eine gewiſſe Entſchädigung feſtgeſetzt. Denn die Correctur wurde nun nicht mehr in den regelmäßigen Schulſtunden vorgenommen, ſondern in den Feierſtunden, und gab manchem Lehrer einen bedeutenden Zuwachs an Arbeit.

Die Vortheile dieſer Einrichtung ſpringen in die Augen. Für die Correcturen fehlt es nun

nicht mehr an Zeit, und die übrige Schularbeit wird durch ſie nicht mehr beſchränkt. Die Correctoren werden Zeit und Fleiß auf ihre Arbeit verwenden, einmal, weil es nun Ehrenſache iſt, viele Zöglinge zu bekommen, dann auch, weil ihnen ihre Mühe extra vergütet wird. Endlich gewähren die Correcturen, auf dieſe Weiſe vorgenommen, dem Schüler alle Vortheile des Privatunterrichts. Einer wird nach dem andern vorgenommen, und ihm die Verbeſſerungen ausführlich erläutert.

Nun noch einige Worte über die Mittel den Eifer der Schüler zu wecken; ſie ſind in England ziemlich reich. Zuerſt nenne ich die Prüfung der ganzen Schule, welche vier bis fünf Wochen dauert, und eben ſo lang vor dem Anfang der Winterferien begonnen wird. Die Lehrer bilden Comité's aus drei Gliedern für einzelne Claſſen und einzelne Fächer. Die Schüler werden ſchriftlich und mündlich examinirt. Die Schularbeit geht dabei fort wie vorher; alle Feierſtunden werden dabei in Anſpruch genommen, und ſelbſt nach dem Zuſchließen, wo ſonſt der Zögling, ſich ſelbſt überlaſſen, in ſeiner Zelle die Aufgaben des nächſten Tages vorbereitet, ſieht man oft noch ganze Claſſen bis ſpät in die Nacht in den erleuchteten Schulzimmern beſchäftigt; eine ſchwere Zeit für Lehrer und Schüler, die nur durch die Ausſicht auf die erſehnten Ferien der Weihnachtszeit erleichtert wird. Das Reſultat der Prüfung wird durch den Druck veröffentlicht. Auf einem großen Blatte werden die Namen derjenigen Schüler genannt, welche ſich ausgezeichnet haben, und der Grad der Auszeichnung wird durch eine erſte und zweite Claſſe näher beſtimmt. Alle andere, die keine Claſſe erhalten haben, werden mit Stillſchweigen übergangen. — Dieſe Blätter werden den Eltern und Allen, die ſich für die Schule intereſſiren, mitgetheilt. Die Gegenſtände, für welche die Prüfung Claſſen gibt, ſind: Compoſitionen, Religionslehre, Claſſiker, Geſchichte und Geographie zuſammengenommen, und in Rugby wurden noch Mathematik und neuere Sprachen hinzugefügt.

Dieſe Prüfung beſtimmt zahlreiche Promotionen, ſo wie auch bis zur fünften Claſſe die Sitze der Schüler für das nächſte Jahr. —

Die große Triebfeder der Promotion, womit zugleich neue Freiheiten und Privilegien verbunden ſind, wirkt übrigens das ganze Jahr hindurch: jedem Zögling ſteht es frei, ſich zu jeder Zeit zu einem Promotionsexamen zu melden.

Der Director führte vor mehreren Jahren eine fortlaufende mündliche Prüfung ein, die er ſelbſt an einem beſtimmten Tage jede Woche mit je zwei Claſſen vornimmt. In fünf Wochen geht er ſo die ganze Schule durch, und es kommt oft vor, daß einer oder mehrere Schüler aus der Prüfung ſogleich in eine höhere Claſſe geſendet werden.

Jedes Jahr vor den Sommerferien wird eine Prüfung ſolcher Schüler der ſechſten Claſſe vorgenommen, welche im Begriff die Univerſität zu beziehen, ſich um einige von den Curatoren ausgeſetzte Stipendien bewerben wollen. Die Curatoren laden dazu einen Magister artium von Oxford und einen von Cambridge ein, und wohnen der Prüfung ſelbſt bei. Die Namen der Sieger erſcheinen nachher in der Schulliſte und dann auch noch auf einer im großen Schulzimmer angebrachten großen Tafel. Endlich iſt noch die Vertheilung der Preiſe anzuführen, welche auf Oſtern mit vieler Feierlichkeit und vor einem reichen Publikum vorgenommen wird. Für die ſechſte Claſſe gibt es 5 Preiſe, nämlich für eine lateiniſche und eine engliſche Abhandlung, für lateiniſche, engliſche und griechiſche Verſe. Die fünfte Claſſe kann ſich nur um einen Preis bewerben, nämlich mit einem engliſchen oder lateiniſchen Aufſatz. Die Proſa wird geleſen, die Verſe werden frei recitirt.

Erlauben ſie mir nun, meine Herrn, im Rückblick auf die gegebene Schilderung das Eigenthümliche der engliſchen Schulen mit wenigen Zügen hervorzuheben. 1) Die Lehrgegenſtände ſind dort einfacher als bei uns. In England kann man ſich freilich weit leichter auf das claſſiſche Studium beſchränken, weil in Oxford und Cambridge keine eigentliche Fachſtudien getrieben werden. In dieſem Punkt iſt dort die höhere Erziehung von der unſrigen völlig verſchieden. Das Univerſitätsſtudium befähigt zu keinem Amt; es iſt ein freies Studium zur Bildung und Zierde des Geiſtes. Wer außerdem noch ein Fachſtudium wählt, wer als Rechtsgelehrter, Arzt, Staatsmann oder Techniker auftreten will, muß, nachdem er die Univerſität abſolvirt hat, in London oder wo ſich ſonſt dazu die Gelegenheit findet, jene Studien betreiben. Dies erfordert allerdings einen ungewöhnlichen Aufwand, und viele, deren Mittel nicht hinreichen, umgehen die Univerſität, und ſchlagen ſogleich den Weg zum Fachſtudium ein. — 2) Auch in deutſchen Schulen hat die oberſte Claſſe außer einem größeren Umfang der Lehrgegenſtände manche Vorrechte und Freiheiten, wodurch ſie, wie es ſcheint, der Univerſität näher gerückt werden ſoll; aber demungeachtet bleibt noch eine bedeutende Kluft zwiſchen beiden. In den engliſchen Schulen bildet dagegen die oberſte Claſſe einen vollſtändigen Uebergang zur Univerſität. Der Grund liegt nicht in einer beſonderen Schuleinrichtung, ſondern blos darin, daß in England die Univerſität der Schule näher gerückt iſt. Es wird nämlich dort das Studium der Schule ohne weſentliche Abänderung nur fortgeſetzt, und die häusliche Ordnung in den Collegien, welche die Univerſität bilden, hat mit der Hausordnung der Schule die größte Aehnlichkeit. — 3) Strenge Zucht in der Schule bei anſtändiger, leidenſchaftsloſer Behandlung des Schülers. Man hat behauptet, daß der Character der engliſchen Jugend, das Uebermaß ihrer Selbſtſtändigkeit eine größere Strenge erfordere; das iſt wahr: aber es iſt eben ſo wahr, daß die Selbſtſtändigkeit und Freiheit des Benehmens, wodurch ſich die engliſche Jugend auszeichnet, großentheils auch wieder aus der Zuſammenwirkung jener Strenge und Milde hervorgeht, die man als einen Vorzug der engliſchen Erziehung überhaupt betrachten kann. — 4) Die ſtrenge Hausordnung, das Zuſchließen des Hauſes bei eintretender Nacht, der eng gezogene Kreis außer der Schule, alles dieſes ſcheint aus einer Zeit zu ſtammen, wo man der Tugend mit dem eiſernen Gitter zu Hülfe kam; aber es ſtimmt auch jetzt noch vollkommen mit den engliſchen Begriffen von Erziehung überein. Man ſchätzt gute Grundſätze, aber man verläßt ſich nicht darauf, man verlangt eine ſtärkere Bürgſchaft. Ein Vater würde ſeinen Sohn, den er auf eine öffentliche Schule bringt, für ſchlecht aufgehoben halten, wenn er ihn blos bei einem achtbaren Bürger untergebracht und ſeiner Aufſicht anempfohlen hätte. Er verlangt vielmehr eine von dem Director der Schule angeordnete, von den Schulgeſetzen befeſtigte Einſchränkung, welche jede Gelegenheit auf Abwege zu gerathen, völlig abſchneidet. — 5) Dagegen iſt innerhalb des von den Schulgeſetzen umſchriebenen Kreiſes der Schüler ganz frei: keine Gegenwart, keine unmittelbare Aufſicht eines Lehrers beengt ſeine Bewegung; nichts hindert ihn, im freien Verkehr mit ſeines Gleichen Kräfte und Character zu entwickeln. Der Spielplatz, der keiner engliſchen Schule fehlt, gibt ihm dazu eine vortreffliche Gelegenheit.

So ſehen wir in den engliſchen Schulen Arbeit und Spiel, Strenge und Milde, Einſchränkung und Freiheit in weiſer Miſchung, und wir können nicht läugnen, daß daraus viel Gutes und Tüchtiges hervorgegangen iſt.

Wegen der Kürze der Zeit wurde beſchloſſen, die noch übrigen Vorträge ſollten dem Bureau ſchriftlich eingereicht und dem Protocolle wo möglich ausführlich beigegeben werden. — Hierauf kamen folgende Vorſchläge zur Sprache:

1) Ephorus **Hauber** von Maulbronn fordert die Geſellſchaft, mit Bezugnahme auf den Vorſchlag einer Geſammtausgabe der griechiſchen Mathematiker, den im vorigen Jahre Profeſſor Dr. Gutenäcker von Münnerſtadt gemacht*), auf, man möge vorerſt nur die wichtigern Mathematiker einzeln herausgeben. Der Präſident beantragt die Genehmigung dieſes Vorſchlages um ſo mehr, als dadurch zu gleicher Zeit für die Kenntniß der griechiſchen Sprache überhaupt viel gewonnen werden könnte, und fordert darum alle, die ſich für jenen Gegenſtand intereſſirten, zur nähern Beſprechung auf. Geheimer Hofrath Nüßlin macht hier aufmerkſam, man möge beſonders den Profeſſor Gutenäcker zuziehen, der ſich mit dieſem Gegenſtande ſchon lange beſchäftigt, und im vorigen Jahre die erſte Anregung dazu gegeben habe.

2) Dr. **Haaſe** beruft ſich in Betreff ſeines Vorſchlages auf die Statuten des Vereines, wornach es zum Zwecke der Verſammlung gehöre, größere philologiſche Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl der Mitglieder des Vereines in Anſpruch nähmen, zu befördern. Hierauf ſich ſtützend, glaube er, den Verein dazu auffordern zu müſſen, fremde Bibliotheken, die noch manche Schätze enthielten, zu philologiſchen Zwecken beſſer, als bisher geſchehen ſei, zu benützen. Freilich ſeien die Hinderniſſe, die einem ſolchen Vorſchlage im Wege ſtänden, nicht gering; allein ſie ſeien nicht unüberwindlich; denn die Hauptſchwierigkeit liege im Mangel an äußeren Mitteln, dem durch ein gemeinſames Wirken leicht abgeholfen werden könne. Der Stoff, der ſich in fremden Bibliotheken zur Bearbeitung vorfinde, ſei ſehr reichhaltig; denn außer den Mathematikern und den Kriegsſchriftſtellern, von denen mehr als der dritte Theil noch ungedruckt ſei, und die dem Philologen äußerſt ſchwer zugänglich ſeien, ſei eine Menge Schriften über Alchymie, Jagd ꝛc. vorhanden, welche alle noch unbearbeitet da lägen.

Ihr Inhalt errege freilich nicht allgemeines Intereſſe, und ſtehe der übrigen Literatur, wie Beredſamkeit, Grammatik ꝛc., weit nach, allein auch die realen Wiſſenſchaften hätten Anſpruch auf Berückſichtigung, und nur dann erſt falle der Einwurf der Einſeitigkeit weg.

Der Redner macht daher folgenden Vorſchlag:

„Durch Theilnahme und Mitwirkung der Verſammlung deutſcher Philologen bildet ſich ein Verein, welcher durch jährliche Beiträge von ungefähr 5 Rſ die Beſoldung für zwei jüngere Philologen zuſammenbringt, um dieſe zur Ausbeutung ausländiſcher Bibliotheken reiſen zu laſſen. Der Zweck dabei iſt die Herausgabe der noch ungedruckten oder ſonſt unzugänglichen griechiſchen und lateiniſchen Schriften des Alterthumes, welche des Druckes werth ſind, namentlich derer, welche ſich auf die realen Wiſſenſchaften beziehen; dann überhaupt Förderung und Abſchließung der Textkritik durch Benutzung der noch unverglichenen Handſchriften. Es wird eine Commiſſion gewählt, welche die Bildung und Ausbreitung des Vereins thätig zu leiten, die Geldbeiträge anzunehmen und zu verwalten hat; dieſelbe wählt ferner die zur Ausführung der Arbeiten geeigneten jungen Männer, verpflichtet, leitet und beaufſichtigt ſie, und iſt gehalten, über alle dieſe ihre Ge-

*) cf. Verhandlungen der erſten Verſammlung zu Nürnberg 1838. p. 21.

ſchäfte und deren Erfolg jährlich in der Verſammlung deutſcher Philologen Bericht abzuſtatten und Rechenſchaft abzulegen. Jedes beiſteuernde Mitglied des Vereins bekommt ein Exemplar der herauszugebenden Schriften gratis, wo möglich regelmäßig jährlich einen Band. Die Commiſſion hat für die Herausgabe in ſo weit zu ſorgen, als ſie darüber mit einem Verleger eine zweckmäßige Uebereinkunft abſchließt und für die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der einzelnen Schriften die geeigneten Männer zu gewinnen ſucht. Auch hierüber iſt ſie Bericht und Rechenſchaft ſchuldig."

Die Verſammlung beſchließt, die Sache zur Berathung auf die nächſte Verſammlung zu verweiſen. Bei dieſer Gelegenheit bemerkt der Präſident, die Verſammlung der deutſchen Naturforſcher hätte ſich wegen der neuen Ausgabe des Plinius an ihn, und durch ihn an den König von Bayern gewendet, nach deſſen Wille ſodann v. Jahn für dieſen Zweck ausgeſandt worden ſei, um die Handſchriften in Frankreich und Italien zu ſammeln und zu vergleichen. Es wäre darum wünſchenswerth, daß diejenigen Herrn, welche ſich für die Kriegsſchriftſteller intereſſirten, einen gleichen Antrag an ihre Regierungen ſtellten, wie er bei der bayeriſchen thun werde. *)

Profeſſor Hermann bemerkte hierbei, es ſei nicht allein wünſchenswerth, ſondern ſogar nothwendig, daß die ſämmtlichen Vorſchläge, welche wegen der Kürze der Zeit nicht hätten erledigt werden können, bei dem Ausſchreiben der nächſten Verſammlung namentlich angeführt, und dann vor allen andern Gegenſtänden bei der Eröffnung zur Discuſſion gebracht werden. Einſtimmig wurde dieſer Vorſchlag gebilligt.

Nachdem nun ſo die vorliegenden Geſchäfte abgethan waren, und der Präſidirende den Mitgliedern des ſtädtiſchen Comités — und durch dieſe der Stadt Mannheim den Dank des Vereines für die wohlwollende Aufnahme ausgeſprochen hatte, nahm Profeſſor Gerlach das Wort, und dankte dem Präſidirenden für die Bereitwilligkeit, womit er bei der plötzlich eingetretenen Erkrankung des Präſidenten, Miniſterialrath Dr. Zell, die Stelle deſſelben angenommen, und für die Umſicht und Humanität, womit er die Geſchäfte des Vereines geleitet habe. Dieſer wendet ſich nun an die Verſammlung, und nachdem er ſeinen Dank für die Nachſicht, mit der ſie ſeine Leitung begleitet hätte, ausgeſprochen, ſchließt er die Sitzung mit der Bemerkung: Es ſei erhebend, ja ehrend für unſer ganzes Volk, daß wir ihm ein Zeugniß unſeres Strebens für Jugend, Staat und Wiſſenſchaft ablegen könnten. Allerdings ſei unſer Beruf ein ſchwieriger, allein er ſey auch ein ſchöner, und finde ſeine Belohnung in der Gewißheit, daß Deutſchland einer ſchönen Zukunft entgegen ſehe. Unſere Jugend ſey gut und lenkſam, und wenn ſie in den Geſinnungen des Gehorſams und des Guten erzogen werde, ſo werde ſie auch zum Großen, Aechten und Wahren, zum ächten Humanismus gedeihen. Die verfloſſenen Tage hätten uns in dem gemeinſamen Streben, unſern Beruf immer ſicherer zu erreichen, näher gebracht. Wir alle hätten als Genoſſen

---

*) Anmerkung der Redaktion. Wegen des Vorſchlags des Dr. Sauppe, Profeſſor aus Zürch, über ein Verzeichniß der in Deutſchland erſchienenen Programme und Abhandlungen, ſollte das Nähere im Protokoll bemerkt werden: allein dieſem Wunſche konnte nicht entſprochen werden, weil dem Bureau nichts Schriftliches darüber zukam. Daſſelbe iſt in Betreff des von Geh. Hofrath Kärcher aus Karlsruhe angekündigten Vorſchlages über die Ausarbeitung eines neuen etymologiſchen lateiniſchen Wörterbuches zu bemerken. —

eines großen Werkes, und durch die Förderung unſerer Wiſſenſchaft und die Pflege edler Jugendbildung uns verwandt gefühlt und verbunden. Als Brüder ſchieden wir von einander, als ſolche würden wir im nächſten Jahre uns wieder ſehen!

V.

Beilagen zum Protocolle.

1) Ueber die relative Appoſition, von Oberlehrer **Dr. Füiſting** aus Münſter.

Nicht gering erachte ich die Ehre, welche mir dadurch zu Theile wird, daß mir verſtattet iſt, vor einer Verſammlung ſo gelehrter Männer aus den verſchiedenſten Gauen Deutſchlands auftreten, und meine unmaßgeblichen Anſichten über einen Gegenſtand, den ich ſchon lange und viel durchdacht habe, zur gefälligen Beachtung darlegen zu dürfen. Möchte der Inhalt meiner Worte dieſer hohen Ehre einigermaßen entſprechen, und die vorgelegten Anſichten mit humaner Schonung und Nachſicht beurtheilt werden, zumal ich dieſelben auf meiner Reiſe hierher bloß aus dem Gedächtniſſe niederſchreiben konnte. Meine gegenwärtige Abſicht iſt nur, Ideen anzuregen; ſie nach allen Richtungen weiter auszuführen, geſtatten weder Zeit noch Umſtände. Aus meinen grammatiſchen Studien möchten nun wohl die Anſichten, die ich von der relativen Appoſition (**Appositio relativa**) durch tieferes Nachdenken gewonnen habe, einiges Intereſſe erregen. Um aber die Art dieſer Verbindung in ein gehöriges Licht zu ſetzen, iſt es nothwendig, zuvor das ſatzliche Verhältniß der Wörter zu einander näher zu erörtern, und alsdann insbeſondere die Eigenthümlichkeit und das Weſen dieſer Verbindungsweiſe in Vergleich mit den übrigen ſcharf und genau zu beſtimmen. —

Die Wörter eines Satzes kann man erſtens an und für ſich ihrer Weſenheit nach betrachten, und ſie darnach eintheilen; ſo gelangen wir zur Erkenntniß der Redetheile, wovon hier nicht weiter die Rede ſein kann. Zweitens können wir die Wörter betrachten, in ſo fern ſie im Satze in einem gewiſſen Verhältniſſe zu einander ſtehen, alſo ihr ſatzliches Verhältniß; wir lernen dadurch die einzelnen Satztheile kennen. —

In einem einfachen Satze, und davon gehe ich hier aus, gibt es nur ein einziges vollkommen Selbſtſtändiges, nämlich das Subject, welches ſowohl für ſich, d. h. ſeiner Weſenheit nach ſelbſtſtändig iſt, als auch in Bezug auf die übrigen Theile des Satzes; es vereint alſo abſolute und relative Selbſtſtändigkeit in ſich, welche letztere gewöhnlich grammatiſche Unabhängigkeit genannt wird. Die Lehre von dem Subjecte nenne ich **Syntaxis subjecti**, worin nicht nur nachgewieſen werden muß, welche Redetheile Subject ſein können, ſondern auch, was bisher weniger berückſichtigt worden, wie der Lateiner das Subject conſtruirt, wann und warum er daſſelbe in den Nominativus, Vocativus und Accuſativus ſetzt; denn in allen dieſen Caſibus findet ſich das

Subject. So wie es nun vollkommen selbstständige Satztheile gibt, finden sich auch vollkommen unselbstständige, d. h. solche, die sowohl an und für sich unselbstständig sind, als auch in Bezug auf die Construction des Satzes. Die Lehre von diesem vollkommen Unselbstständigen nennt man die **Syntaxis convenientiæ**. — Endlich können die Satztheile an und für sich selbstständig, aber in Bezug auf die übrigen unselbstständig d. h. abhängig sein; die Lehre hiervon heißt die **Syntaxis rectionis**. —

Betrachtet man nun die Verbindung des an und für sich Unselbstständigen mit dem Selbstständigen, so zeigt sich als die unmittelbarste die des Adjectivs mit seinem Substantive, z. B. **vir illustris**, wodurch noch kein Gedanke entsteht, sondern das Adjectiv verwächst oder verschmilzt innig mit dem Substantiv zu einer einzigen, näher bestimmten Vorstellung oder Begriff. Die Lehre von dieser Verbindung nenne ich die **Concretion**. — Dieser unmittelbaren Verbindung steht nun die mittelbare gegenüber, wo das Unselbstständige mit dem Selbstständigen durch die Copula verbunden wird, und zwar nicht zu einer Vorstellung, sondern zu einem Gedanken, dessen Wesenheit gerade in der Beziehung zweier Vorstellungen oder Begriffe auf einander besteht. Die Lehre von dieser Verbindung nenne ich die **Copulation**. — Zwischen diesen beiden Arten der Verbindung, der unmittelbaren und mittelbaren, liegt eine dritte, die **Apposition**, welche mit der Concretion in so fern verwandt ist, daß sie durch kein anderes Wort vermittelt wird, anderseits sich davon unterscheidet, indem sie mehr als einzelne Vorstellung getrennt dasteht und nicht so innig verschmilzt, wie dies bei der Concretion der Fall ist, und dadurch eben sich gewissermaßen der Copulation nähert. Daß nun das Verhältniß dieser drei Verbindungsarten zu einander auf die angegebene Weise richtig dargelegt ist, ergibt sich auch auf historischem Wege. So finden wir in der Concretion eine Uebereinstimmung des Unselbstständigen mit dem Selbstständigen rücksichtlich der sprachlichen Form, als **magna multitudo**, wo das Unselbstständige in **genere**, **numero** und **casu** mit dem Selbstständigen übereinstimmt: ein Beweis von der innigen Verschmelzung beider Vorstellungen. Betrachten wir nun die Copulation, so finden wir nicht immer die innige Verschmelzung der sprachlichen Formen, als **multitudo hominum occisi sunt**, welche Construction **per synesim** deutlich zeigt, daß beide Vorstellungen nicht so innig mit einander verschmolzen sind; denn sonst wäre dies auch in der sprachlichen Form geschehen. Gehen wir nun zur Apposition über, so finden wir diese nach Art der Concretion und der Copulation construirt, wie sich Letzteres z. B. zeigt in einer Stelle des Livius, **populi mirantium**: ein Beweis, daß die Apposition nicht so innig mit dem Selbstständigen verschmilzt, als die Concretion, und sich in der sprachlichen Darstellung der Copulation einigermaßen nähert. Dadurch nun, daß ich der Apposition ihre Stellung zu der gebundensten Construction, nämlich der Concretion, und der ungebundensten, nämlich der Copulation, angewiesen habe, glaube ich ihre Wesenheit besser angedeutet zu haben, als durch sonstige Definitionen geschehen konnte. Zugleich ist uns nun der Weg zu den übrigen Verbindungsarten gezeigt, die bisher weniger berücksichtigt worden, aber für ein tieferes Eindringen in die Sprache von nicht geringer Bedeutung sind.

Untersuchen wir nämlich weiter, so finden wir, daß die Apposition nicht als etwas von der Concretion Getrenntes dasteht, wie es überhaupt keinen schroffen Uebergang in der Sprache gibt, sondern zwischen beiden Verbindungsarten findet sich eine dritte, die den Uebergang von der einen zur andern macht, und wovon man deßhalb nicht sagen kann, ob sie Concretion oder Apposition

iſt. Hierher gehören Zuſammenſetzungen wie exercitus victor, ars magistra, risores satyri u. a. m. Ferner gibt es auf der andern Seite, nämlich zwiſchen der Appoſition und Copulation, ebenfalls eine Art der Verbindung, wodurch jene beiden gleichſam vermittelt werden, eine Art der Verbindung, die um ſo mehr hätte berückſichtigt werden müſſen, da von ihr allein die genauere Feſtſtellung praktiſcher Regeln abhängt, weßhalb ich mir dann vorgeſetzt habe, darüber insbeſondere zu ſprechen. Ich will ſomit zuerſt die Weſenheit dieſer Verbindungsart erörtern, und alsdann ihren Einfluß auf die praktiſchen Regeln darlegen.

Ich nenne dieſe Art der Verbindung zum Unterſchiede der vorhergenannten Appoſition die **Appositio relativa**. Vergleichen wir nun dieſe beiden Arten der Appoſition, ſo finden wir ihre Aehnlichkeit darin, daß durch beide eine nähere Beſtimmung hinzugefügt wird, jedoch mit dem Unterſchiede, daß durch die gewöhnlich ſogenannte Appoſition eine Beſtimmung hinzugeſetzt wird, die nicht für eine beſtimmte Zeit, unter beſtimmten Verhältniſſen als daſeiend zu betrachten iſt, wie dies bei der **App. relativa** der Fall iſt, ſondern welche ohne alle Beziehung für immer beſtehend aufgefaßt werden muß. Ein Beiſpiel möge dieſes klar machen. **Cicero, vir illustrissimus, consul conjurationem Catilinæ oppressit.** Hier haben wir beide Arten der Appoſition, erſtens **vir illustrissimus** und zweitens **Consul**, von denen dieſe die **App. relativa** iſt, wodurch dem **Cicero** in Bezug auf das Prädicat **oppressit** eine nähere Beſtimmung beigelegt wird, er unterdrückte als Conſul; durch die erſtere Appoſition hingegen wird dem **Cicero** eine Beſtimmung beigelegt, die ihm überhaupt zukommt, auch ohne Bezug auf das Prädicat. Deßhalb möchte ich dieſe Appoſition im Gegenſatze zu der andern **Appositio absoluta** nennen. Die **Apposit. relat.** verhält ſich zu der **absoluta**, wie das Actuelle zum Habituellen, das Temporäre zu dem Immanenten, das Beſchränkte zu dem Unbeſchränkten.

Nun muß das Verhältniß der **Appositio relativa** zu der Copulation noch näher beſtimmt werden. In beiden Arten der Verbindung wird die Beſtimmung vermittelſt des Verbums auf das zu Beſtimmende bezogen. In dem Satze „**Cicero fuit eloquens**“ wird **eloquens** durch **fuit** mit **Cicero** in Verbindung geſetzt, wie im obigen Beiſpiele ſich **consul** an **oppressit** ſchließt und hierdurch mit **Cicero** verbunden wird. Auf der andern Seite findet ſich aber zwiſchen den beiden Verbindungsarten ein bedeutender Unterſchied. Um dieſen klar darzuſtellen, bin ich genöthigt, das Weſen der Copulation näher zu erörtern.

Wie bekannt, wird das Verbum **esse** als Copula gebraucht, um das Unſelbſtſtändige mit dem Selbſtſtändigen zu verbinden. Wir haben nun zu unterſuchen, wie dieſe Verbindung ihrer Weſenheit nach beſchaffen iſt. Die Weſenheit der Verbindung liegt nicht, wie man ſonſt wohl glaubte, in **esse** als einem beſondern, von den übrigen unterſchiedenen Verbum, ſondern vielmehr gerade in dem, was **esse** mit den übrigen Verbis gemein hat, in der allen Verbis inwohnenden copulativen Kraft, welche dadurch gerade entſteht, daß der durch das Verbum ausgedrückte Zuſtand oder Thätigkeit als aus dem Subjecte hervorgehend gedacht wird. Hierin beſteht gerade die copulative Kraft, die aus dem innern Gedanken hervorgeht, da die conjunctive Kraft, d. h. die Kraft der Conjunctionen in einer äußerlichen Zuſammenſtellung beſteht. Es liegt nun nicht in dem **esse**, d. h. dem Sein als ſolchem die copulative Kraft, ſondern in dem Sein, in ſofern es als ausgehend vom Subjecte gedacht wird; hingegen das Sein iſt eigentlich Prädicat und wird gerade dieſes einzig und allein durch die copulative Kraft. Das Prädicat iſt durchaus von dieſer copulativen Kraft zu unterſcheiden; jedoch kann kein Prädicat ohne copulative Kraft, und keine copula-

tive Kraft ohne Prädicat gedacht werden, wie kein Schatten ohne Licht, und doch ſind beide zu unterſcheiden. Erhält das Sein nun weiter keine Beſtimmung, ſo bildet es allein das ganze Prädicat, als **Deus est**, es iſt ein Gott; es enthält hier **est** in ſich die Copula und das vollſtändige Prädicat. Da nun das Sein der reinſte und unvermiſchteſte Begriff oder vielmehr Vorſtellung iſt, ſo eignet ſich gerade deßhalb dieſes Sein dazu, alle möglichen Begriffe und Beſtimmungen mit ſich zu vereinen, ohne dieſe durch fremdartige Beimiſchung in ihrer Weſenheit zu trüben; denn jedem Begriff oder jeder Beſtimmung liegt ein reines Sein zu Grunde, ſo wie, um mich eines Vergleiches zu bedienen, das Waſſer eben, weil es ohne Geruch und Geſchmack iſt und die wenigſten Eigenſchaften hat, ſich am allgemeinſten gebrauchen, und mit den übrigen Flüſſigkeiten am beſten vereinen läßt, ohne deren Natur aufzuheben. Deßhalb nun wird **esse** gebraucht mit den mannigfaltigſten Zuſätzen, um das Sein in inniger Verbindung mit dem Subjecte näher zu beſtimmen, als „**Deus est omnipotens.**“ Beachten wir dies genau, ſo iſt nicht **est** die Copula — dieſe nämlich läßt ſich nicht durch ein beſonderes Wort ausdrücken — ſondern die richtige Anſicht iſt dieſe. In **est** als Verbum liegt die copulative Kraft und zugleich ein Sein, welches eben durch dieſe copulative Kraft Prädicat wird; dieſes Prädicat aber erhält in einiger Beziehung auf **Deus** eine nähere Beſtimmung, und ſomit können wir **est omnipotens** zuſammen Prädicat nennen, müſſen aber bemerken, daß es eben durch die in **est** liegende copulative Kraft Prädicat wird. Gewöhnlich nennt man **est** in dieſer Verbindung Copula, obgleich dasjenige, was eigentlich die Copula iſt, nicht durch ein beſonderes Wort ausgedrückt werden kann. Hierdurch, glaube ich, iſt der Streit geſchlichtet zwiſchen den bisher einander entgegenſtehenden Anſichten, wornach einige die Copula als beſonders beſtehend betrachten, andere ſie ſchlechthin in das Prädicat mit einſchließen.

Nachdem ich nun dargeſtellt habe, worin zunächſt das Weſen der eigentlichen Copulation beſteht, muß nun noch unterſucht werden, wie das dem Sein zur nähern Beſtimmung hinzugefügte Unſelbſtſtändige aufzufaſſen iſt. Und hier merke man nun Folgendes. Das Unſelbſtſtändige muß gedacht werden, als aus dem Sein hervorgehend oder dadurch vermittelt und alſo auch demſelben gleichſam folgend. Bei dem Verbum **esse** läßt ſich dies nicht ſo deutlich erſehen, weil daſſelbe intranſitiver oder neutraler Natur iſt, und ohne Wirkſamkeit und Thätigkeit gedacht wird. Nehmen wir dagegen ein Verbum, worin ſich eine Thätigkeit zeigt, ſo wird man ſehen, daß dieſe nähere Beſtimmung als aus dem Verbum hervorgehend und demſelben gleichſam folgend zu denken iſt, z. B. **ille fit beatus, creatur rex etc**, wo **beatus** und **rex** als durch **fit** und **creatur** bewirkt zu betrachten ſind. Und ſomit nenne ich die Verbindung des Unſelbſtſtändigen dann Copulation, wenn dieſes Unſelbſtſtändige aus dem Verbum hervorgehet und demſelben folgt. Und hierdurch gerade iſt die Copulation von der **Appositio relativa** verſchieden; denn dieſe begleitet den durch das Verbum ausgedrückten Zuſtand oder Handlung, während bei der Copulation die Beſtimmung erſt dem Verbum folgt. Wie z. B. **absens censeris** auf eine doppelte Weiſe erklärt werden kann. Nimmt man **absens** als **Appositio relativa**, ſo iſt der Sinn: „Du wirſt als abweſender d. h. in deiner Abweſenheit geſchätzt,“ und leitet nun noch einen copulativen Zuſatz z. B. **improbus**. Wird aber **absens** als copulativer Zuſatz betrachtet, ſo iſt der Sinn: „Du wirſt für einen Abweſenden gehalten.“ Aus dem Geſagten ergibt ſich nun auch, daß die Anſicht derer nicht als richtig angeſehen werden kann, welche die weitere Beſtimmung zu **nominor, vocor, dicor, etc.** Appoſition nennen, und dieſe Verba gar für Appoſitions-Verba erklären. Hierdurch entſteht eine Verwirrung aller Begriffe;

dieſe Verba ſind copulative Verba und der Zuſatz iſt als eine weitere Ausführung des Prädicates zu betrachten.

Nachdem ich nun das Weſen der Appositio relativa nachgewieſen habe und das Verhältniß derſelben zu den übrigen Verbindungsarten, bleibt mir nunmehr noch übrig darzulegen, welchen Einfluß das Geſagte auf die Abfaſſung practiſcher Regeln habe. Ich will dies nur an einzelnen Fällen nachweiſen, da eine vollſtändige Lehre von der Appositio relativa zu weitläufig ſein möchte, und auch nicht in meinem gegenwärtigen Plane liegt.

Die Appositio relativa ſteht, wie nachgewieſen iſt, in Verbindung mit dem Prädicate, d. h. mit dem Verbum. Wenn nun das Prädicat mit dem Subjecte grammatiſch nicht übereinſtimmt, ſo kommt die Appositio relativa nicht mit dem grammatiſchen Subjecte überein, wie dies bei der Appositio absoluta und der Concretion der Fall iſt, ſondern richtet ſich nach dem beim Prädicate gedachten Subjecte. Man wird alſo conſtruiren müſſen: „magna hominum multitudo victores et incolumes redierunt.“ Diejenigen, welche die Appositio relativa von der absoluta nicht unterſcheiden, müſſen ihrer Regel nach ſetzen „victrix,“ was unrichtig wäre. Dieſe Regel iſt nun immer bei der constructio per synesim zu beobachten, wie z. B. „Incedunt per ora vestra sacerdotia et consulatus, pars triumphos suos ostentantes“, Sallust. B. Jug., wo ostentantes zur näheren Beſtimmung des bei incedunt gedachten Subjectes dient und damit zu verbinden iſt, und folglich nicht ostentans geſetzt werden darf. Während nun bei dieſer Conſtruction per synesim die Appositio relativa dem Gedankenſubjecte folgt, richtet ſich die Appositio absoluta und die Concretion ganz nach dem grammatiſchen Subjecte, und man ſagt daher richtig: „Magna eorum multitudo, compluribus prœliis victrix, amplissimis redierunt donati (nicht donata) muneribus.“ So auch ſagt man „alius alium expectantes cunctamini“ Sall. Cat., und nicht expectans mit alius verbunden. —

Ferner bei der Conſtruction per Syllepsim und per Zeugma richtet ſich ebenfalls die Appositio relativa nach dem Prädicate, ſo daß man alſo richtig ſagt: „Pharnabazus cum Apollonide et Antenagora vincti traduntur“ Curt., wo nicht „vinctus traduntur,“ noch auch „vincti traditur,“ wohl aber „vinctus traditur“ in etwas anderm Sinne geſetzt werden dürfte. So iſt auch nach der Regel conſtruirt, wenn man ſagt: „Cymothoe simul et Triton annixi detrudunt,“ und annixus detrudunt bei Virg. Aen. iſt als Ausnahme und auffallend anzuſehen. Wollte man per Zeugma conſtruiren, ſo könnte man ſagen: „Cymothoe et Triton annixus detrudit,“ welches alsdann nicht gegen die Regel der Appositio relativa wäre.

Sind mehrere Verba da, ſo iſt wohl zu beachten, auf welches die Appositio relativa zu beziehen ſei. So gibt es einen verſchiedenen Sinn, wenn man ſagt: „Imperator hostes aggressus urbem facile se occupaturum confidebat,“ wo aggressus in Verbindung mit der Handlung in confidebat zu ſetzen iſt, und ausgedrückt wird, daß er den Feind bereits angegriffen hat, und dies das Motiv iſt zu dem confidebat, was nicht der Fall ſein wird, wenn man aggressum ſetzt. Daher bleibt mir immerhin auffallend die Stelle bei Cæs. de Bell. Gall.: Hanc adepti victoriam in perpetuum se fore victores confidebant, wo man adeptos erwarten ſollte, weil ſie den Sieg noch nicht davon getragen hatten.

Wie ſich nun nach der dargelegten Anſicht über die Appositio relativa früher nicht beachtete Regeln aufſtellen laſſen, ſo kann man nach derſelben unrichtig aufgeſtellte auf eine überzeugende

Weiſe berichtigen. So wird bei einer Stelle des Statius, „vetito nudus jaciture sepulcro,“ von Grammatikern bemerkt, nudus ſtände für nude, was durchaus nicht der Fall iſt, und keiner behauptet haben würde, wenn man die Natur der Appositio relativa beachtet und dieſe nicht mit der Appositio absoluta, Copulation und Concretion verwechſelt hätte. Die Appositio relativa ſteht bei einem Vocativ des Particips im Nominativ und zwar aus dem Grunde, weil in der Appositio relativa als einer äußeren Beſtimmung der angeredeten Perſon in Bezug auf das Particip der Ausruf verſtummt, da hingegen die Appositio absoluta und die Copulation im Vocativ ſtehen, als mehr inhärirende Beſtimmungen: bei Horatius „Septimi, Gades aditure mecum,“ und ſo bei Propertius „Lectule deliciis facte beate meis.“ Daher iſt folgende Stelle des Plinius ganz nach der Regel: „Salve primus omnium parens patriæ appellate, primus omnium in toga triumphum linguæque lauream merite;“ wo primus als Appositio relativa zu appellate und merite nur im Nominativ der Regel nach ſtehen konnte, und parens als Copulation im Vocativ ſteht. Daher kann ich durchaus nicht die Anſicht eines Gelehrten billigen, der bei dieſer Stelle bemerkt: „Restat igitur, ut Plinium nominativum dicamus pro vocativo usurpasse,“ und der offenbar die Natur der Appositio relativa nicht gekannt zu haben ſcheint. Ferner wird ſich nun ebenfalls der Streit ſchlichten laſſen, ob zu ſagen ſei, luna, infimus planetarum oder infima planetarum. Nach einigen ſoll bloß dies, nach andern jenes, nach andern beides geſagt werden können, ohne daß irgend ein zureichender Grund, ein leitendes Princip angegeben wird. In Uebereinſtimmung mit der über die Appositio relativa aufgeſtellten Anſicht ergibt ſich nun, daß das Adjectiv bei dem Genitiv, wenn es in Bezug auf das Verbum zu nehmen, alſo Appositio relativa iſt, mit dem beim Verbum zu denkenden Subjecte, alſo nicht mit dem Genitiv dem Geſchlechte nach übereinkommt; findet aber nicht dieſe Appositio relativa ſtatt, ſondern die Appositio absoluta, ſo richtet ſich dann das Geſchlecht des Adjectivs nach dem Genitiv. Dies wird nun auch durch Stellen bewährt. So ſagt Plinius: „Chamæleon solus animalium nec cibo nec potu alitur,“ weil solus Appositio relativa iſt; hingegen ebenderſelbe: „Venenis capreæ et coturnices pinguescunt, placidissima animalium,“ weil hier eine Appositio absoluta ſtatt findet. Beide Appositionen können ſich in einem Satze finden, und befolgen demnach verſchiedene Regeln, als: „Luna, planetarum infimus, omnium siderum maxima nobis apparet.

Dieſe Beiſpiele mögen hinreichen, um die Wichtigkeit der Appositio relativa auch für die Aufſtellung practiſcher Regeln zu bewähren. Eine vollſtändige Darſtellung derſelben beabſichtige ich in einem bereits ſchon entworfenen Werke, Syntaxis intransitiva genannt, einem gelehrten Publicum durch den Druck ſpäter mitzutheilen. Schließlich erachte ich es für ſchicklich, vor meiner ſofortigen Abreiſe allen Anweſenden meinen herzlichſten Dank abzuſtatten für die freundſchaftliche Aufnahme, deren ich mich hier zu erfreuen gehabt habe, und füge die Verſicherung hinzu, daß ich die wenigen Tage, welche mir hier in Mannheim im Kreiſe der edelſten Männer zuzubringen vergönnt war, immer zu den glücklichſten meines Lebens zählen werde. Valete.

2) Ueber die Schulen in Oſtindien von Miſſionar **Dr. Schmid** aus Jena.

Die Kürze der Zeit am Schluſſe ſo gewichtvoller Verhandlungen und Diskuſſionen verbietet mir, Ihre Aufmerkſamkeit noch länger zu ermüden durch eine Auseinanderſetzung des indiſchen Schulweſens und ſeiner Geſchichte. Es ſey genug, zu erwähnen, daß die Miſſionaren meiſtens das bekannte Princip der von **Dr. Bell** auf die Spitze getriebenen, nationalen indiſchen Unterrichtsmethode in ihrer Einfachheit mit mehr oder weniger Modificationen angenommen und befolgt haben. — Den folgenden Zweig der **Bell**'ſchen Methode habe ich namentlich in unſern Elementarſchulen für heidniſche Kinder ſehr nützlich gefunden. Sie ſtehen in einem Halbzirkel; der Lehrer (und dieſer mußte ich das erſte Jahr ſelbſt ſeyn, um den indiſchen Schullehrer in die Methode einzuführen) ſteht mit einem der beſten indiſchen Schulknaben als Gehülfen in der Mitte des Diameters. Der erſte Knabe lieſt eine Periode des Schulbuchs. So wie er einen Fehler begeht, nimmt der, welcher ihn corrigirt, den Platz über ihm ein, ſo daß, wenn die Periode beendigt iſt, er **unter** mehr oder weniger Knaben ſteht. Der, welcher nun den erſten Platz behauptet, lieſt die zweite Periode und ſinkt auf ähnliche Weiſe zu niedrigeren Stellen, und ſo wird fortgefahren, bis die Lehrſtunde, die bei kleinern Kindern eine halbe oder Viertelſtunde dauert, verfloſſen iſt. In der nächſten Lection, vielleicht einer Gedächtnißübung, ſtellen ſie ſich in derſelben Ordnung, wie ſie am Schluſſe der vorhergehenden Stunde geſtanden, und dieſelbe Methode wird fortgeſetzt. Den folgenden Tag ſtellen ſie ſich in derſelben Rangordnung, die ſie am Schluſſe des vorhergehenden Tages erlangt haben, und zu Ende der Woche erhalten fünf oder ſechs von denen, welche die oberſten Plätze erlangt haben, Belohnungsmarken, für welche ſie ſich, wenn ſie eine gehörige Anzahl geſammelt haben, Bücher, die ſie ſelbſt wünſchen, als Prämien einlöſen. Durch dieſes Mittel, wenn man ſich nur vor Einförmigkeit und Pedanterei hütet, wird ſelbſt in der erſchlaffenden Hitze des brennenden Indiens unter den Kindern Aufmerkſamkeit, Selbſtthätigkeit, Geiſtesgegenwart und Studienfleiß außer den Schulſtunden mächtig geweckt und genährt. Die Begierde der Schulkinder, Bücher zum Leſen nach Hauſe zu bekommen, wurde nach ohngefähr einem Jahre ſehr groß; und ich wurde von denen, welche durch Talent oder Geiſtesgewandtheit in der Schule keine Bücher zur Belohnung bekommen konnten, um ſolche beſtändig angegangen und überlaufen, ſo daß ich die Ausflucht ergreifen mußte, allen denen, welche außer der Schule ſelbſt-gewählte, paſſende Stücke unſerer gedruckten tamuliſchen Bücher auswendig lernten, verhältnißmäßige Prämien in Büchern zu geben. Die Kinder lernten in dieſer Abſicht ſo viel, daß ich am Ende keine Zeit mehr fand, ſelbſt ſie zu überhören. — Sobald als mein College und ich in dieſer Station (Palamkotta im Diſtrikt Tinnewelly) angekommen waren, errichteten wir außer dieſen Elementarſchulen auch ein Seminar für Kinder aus älteren chriſtlichen, indiſchen Gemeinden und für ältere, anderswo ſchon unterrichtete Heidenkinder, die Chriſten zu werden wünſchten und um Aufnahme baten, um ſie zu Schullehrern und für andere höhere Aemter zu erziehen; und mehrere Kinder aus der Elementarſchule waren bald fähig, in dieſes Seminar aufgenommen zu werden, wo ſie durch ihren Fleiß, ihre Fortſchritte und ihren Charakter uns große Freude gewährten. Auch im Seminar wurde in einigen Zweigen des Unterrichts dieſe Methode fortgeſetzt und ihre Thätigkeit belebt. — Ich muß mich hier auf einige wenige Beiſpiele und Belege einſchränken. Einer von ihnen brachte nach den Ferien aus ſeinem Geburtsorte einmal ein altes, merkwürdiges tamuliſches

Gedicht gegen die Abgötterei mit, das uns ſelbſt bis dahin unbekannt geweſen war, und viele der Seminariſten ſchrieben es ſich ab. Ein Tamule brachte ein von den früheren, Halliſchen Miſſionaren verfaßtes tamuliſches Buch, das längſt ſchon außer Druck war, zum Verkauf; zwei Seminariſten beſaßen ſo viel Geld, als dafür gefordert wurde, und wünſchten es zu kaufen; ſie kamen überein, daß ſie um das Kaufrecht looſen wollten, aber der, auf den das Loos nicht fiel, brach in bittere Thränen darüber aus, daß es nicht ſein Eigenthum werden konnte. Es iſt an ſich gleichgültig, was für ein Buch es war — aber es war ein Compendium der Kirchengeſchichte. Ein anderer, der noch nicht für die hebräiſche Claſſe fähig geachtet wurde, bat ſo lange und ſelbſt mit Thränen darum, zugelaſſen zu werden, bis wir den Verſuch mit ihm machten, und er überflügelte nachher einige ſeiner Mitſchüler. — Ich brauche wohl kaum erſt ausdrücklich zu erwähnen, daß — neben der oben beſchriebenen Unterrichtsmethode das chriſtliche Element ein Hauptmittel war, dieſe Thätigkeit, dieſen Studienfleiß hervorzurufen, zu beleben, von Irrwegen abzuhalten und zu veredeln. Als Beleg hiervon, erlauben Sie mir, verehrte Anweſende, nur eine Thatſache zu erwähnen. Als wir nach einigen Jahren mehrere tamuliſche Gemeinden errichtet hatten, ſtifteten wir, um ſie an Freigebigkeit zu gewöhnen, unter ihnen eine Geſellſchaft, um tamuliſche religiöſe Schriftchen zu drucken und zu vertheilen. Die Seminariſten, meiſtens Kinder armer Eltern, baten ganz aus eignem Antrieb, ihnen wöchentlich einmal kein Fleiſch zu Mittag zu geben und das dadurch erſparte Geld beim Jahresfeſte dieſer Geſellſchaft in ihrem Namen in die Caſſe zu legen. Eine zum Chriſtenthum bekehrte Heidin in einem Dorfe, eine alte Wittwe, die manchen Tag nichts zu eſſen hatte, bat einſt den Catecheten ihres Dorfs, eine kleine Silbermünze der Geſellſchaft zu übergeben. Der Catechet wollte die Gabe nicht annehmen, weil er ihre große Armuth kannte; ſie drang darauf, und als der Catechet ſagte, er wolle dies Geld von ſeinem Gehalte in ihrem Namen dem Schatzmeiſter geben, ſie ſolle das ihrige behalten, erwiederte ſie: „Ihr mögt von Eurem Gehalte ſo viel der Geſellſchaft geben, als Ihr wollt, aber nehmt meinen Groſchen auch; denn ich habe ſo viel Troſt aus dieſen Büchern erhalten, daß ich wünſche, das meinige auch dazu beizutragen, daß Heiden, die dieſe Bücher noch nicht kennen, ſie erhalten mögen.“

Es hat daher mehr als eine Geſellſchaft in Indien ſich ermuntert gefühlt, Bücher ſehr mannigfaltiger Art zur wiſſenſchaftlichen und religiöſen Bildung der Indier aller Klaſſen zu drucken. Ich halte zwei derſelben in meiner Hand, welche ich mich beehre, der Bibliothek des hieſigen Lyceums anzubieten, als ein kleines Andenken an unſere Verſammlung und als eine geringfügige Curioſität aus dem fernen Lande der alten Gymnoſophiſten und aus den Gegenden, welche der mährchenreiche Hydaspes beſpült. — Das eine iſt ein kleines Buch von Erzählungen, beſtimmt zum Prämium für fleißige Kinder; das andere, eine Sammlung alter tamuliſcher Verſe mit Commentar, welches als Schulbuch gebraucht wird, um den jetzigen Dialect durch genaueres Studium der alten claſſiſchen Sprache zu regeneriren, gerade wie das Nibelungenlied in unſern deutſchen Schulen eingeführt iſt, oder wie die griechiſchen Knaben den Homer ſtudirten.

Der erſte Vers in dieſem Büchlein heißt:

⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – – – ⏑

Agara mudela weruttellam adi

⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑

Pagawen mudette wulagu.

„Der Anfang aller Alphabete iſt A; der Anfang der Welten iſt Gott.“

Der zweite Vers heißt:

Katta denal aja pajen en Koll, Walariwen

Natta doraer enin?

„Was iſt die Frucht des Lernens, wenn man nicht zu den Füßen deſſen anbetet, der der reine Verſtand iſt?“

Dieſe zwei Diſtichen mögen hinreichen, daran zu erinnern, daß die Indier des ſanscritiſchen, ſowie des tamuliſchen Sprachſtammes viele herrliche Gedanken ausgeſprochen haben, aber daß ihnen die Kraft fehlte, darnach zu thun, — und daß ſie in demſelben Zuſtande ſich befinden, wie Seneca und ſein Zeitalter, ſo lichtvoll und treffend beſchrieben von einem unſerer geehrten Mitglieder. Den Römern der damaligen Zeit, ſo wie den Indiern fehlte nur Eins, um wahrhaft gut und glücklich zu ſeyn: die Religion Chriſti. Es war der belebende und ſtärkende Geiſt des Chriſtenthums, welcher einem Chryſoſtomus, Ambroſius, Cyprian, Auguſtin die Kraft gewährte, zum Wohl der Menſchen zu arbeiten und zu leiden, und ſie ſtehen wie freundliche Sterne an einem finſtern Horizonte da. Des Ulphilas Bibelüberſetzung, von Upſala bis nach Mailand verbreitet, war es, welche die erſten Keime der Bildungsempfänglichkeit in die Germanen legte; und nachdem das Chriſtenthum ihre wilden Sitten einiger Maaßen gemildert hatte, konnte Winfrid römiſche Kirchenform und römiſche Sprache in Deutſchland allgemeiner einführen. — Nicht Horaz, Homer oder Plato, ſondern die Bibel hat Deutſchland humaniſirt. Und ganz dieſelbe Thatſache wiederholt ſich vor unſern Augen in Indien. — Nicht durch alte claſſiſche Literatur werden die Indier fürs Chriſtenthum empfänglich gemacht, ſondern die einfache Predigt des reinen Chriſtenthums belebt ihren Geiſt, und macht ſie begierig, unſere claſſiſchen Sprachen zu erlernen. — Wenn wir daher das Studium des claſſiſchen Alterthums für ſo unendlich wichtig halten, für das Glück der Menſchheit, welche Pflicht liegt auf uns, auch das Chriſtenthum verbreiten zu helfen, welches allein das Gemüth der Heiden von Trägheit, Gemeinheit und Lüſten reinigt, welches allein die mächtigſte, verſteckteſte und gefährlichſte aller Leidenſchaften, den Ehrgeiz, zerſtört und das Gemüth auf das Ewige und Unſichtbare, auf Tugend und Heiligkeit richtet, und welches allein den Dolch aus des Mörders Hand winden kann; denn wer Chriſtum, den großen Menſchenfreund, als den von Gott gekommenen Lehrer verehrt, immer vor Augen hat und mit ihm wandelt, iſt erhaben über die Erde. Er trägt die göttliche Liebe in ſeinem Buſen und beſitzt die einzige Waffe, um ſeine Feinde, ſich ſelbſt und die Welt zu überwinden! Und Chriſtus befiehlt uns ausdrücklich, hinzugehen und die Völker zu lehren. Wen geht dieſer Befehl näher an, als den deutſchen Lehrſtand (Prediger und Layen), deren Beruf und Ruhm es iſt, Erzieher und Bildner nicht Deutſchlands allein, ſondern **der Welt** zu werden?

Doch ich erinnere mich, daß ich unter Philologen ſtehe, die keine Predigt jetzt von mir erwarten. Ich muß daher meine Zuflucht zu Argumenten aus dem claſſiſchen Alterthum nehmen. Der römiſche Dichter ſagt: Homo sum, humani nihil a me alienum puto. Als dieſer ſchöne Grundſatz auf dem Theater zu Rom ausgeſprochen wurde, ſoll die ganze Verſammlung der Zuſchauer in ein lautes Beifallklatſchen ausgebrochen ſeyn; — und ſollen **wir** es bei einem unthätigen Lobe dieſes Verſes bewenden laſſen? Kann nun irgend jemand im Ernſte fragen: „Was gehen uns die fernen Heiden an?“ Sind ſie denn nicht Menſchen, wie wir?

Und noch nachdrücklicher, wo möglich, ermahnt uns ein anderer classischer Dichter, welcher vom Cato sagt:

Haec dura Catonis
Secta fuit, servare modum, finemque tenere,
Nec sibi, sed toti genitum se credere mundo.

„Catos selbstverleugnendes Princip des Handelns war, sich nicht als für sich selbst, sondern für die ganze Welt geboren zu betrachten." Wären wir es werth, solche Schätze des classischen Alterthums zu besitzen, wenn wir nicht hingingen und wirklich so handelten? Bemühten wir uns aufrichtig, die Beobachtung dieses Grundsatzes zu unserm Lebenszweck, zu unserer Secta zu machen, so würde keine Secte, keine Partei, keine Eifersucht auf Erden mehr seyn. — Humanisten und Realisten würden gleichfalls sich einander friedlich die Hände reichen und jeder des Andern Bestrebungen ehren, denn alle würden die Mittelstraße gehen, und in Einem, in der Verfolgung der wahren Realität, übereinstimmen.

Erlauben Sie mir, verehrte Anwesende, nur noch eine Idee flüchtig zu berühren. — Das Werk eines deutschen Veteranen, der uns mit seiner Gegenwart beehrt, und dessen Namen ich nicht zu nennen brauche, wenn ich seine „**Symbolik**" nenne, regte vor vielen Jahren meine Wißbegierde mächtig an, und bestärkte in mir den Entschluß, nach Indien zu gehen, um die der griechischen so nah verwandte indische Mythologie und das Sanscrit unter den Brahminen selbst zu studiren. — Und ist denn die Idee so ganz thöricht und chimärisch, junge gebildete und fromme Deutsche auf längere Zeit an den Fuß des Himalaya und in ähnliche zugängliche Gegenden zu senden, um dort Schulen zu errichten und uns die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen? Durchziehen doch literarische Reisende die Erde und wagen ihr Leben an den Ufern des Niger und auf den Gipfeln der Cordilleras, bloß um unser Wissen zu vermehren! Lebte doch der gelehrte Ungar, **Csoma de Körös**, mehrere Jahre in Tibet und machte interessante Entdeckungen! — Auch hierin sollten wir vom classischen Alterthum lernen, und es nachahmen. Die Phönizier, Griechen und Römer sandten Colonieen aus und vermehrten ihren Wohlstand und ihre Macht, während sie fremde Nationen civilisirten. Ist es christlichen Nationen denn unmöglich, etwas Aehnliches zu thun, und christlich-wissenschaftliche Colonieen auszusenden? oder ist es denn gewiß bloße Schwärmerei, wenn einzelne freiwillige Privatgesellschaften dasselbe mit ihren schwachen Kräften versuchen, da der Erfolg schon jetzt überflüssig gelehrt hat, daß solche Unternehmungen nicht fruchtlos sind? —

Zwanzig Jahre lang habe ich die Tamulen unterrichtet, und fühle mich unter ihnen fast eben so heimisch, als unter den Deutschen. In zwei oder drei Jahren hoffe ich zu meinem Beruf nach Indien zurückzukehren, aber ich wünschte, nicht allein zu gehen. Erlauben Sie daher, verehrte Lehrer der deutschen Jugend, daß ich die Indier, welche Menschen sind, wie wir, bei Ihnen vertrete, und ihren Zuruf vor Ihre Ohren bringe: „Sendet uns einige wenige Lehrer aus der Menge Eurer Schüler!"

Dieselbe Bitte habe ich schon voriges Jahr in Nürnberg vorgetragen, und man wird mich vielleicht der Zudringlichkeit zeihen, daß ich sie jetzt wiederhole; aber ich entschuldige mich mit einem Beispiel aus dem classischen Alterthum, welches Sie als gültig anerkennen müssen. Cato hielt keine Rede an den Senat, ohne zum Schluß hinzuzufügen: **Caeterum censeo Carthaginem**

esse delendam! Und wehe mir, wenn ich irgend eine Gelegenheit aus falſcher Scham vorbeigehen ließe, chriſtliche Freunde an ihre Pflicht zu erinnern, der Unwiſſenheit und dem Elend unſerer Mitmenſchen nah und fern zu ſteuern durch chriſtlichen Unterricht, und den Heiden wenigſtens einige Broſamen von unſeres himmliſchen Vaters Tiſche zukommen zu laſſen!

---

3) Notiz über den handſchriftlichen Nachlaß des P. Desbillons, von Miniſterialrath Dr. Zell aus Karlsruhe.

Ehe eine nähere Notiz über den am hieſigen Orte befindlichen, ſonſt noch nicht zur öffentlichen Kenntniß gebrachten literariſchen Nachlaß des P. Desbillons hier mitgetheilt wird, mag es nicht ungeeignet ſeyn, über die Studien und Leiſtungen dieſes Gelehrten einige Bemerkungen vorauszuſchicken. Dieſes wird um ſo mehr als gerechtfertigt erſcheinen, weil Desbillons zwar als Fabeldichter und Herausgeber des Phädrus bekannt genug iſt, aber ſeine übrigen Schriften nicht ebenſo bekannt ſind und ſich ſonſt nicht leicht vollſtändig verzeichnet finden, obgleich mehrere darunter von bleibendem Intereſſe ſind. [1])

Was Desbillons Leben und perſönliche Verhältniſſe betrifft, ſo ſoll hier nur kurz daran erinnert werden, daß er aus einer ſehr wohlhabenden und angeſehenen Familie der Provinz Berry ſtammend, im Jahre 1711 geboren wurde, ſehr jung in den Orden der Geſellſchaft Jeſu trat und bei der Aufhebung deſſelben in Frankreich (1762) zu Paris in dem Collegium Louis le Grand den Studien und ſeinen gelehrten Arbeiten lebte; daß er einige Zeit nachher von dem Kurfürſt Carl Theodor die Einladung erhielt, ſich hierher nach Mannheim in das damals noch beſtehende Jeſuiten-Collegium zu begeben, unter Zuſicherung einer beträchtlichen Penſion; daß er dieſen Ruf annahm, mit ſeiner damals ſchon ſehr bedeutenden Bibliothek ſeinen Aufenthalt in dem Collegium nahm und hier auch nach der Aufhebung des Ordens, (1772) als das Collegium den Vätern der Miſſion (den Lazariſten) übergeben wurde, fortwährend blieb. Er ſtarb 1789 in dem Alter von 78 Jahren und vermachte durch ſein in lateiniſchen Senaren geſchriebenes Teſtament den Nachfolgern der Jeſuiten, den Lazariſten, ſeine ſehr anſehnliche und werthvolle Bibliothek, unter der Bedingung, daß dieſelbe für immer in dieſem Hauſe, wo wir ſie jetzt noch ſehen und dankbar benützen, zum allgemeinen Gebrauche aufbewahrt bleiben ſollte.

Ueber Desbillons Charakter ſtimmen alle Berichte in ſeinem Lobe überein. Er war einfach, bieder, fromm, gewiſſenhaft in Erfüllung ſeiner Pflichten und liebenswürdig im Umgange.

Als Gelehrter zeigt er ſehr mannigfaltige Studien und Leiſtungen. Er war dem geiſtigen Leben ſeiner Zeit nicht minder zugewendet als dem claſſiſchen Alterthume. Er war Dichter, Kritiker und Literarhiſtoriker. Die eine Hauptrichtung ſeiner Thätigkeit bildete das Streben, die Intereſſen der guten Sitten, des alten Glaubens und der gründlichen Gelehrſamkeit gegen den franzöſiſchen Philoſophismus jener Zeit zu vertheidigen. Von dieſem ſeinem Streben, zeugt außer vielen Stellen ſeiner Schriften auch eine bemerkenswerthe Notiz, welche ſich über ihn in den Reiſen des Schweden Björnſtal findet, der ſich längere Zeit hier in Mannheim aufhielt und

manche interessante Nachrichten über die damaligen Zustände und Notabilitäten der hiesigen Stadt mittheilt. [2]) Die andere Hauptrichtung Desbillons war der classischen Literatur und zwar vorzugsweise der lateinischen zugewendet. Er zeichnet sich in dieser Beziehung aus durch eine genaue Kenntniß, lebendige Auffassung und freie, äußerst gelungene Nachbildung der classischen römischen Sprache, besonders in einigen Formen des Stiles, so daß er den ausgezeichnetsten Latinisten der neuern Zeit beizuzählen ist.

Werfen wir einen Blick auf die einzelnen Gattungen seiner Werke, so sehen wir ihn als Dichter zwar nicht mit einer genialen Kraft und reich schaffenden Phantasie begabt; aber seine poetischen Produkte zeigen einen Reichthum guter Gedanken, eine edle Richtung, feine Wendungen, einen reinen Geschmack und eine classische Diction. Terentius und Phädrus waren seine Vorbilder und die freie Handhabung des jambischen Senars war ihm dadurch so leicht und lieb geworden, daß er diese Form für manche längere dialectische Gedichte wählte, wo der Geist der antiken Kunstformen eine andere Form als passender bezeichnet. Am bekanntesten sind seine Fabeln, durch welche er seinen Ruf gegründet hat. Weniger bekannt, aber darum doch sehr schätzbar und interessant sind: das Lehrgedicht Ueber die Kunst gesund zu bleiben (**Ars bene valendi**), ein Lehrgedicht Ueber den innern Frieden des Christen (**Carmen de pace christiana sive de hominis felicitate. Mannhemii 1788.**), beide Werke von dem Verfasser in hohem Greisenalter verfaßt; ferner ein moral-philosophisches Lehrgedicht (**Monita philosophica**) und ein lateinisches Lustspiel (**Schola patrum**), welche beiden letzten Werke nebst einem Nachtrag zu seinen Fabeln in einer Sammlung nach seinem Tode erschienen sind (**Desbillons Miscellanea postuma. Mannhemii 1792**). In jenen dialectischen Gedichten zeigt sich eine ernste, für Tugend und christliche Frömmigkeit begeisterte Gesinnung, welche mit Ueberzeugung und nicht selten mit kräftiger Beredtsamkeit sich den schlechten und frivolen Richtungen des französischen Rationalismus entgegen setzt und die daher drohenden Gefahren mit tiefgefühlten Klagen bezeichnet. [3])

Im Fache der philologischen Kritik zeichnet sich Desbillons aus, wie seine Ausgabe des Phädrus beweist, durch eine feine Beobachtung des Sprachgebrauches, durch gewissenhafte Benützung der urkundlichen Hilfsmittel und durch eine auf sicherem Tacte und eigner großen Fertigkeit des Stils beruhende Conjecturalcritik.

Seine bekannt gemachten Arbeiten im Fache der Literaturgeschichte und literarischen Kritik haben das Verdienst genauer Gründlichkeit, eines gesunden Urtheils und guter Darstellung. Außer seiner Abhandlung über Phädrus (in seiner Ausgabe dieses Schriftstellers) und seiner gleichfalls bekannten Abhandlung über Thomas a Kempis (in seiner Ausgabe des Buches **De imitatione Christi. Mannhemii. 1780. 8.**) sind hier zwei kleine französische Schriften anzuführen, welche wenig bekannt geworden zu seyn scheinen, namentlich die zweite. Die erste dieser beiden Schriften gibt eine Darstellung des Lebens und der Werke jenes sonderbaren gelehrten Schwärmers des **XVI.** Jahrhunderts, **Guillaume Postel**, der eine neue Erlösung der christlichen Welt verkündete durch freien Gebrauch der Vernunft, aber unter einem allgemeinen geistlichen Oberhaupte, dem Papste, und einem gemeinsamen weltlichen Oberhaupte, dem Könige von Frankreich, dessen legitimes Recht zur Herrschaft über Europa er dadurch bewies, weil die Gallier als von Gomer, dem ältesten Sohne Japhets abstammend, das Recht der Erstgeburt für sich hätten. Die andre sehr anziehende Schrift enthält das Leben der Frau von St. Balmont, einer adelichen Dame in

Lothringen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, welche durch romantische Tapferkeit und Frömmigkeit der Jungfrau von Orleans an die Seite zu setzen ist, dabei aber sich nicht minder durch Klugheit und praktischen Verstand auszeichnete, und welche durch diese Eigenschaften, so wie durch ihre Wohlthätigkeit der Schutz und Segen ihrer ganzen Gegend in jenen Zeiten des Krieges, der Unordnung und des Elendes wurde. — Endlich ist hier auch noch eine kleine Streitschrift anzuführen, welche Desbillons zur Vertheidigung des für den Unterricht bestimmten Abrisses der Mythologie von dem Jesuiten Juventius schrieb, und welche sehr schätzbare Bemerkungen über den lateinischen Sprachgebrauch und mythologische Notizen enthält. *)

An diese im Drucke schon erschienenen Werke Desbillons reiht sich nun sein handschriftlicher Nachlaß an. Diese Papiere waren schon einmal gleich nach des Verfassers Tod von einem gelehrten Freunde desselben, De Caux, durchgesehen und etwas geordnet worden; auch befinden sich von dessen Hand einzelne Bemerkungen über den Inhalt und Werth der einzelnen Stücke beigeschrieben. Während der Kriegsjahre am Ende des vorigen Jahrhunderts geriethen die Papiere in Unordnung und Verstoß, bis sie der hochwürdige Herr Provicar des erzbischöflichen Domcapitels zu Freiburg, Martin, früher Professor an dem hiesigen Lyceum, später an einem Orte außerhalb Mannheim wieder auffand, theilweise ordnete und der Desbillons'schen Bibliothek durch mich übergeben ließ.

Der Inhalt dieser Schriften ist theils poetisch, theils philologisch-kritisch, theils literarhistorisch, wozu noch eine Anzahl von Briefen kommt. Es soll nun hier nach der eben angedeuteten Ordnung eine übersichtliche Notiz über diese Papiere gegeben werden, welche eine zuweilen etwas kleine, aber durchweg eine sehr wohlgeformte Schrift zeigen.

I. Zu dem poetischen Theile dieses Nachlasses gehören folgende Stücke in lateinischer Sprache:

1) **Annibal**, eine Tragödie in fünf Acten, in metrischer Form, ohne Chor; etwas rhetorisirend, wie sich erwarten läßt, aber der Anlage und Ausführung nach kein unbedeutendes Werk, nicht ohne inneres Leben und dramatisches Interesse. Den Inhalt bildet die Gefangennehmung und der Tod Hannibals. Die Hauptmotive sind hergenommen von dem unbeugsamen Streben Hannibals, die Welt von dem Joche der römischen Weltherrschaft zu befreien, und von der Haltung des Scipio Nasica, eines der drei römischen Gesandten bei Prusias, der mit altrömischer Geradheit dem Hannibal entgegen kommt und ihn zu retten sucht. Hannibal achtet nicht auf seine Warnungen, sucht sich zu spät durch Gewalt zu befreien, wird gefangen und vergiftet sich selbst.

2) **Senes emendati**, ein in Prosa geschriebenes Lustspiel. Die Greise sind zwei Oheime, die ihre Neffen, der eine zu streng, der andere zu nachsichtig behandeln, bis sie nach mancherlei Verwicklungen ihren pädagogischen Irrthum einsehen und den rechten Weg einschlagen. Eine Nachahmung der Terenzischen **Adelphi**; vielleicht eine Vorarbeit zu dem gedruckten Lustspiel **Schola patrum** (in den **Miscellanea Postuma**) von ähnlichem Inhalte. Der Dialog empfiehlt sich übrigens durch Natürlichkeit und classischen Ausdruck.

3) Bruchstück einer Komödie: **Tortor sui anxius**, Darstellung eines zu ängstlichen, sich nicht genug vertrauenden Charakters.

4) **Selecta philosophorum placita**. Ein kleines ethisches Lehrgedicht in Hexametern, im

Tone der Horaziſchen Epiſteln gehalten. Der Inhalt iſt meiſtens aus Seneca's Briefen genommen. Dabei als Anhang **Carmina varia** von ähnlichem Inhalte.

5) Eine Anzahl kleinerer poetiſchen Stücke, einige Nachahmungen horaziſcher Epiſteln; einige Fabeln; ein Hymnus im Kirchenſtile auf die ſelige Johanna von Frankreich, die Tochter des Königs Ludwig **XI.**, Stifterin des Frauenordens **de l'annonciation.**

6) Dazu kommen einige kleinere, im übrigen ganz unbedeutende franzöſiſche Poeſieen, ſatiriſchen und ſcherzhaften Inhaltes. Charakteriſtiſch iſt daran nur, daß der Verfaſſer auch die Schwächen ſeiner eignen Ordensgenoſſen nicht überſieht; ſo wie die kleinern ſcherzhaften Gelegenheitsgedichte (**Turlures**) die heitere Erholung während der Schulferien zeigen, welche die mit dem Unterricht beſchäftigten Väter der Geſellſchaft Jeſu gewöhnlich auf dem Lande zuzubringen pflegten.

An dieſe poetiſchen Productionen mögen ſich die oratoriſchen anreihen, zwei akademiſche Reden, welche übrigens dem Inhalte und der Behandlung nach auch zur literarhiſtoriſchen Abtheilung gezogen werden könnten. Die erſte behandelt die Frage, ob die Literatur und der Geſchmack zu jener Zeit (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) auf dem Wege der Vervollkommnung oder der Verſchlimmerung ſey. Die andre, größere, in welche einige Stellen aus der erſten unverändert aufgenommen ſind, handelt von der Schwierigkeit der Kritik in Sachen der Literatur und des Geſchmackes. Der Inhalt beider Abhandlungen, beſonders der erſtern, iſt nicht ohne Intereſſe. Der Stil iſt mehr in der Weiſe von Seneca und Plinius, als von Cicero gehalten, aber mit großer Virtuoſität behandelt. [5])

II. Aus dem Kreiſe der philologiſchen Kritik findet ſich Folgendes vor:

1) Der vollſtändige handſchriftliche Commentar zu **Phädrus**, vollendet im Jahr 1760, wovon die zu Mannheim (1786) erſchienene Ausgabe nur ein Auszug iſt. — Dieſe Arbeit enthält nach der Vorrede: a) eine Abhandlung **de vita Phædri**; b) eine reiche und genaue **Varietas lectionis**; c) den Commentar. Das Verhältniß der Handſchrift zu der gedruckten Ausgabe iſt folgendes. Die Abhandlung über Phädrus in der gedruckten Ausgabe iſt an einigen Stellen abgekürzt, an andern berichtigt. Die Variantenſammlung in der Handſchrift enthält eine mit großer Sorgfalt gemachte Collation aller dem Verfaſſer damals zugänglichen Hilfsmittel, welche jedoch faſt ausſchließlich in den Ausgaben des Schriftſtellers beſtanden. Von eignen handſchriftlichen Hilfsmitteln wird nur (S. 27 des **Commentar. MS.**) eine in der Bibliothek des Jeſuitencollegium's zu Paris befindliche Collation des **Cod. Remens.**, verſchieden von der ſpäter gefertigten (a. 1776) **collatio Vincentii** angeführt. Dieſe reichhaltige **Varietas lectionis**, wovon die gedruckte Ausgabe nur einen kleinen Theil enthält, hatte früher einen bedeutenden Werth. Jetzt ſeit durch die Ausgabe **Orelli's** (**Turici** 1830) das kritiſche Material vollſtändig geſammelt und geſichtet iſt, iſt ſie nur etwa zur Controle von Intereſſe. Auch aus dem Commentar enthält die gedruckte Ausgabe nur einen kleinen Auszug. Einiges Kritiſche daraus iſt in den von mir beſorgten Abdruck des Phädrus (Stuttgart bei Hoffmann 1828 in einer Sammlung **Auctores classici**) aufgenommen worden. Es findet ſich aber außerdem noch dort eine bedeutende Anzahl vorzüglich zur Erklärung des Sprachgebrauches intereſſanter Anmerkungen.

2) Mehreres zu **Terentius**: einzelne Conjecturen zu **Andria**, **Eunuchus**, **Heautontimorumenos**; ferner eine Abſchrift der ganzen **Andria** nach dieſen Emendationen, jedoch ohne Rechtfertigung und Begründung der Texteänderungen, ſo daß ein etwa dazu gehöriger Commentar ver-

loren gegangen zu seyn scheint. Ob handschriftliche Hilfsmittel dabei gebraucht wurden, ist nicht ersichtlich; doch werden die Conjecturen Desbillons wegen seiner genauen Kenntniß des Terenzischen Sprachgebrauches, so wie des Metrischen und Prosodischen jedenfalls Beachtung verdienen. [6])

3) Dasselbe gilt von den vorhandenen zahlreichen Conjecturen und Emendationen zu den bei Nonius vorkommenden Fragmenten aus den Satiren des Terentius Varro. Auch ist unter diesen Papieren das erste der noch vorhandenen Bücher Varro's de lingua latina von Desbillons in Senare übertragen mit möglichster Beibehaltung des Textes. Es findet sich keine Andeutung darüber vor, ob dieses nur eine metrische Exhibition seyn soll, oder ob diese metrische Bearbeitung auf einer eignen Vorstellung Desbillons über die Form des Varronischen Werkes beruht. [7]).

4) Zerstreute Bemerkungen über einzelne Stellen lateinischer Autoren auf einzelnen Blättern und in den alphabetisch geordneten Collectaneen, wovon bei dem literarisch-historischen Theile dieses Nachlasses noch die Rede seyn wird.

5) Obgleich nicht als ein Werk Desbillons ist hier noch anzuführen ein Auszug aus handschriftlichen Noten des französischen Kritikers Guyet zu Virgil. Diese Noten sind wohl ohne Zweifel (obgleich in diesem von Desbillons Hand geschriebenen Auszuge nichts darüber bemerkt ist) von einem Exemplare einer Ausgabe Virgils genommen, welches Guyet gehört hatte, von ihm mit vielen Randbemerkungen versehen worden war und nach seinem Tode in die Bibliothek des Menage und später in Desbillons Hand gekommen war. Dieser legte darauf einen großen Werth. Das Buch verschwand, wie Maillot erzählt (**Notice de la vie du Père Desbillons p. 45**) mit mehreren andern werthvollen Büchern gerade an einem Tage aus Desbillons Bibliothek, an dem er einen gelehrten Bücherliebhaber darin herumgeführt hatte. Diese Anmerkungen von Guyet, welche sich über die **Bucolica, Georgica** und die fünf ersten Bücher der Aeneide erstrecken, sind größtentheils nicht von Bedeutung; doch erhalten sie einiges Interesse durch die Anführungen aus Codices des Präsidenten **De Thou** und durch einzelne Beurtheilungen Desbillons. [8])

III. Der literarhistorische und literarisch-kritische Theil des Nachlasses von Desbillons erstreckt sich über die lateinische und französische Literatur.

In ersterer Beziehung sind folgende Stücke anzuführen:

1) **Histoire critique de la literature latine. Livre premier.** (61 Seiten in 4. sehr kleine Schrift.) Dieses erste Buch, das einzige, was sich von dem Werke vorfindet, fängt an mit einer Untersuchung über das lateinische Alphabet und den Ursprung der lateinischen Sprache und geht bis zu den **XII** Tafelgesetzen, einschließlich derselben. Es ist eine aus fleißigem Quellenstudium hervorgegangene Arbeit; nach dem damaligen Standpunkte dieser Studien ein bedeutendes Werk, jetzt natürlich nicht mehr von gleichem Interesse. Indessen mag sich hie und da eine sonst noch nicht benützte Stelle aus den Alten dort finden; auch sind darin einige kritische Bemerkungen zerstreut. Mit besonderer Ausführlichkeit und Genauigkeit ist die Literatur über die Fragmente der zwölf Tafeln zusammengestellt und beurtheilt; aber durch die Arbeit Dirksen's über denselben Gegenstand jetzt freilich ohne besondre Bedeutung.

2) Literarhistorische und bibliographische Collectaneen in sechs Quartbänden in alphabetischer Ordnung nach dem Namen der Autoren. Sie erstrecken sich über die latrinische und

französische Literatur. Sie enthalten zwar zum größten Theil Auszüge aus den bekannten Büchern von Baillet, Pope-Blount, aus den Memoires de Trevoux, dem Journal des Savans und ähnlichen. Allein es kommen darin auch Auszüge aus weniger bekannten Büchern vor; zuweilen auch, obgleich seltner, eigne kritische Bemerkungen über einzelne Stellen alter Autoren.

3) Außer diesen alphabetisch geordneten Collectaneen sind auch noch einzelne Blätter mit ähnlichen Auszügen und Nachweisungen über andere Autoren, besonders Aesopus und Phädrus, vorhanden.

4) Eine Reihe von Kritiken über eine große Zahl neulateinischer Dichter des XVI.—XVIII. Jahrhunderts (15 Bogen in Quart). Die Kritiken erstrecken sich sowohl über den ästhetischen Charakter der Werke im Allgemeinen, als über einzelne Stellen und enthalten in letzterer Beziehung viele interessante Bemerkungen über Stil, Sprache, Metrik. Der Verfasser ist gerade hierin seinen Studien und seiner eignen Fertigkeit nach ein competenter Richter. Es werden hier beurtheilt die poetischen Werke von Politianus, Baptista Mantuanus, Sabinus, Fabricius, Pontanus u. A. dann besonders der Jesuiten Brumoy, Santeuil, Rapin, Cossart, Sanadon, Vannier, Petavius u. A. Sein Urtheil über seine Ordensgenossen ist gleich unparteiisch wie über die andern Schriftsteller. So bemerkt er bei der Kritik der Gedichte des Jesuiten Andreas Frusius, der sehr heftige Epigramme gegen die Protestanten verfaßt hat: „Ces injures ne sont pas plus menagés que celles que Beza dit aux Catholiques dans ses poésies. De part et d'autre cela ne mérite peu d'être lû“ (fol. 55.)

5) An diese Kritiken schließt sich eine von Desbillons Hand geschriebene ausgewählte Sammlung aus neulateinischen Dichtern, besonders von Fabeln.

IV. Die Papiere Desbillons, welche sich auf die französische Literatur beziehen, sind gleichfalls nicht unbedeutend. Der größte Theil derselben bezieht sich auf einzelne Schriften Voltaire's. Es gehören hierher folgende Stücke:

1) Observations critiques sur quelques endroits de la nouvelle édition de Corneille. 72 S. in 8. Kritische Bemerkungen über den Commentar Voltaire's zu Corneille. Sie erstrecken sich auf Grammatik, Stil und dramatische Poesie. Sie sind im allgemeinen apologetisch für Corneille gegen Voltaire's Tadel. Sie zeigen an nicht wenig Stellen Irrthümer, Nachläßigkeiten und Uebereilungen, welche sich Voltaire bei dieser Arbeit zu Schuld kommen ließ; seinen übertriebenen, unpoetischen Purismus bei Beurtheilung der tragischen Sprache; seinen versteckten Neid gegen Corneille, den er en gros vergöttert, aber en detail so viel als möglich herunterſetzt. [2])

2) Reponse aux doutes nouveaux de Mr. de Voltaire sur le Testament, attribué au Cardinal Richelieu; unvollendet, nebst einigen dazu gehörigen Aufschreibungen auf einigen Blättern. Desbillons sucht darin die Echtheit dieses interessanten Buches zu zeigen, welches Voltaire wiederholt in zwei Schriften angegriffen hatte mit mehr Leichtfertigkeit und Leidenschaft als mit Wahrheitsliebe und Gründlichkeit. Der Gegenstand selbst ist eine interessante kritische Streitfrage. Sie wurde übrigens schon entschieden durch die Widerlegung des französischen Akademikers Foncemagne auf den ersten Angriff Voltaire's (in der kleinen Schrift Mensonges imprimés); der Aufsatz Desbillons ist gegen den wiederholten Angriff Voltaire's (Doutes nouveaux sur le testament attribué au Cardinal Richelieu) gerichtet. Zu diesen Papieren gehören

zwei interessante Briefe des genannten Gelehrten, Foncemagne an Desbillons, welche die nähere Veranlassung zu der von ihm gegebenen neuen Ausgabe jenes Testamentes mit seiner Schutzschrift, so wie seine ernste Wahrheitsliebe beweisen. [10])

3) Bemerkungen zu mehreren Werken Voltaire's, namentlich dessen **Dictionnaire philosophique, Nouveaux mélanges philosophiques, Siècle de Louis XIV.** u. A. 8 Bogen 8., in sehr kleiner Schrift. Es werden darin historische Irrthümer, Oberflächlichkeit und Uebereilungen des berühmten Mannes, seine Sophismen, seine gehässigen und oft heuchlerischen Angriffe gegen das Christenthum an manchen Stellen sehr gut nachgewiesen und dabei manche nicht uninteressante historische und literarische Notizen beigebracht.

4) Bemerkungen, Auszüge, Beurtheilungen aus und über mehrere französische Werke, darunter über Helvetius und das **Système de la nature**; auch eine ausführlichere Beurtheilung und Widerlegung des mythologischen Systemes von Pluche, welcher die Hauptquelle der Mythologie in unverstandener oder misverstandener Hieroglyphenschrift fand. Diese Recension ist in Form von Briefen abgefaßt und füllt etwa zehn geschriebene Bogen. Die Arbeit ist nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr von besonderem Interesse, aber sie deckt die Schwächen jenes einseitigen Systemes auf und beweist Desbillons Belesenheit und Gelehrsamkeit.

V. Außer den bisher angeführten Schriften findet sich unter diesen Papieren auch eine Anzahl von Briefen verschiedener Personen an Desbillons, die jedoch ohne ein allgemeineres Interesse sind. Die meisten darunter sind von Barbou, dem Verleger Desbillons, und von Fréron, dem bekannten Gegner Voltaire's; diese enthalten jedoch vorzugsweise weniger bedeutende Privatangelegenheiten. Characteristisch sind darin einige Aeußerungen, aus welchen hervorgeht, mit welcher Leidenschaft man von Seiten ihrer Gegner die Jesuiten damals anfeindete, so daß ihre Correspondenten sogar sich scheuten, Briefe an sie zu adressiren. [11])

Einer nähern Durchsicht muß es vorbehalten bleiben, ob vielleicht eine Auswahl aus diesen Schriften durch den Druck bekannt zu machen ist. Jedenfalls glaubte ich diese Notiz jetzt schon geben zu dürfen, da die Kenntniß des Vorhandenseyns dieser Papiere an und für sich nicht ohne alles Interesse ist, überdieß aber gerade hier noch ein besonderes locales Interesse hat.

Anmerkungen.

[1]) Ueber Desbillons Leben und Schriften gibt die beste Auskunft die sehr anziehend geschriebene Notice de la vie et des ouvrages du Père F. J. Desbillons par le Prélat Maillot de la Treille. Strassbourg. 1790. 8. Diese Schrift bildet die Hauptquelle für den Artikel „Desbillons" in Feller Dictionnaire historique. 3. Ed. Tom. III. p. 454. und in dem Dictionnaire biographique, obgleich beide Artikel eigene Zusätze und Berichtigungen haben. Der Artikel „Desbillons" in Ersch und Grubers Encyklopädie ist weniger vollständig.

[2]) Björnstahl's Briefe auf seinen ausländischen Reisen; übersetzt von Groskurd. Leipzig und Rostock, 1782. V. Bd. S. 192. „Der würdige Alte (Desbillons) prophezeit eine große und unangenehme sittliche Revolution in Europa: Verfall der Religion und Verdorbenheit der Sitten. Das Frauenzimmer, sagte er, wird durch die Empfindelei mehr und mehr verdorben; die Philosophen kehren in Wissenschaften und Sitten das Unterste zu oben; ihre Fackel steckt alles in Brand u. s. w. Haec sunt vaticinia senis literatissimi et doctissimi: sie sind nicht zu verwerfen, obschon der Prophet ein Jesuit ist." Björnstahls Aufenthalt zu Mannheim fällt in das Jahr 1774. — Von den bibliographischen Seltenheiten der Bibliothek des P. Des-

billons, welche Björnſtbal (S. 168—173) aufzählt, kam Mehreres durch Vermächtniß ſpäter in die kurfürſtliche Hofbibliothek und von da nach München; anderes hat ſich während der Kriegsjahre und politiſchen Veränderungen verloren; doch hat die Desbillons'ſche Bibliothek immerhin auch nach dieſen Kataſtrophen noch manches Schätzbare.

3) Da die angeführten poetiſchen Werke, namentlich die Miscellanea postuma ſehr wenig bekannt geworden zu ſeyn ſcheinen und ſich ganz ſelten gemacht haben, ſo wird es nicht ungeeignet ſeyn, wenigſtens eine Probe daraus hier mitzutheilen. Wir wählen zunächſt eine Charakteriſtik Voltaires aus den Monita philosophica in Miscellan. postum. p. 106.

Voltarius, homo multivolus, et omnium
Longe cupidior doctrinarum, quam capax;
Nec tamen ineruditus; et librariae
Collectione messis multiplici probe
Suffarcinatus, eruditi gloriam
Hominis peritos si minus apud judices
Meruit habere, saltem apud mulierculas
Juvenesve perpolitos, vel sui ordinis
Et religionis philosophos hanc obtinet:
Scriptorque prosa clarus aeque ac versibus,
Utrinque mira facilitate excelluit:
Versatilisque nec sibi imparis styli
Urbanitate, acuminibus, argutiis
Penetrare novit in animos legentium,
Improvidosque pertrahere, quo destinat.
At mentis ille, notus Antiquis, calor
Divinioris, at illa vis poetica
Huic defuere: defuit pariter sagax
Res judicandi, et aggregandi proprio
Ordine facultas: quippe fuit ipsi fere
Solemne, vera flocci pendere, quae forent
Malignitate destituta, aut impiae
Novitatis aliquo non reficta aculeo
Mendaciove: hinc ejus in libris frequens
Sententiarum pugna cum sententiis
Prius approbatis: majus hinc lectoribus
Male curiosis, frivolis, politulis,
Studium placendi, quam docendi, quod petit
Justitia, suadet ratio, veritas jubet.

4) Nouveaux Éclaircissements sur la vie et les oeuvres de Guillaume Postel par le Père Des Billons de la Compagnie de Jésus. A Liége. 1771. Es iſt dieſes derſelbe Poſtel, auf welchen Kant (der Streit der Facultäten S. 291. Note. Th. X. der ſämmtlichen Werke. Leipzig. 1838) aufmerkſam macht. — Histoire de la vie chrétienne et des exploits militaires d'Albert-Barbe d'Ernecourt, connue sous le nom de Madame de Saint-Balmont par le Père Des Billons, de la C. de Jésus. A. Liége. 1773. 8. — Lettre à Monsieur Freron ou Apologie d'un petit ouvrage du Père Jouvency intitulé: Appendix de diis et heroibus poeticis. 1766. 8. (ohne Druckort.)

5) Aus der erſten Rede: „Literae nunc in Gallia formam perfectioremne an deteriorem induant" möge als Probe folgende Charakteriſtik des Geiſtes der damaligen Literatur hier ſtehen: Jam vero qualia plerumque sunt opera nostrorum hominum litteraria? (oro vos, Auditores, ut me hic agere eodem illo animo credatis, quem jam antea cognostis, id est, minime accusatorio.) qualia plerumque sunt ingenii specimina, quae circumferuntur? habent illa, ut plurimum, venustatem absque nervis, munditiam sine succo, sine integritate copiam: habent frequentiam argutiarum intolerabilem, multos levium acuminum stimulos, sententiolas vel contortulas vel amputatas complures; habent verba ante exspectatum cadentia, obscuramque illam brevitatem, quae ad aures ingeniosorum hominum maxime accommodata esse dicitur, quae certe in mente excipientium formam quam libet facile induit; habent festivitates, lascivias, deliciasque nescio quas ad voluptatem paucorum conquisitas; habent opiniones insolitas et ab usu sensuque communi remotas, longinquas, peregrinas, Anglicas; habent styli genus incertum, minutum, vagum, carent firmo, sincero, aequabili; habent fere nullum a natura, nimium ab arte comparatum decus; adsunt lepores, at minus formosi, quia nimis culti; micant sales, at minus jucundi, quia nimis arguti; rident veneres, at minus venustae, quia praeter modum cerussatae: mediocritas aurea, vera pulchritudo, decentia, robur, sanitas desiderantur. Aus der zweiten Rede: „In tribuenda vel deneganda ingenii laude quam errare proclive sit", heben wir eine Stelle aus, wo von der Nationaleitelkeit und Eiferſucht, als von einem Hinderniſſe einer richtigen Beurtheilung, die Rede iſt. Fervet ista rivalitas inter populos diversos, et in vindicandam sibi ingenii palmam tota imperia commovet. Jure an injuria eam sibi Galli vindicent, non disquiro: illud autem quis approbandum fore caeteris gentibus speraverit, quod litteratores nostri complures iactitant, mira quadam recte judicandi facilitate Gallos longe praecellere? gloriantur scilicet, probe perspectum, juste expensum, vere dijudicatum quidlibet a popularibus

suis prius remitti, quam vicini nostri populi plerique aciem ingenii contendere, rem
gnoscere incipiant. Irrident Batavorum ac Germanorum intelligendi tarditatem: Hi
dicunt animae, quam corporis gravitatem: Italis delicata mollitudine diffluentem d
jiciunt: Anglis acuminatam simul intricatamque vividis quidem, at perturbatis i
insanitatem exprobrant... quid dixi? exprobrant? quasi vero id aliis exprobrare abs
quod a se ipsis imitando exprimi ac repraesentari jam fermo usuvenerit! exprobr
probant quam perverse judicent.

[6]) Es soll hier als Probe der Anfang der Conjecturen zu den ersten Scenen
den. Als den Bemerkungen zu Grund gelegte Ausgabe ist angeführt Edit. Lupar. 1

Prolog. fin. Ut. pernoscatis, ecquid spei sit reliquum. Edit. Rob. Steph. 1536. in-fol. habet: et quid spei etc. Spei n'est compté que pour une syllabe. Si on met seulement quid pour ecquid, la mesure sera plus naturelle; peut être Terence avoit-il mis: ecquid sit reliquum spei.

Act. I. Sc. I. Sub init. propterea quod serviebas liberaliter. Lege: servibas.

Simo: et — id gratum fuisse etc. legere malim:

gaudeo,
Si tibi quid feci, aut facio, quod placeat, Simo;
Gratum id fuisse advorsum te, habeo gratiam.

Liberius vivendi fuit potestas. nam antea etc. ce vers a sept piés.

Lego: Liberius vivendi huic potestas. etc.

Quidquam attinere. enimvero spectatum satis. versus redundat.

Lego: Quidquam attinere. enim id ego spectatum satis.

Nam qui cum ingeniis conflictatur ejusmodi. versus redundat.

Lego: Nam qui cum ingeniis conflectitur ejusmodi.

Quae ibi aderant, forte unam aspicio adolescentulam. v. claudicat.

Lego: Quae ibi aderant, forte aspicio adolescentulam.

Accedo ad pedissequas. lego: pedisequas.

Sati cum periculo. lege: periclo.

Pro uxore habere hanc peregrinam. ego illud sedulo. v. claud. et red.

Lego: Pro uxore habere peregrinam hanc. ego sedulo.

Sati vehemens causa etc. Lege: Sat vehemens causa etc.

Quis igitur relictus est objurgandi locus? Lego: reliquus.

Mala mens, malus animus. leg. malu' animus; ainsi qu'en plusieurs autres endroits où le *s* se retranche.

Qui mihi exorandus est. lege: mihi qui etc.

Nunc tuum est officium. v. red. ni „tuum" legatur pro una syllaba.

Futuras esse audivit. Sed
ipse etc.

Sc. II. Dans cette Scène
de huit piés; mais le
piés: Verebar quorsun
traordinaire. Au reste
ne faut pas dire que
sont de six piés.

Sim. At nunc faciet etc.
at nunc faciet, neque

Dav. Quid hic volt. hic r

Sim. Meum gnatum rum
fait là qu'une syllabe;
etc. aut: rumor meum

Sim. Omnes qui amant. q

Sim. eâ lege. ea, est là

Sim. An nondum etiam r
dat pour le vers et
nondum. Lege: an non

Dav. Nihil circuitione. ali
Il n'y a dans cette
six piés:

Si sensero hodie quidq
Ils sont très bien
droit Simon
cité que dans

Sc. III. Enim vero, Dave,
mière syllabe de Davus
fait longue: Interierit
an heros. et jusqu'ici
Les vers sont encore de h
jusqu'à, ad haec mala
Sin opitulor etc. Sin redu
lor? Hujus etc.

Sive ista uxor, sive amica e
Ista redundat, pou
lege: sive uxor, si

Les trois derniers vers:
bien placé.

Sed Mysis etc. de 6 piés.

Sc. IV. Vers de huit piés.

Audivi, Archilis. Versus claudicat; lege: exaudivi, Archilis etc.

Nec sati digna. Versus claudicat; lege: neque satis digna etc.

[7]) Als Probe mag Folgendes gelten:

In Eudaemonibus. v. Infandus. apud Nonium: postremo nemo aegrotus quicquam somniat. an quicquam somniat tam infandum, quod non aliquis dicat philosophus? forte sic possit restitui:

ac postremo quid libet
Somniet ægrotus, an ille quidquam somniat
Tam infandum, quod non dicat aliquis philosophus?

Ibid. v. colubra. Quid dubitatis adhuc, an sitis cercopitheci, an colubrae, an belluae, an de albucibus labus Athenis. Fortasse, inquit Steph. pro albulabus reponendum sit attelabus, sauterelle. Je soupçonne que Varron parle ici aux Pyrrhoniens, qui doutoient, s'ils s'étoient bêtes ou hommes etc.

Ibid. v. arquatus: nam ut arquatis et veternosis, quæ lutea non sunt, neque ut lutea videntur, sic insanis sani et furiosis videntur esse insani. Sic restituere conabar:

Nam veluti arquatis et veternosis ea
Quae lutea non sunt, neque, ut si lutea forent,
Videntur esse; sic insani sentiunt
De sanis, et eos esse insanos autumant.

Ibid. v. canus. Et ecce de improviso ad nos accedit cana veritas Atticae philosophiae alumna. Lege: Et ecce de improviso cana veritas
Ad nos accedit alumna philosophiae Atticae.

Ibid. v. merum. Tu non insanis, quod tibi vino corpus corrumpis mero? Lege: Tu non insanis, quod vino corpus tibi
Mero corrumpis?

In Eumenidibus. v. blitum. Empedocles natos homines ex terra ait, ut blitum. Lege: Empedocles homines, ut blitum, natos ait ex terra.

Tamen eam adducam. Eam, non eliditur: vel lege: tamen eam adducam huc.

Quia compotrix ejus est: quia. Ita Phaedrus: nominor quia leo. Vel lege: quia haec compotrix etc.

Ibid. v. specula. Sed nos simulatque in summam speculam pervenimus,
Videmus populum futuris furiis incinctum, instinctum tribus.

Vide Sup. art. II. Diversim ferri exterritum formidine; ad vocem, exterritus. Summa specula, veut dire ici, la sagesse, la philosophie. populum, le reste des hommes.

In Hercule Socratico, immo in eo carmine qui inscribebatur: Hercules tuam fidem!.. Noctu (c'est Hercule qui parle) Annibalis quum fugavi exercitum Tutanus, hoc Tutanus Romae nuncupor, hoc propter omnes, qui laborant, invocant.

Sic lege: Annibalis noctu quod fugavi exercitum
Tutando, nunc Tutanus Romae nuncupor:
Hoc propter omnes, qui laborant, me
invocant.

In lege Macnia. v. Eunuchare. Si qui patriam majorem parentem extinguit, in eo culpa, quod facit pro sua parte is, qui se eunuchat, aut aliqua liberos producit.

Sic restituo: Aliquis se eunuchat, ne producat liberos?
Culpatur; quod idem parte pro sua facit,
Atque is, majorem qui parentem Patriam
Exstinguit.

Ibid. v. spica. Neque in bona segete nullum est spicum nequam, neque in mala non aliquod bonum. Sic lege: neque spicum nequam nullum est in segete bona;
Neque in mala non aliquod reperitur bonum.

Ibid. v. agens. non hos Pactolus aureas undas agens
Eripiet unquam e miseriis.

[8]) In Björnſtbal's Briefen überſetzt von Groskurd Bd. V. S. 168 wird unter den Seltenheiten der Desbillons'ſchen Bibliothek angeführt: Virgil Heidelberg 1599 e Bibliopolio Commeliniano in 8, mit vielen ſchriftlichen Anmerkungen von Guyet. Dieſer war ein großer Freund von Menage zu Paris; er hat verſchiedene Stücke in den Werken dieſes römiſchen Dichters durchgeſtrichen, mit dem Zuſatz, ſie ſeyen ſeiner nicht würdig. Im vorigen Jahrhundert ging man in Paris zu Menage, um dieſen Virgil als eine Seltenheit zu beſehen: dieſer Umſtand iſt in ſeinem Terenz angeführt.

[9]) Wir heben als Probe den Anfang dieſer Bemerkungen heraus und dann das allgemeine Urtheil Desbillons über den Commentar von Voltaire.

Le Cid. Acte II. Scène II. pag. 209.
Mes pareils à deux fois ne se font pas connoître;
Et pour leurs coups d'essai, veulent des coups de maître.

Qui se seroit imaginé, il y a vint ou trente ans, qu'un jour pourroit venir, où ces deux vers, que tout le monde sait par cœur, seroient condamnés, comme indignes du cothurne? Monsieur de Voltaire prononce sans restriction, que „Coups d'essai, Coups de maître" sont des „termes familiers, qu'on ne doit jamais employer dans le Tragique." Ceux qui auront le courage de lire jusqu'au bout son ennuieux commentaire, remarqueront plus d'une fois avec quelque surprise, qu'il relève lui même avec éloge des termes, bien moins nobles et bien plus familiers que ceux, dont il s'agit ici. Il tâche de faire sentir aux jeunes gens, qu'il veut former dans l'art de la Tragédie, que ces termes acquièrent de la dignité, quand on sait les employer à propos. Il ne resteroit donc, qu'à examiner, si les coups, dont Monsieur de Voltaire est blessé, ne pourroient pas être excusés par les circonstances. Mais j'ose m'assurer, que tout juge impartial, qui se représentera Rodrigue tel qu'il est, c'est à dire jeune, fier, vaillant, indigné contre le comte, dont il veut punir l'insolence, avoûra, qu'il se sert de termes si non fort nobles par eux mêmes, du moins très convenables par rapport aux circonstances. Notre sevère Critique prétend de plus, que l'endroit cité n'est qu'une répétition froide de ce beau vers:

La valeur n'attend pas le nombre des années.

Et tout fier de cette belle découverte, il ajoute: „Scuderi censuroit des beautés, et ne vit pas ce défaut." Mais à quel homme sensé fera-t-il voir un défaut, qui n'est que dans son imagination? à quel enfant même persuadera-t-il, que la pensée de ce dernier vers se retrouve dans celui-ci?

Et pour leurs coups d'essai, veulent des coups de maître.

On veut des coups de maître, parcequ'on a de la valeur: l'un suit de l'autre: la gradation est naturelle: l'un dit donc plus que l'autre. Tout ceci prouve assez, ce me semble, qu'il faut un peu se défier des décisions de Monsieur de Voltaire; et que ses „coups d'essai," en fait de commentaires, ne sont pas „des coups de maître."

Acte V. Scène V. (de Chimène et de D. Sanche) L'Académie, dit Monsieur de Voltaire, a condamné cette scène, et on peut voir les raisons qu'elle en apporte: mais, ajoute-t-il, il n'y a point de lecteur sensé, qui ne prévienne ce jugement. Voilà une décision bien plus sevère que celle de l'Académie, qui du moins ne montre aucune prétention sur les jugemens d'autrui. Cette scène me paroît non seulement belle, mais absolument necessaire au dénoûment de la pièce. La critique de l'Académie n'est juste que sur un point, qui est, que l'erreur de Chimène dure un peu trop long tems: encore n'oserois-je assurer, qu'en cela même Corneille s'est trompé; car il me semble, qu'on doit convenir, qu'il étoit essentiel, qu'en cette occasion la passion de Chimène parût avec eclat: or la poésie, même dramatique, demande que les passions se développent avec une certaine étendue, et qu'elles se soutiennent aussi long tems, que subsiste la chaleur qui les anime. Telle est la méthode de ceux des bons poëtes anciens et modernes, qui ont le mieux connu le cœur humain. Ils peignent toujours dans la grande manière: ils n'étranglent jamais leur sujet; ils ne contraignent jamais les sentimens; ils ne resserrent jamais le jeu des passions. „Don Sanche," dit l'Académie, „pouvoit d'un seul mot apprendre à Chimène le succès du combat." Non, il ne le pouvoit pas vis-à-vis d'une amante au désespoir, qui croyant qu'elle a tout perdu, dès qu'elle apperçoit le rival de son amant, n'écoute plus rien, ne craint plus de manifester une passion, qu'elle a combattue avec tout le courage, que lui prescrivoit son devoir, et qu'elle croit n'être plus obligée de combattre, aussitôt que prenant pour évidence, ce qui n'est qu'apparence trompeuse, elle est persuadée, que le cher et criminel objet, dont l'existence faisoit le crime de cette passion, n'existe plus. Les sentimens de l'Académie sur le Cid page 386. Monsieur de Voltaire soutient avec raison contre Scuderi et l'Académie, que Chimene consent, non pas à épouser Rodrigue le jour même, qu'il a tué son père, mais à voir seulement, si quelque jour elle ne pourra pas l'épouser. Il a tort néanmoins de supposer, avec ceux même qu'il réfute, que ce consentement se donne le jour même de la mort du Comte: il est évident, que ce ne fut que le lendemain. Quand on se mêle de commenter un auteur, il faut du moins le suivre dans sa marche.

Page 431 sur cet hémistiche de l'acte II. sc. VII.

Qu'un meurtrier périsse.

L'Académie prononce ainsi: „Ce mot meurtrier, qu'il (Corneille) repète souvent le faisant de trois syllabes, n'est que de deux.“ Sur quoi notre commentateur se contente de dire: „Meurtrier, sanglier sont de trois syllabes. Ce seroit faire une contraction très vicieuse, et prononcer Sangler, meurtrer, que de reduire ces trois syllabes très distinctes à deux.“ Ce savant grammairien, si versé dans la literature françoise, ignore-t-il, que c'étoit alors l'usage de ne faire ces mots que de deux syllabes, non pas en supprimant la lettre l, comme il se l'imagine, mais en la prononçant si legèrement, qu'elle ne faisoit qu'un son avec les lettres suivantes? Ne devoit-il pas savoir, que cet usage se trouve encore constamment suivi par Brebeuf dans sa Pharsale, qui ne parut que plusieurs années après le Cid?

Son commentaire est plein de negligences, d'inattentions, de décisions erronées; on y trouve des contradictions; il y régne une certaine profusion de remarques grammaticales, souvent fausses, plus souvent inutiles, presque toujours ennuieuses; parmi les jugemens qu'on y porte, quelques uns sont vrais, utiles, instructifs, honorables pour la memoire du grand Corneille; mais dans la suite ils sont affoiblis et même détruits par d'autres jugemens que la malignite seule peut inspirer. Le lecteur impartial se revolte contre ce ton alternatif d'éloge outré et de critique passionnée, d'admiration fade et d'aigreur indécente. Corneille est loué sans cesse, et presque jamais on ne lui rend justice; il est grand, sublime, divin, quand on parle en général de son Cid, de son Horace, de son Cinna, de son Polyeucte, de son Pompée, de sa Rodogune, de son Heraclius; mais le resultat des observations qu'on fait sur ces chefs d'œuvre, c'est que ce sont des espèces de monstres seducteurs, dont le vain éclat ne doit plus désormais nous en imposer; on commence par elever leur Auteur jusqu'au ciel, ensuite on l'accable de l'enorme poids de mille défauts, inconnus pour la plupart jusqu'ici aux juges les plus clairvoyans, on fait jouer mille ressorts pour l'arracher du trône, où l'on vient de le placer, et pour le précipiter dans la fange; c'est une victime qu'on pare des plus belles fleurs, pour l'égorger; en gros c'est un Dieu; en detail c'est un poete, qui manque de goût, et qui souvent n'a pas le sens commun.

[10]) Ueber die hierher gehörige Literatur S. Meusel, Bibliotheca historica. Vol. IX. P. II. pag. 59. Die Abhandlung von Foncemagne iſt am Ende der Ausgabe: Maximes d'état ou Testament politique d'Armand du Plessis Cardinal Duc de Richelieu. Paris, 1764. 2 Bde. 8. Foncemagne ſchreibt über dieſe Ausgabe in einem Briefe vom 20. October 1764 an Desbillons:

Vous souviendroit-il d'une querelle littéraire, qui s'éleva en 1750, au sujet du Testament Politique du Cardinal de Richelieu, dont M. de Voltaire attaqua l'authenticité par une brochure intitulée: Des mensonges imprimés? Je répondis alors à ses objections par une lettre, qui eut quelque succès. Mes réponses l'ont si peu fait changer d'avis, que dans tous les ouvrages qu'il a publiés depuis, il a trouvé le moyen de placer quelque nouveau trait contre le pauvre Testament, avec une espèce d'acharnement, qui marquoit encore plus la passion que la conviction. Tout ce qui porte ici le nom de Richelieu s'est réuni, pour m'engager à donner une nouvelle édition de ma lettre, et d'y joindre la réfutation des objections postérieures: afin de m'y déterminer, ils ont eux mêmes fait donner une nouvelle édition du texte du Testament Politique, revû sur les mss., que j'avois indiqués; j'ai cédé à cette circonstance. Il paroit donc, depuis environ 15 jours, une édition du Testament du cardinal, suivie de ma lettre, mais absolument différente de la 1e: elle forme une brochure de 150 pages in-8. J'en ai demandé à l'imprimeur une centaine d'exemplaires tirés à part. Indiquez moi, Monsieur, par quelle voie je pourrai vous faire tenir, celui que je vous ai destiné. Je suis véritablement empressé de savoir ce que vous aurez pensé du fond et de la forme. Ceux qui l'ont lue m'en paroissent contens. Pour moi (soit dit entre nous) je le serois beaucoup, si cet écrit pouvoit contribuer à affaiblir l'autorité du plus élégant, mais du plus dangereux de nos écrivains, en matière de faits: ce seroit, je pense, avoir rendu un grand service à la jeunesse, pour qui les ouvrages de cet auteur sont devenus des livres classiques.

In einem zweiten Brief vom 9. Januar 1765 äußert ſich Foncemagne weiter:

Je connoissois les nouveaux doutes de Mr. de Voltaire; et je vous avoue de bonne foi, mettons à part tout interêt d'auteur, qu'ils ne m'ont nullement paru des raisons de douter. Entre ces doutes, dont quelques uns mal qualifiés nouveaux ne sont que des répétitions des anciens, il n'y en a, ce me semble, aucun, qu'il ne me fût aisé de lever. Mais je n'ai pas cru, que la question fut assez importante, pour que je dusse me permettre d'en occuper plus long temps le Public. Je me serois même bien gardé, de renou-

veler cette vieille querelle, si je n'y avois été forcé par les instances réitérées de Madame la Duchesse d'Aiguillon et de Mr. le Maréchal de Richelieu, qui faisant donner en leur nom une édition du Testament Politique, ont désiré, qu'il ne reparut que couvert de son bouclier; c'est ainsi, qu'ils m'ont fait l'honneur d'appeler ma lettre. Je me suis rendu; et la façon extrêmement honnête, dont M. de V. a pris cette levée de bouclier, ne me donne pas lieu de m'en repentir. S'il vous restoit, à Vous, Monsieur, personellement quelque doute réel, qui laissât dans votre esprit le moindre nuage sur le fond, ayez la bonté de me le communiquer: je tâcherai de le dissiper. —

11) In einem Brief vom 20. Juni 1767 ſchreibt Fréron: Je ne puis Vous écrire par la poste, mon cher ami; c'est ce qui m'a empêchée de répondre tout de suite; mais je saisirai toutes les occasions sûres qui se présenteront. Und den 11. Mai 1764. Je Vous aurois écrit plutôt, si je n'étois sûr que les lettres sont décachetées à la poste. Den 20. Juni 1766. J'ai été tracassé par rapport aux Jésuites, au point que je n'ai plus osé écrire à aucun, attendu qu'on avait décacheté une de mes lettres, que j'avais écrite au Père Maeolles et qu'on voulait m'en faire un crime.

---

4) Subrector **Vögele** aus Anweiler: **Ueber Art und Weiſe des Vortrags der Geſchichte an gelehrten Anſtalten.**

Da der Mangel an Raum nicht geſtattet, den Vortrag in ſeinem ganzen Umfang aufzunehmen, ſo folgt hier mit Einwilligung des Verfaſſers folgende Skizze: Die Geſchichte, behauptet er, müſſe, wenn ſie in gelehrten Anſtalten vorgetragen werde, vorzugsweiſe biographiſch gelehrt werden; nur ſo könne ſie den Erfolg haben, den man von ihr erwarte. Dieſe Behauptung beruhe

1) auf dem tief im menſchlichen Geiſte liegenden Geſetze, daß man beim Leichtern und Anſchaulichen anfange, und dann zum Schwerern und Zuſammengeſetztern übergehe;

2) auf der Würde und dem Weſen der Geſchichte ſelbſt;

3) auf der Art und Weiſe, wie die Alten geſchrieben hätten.

Nun ſey zunächſt die Frage zu beantworten, welche Perſönlichkeiten aus dem Gebiete der Geſchichte ausgewählt werden ſollten. — Natürlich dürften nur ſolche Völker genommen werden, die reich an großen Männern ſeyen, und ſonach durch dieſe das menſchliche Leben nach allen Seiten hin kräftig entfalteten; doch müſſe man hierbei das Wirken großer Staatsmänner und Helden, wie die Thätigkeit der Gelehrten und Künſtler gleichmäßig behandeln. Dazu eigneten ſich nun unter den Völkern der alten Welt beſonders Juden, Griechen und Römer. In der mittleren Geſchichte ſeyen folgende Punkte feſtzuhalten: Chriſtenthum, Pabſtthum, Kaiſerthum, Kreuzzüge und Ritterthum, Wiſſenſchaft, Kunſt und Städteleben; in der neuern: die Reformation und ihre Folgen, das Zeitalter Ludwig's XIV., die franzöſiſche Revolution ꝛc. In Wiſſenſchaft und Kunſt müßten die einzelnen Zweige derſelben den Faden geben.

Eine ſolche Behandlung der Geſchichte wäre übrigens nur dann möglich, wenn die einzelnen Theile derſelben nach den Claſſen ſcharf getrennt würden, wenn ſtatt des langweiligen Erlernens von Zahlen ꝛc. Lectüre eines geſchichtlichen Buches einträte, und dieſes als Stoff zu Ueberſetzungsübungen, als Muſterbuch eines guten ſchönen Stiles zur Erlernung deutſcher Sprache benützt würde. Dadurch errege man gewiß größeres Intereſſe, bewirke tieferen, nachhaltenden Eindruck und feuere zur Nachahmung an, des großen Vortheils nicht zu gedenken, daß auf jeden Fall

Zeit für den Knaben gewonnen werde, indem die Geschichte, so vorgetragen, sich leicht mit andern Zweigen des Unterrichtes verbinden lasse. — Was nun die Sprache betreffe, so müsse sie einfach, natürlich und klar seyn, dürfe jedoch, wenn die Würde des Stoffes es erfordere, ans Poetische und Rhetorische streifen. —

Endlich giebt der Verfasser noch zum Belege seiner Behauptung die Biographieen von Pericles, von Jesus Christus und eine an die Entwicklung des Christenthums geknüpfte Darstellung des Mittelalters. —

Verzeichniss der Mitglieder

der

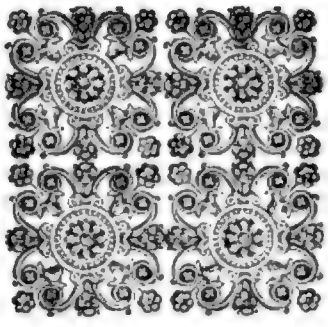
zweiten Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner in Mannheim.

(Geordnet nach ihrer Einzeichnung in das Album).

1. Zell, Dr., Ministerialrath von Carlsruhe.
2. Thiersch, Fr., Dr., Hofrath aus München.
3. Voegelé, Ludwig, Subrector aus Anweiler.
4. Brummer, A., Direktor und Professor zu Heidelberg.
5. Feldbausch, F. S., Professor zu Rastatt.
6. Ruckdeschel, Wolfg., Studienlehramtsverweser aus Nürnberg.
7. Beck, Dr., Professor am Lyceum zu Rastatt.
8. Scharpff, Professor aus Rotweil a. N.
9. Schneidewin, Professor aus Göttingen.
10. Osiander, v., Professor und Kreisschulinspector aus Stuttgart.
11. Heigelin, Diakon und Schulinspector aus Stuttgart.
12. Schilling, Gust., Dr., Hofrath aus Stuttgart.
13. Pahl, M., Rector am Lyceum in Oehringen.
14. Bäumlein, Dr., Professor aus Heilbronn.
15. Kapff, Professor, Rectoratsverweser aus Heilbronn.
16. Hermann, Carl Friedr., Dr., Professor aus Marburg.
17. Nokk, Gymnasiums-Direktor aus Bruchsal.
18. Keck, Professor aus Bruchsal.
19. Schuch, Professor aus Bruchsal.
20. Caesar, J., Dr., aus Marburg.
21. Lotthammer, G., Hauslehrer in Schatthausen.
22. Pauly, August, Professor in Stuttgart.
23. Fickler, Carl Aler., Professor und Gymnasiumsdirektor aus Donaueschingen.
24. Frick, Joseph, Dr., Professor vom Gymnasium zu Freiburg.
25. Scharpf, Gymnasiums-Direktor von Offenburg.
26. Schwemmlein, Professor von Offenburg.
27. Grieshaber, Professor von Rastatt.
28. Gockel, Professor von Carlsruhe.
29. Soldan, Dr., Gymnasiallehrer von Hanau.
30. Seiz, Carl, Lehramtspractikant aus Constanz.
31. Backhausen, Candidat der Philologie aus Jena.
32. Fabri, Dr., Professor am Gymnasium zu Nürnberg.
33. Böckh, Professor aus Carlsruhe.
34. Schilling, Christian, Prof. aus Heidelberg.
35. Stetter, Candidat von Heidelberg.
36. Jaeger, Hofrath, von Speyer.
37. Pleitner, Subrector aus Pirmasens.
38. Spenner, Dr., Professor aus Freiburg i. B.
39. Ehrenfeuchter, Fr., Pfarrkandidat aus Mannheim.
40. Behaghel, P., Professor in Mannheim.

41. Biſſinger, C., Lyceumslehrer in Mannheim.
42. Döll, Chr., Profeſſor in Mannheim.
43. Kilian, Profeſſor in Mannheim.
44. Behaghel, Joh. Gg., Prof. in Heidelberg.
45. Hantſchke, J. C. L., Dr., Profeſſor aus Elberfeld.
46. Gerlach, Dr., Profeſſor aus Baſel.
47. Viſcher, Dr., Profeſſor aus Baſel.
48. Louis, D., Director der höhern Bürgerſchule zu Heidelberg.
49. Steinmetz, Dr., Oberſtudienrath und Direktor zu Mainz.
50. Wiegand, Dr., Direktor des Gymnaſiums zu Worms.
51. Creuzer, Fr., Geheimerath aus Heidelberg.
52. Moſer, Dr., Rector und Kreisſchulinſpector in Ulm.
53. Bayer, Carl, Dr., aus Erlangen.
54. Gräff, Hofrath, Profeſſor aus Mannheim.
55. Vierordt, Hofrath aus Carlsruhe.
56. Bender, Heinr., Profeſſor aus Weinheim.
57. Stoy, Dr., aus Weinheim.
58. Münſcher, Dr., Gymnaſial-Direktor aus Hersfeld.
59. Wiskemann, Dr., Gymnaſial-Lehrer aus Hersfeld.
60. Feuſſner, Dr., Gymnaſial-Lehrer aus Hanau.
61. Münſcher, Gymnaſial-Lehrer aus Hanau.
62. Lerſch, Dr., aus Bonn.
63. Keller, Rector aus Rottweil in Würtemberg.
64. Zennegg, Lehrer an der latein. Lehranſtalt in Hall a. K.
65. Lange, Ed., Principal du collége de Wissembourg.
66. Weber, G., Dr., an der höheren Bürgerſchule zu Heidelberg.
67. Bähr, Chr., Hofrath und Profeſſor aus Heidelberg.
68. Kärcher, Geh. Hofrath aus Carlsruhe.
69. Gratz, Prof., Hofbibliothekar aus Carlsruhe.
70. Süpfle, Profeſſor aus Carlsruhe.
71. Geiſt, Dr., Direktor aus Gießen.
72. Soldan, Dr., Gymnaſial-Lehrer aus Gießen.
73. Streuber, Wilh. Theodor, Doctor der Philoſophie aus Baſel.
74. Schacht, Dr., Oberſtudienrath aus Darmſtadt.
75. Thudichum, Dr., Gymnaſialdirektor aus Büdingen.
76. Kayſer, Dr., Privatdocent aus Heidelberg.
77. Winterwerber, Pfarrer, aus Mannheim.
78. Jacobs, Oberbibliothekar aus Gotha.
79. Roſt, Dr., aus Gotha.
80. Nüßlin, Dr., Profeſſor und Geh. Hofrath aus Mannheim.
81. Weber, Dr., Profeſſor aus Weimar.
82. Rein, Dr., Profeſſor aus Eiſenach.
83. Weil, Dr., Univerſitäts-Bibliothekar aus Heidelberg.
84. Kayſer, Pfarrvikar aus Heidelberg.
85. Seiſen, Licentiat und Privatdocent aus Heidelberg.
86. Kayſer, Gymnaſiallehrer aus Darmſtadt.
87. Pahl, Rector am Lyceum in Tübingen.
88. Wittich, A., am Sillig'ſchen Inſtitut zu Vevey.
89. Pütz, W., Gymnaſialoberlehrer aus Düren.
90. Sander, Ed., Prof. am Gymnaſium zu Luzern.
91. Schall, Prof. am Gymnaſium zu Stuttgart.
92. Schmid, Rector am Pädagogium in Eßlingen.
93. Oettinger, L., Dr., Profeſſor aus Freiburg.
94. Oſann, Dr. und Profeſſor aus Gießen.
95. Hillebrand, Oberſtudienrath und Profeſſor aus Gießen.
96. König, Abbé, Penſions-Direktor zu Sigolsheim im Elſaß.
97. Leber, Profeſſor von Carlsruhe.
98. Rappenegger, Profeſſor aus Mannheim.
99. Kuhn, Dr., Profeſſor in Tübingen.
100. Freudenberg, Johann, Oberlehrer in Münſtereifel.
101. Fuiſting, Wilh., Dr., Oberlehrer in Münſter.
102. Knebel, Heinr., Dr., Oberlehrer in Kreuznach.
103. Menn, C., Gymnaſiallehrer in Düſſeldorf.
104. Süpfle, Dr., von Heidelberg.
105. Bender, K., von Weinheim.
106. Roth, K. L., Dr., von Baſel.

107. Seebold, C., Dr. aus Kirburg, bisher Oberlehrer an der Schule zu Rugby in der Grafſchaft Warwick.
108. Oſiander, Dr., Profeſſor von Maulbronn in Würtemberg.
109. Hildebrand, Dr., Profeſſor in Breslau.
110. Welcker, F. G., Dr., Profeſſor und Oberbibliothekar in Bonn.
111. Michelant de Metz, Licencié en droit, membre de plusieurs sociétés.
112. Suringar, W. H., Stadtrath von Leeuwarden und Ständemitglied von Friesland in Holland.
113. Schmid, Bernhard, Dr. der Theologie und Miſſionar von Jena.
114. Sauppe, Hermann, Dr., Profeſſor und Oberbibliothekar aus Zürich.
115. Eiſenlohr, Wilh., Profeſſor in Mannheim.
116. Ritſchl, Dr., Profeſſor aus Bonn.
117. Schwebel-Mieg, Licentiat der Theologie aus Straßburg.
118. Milſter, Prof. u. Bibliothekar zu Speyer.
119. Hauber, Ephorus des evangeliſchen Seminars in Maulbronn.
120. Durſy, Subrector an der lateiniſchen Schule zu Dürkheim.
121. Lange, G., Dr., Gymnaſiallehrer zu Worms.
122. Piſtor, C. Th., Dr., Gymnaſiallehrer aus Darmſtadt.
123. Dittmar, Heinr., Dr., Subrector an der lat. Schule zu Grünſtadt.
124. Wagner, C., Dr., Gymnaſiallehrer zu Darmſtadt.
125. Börſch, Decan und Diſtriktsſchulinſpector in Neuſtadt an der Haardt.
126. Sachs, C., Profeſſor in Mannheim.
127. Finger, Aug., Dr., Lehrer in Weinheim.
128. Schaezler, J., Vicar aus Landau.
129. Loeffler, Vicar aus Ippelheim bei Speyer.
130. Maurer, Wilh., Profeſſor von Carlsruhe.
131. Doederlein, Ludw., Dr. und Profeſſor aus Erlangen.
132. Hoffmeiſter, K., Direktor aus Kreuznach.
133. Hennes, J. H., Gymnaſiallehrer aus Cöln.
134. Peters, Oberlehrer an der höhern Bürgerſchule in Cöln.
135. Reuter, Dr., Profeſſor der Mathematik in Aſchaffenburg.
136. Gau, Dr., Subregens aus Cöln.
137. Goos, Vicar aus Mauer.
138. Lamey, J., Lehrer an der höhern Bürgerſchule in Weinheim.
139. Vatter, J. A., Studienlehrer an der latein. Schule zu Miltenberg.
140. Haaſe, Dr., Oberlehrer in Schulpforte.
141. Walz, Dr., Profeſſor an der Univerſität zu Tübingen.
142. Heerwagen, Dr., Studienlehrer in Frankenthal.
143. Haas, Subrector in Kaiſerslautern.
144. Brünings, Subrector aus Frankenthal.
145. Wilckens, Kirchenrath aus Mosbach.
146. Schwarz, W., Dr., Pfarrer in Mannheim.
147. Roller, R., Lehrer am Pädagogium zu Pforzheim.
148. Le Chevalier de Tejada de Madrid.
149. Züllig, Th., Dr., aus Heidelberg.
150. v. Langsdorf, Decan von Hoffenheim.
151. Nueßlé, Pfarrer in Sandhofen.
152. Banfield, C., aus München.
153. Schaum, Dr., Gymnaſiallehrer in Gießen.
154. Wilckens, K., Stadtpfarrer und Cuſtos der antiquariſchen Geſellſchaft in Sinsheim.
155. Obbarius, Th., Dr. aus Weilburg.
156. Heinen, Dr., Direktor der Realſchule zu Düſſeldorf.
157. Schwarzmann, A., aus Oberkirchberg.
158. Herrmann, Joh. Phil., Hauslehrer in Mannheim.



805
V5v
1841

Verhandlungen

der

dritten Versammlung

deutscher

Philologen und Schulmänner

in

Gotha 1840.

Gotha.
Verlag von Carl Gläser.
1841.

Digitized by Google

Verhandlungen

der

dritten Verſammlung

deutſcher

Philologen und Schulmänner

in

Gotha 1840.

Gotha.
Verlag von Carl Gläſer.
1841.

Digitized by Google

Dem

durchlauchtigsten regierenden Herrn Herzog

zu Sachsen Coburg-Gotha,

Herrn

Ernst dem Dritten,

dem erhabenen Beschützer der Künste,

dem edelmüthigen Pfleger der Wissenschaften,

als

ein Zeichen der Dankbarkeit

für huldreiche Theilnahme und großmüthige Unterstützung

in tiefster Unterthänigkeit gewidmet

von

der dritten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) converſatoriſche Behandlung ſchwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zuſammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenſtände, über welche die Geſellſchaft die Anſicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beſchloſſen, oder welche der jeweilige Vorſtand genehmigt hat *);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorſtand der nächſten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur beſondern Berathung gebracht werden ſollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Geſellſchaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr ſeiner Kenntniſſe und Geſinnungen dadurch gibt, daß er an Gymnaſien oder Univerſitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte ſteht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Phyſik, Geſchichte und Geographie, beſorgen, ſind eingeladen an den Verſammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenſtände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutſchlands ſind eingeladen ſich auch dieſer Vereinigung anzuſchließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener iſt zu irgend einer Dauer ſeines Beitritts, noch zu irgend einer Leiſtung für die Geſellſchaft verpflichtet. Jede Theilnahme iſt eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächſten Zuſammentritt beſtimmten Vorſtande **) liegt jedes Mal ob für dieſen Zuſammentritt die Genehmigung derjenigen deutſchen Regierung zu ſuchen, in deren Gebiete die Verſammlung Statt finden ſoll.

§. 7.

Für die erſte Zuſammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 beſtimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

(Folgen die Unterſchriften.)

*) Nach dem Beſchluſſe der dritten Verſammlung können Vorträge, die vom Blatte geleſen werden ſollen, nur dann Berückſichtigung finden, wenn dieſelben dem jedesmaligen Vorſtande einige Zeit vor Eröffnung der Verſammlung zugeſchickt worden ſind. Vgl. unten das Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung.

**) welcher aus einem Präſes und einem Vice-Präſes beſteht. Vgl. unten das Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Gotha, am 29. September 1840.

Die vorbereitende Sitzung eröffnete früh um 8 Uhr Professor **Dr. Rost** als Stellvertreter des dießjährigen Präsidenten, Geheimen Hofrath Jacobs, mit wenigen einleitenden Worten, die etwa so lauteten:

„Gewiß, meine hochzuverehrenden Herren, beklagen Sie Alle eben so aufrichtig und innig als ich, daß der ehrwürdige und allgemein verehrte Friedrich Jacobs, welchen die zweite Versammlung der Philologen und Schulmänner in Mannheim zum Präses der am heutigen Tage zu constituirenden dritten Versammlung erwählte, nicht in eigner Person die Geschäftsleitung des Vereins übernehmen kann, und daß Ihre Blicke das theure Haupt des milden und edlen Greises auf dieser Tribüne vergeblich suchen. Auch ihm ist dieß eine schwere Entbehrung, wie Sie selbst leicht ermessen, da Sie wissen, wie erfreulich ihm der nähere Verkehr mit Ihnen ist, und da Sie aus seiner freundlichen Begrüßungsschrift *) den lebendigen Ausdruck der ungeschwächten Fortdauer seiner liebevollen Gesinnungen gegen Sie Alle vernommen haben. Indeß ihm, dem so reich- und hochbegabten, hat im späteren Alter die Natur das Vernehmen der Mittheilungen aus weiterem Kreise versagt, und so hat er mir, seinem Stellvertreter, die heutigen Geschäfte übertragen, mir, dem wunderbarer Weise ein zufälliges Uebel die vernehmliche Mittheilung an Andere gehemmt hat **). So kann ich denn nur bedauern, daß ein Geschäft, welches ich so freudig übernahm, mir äußerlich erschwert wird, noch mehr aber, daß ich durch halb verstümmelte Töne Ihr Ohr beleidigen soll."

Nach diesen Worten verlas der Vice-Präsident die Statuten des Vereins und forderte die Versammlung zur Wahl der Büreaubeamten auf. Auf seinen Vorschlag wurden Prof. Dr. Wüstemann aus Gotha, Prof. Dr. Rein aus Eisenach und Gymnasiallehrer Dr. Habich aus Gotha zu Secretären der dießjährigen Versammlung ernannt. Demnächst wurde das Namensverzeichniß der bis jetzt eingetroffenen 168 Mitglieder vorgelesen, und der Vice-Präsident erklärte, nachdem auf diese Weise den statutenmäßigen Anforderungen zum Zusammentritt des Vereins Genüge geleistet sei, die dritte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für gesetzmäßig constituirt. „Möge dieselbe", setzte er hinzu, „gedeihlich wirken für die philologischen

*) Diatribes de re critica aliquando edendae capita duo, quibus, ut totius operis specimine, clarissimos Graecae Latinaeque antiquitatis cultores Gotham congressos omni qua par est verecundia salutatos volebat Fridericus Jacobs, phil. doct. Gothae.

**) Prof. Rost war in Folge eines Katarrhs von bedeutender Heiserkeit befallen.

Wiſſenſchaften! möge durch ſie unter den deutſchen Philologen Eintracht und gegenſeitige Achtung begründet und befeſtigt, und der Geiſt wahrer Humanität in Geſinnung und That allgemein verbreitet werden!"

Der Vice-Präſident ſprach nun zunächſt den lebhaften Dank aus, zu welchem der Verein durch die Gnade des Durchlauchtigſten Herzogs, durch das freundliche Entgegenkommen der Einwohner der Stadt und der ſtädtiſchen Behörden, namentlich auch durch die unverdroſſenen Bemühungen des aus einer Anzahl angeſehener Beamten und achtbarer Männer der hieſigen Bürgerſchaft beſtehenden Comités verpflichtet worden ſei. Er theilte der Verſammlung mit, daß von Sr. Durchlaucht nicht nur die Genehmigung zum Zuſammentritt des Vereins in hieſiger Stadt freudig ertheilt, ſondern auch die zur Förderung der Zwecke des Vereins nöthigen Geldmittel auf die liberalſte Weiſe bewilligt, daß ferner zu den wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen auf dem hieſigen Reſidenzſchloſſe den Mitgliedern des Vereins während der Dauer der Verſammlung freier Zutritt geſtattet, und daß endlich von Sr. Durchlaucht an die Verſammlung die gnädige Einladung zu einem Beſuche auf dem Luſtſchloſſe Reinhardtsbrunn ergangen ſei, und die Stadt ſich freundlich erboten habe die Vereinsglieder auf Koſten des Aerariums dorthin in ſtattlichen Wagen geleiten zu laſſen. Mit freudiger Zuſtimmung vernahm die Verſammlung, daß in ihrem Namen der Vice-Präſident die huldvolle Einladung Sr. Durchlaucht ſowohl, als das freundliche Anerbieten der Stadt angenommen habe.

Es folgte dann die Erwähnung der angemeldeten Vorträge:

1) Ueber die Bedeutung der heſiodeiſchen Weltalter, von Prof. Dr. Hermann aus Marburg.
2) Ueber Ariſtophanes als äſthetiſchen Kritiker, von Dr. Gräfenhan aus Eisleben.
3) Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der homeriſchen Kritik, von Dr. Geppert aus Berlin.
4) Ueber die hiſtoriſche Darſtellung in Taciti Germania, von Prof. Dr. Gerlach aus Baſel.
5) Was können die Gymnaſien zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit beitragen, von Collaborator Günther aus Halle.
6) Ueber den ſucceſſiven Unterricht in den auf Gymnaſien zu lehrenden Sprachen, von Director Rothert aus Lingen.
7) Ueber die Staatsweisheit der Römer, wie ſie ſich auch im Strafrecht offenbart, von Prof. Dr. Rein aus Eiſenach.
8) Ueber eine neue Benutzung der Lithographie für wichtige philologiſche Zwecke, von Prof. Dr. Ritſchl aus Bonn.
9) Warum iſt ein allgemeiner Schulplan für Deutſchland nicht vorzuſchlagen, und was iſt ſtatt ſeiner zu wünſchen? von Hofrath Thierſch aus München.
10) Vorſchlag zu einem Lehrbuche der chriſtlichen Religion für die obern Claſſen der Gymnaſien, von Conſiſtorialrath und Superintendent Bach aus Ohrdruff.
11) Ueber ſeine Methode des mathematiſchen Unterrichts in gelehrten Schulen, von Prof. Ohm aus Berlin.

Als hierauf der Vice-Präſident diejenigen Mitglieder, welche außer den genannten noch Vorträge zu halten wünſchten, zur Meldung aufforderte, erbot ſich Miſſionar Dr. Schmid aus Jena einige Notizen über Oſtindien, namentlich über die Sprache des Volks mitzutheilen,

und äußerte den Wunſch, daß der Verein ihm Fragen vorlegen möge, die ihn zu ausführlicheren Erörterungen über dieſen Gegenſtand veranlaſſen könnten. Der Vice-Präſident erwiederte, daß der Verein dieß Anerbieten gewiß dankbar benutzen werde, und forderte zugleich diejenigen Mitglieder, welche Fragen zu ſtellen wünſchten, auf ihm dieſelben ſchriftlich an einem der nächſten Tage zu überreichen. Außerdem kündigte Geh. Hofrath Nüßlin aus Mannheim an, daß er bereit ſei den Bericht über die Suringarſche Stiftung in einer der folgenden Sitzungen abzuſtatten.

Der Vice-Präſident erwähnte nun, daß der dritten Verſammlung durch die zweite die Verpflichtung auferlegt ſei über einen allgemeinen Schulplan für Deutſchland zu berathen, fügte aber hinzu, daß dieſer Gegenſtand durch den von Hofrath Thierſch angekündigten Vortrag und die darüber einzuleitenden Discuſſionen zur Erledigung kommen werde. Hieran reihete der Vice-Präſident die Mittheilung, daß der Durchlauchtigſte Erbprinz Ernſt von Sachſen Coburg-Gotha, ein an Geiſt und Gemüth gleich ausgezeichneter, durch vielſeitig gründliche Bildung und rege Theilnahme an allen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen hervorragender Fürſt, den Wunſch geäußert habe, daß der Verein ſich damit beſchäftigen möge, auf der von Adelung errichteten und durch bedeutende Sprachforſcher bis auf Jacob Grimm herab weiter verfolgten Grundlage eine Feſtſtellung der in vielen Punkten noch ſchwankenden deutſchen Orthographie zu vermitteln. Dieſe Mittheilung ward allgemein mit freudiger Verehrung vernommen, die Wichtigkeit und Zweckmäßigkeit der Aufgabe gebührend anerkannt und der Beſchluß gefaßt, daß, da es für jetzt an den nöthigen Vorlagen zur Berathung des Gegenſtandes mangele, eine würdige Löſung der Aufgabe der nächſten und allen folgenden Verſammlungen dringend empfohlen werden ſolle.

Demnächſt zählte der Vice-Präſident die der Verſammlung gemachten Widmungen und Geſchenke auf:

1) Von Ober-Conſiſtorialſecretär Adolf Bube ein Gedicht auf den Tod Ottfried Müller's, welches an alle Mitglieder vertheilt worden war.
2) Von Geh. Hofrath Eichſtädt in Jena ein lateiniſches Begrüßungsgedicht an die Verſammlung, von welchem 20 Exemplare zur Vertheilung an des Verfaſſers nähere Freunde eingeſendet waren.
3) Von Dr. Dübner in Paris eine Bearbeitung von Philodemi fragmenta περὶ ποιημάτων, wovon 3 Exemplare vorläufig eingegangen, 100 andere aber noch zu erwarten waren, die leider erſt am Tage nach dem Schluß der Verſammlung ankamen. Als ſchätzenswerthe Zugabe fanden ſich ebenfalls für den Verein beſtimmt daneben mehrere Exemplare des Auguſtheftes der zu Paris unter der Redaction von E. Miller und A. Aubenas erſcheinenden Revue de bibliographie analytique ou compte rendu des ouvrages scientifiques et de haute littérature publiés en France et à l'étranger: paraissant tous les mois *).

*) Das Journal iſt im Anfang dieſes Jahres gegründet und ſoll außer den auf dem Titel angekündigten Berichten auch Nachweiſungen über Manuſcripte auf der königlichen Bibliothek zu Paris geben. Das Abonnement auf den Jahrgang beträgt für das Ausland 35 Fr. — Subſcriptionen nimmt die Buchhandlung Brockhaus und Avenarius in Leipzig an.

4) Von der Beckerſchen Buchhandlung in Gotha Philologia Gothana, ein Verzeichniß der von Gothanern verfaßten oder in Gotha gedruckten philologiſchen Schriften. (Manuſcript.)

5) Von Reinthaler, Vorſteher des Martinsſtifts in Erfurt, zwanzigſter Jahresbericht über das Martinsſtift und zwei Denkblätter „Dr. Martins noch grünender Zweig im Martinsſtifte zu Erfurt."

Außer dieſen eben ſo werthvollen als erfreulichen Gaben erhielt der Verein im Laufe der dießjährigen Verſammlung noch mehrere Beweiſe freundlicher Aufmerkſamkeit von Seiten mehrerer hochgeachteter Einwohner Gotha's. Herr Cabinetsrath Madelung hatte die Güte alltäglich die Blätter der Gothaiſchen Zeitung, welche über den Verein Berichte enthielten, an ſämmtliche Mitglieder vertheilen zu laſſen, und Herr Dr. Friedrich Perthes und Herr Friedrich Becker erfreuten den Verein durch das Geſchenk von 100 lithographirten Blättern eines facſimilirten Bibelcoder und der arabiſchen Handſchrift des liber climatum, beide von Herrn Uckermann nach der von ihm erfundenen Methode gefertigt.

Die Verſammlung votirte einſtimmig ihren Dank für dieſe freundlichen Gaben und beſchloß, daß das Eichſtädt'ſche Gedicht in den Verhandlungen mit abgedruckt werden ſolle.

Nachdem hierauf der Vice-Präſident der trefflich ausgeführten Münze gedacht hatte, welche ein Gothaiſcher Künſtler Helfricht mit Fr. A. Wolf's wohlgetroffenem Bilde zum Andenken an die dießjährige Verſammlung des Vereins geprägt hatte, machte er die Verſammlung mit den an ſie gerichteten Anträgen bekannt. Es waren dieß folgende:

1) Antrag von Director Jacob in Lübeck auf Ausdehnung und Befeſtigung des Philologenvereins;

2) Antrag des Dr. Barth, Erbherrn auf Kleinhäuchen, Neradiß und Neuhof bei Bautzen, zu einer Bibliotheca classica.

Zuletzt wurde die Tagesordnung für die folgenden öffentlichen Sitzungen berathen und in der von dem Vorſitzenden vorgeſchlagenen Art genehmigt. Während dieſer Berathung hatte Hofrath Thierſch den Profeſſor Comthur Gottfried Hermann aus Leipzig, deſſen Anweſenheit und Theilnahme an der Verſammlung mit lautem Enthuſiasmus von Allen begrüßt worden war, aus dem Saale entführt, und der Vice-Präſident ſtellte jetzt an die Verſammlung den Antrag dem gefeierten Manne in einer eignen Adreſſe die hohe Verehrung und Anerkennung ſeiner großen Verdienſte um die Förderung der Sprach- und Alterthumswiſſenſchaft auszudrücken, und erklärte zugleich, daß Profeſſor Ritſchl aus Bonn die Güte gehabt habe bereits einen Entwurf zu einer Votivtafel zu machen. Dieſer wurde vorgeleſen und durch allgemeine Acclamation angenommen.

Hiermit wurde die vorbereitende Sitzung geſchloſſen und es beſtiegen die ſämmtlichen Vereinsmitglieder, nachdem ſie aus der Hand des Vice-Präſidenten die vom Hofmarſchallamt ausgefertigten, auf der Rückſeite mit einer lithographirten Abbildung des Luſtſchloſſes Reinhardtsbrunn geſchmackvoll verzierten Einladungskarten in Empfang genommen hatten, die durch die ſtädtiſche Liberalität für ſie in Bereitſchaft gehaltenen Wagen, um der huldvollen Einladung Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu folgen.

II.

Protokoll
der
erſten öffentlichen Sitzung.

Gotha, am 30. September 1840.

Tagesordnung.

Eröffnungsrede des Präſidenten.
Vorlegung der Stademann'ſchen Rundzeichnung von Athen durch den Vice-Präſidenten.
Collaborator Günther aus Halle: Was können die Gymnaſien zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit beitragen?
Prof. Ritſchl aus Bonn: Ueber eine neue Benutzung der Lithographie für wichtige philologiſche Zwecke.
Hofrath Thierſch aus München: Warum iſt ein allgemeiner Schulplan für Deutſchland nicht zu wünſchen und was iſt ſtatt ſeiner vorzuſchlagen?

Nach dem Eintritt JJ. HH. DD. des regierenden Hrn. Herzogs von S. C. G. und des Erbprinzen, welche die heutige Sitzung mit Ihrer Hohen Gegenwart zu beehren geruhten, ertönte ein feierlicher Geſang von Männerſtimmen unter der Leitung des Stadtcantors Hrn. Felsberg. Darauf eröffnete der Präſident **Fr. Jacobs** die Sitzung mit einer ausführlichen Rede.

Im Eingange derſelben erklärte er mit einigen Worten, daß ihm ſein Alter und der Mangel an Gehör nicht geſtatte die Geſchäfte dieſes ehrenvollen Poſtens zu beſorgen, die er hiermit den Händen ſeines verehrten Collegen übergebe, von dem er auch ſchon in der vorbereitenden Sitzung vertreten worden ſei. Nachdem er hierauf auch ſeiner Seits dem Durchlauchtigſten Herzoge, der nebſt des Erbprinzen Durchlaucht den Verein durch perſönliche Gegenwart ehrten, für die demſelben bewieſene Huld, und Allen, die zur Aufnahme der Fremden auf die freundlichſte Weiſe die Hand geboten, den tiefgefühlten Dank ausgeſprochen hatte: fuhr er mit folgenden Worten fort:

Nachdem ich den Pflichten der Dankbarkeit nach meinen Kräften Genüge zu leiſten geſucht habe, fühle ich mich veranlaßt Einiges den Zwecken unſers Vereines Entſprechende ſeinen Verhandlungen vorauszuſchicken. Ich werde mich dabei, der Richtung meiner Studien und meines Lebens gemäß, auf einige Bemerkungen über den **ethiſchen Gehalt des claſſiſchen Unterrichtes** beſchränken, einen Gegenſtand, von dem mir nicht unbekannt iſt, daß er kaum noch eine neue Seite darbiete, der aber zu denen gehört, wo es nützlich und heilſam iſt das Geſagte in mehr als einer Form wieder zu ſagen. Das Läſtige, was ſolche Wiederholungen fürchten laſſen, wird entfernt, wenn das Wahre, das ſie enthalten, von der Wärme inniger Ueberzeugung durchdrungen iſt. Dieſe Ueberzeugung, aus den Erfahrungen eines vierundzwanzigjährigen Schulſtandes gefloſſen, glaube ich gewähren zu können, ſo wie ich mir auch ſchmeichle dabei die Zuſtimmung dieſer hochachtbaren Verſammlung zu gewinnen.

* * *

Zwei dämoniſche Weſen, den Erdenſöhnen der alten Theogonien verwandt, Baſtarde des Zeitgeiſtes und der Sophiſtik, Neomanie und Pleonexie, zu Deutſch Neuſucht und Habgier, genannt, beide gewaltſam und beide, doch in verſchiedenem Maaße, ſchlau, beherrſchen die civiliſirte Welt, von Vielen geſchmäht, von der größern Zahl aber abgöttiſch verehrt, und immer von neuem, wie die Tochter des nie zu ſättigenden Eryſichthon, durch neue Geſtalten bethörend und täuſchend. Beide verhüllen die Mängel ihrer eigenthümlichen Natur durch den Schmuck eitler Hoffnungen, und unter den trüglichen Namen der Induſtrie und der Aufklärung dringen ſie vornemlich in die Wohnungen des Mittelſtandes ein, wo ſie als Kinder der Sophiſtik Alles, was ſie thun, mit beſchönigenden Worten zu vertheidigen und zu empfehlen wiſſen, und wo die Gründe mangeln, oder nicht ausreichen, laſſen ſie die Berufung auf den Zeitgeiſt, ihren Vater, eintreten, als auf einen Geſetzgeber, gegen den kein Widerſpruch gilt. Ich erinnere mich aus den Jahren meiner Jugend eines weltklugen Mannes, der über die Alpen zu uns kam und in der Folge als Muſelmann einen europäiſchen Ruf erlangt hat. Es war in der Zeit, wo in Frankreich die Sache der Neomanie als politiſcher und religiöſer Aufklärung durch permanente Guillotinen und republikaniſche Hochzeiten mit Erfolg betrieben wurde, und auch in der Schweiz um Freunde warb. Da ſagte jener Reiſende, als von den Bewegungen der Waadt die Rede war: die ariſtokratiſche Regierung von Bern ſei alles Lobes werth; ihre Verwaltung ſei muſterhaft; doch müſſe ſie untergehn, da ſie dem Geiſte der Zeit nicht entſpräche. Dieſe Rede ſchien mir damals ungereimt; ich verſtand ſie kaum. Später fing ich an ſie zu verſtehn, als ich ſah, daß die zerſtörungsluſtige Neuſucht auch in unſerm beſonnenen Vaterlande Fuß faßte; als man, um Anderes nicht zu erwähnen, durch Aufhebung der Zünfte die Erziehung eines weſentlichen Theiles der gewerbfleißigen Städtebewohner verſtümmelte *), und, dem Praktiſch-Nützlichen zu Liebe, auch gegen die gelehrten Schulen und den claſſiſchen Unterricht die Waffen der neuen Weisheit richtete.

Jedermann weiß, wie der erſte Sturm dieſer Art um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unter der Fahne der Menſchenliebe unternommen wurde; wie der Glaube an die Philanthropie der neuen Erziehungskünſtler durch die Predigt eines beredten Miſanthropen von den Ufern der Seine her in Deutſchland eindrang, und hier von der Menge, vornemlich von denen, die ſich des mühſamen Lernens der alten Sprachen und der dabei erlittenen Züchtigungen erinnerten, mit dem lebhafteſten Enthuſiasmus aufgenommen wurde; wie Propheten von mancherlei Farbe die Länder durchzogen, und als Verkündiger des neuen Evangeliums dem heranwachſenden Geſchlechte Befreiung, zunächſt von der Pedanterei der alten Sprachen, dann beiläufig auch von

*) Wie bei der Erziehung das, was das öffentliche Leben nicht mehr leiſtet, ja in vielen Fällen verdirbt, durch die Schulzucht erſetzt werden muß, ſo erſetzten, vormals wenigſtens, die Lehrjahre den mangelnden Unterricht und die ſittliche Zucht. In dem Hauſe des Meiſters, der vor Allem auf Ehre hielt und keinen Flecken oder Verwurf auf einem der Seinigen haften ließ, bekamen die Sitten des Lehrlings durch Gewöhnung und Beiſpiel eine Grundlage der Rechtlichkeit, die durch keine Polizei-Kunſt noch Geſetz herzuſtellen iſt. Der Zügel der Gewalt zeigt ſich bald ohnmächtig, wo der Gehorſam gewichen iſt; er wird zum Spotte, wo Widerſetzlichkeit und Ungehorſam zum Ehrenzeichen wird. Wer denkt hierbei nicht an beſtätigende Beiſpiele? Ob durch Freiheit der Gewerbe die Güte der Arbeit gewinne, kann bezweifelt werden; gewiß aber iſt, daß die werthvollſte Arbeit keinen Erſatz für ſchlechte Sitten gewährt.

allem und jedem Elende, das der bürgerlichen Gesellschaft anhängt, und somit der gesammten Menschheit die frohe Rückkehr in das nach verbesserten Einsichten neu organisirte Paradies versprach. Während aber diese Verheißungen die alten Werkstätten der Gelehrsamkeit bedrohten, arbeiteten diese trotz dem Lärm der philanthropischen Jugend fort, benutzten im Stillen was von der neuen Lehre brauchbar für sie schien, und gewannen sowohl hierdurch, als durch Verbannung dessen, was der Bildung der Zeit nicht mehr angemessen war. Allmählig hatte sich die Hitze der Streitenden abgekühlt, und der Friede schien durch gegenseitige Annäherung hergestellt, als von Neuem die Kinder der von allen Seiten gestachelten und gespornten Zeit mit größerer Gewalt als je gegen die classische Erziehung anstürmten, die, gleichsam in dem Wasser pflügend und in den Wind säend, durch einen ungeheuern Aufwand der besten Kräfte und der kostbarsten Zeit nichts schaffe als eine unfruchtbare Wortgelehrsamkeit, die denn auch von den Klügern beim Eintritte in das Leben bald genug der Fluth der Vergessenheit übergeben werde.

Ein solches Verdammungsurtheil des modernen Materialismus, welcher in diesen Tagen der Bewegung die alte Erziehungs- und Bildungsweise bedroht, und eben deßhalb nicht ohne Erfolg die Beistimmung der Menge gewinnt, dieses die classische Bildung der gelehrten Schulen als Zeitverderb befeindende Urtheil läßt uns an jenen Rector der vormals ihrer starren Rechtgläubigkeit halber berühmten Universität Louvain denken, bei dem ein junger, classisch gebildeter Reisende ein Anstellung als Lehrer der griechischen Sprache suchte. Junger Mann, antwortete der Rector, so wie Sie mich hier sehen, hab' ich nie Griechisch gelernt, und auch nie bemerkt, daß es mir nöthig gewesen wäre. Ich habe jährlich 10000 Gulden Einkünfte ohne Griechisch; ich genieße Ansehn und Einfluß ohne Griechisch; ich esse gut und mit Erfolg ohne Griechisch; kurz, da ich kein Griechisch verstehe und doch Rector von Löwen bin, so glaube ich nicht, daß es zu etwas gut sei.

Diese Gesinnung hat mehr oder weniger die Zustimmung der Bequemen, deren Zahl die größere ist; sie beschleicht bisweilen auch diejenigen, die das Bessere kennen, aber den materiellen Gewinn höher achten als die Wissenschaft. Der Philosoph von Fernay, welcher leider kein Weiser, wohl aber alter und neuer Wissenschaft kundig war, sagte einst von seinem Nachbar, dem Genfer Banquier: Herr Necker denkt gründlich und schreibt gut; doch schätze ich vor Allem seine Wechselbriefe. Aus diesem materiellen Gesichtspunkte hatte jener jüdische Wechsler vollkommen Recht von seinem Sohne, der als Schriftsteller Ruhm erworben, von dem Geschäfte seines Vaters aber nichts hatte wissen wollen, zu sagen: Wenn der Bursche Etwas gelernt hätte, brauchte er keine Bücher zu schreiben.

Ich bin weit entfernt das Streben nach Reichthum oder den Werth des Reichthums selbst herabzusetzen; auch würde sich der Widerspruch sogleich zu allen Lippen drängen; wie er aber meist ein Kind der Sorge ist, so ist er auch der Vater der Sorge. Ein weiser Mann hat gesagt: Reichthum zu besitzen ist ein Glück; ein größeres ihn entbehren zu können. Simon Ockley, ein orientalisch gelehrter, aber unbegüterter Philolog, hatte sich, um seine Saracenische Geschichte zu schreiben, in Schulden gestürzt, die ihn in das Gefängniß brachten. Hier vollendete er sein Werk, und als er es dem Publikum übergab, schrieb er: Draußen wird man mir vielleicht nicht glauben, was ich hier der Wahrheit gemäß sage, daß ich im Kerker und in meiner Armuth mehr wahre Freiheit und Zufriedenheit gefunden habe als jemals vorher außer diesen Mauern.

Beiſpiele einer ſolchen naiven Heiterkeit möchten ſich kaum in einer andern Claſſe von Gelehrten häufiger finden als unter den Philologen und Schulmännern. Gewiß iſt dieſe Claſſe bei allen ihr auferlegten Laſten die genügſamſte; und wenn ihre Genügſamkeit nicht immer freiwillig iſt, ſo bekommt ſie doch eben durch die ihr beiwohnende Heiterkeit einen Adel, der ſich bei dem beweglicheren Streben nach Reichthum und Ehrenſtellen viel ſeltner findet. Die Quelle dieſes Vorzuges liegt in dem harmloſen Geſchäfte ſelbſt, in der unſchuldigen Freude, die ihm das Studium gewährt, von dem Goethe mit Recht ſagt, daß es mit Begeiſterung anfangen müſſe, um mit heiterer Ruhe vollendet zu werden; in dem Zauber, mit dem die Gegenſtände dieſes Studiums den, der ſich ihnen ergibt, für jede Entbehrung ſchadlos halten. Gleichwohl legt es ihm, um mit Erfolge betrieben zu werden, viele der trockenſten und mühſamſten Arbeiten auf, durch die er im glücklichſten Falle nichts weiter als einigen, auf ein kleines Publikum beſchränkten, und überdieß oft beſtrittenen und geſchmälerten Ruhm gewinnt. Ein mäßiger Theil der Anſtrengungen, die ſein Studium fordert, hätte ihn in dem Cabinet eines Miniſters zu Ehrenſtellen und Anſehn, in der Rechenſtube eines Banquiers zu Reichthum verholfen; jetzt iſt das Ziel ſeiner Beſtrebungen die Deutung der Schriften einer untergegangenen Zeit, und der Wunſch ſeines Ehrgeizes die Beiſtimmung der Kundigen. Und was gewinnſt Du dabei? fragt ihn der Weltmann, den bei dem Anblicke ſolcher Arbeiten graut. Was ich gewinne? fragt der Gelehrte ſeiner Seits; freilich weder Geld noch Ehrenſtellen, aber etwas Beſſeres; etwas, wovon Du keine Vorſtellung haſt, weil Du die Freude nicht kennſt, die mir die Erklärung einer dunkeln, die Verbeſſerung einer verſchriebenen Stelle macht, oder mit welchem frohen Gefühle ich meinen Tag beſchließe, wenn ich in dem Dunkel der alten Welt einen Strahl des Lichts aufgehn, oder einen Zweifel gelöſt ſehe, der mich lange beunruhigt hat. Fürwahr, wenn Du wüßteſt, wie ſelig es ſich in dem herrlichen Alterthume, unter ſeinen Heroen und Weiſen lebt; wie leicht es ſich in dem reinen Aether dieſer Oaſis athmet: Du würdeſt mich beneiden um dieſes Leben, und ſelbſt um den Schweiß der Arbeit, mit der ich zu dieſen Inſeln der Seligen rudere. — In den meiſten Fällen iſt nun der materielle Lohn des angeſtrengten Bemühens ein Schulamt, in welchem das Geſchäfte des Beſſerns und Aufhellens, nicht aber an einem geſchriebenen Texte, ſondern an den bildſamen Gemüthern der Jugend fortgeſetzt wird. Iſt hier der Erfolg erwünſcht — und dem tüchtigen Lehrer wird er ſelten mangeln — ſo darf er wohl auch ſagen, wie der helleniſche Flötenſpieler beim Plutarch: „Fürwahr, wenn man wüßte, wie viele Freude es mir macht ſo ſchöne Töne durch meinen Mund hervorzulocken, man würde, ſtatt mir einen Lohn zu geben, Lohn von mir fordern.“ Gewiß mit Recht. Denn ihm ſtrömt ja, außer der Freude über den gelungenen Erfolg, aus dem Gemüthe der friſchen Jugend die Fülle ihrer Dankbarkeit zu, nicht eben für das, was ſie in dem Gedächtniſſe davon trägt, und auch wohl ohne Lehrer auf dem Markte der Bücherwelt hätte finden können, ſondern für die von ihm empfangene Richtung auf das, was in dem Leben groß und ſchön iſt; für die Erweckung der edelſten Kräfte; für die Liebe zu einer Welt, die, wenn auch ausgeſtorben, doch nicht todt für ihn, und die heilige Bewahrerin der edelſten Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes iſt. Ueber dem Grabe dieſer Welt, welche der Menſchheit nur einmal erſchienen iſt, ſchwebt der heilige Geiſt großer Erinnerungen; aus jeder ihrer Trümmern tönen, auch bei leiſer Berührung, unvergängliche Worte,

die, wenn ſie empfängliche Herzen finden, in ihnen Wurzel ſchlagen, und fort und fort die in ſich verſinkende Menſchheit aufrichten, tröſten und begeiſtern.

Die Geſchichte des Menſchengeſchlechts fängt mit ſeinem Frühlinge an. Dieſer Frühling iſt für uns verloren, aber der Abglanz deſſelben leuchtet auch jetzt noch in einzelnen Strahlen durch das Gewölk der Gegenwart aus der claſſiſchen Zeit, „welcher noch niemand den Ruhm abgeſprochen hat der Blüthenmai des Menſchengeſchlechts geweſen zu ſein" *). Dieſe Strahlen zu ſammeln und, ſo weit es möglich iſt, zu leuchtenden Brennpunkten zu vereinigen iſt der edle Beruf der claſſiſchen Philologie, die Jugend durch ſie zu erwärmen und zu beleben das Geſchäft der Erziehung. In dem geiſtigen Anſchauen der großen und kräftigen Welt des claſſiſchen Alterthums ſoll die edelſte Jugend den Geiſt eines beſſern Lebens einathmen als die Gegenwart gewähren kann, und hierdurch die Kraft gewinnen die lockenden Dämonen der Zeit von ſich zu halten; Wahrheit höher zu achten als glänzenden Schein; Aufrichtigkeit, wenn auch getäuſcht und gemißbraucht, höher als die gelungene Lüge; mit einem Worte, auch in einer ſündhaften und herabgewürdigten Zeit den Glauben an den Adel der Menſchheit zu nähren, ihn in ſich ſelbſt zu gründen und aufzurichten, und durch ihn, auch unter ungünſtigen Verhältniſſen, in dem innerſten Herzen, wie in einer unverletzlichen Freiſtatt, den tiefen Frieden der Unſchuld zu wahren.

In der früheſten Zeit, ſobald an Erziehung und Unterricht gedacht wurde, richtete Beides ſich dahin, daß der Jüngling lerne recht zu handeln und gehörig zu ſprechen. Beides hatte der Sohn des Peleus von ſeinem Phönix gelernt **); Beides ungetrennt, wie es recht iſt, und weit entfernt von der Kunſt That und Wort zu ſondern, den Widerſtreit beider nicht zu achten, ja zu triumphiren mit der Gabe der ſchlechten Sache den Sieg zu verſchaffen und den Sinn der Hörer eben ſo zu verwirren, wie das Leben ſelbſt verwickelt und verworren war. Recht zu thun aber lernte die Jugend durch das Beiſpiel der Altvordern, die in den Geſängen der Dichter und der Helden ſelbſt unſterblich fortlebten, und in der nächſten Zeit durch weiſe Sprüche, die in ihrer rhythmiſchen Form wie Götterſprüche in den Herzen der Jugend wurzelten. Von dieſem einfachen Wege wich auch die ſpätere Zeit im Weſentlichen nicht ab; das sapere et fari posse blieb auch in ihr das Ziel der Erziehung und des Unterrichtes; und wir haben volles Recht die

*) Worte des Profeſſor Hermann aus Marburg in der Mannheimer Verſammlung. S. die Verhandlungen S. 80. Hier heißt es auch eben ſo ſchön als wahr: „Nicht obgleich, ſondern gerade weil jene Zeit ſo weit hinter uns liegt, weil eine ſolche Kluft ſie von allen den Bewegungen und Kämpfen, von den ſtreitenden Intereſſen und gährenden Elementen trennt, welche die Gegenwart durchdringen, weil ſie in der verklärten Ruhe eines großen Todten vor unſern Blicken daſteht, eignet ſie ſich mehr als jeder andere aus der lebendigen Wirklichkeit entlehnte Bildungsſtoff zur Beſchäftigung für den jugendlichen Geiſt, der unberührt von dem Drängen und Treiben des Augenblicks nur den ewigen Aether reiner Menſchlichkeit einathmen ſoll. Der Jüngling muß das Höchſte hoffen, damit der Mann nicht niedrig denke, ſagt der edle ſchwediſche Dichter Tegner; führen wir ihn aber in die Alltäglichkeit, mit welcher er ſich als Mann beſchäftigen ſoll, zu frühzeitig ein, ſo bringen wir ein frühes Greiſenthum hervor, das den Menſchen nach dem guten alten Sprichworte zum doppelten Kinde macht."

**) Il. IX, 442. διδασκέμεναι τάδε πάντα, Μύθων τε ῥητῆρ' ἔμεναι πρηκτῆρά τε ἔργων. Cicero de Orator. III, 15. vetus illa doctrina eadem videtur et recte faciendi et bene dicendi magistra; neque disiuncti doctores, sed iidem erant vivendi praeceptores atque dicendi.

Weisheit derer zu segnen, die in den Tagen der Wiedergeburt des wissenschaftlichen Lebens die bildsame Jugend durch die classischen Sprachen in den Tempel des Alterthums geführt haben. Denn daß auch hierinne, daß in dem eigentlich philologischen Theile des classischen Unterrichtes ein der Jugend vorzüglich angemessenes, ethisches und bildendes Element liege, will ich sogleich zu zeigen suchen, wenn ich Einiges über den religiösen Unterricht in den classischen Schulen vorausgeschickt habe.

Es wird nicht selten aus dem Munde wohlgesinnter Eltern und in populären Tagesblättern die Klage vernommen, daß in den Gymnasien die Religionslehre dem profanen Unterrichte nachgesetzt und dadurch die Unkirchlichkeit der Zeit verschuldet werde. Jene Anklage der gelehrten Schulen und auch die Folgerung daraus mag indeß für gegründet gelten, ob ich mich gleich gar wohl erinnere, daß, wenn in meiner Knabenzeit die Schüler des Gymnasiums vorschriftmäßig die Zahl der Kirchengänger vermehrten, hierauf der Religionsunterricht, der auf dem Gymnasio aus Hutters und andern Compendien gegeben, und auf den nur dann geachtet wurde, wenn die dicta probantia aufzuschlagen und zu übersetzen waren, den allergeringsten Einfluß hatte. Nun weiß ich aber, daß bei einem uns nah verwandten Volke, daß in Holland der Unterricht in der Glaubenslehre dem Stande der Geistlichkeit ausschließend anvertraut, von den gelehrten Schulen aber entfernt gehalten wird, ohne daß deßhalb auf diesem höchstachtbaren Volke das Brandmal der Irreligiosität haftet, welche eben sowohl durch Gewohnheit und Sitte, als durch den festen Bestand der Glaubenslehre innerhalb der Schranken der zahlreichen, bald mehr bald weniger getrennten Confessionen besser als irgendwo sonst verbannt zu sein scheint. Wie weit hiervon der Zustand unsers Vaterlandes entfernt liegt, wie ungewiß der Boden der Lehre schwankt, wie sie auf dem ganzen Gebiete des Protestantismus von Land zu Land, von Ort zu Ort wechselt, ohne irgendwo durch feste Schranken gebunden zu werden, kann Niemanden verborgen sein, eben so wenig als daß auf der einen Seite die Trennung sich vermehren und erweitern, auf der andern die Gleichgültigkeit gegen alle und jede positive Lehre immer weiter um sich greifen muß. Wie diesem Uebel, wenn es ein Uebel ist, abzuhelfen sei, mögen Andre erforschen; ich für meine Person hege die Ueberzeugung, daß, wenn in allen Classen unsrer Gymnasien die Dogmatik unsrer Väter oder eine andere, mit dem ganzen Anhange der Polemik gegen Katholicismus und Häresie, docirt würde, die Frömmigkeit darum in dem Gemüthe der Jugend keine tiefern Wurzeln treiben würde. In unserm Zeitalter, wie in jedem andern, thut der Menschheit vor Allem Frömmigkeit noth; der Lehre hat es übrig und genug. Frömmigkeit aber, das heißt das tiefe Gefühl der Abhängigkeit des Menschen von Gott, der innige Glaube an eine väterliche Regierung der Welt, an die sittliche Freiheit und an die Verbindlichkeit unsre freien Handlungen auf Gottes ewiges Gesetz zu beziehn: dieser Glaube durchdringt das ganze Alterthum, und tritt in den Werken seiner Dichter, seiner Geschichtschreiber und Philosophen öfter und lebendiger hervor als selbst in den entsprechenden Werken der christlichen Zeit. Wie nach dem Glauben der Alten Gottes Hauch die Erde erfüllt, und alles sich regende Leben von Gott entspringt, so sind auch ihre edlen und großartigen Werke, diese ehrwürdigen Urkunden einer vom Himmel begabten und begünstigten Zeit, nicht ohne Gott entstanden, und der göttliche Hauch, der ihnen das Leben gab, theilt sich auch denen mit, die sich mit ihnen auf die rechte Weise befreunden. Es ist also keineswegs zu fürchten, daß, wie eifrig auch immer der

claſſiſche Unterricht auf einem chriſtlichen Gymnaſium getrieben werde, die höhere Würde des Chriſtenthums dadurch beeinträchtigt, oder die wahrhaft chriſtliche Religioſität in dem Gemüthe der Jugend ausgerottet werde. Vielmehr wird dieſe auch von heidniſchen Schriftſtellern hören, daß die Religion eine Tochter des Himmels, daß ohne ſie und ohne Gottesdienſt die menſchliche Geſellſchaft ein trauriger Pfuhl der Verderbniß, ein todtes Meer aller ſittlichen Größe iſt; daß ein frommes, rechtſchaffenes, gottergebenes Leben zum Himmel, in die Gemeinſchaft Gottes führt, das Laſter hingegen von ſeinem Angeſichte bannt und der finſtern Macht des Erebus überantwortet.

So iſt alſo die claſſiſche Erziehung eben ſowohl auf Erweckung und Befeſtigung religiöſer Geſinnungen, als auf alles Andere gerichtet, was einem edeln und würdigen Leben zur Grundlage dient. Kann dieß ohne Wirkung auf ſittliche Bildung geſchehn? Wird ſich nicht auch hier der alte Spruch bewähren: Sage mir, mit wem Du umgehſt, und ich will Dir ſagen, was an Dir iſt *)?

Aber nicht blos der Inhalt der claſſiſchen Werke des Alterthums, auch der Sprachunterricht ſelbſt iſt ganz vorzüglich geeignet die ethiſchen Zwecke, welche die Schule bei der Erziehung vor Augen hat, auf mehr als eine Weiſe zu fördern.

Was ſoll die Schule leiſten? Vor Allem ſoll ſie die ſchlummernden Kräfte des Geiſtes wecken, ihnen die Richtung zu wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen geben und durch ihre harmoniſche Ausbildung zu dem geiſtigen und höhern Leben in ſeinen mannichfaltigen Beziehungen fähig machen. Leiſten dieß unſre gelehrten Schulen nicht; wollen ſie blos das Gedächtniß mit mancherlei Stoffen füllen, die, aus Büchern zuſammengerafft, wenn ſie ihm entfallen, eben ſo leicht wieder erſetzt werden können: dann iſt es Zeit ſie zuzuſchließen, und über den claſſiſchen Unterricht und ſein unfruchtbares Treiben das Anathema auszuſprechen.

Wie und wodurch ſoll nun die Schule die geiſtigen Kräfte zur Thätigkeit wecken? wie ſoll ſie die Erbſünde der Jugend, die innere Trägheit, bannen? wie ſoll ſie die Aufmerkſamkeit auf Geiſtiges und Höheres beleben und feſthalten, ſie, die allein zu den heſperidiſchen Gärten der Wiſſenſchaft führt? Zwei Mittel ſtehen ihr hier zu Gebote, deren keines eine wohlgeordnete Schule ermangelt, Mathematik und Sprachunterricht. Der letztere fängt, dem alten Gebrauche gemäß, mit Latein und Griechiſch an. Die Töne der fremden Sprache, zum Theil durch unge-

---

*) Föhliſch Anſichten über Erziehung und Unterricht S. 80. „Sofern eine ſchöne und urbildliche Richtung des Lebens ſich in den Werken der Griechen am reinſten ſpiegelt, und das Meiſte, was wir an römiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft vorzüglich bewundern, durch griechiſche Muſter vorgebildet worden, ſo iſt es dem Zwecke der Menſchenbildung durch das Schöne am Angemeſſenſten, die Jugend an jene erſten Quellen zu führen, und den Gebrauch derſelben durch gründliche Sprachkenntniß möglich zu machen. Mögen in ſpätern Jahren die Worte dem Gedächtniſſe wieder entfliehen, und ein ſorgenvolles Geſchäftsleben dem Manne die Kunſthallen der Vorwelt meiſt verſchloſſen halten: iſt ihm aus der goldnen Jugendzeit nicht die Begeiſterung für das Schönſte geblieben? nicht der wiſſenſchaftliche Geiſt, welcher die Geſchäfte des Tages leitet, das Herkömmliche zu verbeſſern weiß, Kunſt und Wiſſenſchaft ehrt, und den todten Buchſtaben des Geſetzes belebt?" u. ſ. w.

Goethe ſagt irgendwo: „Möge das Studium der griechiſchen und römiſchen Litteratur immer fort die Baſis der höhern Bildung bleiben. Indiſche, ägyptiſche, chineſiſche Alterthümer ſind immer nur Curioſitäten. Es iſt ſehr wohl gethan ſich und die Welt damit bekannt zu machen; aber zur ſittlichen und äſthetiſchen Bildung werden ſie uns wenig fruchten."

wohnte Zeichen abgebildet, ſind das erſte Reizmittel der Aufmerkſamkeit; und es iſt gewiß nicht gleichgültig, daß dieſe Töne, an ſich ſchon ſo voll, durch ihre Verbindung dem Ohre Muſik werden. Fortſchreitend zu den Elementen der Grammatik lernt der Knabe, daß in der freien menſchlichen Rede unſichtbare Geſetze walten, durch die ſich das Chaos der Wörter und Töne zu einer Welt von Geſetzmäßigkeit und Ordnung bildet, die durch die Allmähligkeit ihrer Entwickelung die Aufmerkſamkeit immer von Neuem reizt. Daß aber bei dieſem elementariſchen Geſchäfte zugleich das Gedächtniß des Knaben geübt, daß, bei weiterem Fortſchreiten, beim Erklären zuſammenhängender Rede und beim Ueberſetzen aus der fremden Sprache und in ſie durch die unabläſſige Anwendung der begriffenen Geſetze auf den jedesmaligen concreten Fall das Urtheil geſchärft, daß endlich ſchon bei dieſen erſten Uebungen Reſultate gewonnen, und bei gehöriger Führung das Gefühl der Sicherheit theils erlangt, theils in Ausſicht geſtellt wird: Alles dieſes iſt für die Erweckung der geiſtigen Kraft von nicht geringerer Wirkſamkeit, als bei dem Kinde die Uebung ſeiner Glieder durch wohlgeleitete Bewegung iſt. Will man ſagen, daß es hierzu der todten Sprachen nicht bedarf; daß aus der Mutterſprache, wenn wiſſenſchaftlich behandelt, derſelbe Gewinn erhalten werden könne: ſo erwiedre ich erſtlich, daß das fremdartige Gepräge in Verbindung mit dem Alterthümlichen einen ganz andern Reiz hat als das Gewohnte und Alltägliche; zweitens, daß die feſterſtehenden, vollaustönenden, eben ſo mannichfaltig als regelmäßig wechſelnden Formen der lateiniſchen und griechiſchen Wörter ganz anders in dem Gedächtniſſe und durch das Gedächtniß in dem Gemüthe wurzeln als die einförmigen, ſchwächlich verklingenden Töne der ehrwürdigen, aber in ihrer grammatiſchen Bildung nichts weniger als vollkommenen Mutterſprache *).

Die Elemente ſind nun beſiegt; der Knabe lernt allmählig verſtehn was die alte Sprache zu ihm ſpricht; er lernt ſelbſt ihr nachlallen; bald auch gelingt ihm durch den verhüllenden Schleier hier und da ein Blick in das innere Getriebe der alten Welt ſelbſt, wodurch ſeine Phantaſie belebt und gereizt wird; und bei jedem Schritte, den er auf dieſem Wege thut, bei jedem Erfolge ſeiner Anſtrengungen wächſt ſeine Liebe zu dem Gegenſtande derſelben und zu der Sprache, durch die er zur Kenntniß dieſes Gegenſtandes gelangt. Daß aber eine ſo geiſtige Liebe, frei wie ſie iſt und von Eigennutz fern, eine ſichere Grundlage ſittlicher Bildung iſt, und daß es nichts gibt, das ihre Stelle erſetzen könnte, das muß Jedem einleuchten, der eine wohldurchlebte Schulzeit hinter ſich hat.

Damit nun aber die Schule hierzu gelange, damit ſie weiterhin die geweckten Kräfte zur Selbſtthätigkeit anrege; damit ſie der Jugend, außer dem Reichthum der alten Welt, auch die Mäßigung erkennen laſſe, die das Alterthum bei dem Gebrauche ſeines Reichthums beobachtet, woraus eben Schönheit und Eurhythmie in ihren großartigen Werken hervorgeht; damit ſich endlich in dem Gemüthe der Lehrlinge eine Form alterthümlicher Würde bilde, die nichts Niedriges neben ſich duldet; damit, ſage ich, der Unterricht mit vollkommner Sicherheit zu dieſem Ziele gelange, muß er von ſeinem Beginne an und auf allen ſeinen Stadien anregend und

*) Föhliſch a. a. O. S. 80. „Sind nicht die alten Sprachen ſelbſt ſchon Kunſtwerke, woran viele Geſchlechter hochgebildeter Menſchen gearbeitet haben? ein Denkmal des allgemeinen Bildungsgeiſtes, was Zeugniß gibt von dem Leben und Wirken der goldenen Zeitalter der Vorwelt? der treue Wiederhall entfernter Geiſtesſtimmen, die aus entſchwundenen Jahrhunderten zu uns herüber wehen?"

belebend ſein. Hierzu reicht das Lehren keineswegs hin, keineswegs die Zahl der Stunden, in denen der Lehrer ſeine Gelehrſamkeit ausbreitet; vielmehr muß dem Schüler der Mund geöffnet, er muß veranlaßt werden das Rechte ſelbſt zu entdecken (was der Lehrer freilich mit geringerer Mühe und in kürzerer Zeit als ein ſchon Fertiges vordociren und dictiren könnte), eben wie das Kind laufen lernt, indem es unter der Obhut der Wärterin ſeine Füße bewegt, nicht indem es die Wärterin laufen ſieht. Nur dadurch, daß der Lehrling veranlaßt wird, mit Anwendung ehrlicher Hülfsmittel, den Sinn einer Rede ſelbſt zu finden, gewinnt er das freudige Gefühl von dem, was er vermag und weiß: ein Gefühl, das die Elaſticität ſeines Geiſtes vermehrt und allmählig das Bewußtſein einer Sicherheit herbeiführt, das als Begleiter, nicht in der Schule allein, ſondern auf dem Wege des Lebens, die wohlthätigſte Stütze des Charakters iſt. Dagegen führt Vorüberſetzen, Vorerponiren und Commentare dictiren zu nichts als die Hefte mit einer Gelehrſamkeit zu ſchwellen, die meiſt nur die Mühe der Hand fordert, ſelten in das Gedächtniß übergeht, aber weder das Urtheil ſchärft, noch das Gemüth bildet; einer Gelehrſamkeit, die Alles, was den Werth des Menſchen ausmacht, in der größten Niedrigkeit laſſen kann. Gelehrſamkeit, die nur in einem ſchwächlichen Vielwiſſen beſteht, iſt nicht, wie die Frömmigkeit, zu allen Dingen nütze; vielmehr läßt ſie in unzähligen Fällen im Stich, wo der einfache Mutterwitz aushilft, und es iſt vielleicht eben das auf dieſem Wege gewonnene Gedächtnißwerk, das die Meinung erzeugt hat, daß, je gelehrter Einer iſt, deſto verkehrter er ſei. Ueberdieß wird auch gewiß der Zweck der Schule verkannt, wenn der Unterricht, der Univerſität vorgreifend, ſtatt durch eigne Uebung die allgemeine claſſiſche Bildung zu fördern, es auf weitläuftige Magazine von Wort- und Sachkenntniſſen anlegt, und auf der Schule ſchon Philologen erziehen will. In Hellas wurden freigeborne Knaben dem Turnmeiſter und Muſiklehrer übergeben, und der wurde getadelt, der beim Gebrauche ſeiner Glieder Unkunde der Paläſtra verrieth, und beim Mahle Lyra und Geſang von ſich wies; nicht aber war kunſtgemäße Ausübung der Muſik oder der Ringkunſt Zweck dieſes Unterrichts. So fordert auch der gelehrte Unterricht weiſe Beſchränkung. Es mag der Eitelkeit ſchmeicheln, wenn von einem Lehrer geſagt wird, daß er zu gelehrt für die Schule ſei; beſſer und rühmlicher wird es ſein, wenn er aus der Fülle ſeines Wiſſens jedesmal nur das hervorlangt, was der Sache und ſeinen Schülern am angemeſſenſten iſt. Wer der Schule dieſes Opfer der Eitelkeit zu bringen nicht vermag, wem die Bewunderung der Lehrlinge mehr am Herzen liegt als ihre wahrhafte Bildung, der iſt in Gefahr zum Sophiſten zu werden und, was ſchlimmer iſt, durch ſein Beiſpiel eitle Sophiſten zu erziehen.

Ich erlaube mir bei dieſem Gegenſtande noch einige Augenblicke zu verweilen. Xenophon ſagt, die Knaben der Perſer hätten in ihren Schulen gelernt gerecht und wahrhaft zu ſein. Ich meine, daß auch unſre Schulen auf gleiches Verdienſt Anſpruch haben. Der Mittelpunkt des gelehrten Unterrichtes, die Erklärung der Alten, kann er mit Täuſchung beſtehn? hat man nicht Recht zu ſagen, daß, wenn die Wahrheit aus allen Geſchäften des Lebens gewichen wäre, ſie in der Auslegung der Alten wieder gefunden werden würde? und hat man nicht eben deßhalb Recht in dem claſſiſchen Unterrichte das ächt germaniſche Princip der Erziehung zu finden, wenn anders Wahrhaftigkeit, Treue und Abſcheu vor der Lüge in dem germaniſchen Stamme am tiefſten gegründet iſt. „Vor allen Dingen", heißt es in dem berühmten Briefe an einen jungen Philologen, dem vor Kurzem eines der gelehrten Mitglieder unſers Vereins, mit höchſt ſchätz-

baren Zugaben geſchmückt, größere Verbreitung gegeben hat *), „vor allen Dingen müſſen wir unſere Wahrhaftigkeit rein erhalten, allen falſchen Schein fliehen, eingeſehene Fehler ſelbſt anzeigen, auch wenn niemand ſie rügen würde, um einſt vor Gottes Angeſicht ſagen zu können: ich habe wiſſentlich nichts Unwahres geſchrieben, weder über mich ſelbſt, noch über Andere zu täuſchen geſucht, ſelbſt den verhaßteſten Gegner in keinem andern Lichte gezeigt, als ich es in der Todesſtunde vertreten könnte. Wenn wir das nicht thun," ſetzt der Schreibende hinzu, „ſo macht Studium und Litteratur uns ruchlos und ſündig." In gleichem Sinne ſagt der Myndier Euſebius, ein weiſer Mann: „Auch bei Gegenſtänden der Wiſſenſchaft werd' ich mich vor unzeitigem Ehrgeiz hüten. Nie möge ich dabei um des Sieges willen gegen meine Ueberzeugung hadern; nie mich hinreißen laſſen da, wo ich geirrt habe, zum Nachtheil der Wahrheit zu ſtreiten."

Wie nun das Gymnaſium durch den Unterricht eine Schule der Wahrheit, ſo wird es durch die Disciplin eine Schule der Gerechtigkeit. Ein großer Theil der Disciplin beruht auf Schätzung der Sitten, der Fähigkeiten und Leiſtungen der Schüler, ohne alle ſervile Rückſichten; und es iſt unverkennbar, daß hierbei der claſſiſche Unterricht dem Urtheile größere Sicherheit darbietet, als jeder andre, den mathematiſchen ausgenommen. Auch der eigenthümliche Sinn der Jugend für das, was recht iſt, kömmt dem Urtheile des Lehrers zu Statten, da, wie laut auch die Stimme der Eitelkeit in der Bruſt eines Jeden iſt, Jeder doch die entſchiedene Würdigkeit anerkennt, und überall, wo ſie rein von Betrug und Täuſchung hervortritt, die ihr gebührenden Belohnungen willig gönnt. Von dem Lehrer aber, als dem Richter des Verdienſtes, erwartet er gleichen Sinn. Parteilichkeit, Servilität und Stumpfſinn wird an ihm von der Jugend verachtet, und mehr gehaßt als Strenge, auch wenn ſie ungerecht iſt. Wie in Allem, ſo ſoll auch hier der Lehrer Beiſpiel und Muſter ſein, mit feſter Hand die Wage der Gerechtigkeit halten, mit gleichem Maaße den Einheimiſchen und den Fremden, den Sohn des Vornehmen und des Geringen, den Armen wie den Reichen meſſen. Seine Stellung iſt der des bürgerlichen Richters gleich, aber günſtiger und einfacher, weil alle Verhältniſſe in ſeinem Gebiete einfach ſind, weil es ihm viel leichter iſt das Rechte zu erkennen, die Phantome des Trugs zu zerſtören und der Wahrheit den Sieg über den Schein zu verſchaffen.

Auf dieſe Weiſe wird das Gymnaſium bei uns, wie bei Xenophons Perſern, eine Schule der Gerechtigkeit und Wahrheit. Iſt es hierbei noch nöthig hinzuzuſetzen, daß alle ſittliche Kraft, die in dem gelehrten Unterrichte und in der Schulzucht liegt, wirkungslos bleibt, wenn der Lehrer nicht ſelbſt von dem Geiſte des Alterthums durchdrungen, wenn ſeine Lehre durch ſein Thun Lügen geſtraft wird, wenn er nicht ſelbſt gerecht, aufrichtig, ſeiner Leidenſchaften Herr und Meiſter iſt **)? Die Alten ſagten von dem Könige, er ſei das lebendige Geſetz. Daſſelbe

*) Niebuhr's Brief an einen jungen Philologen, mit Zuſätzen und Anmerkungen herausgegeben von C. G. Jacob.

**) Ueber den Zuſtand der engliſchen Schulen von Dr. Seebeld (in den Verhandlungen der zweiten Philologen-Verſammlung, S. 68.): „Mag auch der Ernſt des Engländers nicht ganz mit unſerm Gefühle übereinſtimmen, ſo werden wir doch ſchwerlich dem Benehmen des engliſchen Lehrers gegen den Schüler unſern Beifall verſagen können. Das Ehrgefühl des Knaben wird nie verletzt; er ſoll nie vergeſſen, daß er einem beſſern Stande angehört, wenn er auch auf das ſtrengſte an ſeine Pflicht erinnert wird; vor Allem aber bewahrt man ihn vor gemeinen, erniedrigenden Ausdrücken, die das beſſere Gefühl abſtumpfen, durch das allein ein guter Lehrer mächtig wirken kann." Möge dieſer Grundſatz auch in deutſchen Schulen immer allgemeiner herrſchen, und der Ausſpruch des römiſchen Dichters: maxima debetur puero reverentia — jedem Lehrer auch in dieſem Sinne vor Augen ſtehn!

gilt von dem Lehrer, nur mit dem Unterſchiede, daß die Wirkſamkeit des letztern nicht wie die des Königes in eine unbeſtimmte Ferne geht; daß ihn die Bürger ſeines Staates unabläſſig vor Augen haben, daß ſie von ihm ſagen können: ſeine Lehre führt uns auf der Bahn der Wiſſenſchaft weiter, und durch die That zeigt er uns, was das Wiſſen wirkt; Lehrer, Vater und leuchtendes Beiſpiel zugleich *). Von ſolchen Führern geleitet wird die Schule der Segen des Landes; in ihrem Innern ein Heiligthum der Ordnung, der Geſetzmäßigkeit, des Fleißes und der Zucht; von außen umgeben von der Achtung und Ehrfurcht Aller, die in ihren Mauern aus dem Munde geliebter Lehrer die Stimmen der erhabenſten Geiſter vernommen, in die Gemeinſchaft der edelſten Menſchen eingeweiht und zu Genoſſen der ſchönſten Zeiten der Menſchheit geworden ſind. Glückliches Vaterland, in deſſen Grenzen ſo viele ſolcher Tempel der Wiſſenſchaft, wie in keinem andern Lande, von würdigen Prieſtern geſchmückt und von einer hoffnungsvollen, wißbegierigen und frommen Jugend beſucht werden!

Indem ich hier meine Andeutungen endige, fühle ich nur allzuſehr, wie wenig bedeutend ſie ſind. Sie werden indeß darinne die Liebe für die gute Sache der gelehrten Schulen nicht verkennen. Daß dieſe Liebe auch in Ihnen wohnt, bezeugt, wenn auch nichts Anderes dafür ſpräche, ſchon Ihre Gegenwart hier. Unter ſolchen Pflegern und Beſchützern des alten bewährten Princips der wiſſenſchaftlichen Erziehung, als ich hier verſammelt ſehe, hat es eine Niederlage nicht zu fürchten. Sollte aber dieſe ſo wohl begründete Hoffnung dennoch durch ein feindliches Geſchick zerſtört werden, ſo wird auch dann der edle Sinn jenes rhodiſchen Piloten in Ihrem Herzen ausdauern, der, im Sturm von Feinden umringt, ungebeugten Muthes ausrief: Wohlan, wenn mein Schiff untergehen ſoll, ſo ſoll es doch gerade und ohne zu wanken untergehn.

Hierauf legte der Vice-Präſident der Verſammlung einige Probeblätter des von Ferdinand Stademann aufgenommenen und in München lithographirten Rundgemäldes von Athen, welches Hofrath Thierſch mitgebracht hatte, zur Anſicht vor.

Nach der Aufforderung des Vice-Präſidenten beſtieg zunächſt Hofrath **Thierſch** die Tribüne und entwickelte in freier Rede den erſten Theil ſeiner **Anſichten über einen allgemeinen Schulplan** in folgender Weiſe **):

„Er ging von der Bemerkung aus, daß die Meinung der Verſammlung in Mannheim nicht geweſen ſei ein Schulgeſetz mit bindender Kraft zu geben. Dazu ſei ſie nicht berechtigt geweſen. Der Verein ſei keine geſetzgebende Behörde; ſondern ein ſolcher Plan habe nur ſollen als ein Rath betrachtet werden, den ein jeder annehmen oder ablehnen könne, als ein Mittelpunkt, um welchen das Zerſtreute ſich ſammeln könne, und von dem aus das Sichbefehdende

*) Quintil. Inst. Orat. II, 9. discipulos id unum moneo, ut praeceptores suos non minus quam ipsa studia ament, et parentes esse, non quidem corporum, sed mentium credant. Multum haec pietas confert studio. Nam ita et libenter audient, et dictis credent, et esse similes concupiscent: in ipsos denique coetus scholarum laeti et alacres convenient; emendati non irascentur, laudati gaudebunt, ut sint carissimi, studio merebuntur.

**) Nachfolgender Vortrag wurde auf Verlangen des Verfaſſers aus der Beilage zur Augsburger allgemeinen Zeitung vom 19. und 20. October 1840 mit Verbeſſerung der ſtörenden Druckfehler entlehnt.

könne vermittelt werden. Zu dieſem Behufe aber müſſe er von einem feſten und beſtimmt ausgeprägten Charakter ſein. Mit einem Schematismus allgemeiner Sätze ſei hier Niemanden gedient. Er müſſe demnach den ganzen Gegenſtand, die Bildung und Pflege des Lehrſtandes wie der Jugend, die Principien des Unterrichts und der Erziehung, den Lehrſtoff, ſeine Gliederung, die Methoden, die Anleitung zur Führung der Anſtalten und die Disciplin umfaſſen und feſtſtellen.

Ob nun aber wohl von einem Geſetz hier nicht die Rede ſein könne, ſo würde gleichwohl eine ſolche Schulordnung mit dem Anſpruch auf Gültigkeit, Beachtung und Anwendung auftreten. Ohne einen ſolchen hätte ſie überhaupt keinen Sinn. Die Frage werde dadurch eine allgemeine. Es handle ſich nicht nur davon, ob dieſe Verſammlung bei ihrer Natur eine ſolche Schulordnung entwerfen und berathen könne, ſondern ob überhaupt eine ſolche möglich, ob, im Falle ſie möglich ſei, ſie ausführbar, und wenn dieſes, ob die Ausführung wünſchenswerth ſei. Das Alles müſſe mit Entſchiedenheit verneint, ein jeder darauf gerichtete Verſuch ganz unbedingt zurückgewieſen werden.

Die Unmöglichkeit eines ſolchen Planes ſolle nicht aus der Verſchiedenheit der Stämme deutſcher Nation, den mannichfaltigen Stufen von Bildung und intellectuellem Bedürfniß der Einzelnen abgeleitet werden, auch nicht aus der confeſſionellen Verſchiedenheit derſelben. Die Stammverſchiedenheit der Deutſchen und ihre intellectuellen Bedürfniſſe reichen nirgend bis in die Wurzeln; auch habe Deutſchland, abgeſehen von einigen Disciplinen der Theologie, keine katholiſche und keine proteſtantiſche, ſondern eine deutſche Wiſſenſchaft, und der Genius des Vaterlandes werde uns auch in Zukunft vor einer ſolchen Spaltung bewahren. Jene Unmöglichkeit liege abſeits von dieſen Erwägungen in der gegenwärtigen Kriſis des ganzen Schulweſens in Deutſchland und in der Beſchaffenheit nicht weniger Lehrſtoffe, bei denen man noch nicht über die Verſuche hinausgekommen. Sei aber dieſes unſere Lage, ſo ſei auch offenbar, daß durch ſie ein in das Einzelne gehender Schulplan ausgeſchloſſen und unmöglich gemacht werde. Ein ſolcher ſetze Anerkanntes, Sicheres voraus, das er conſtatiren und in Ordnung bringen ſolle, und hier ſei Alles entweder ſtreitig oder im Werden und in neuer Geſtaltung begriffen.

Was man auf dieſem Punkte ſetze, werde auf einem andern negirt, und was man bei einer Anordnung im Auge habe, ſei bald darauf als unhaltbar anerkannt, oder es ſei aus ſich ſelbſt heraus ein anderes geworden. Auch könne ein ſolcher Plan (was er doch ſolle) gar nicht die Kräfte erreichen, aus denen das Gedeihen entſpringe, und verkehre mit Formen, wo es ſich vom Leben und Wachſen von innen heraus handle.

Jener Streit aber und jenes Schwanken oder Werden ſolle man nicht als etwas Beklagenswerthes betrachten, das guter Ordnung widerſtrebe; die deutſche Schule gleiche in dieſem ihrem Zuſtande ganz einem Garten im Frühlinge, voll Keime der verſchiedenſten Art, voll mannichfaltigen Wachsthums unter fruchtbarem Regen und wärmender Luft, aber auch nicht ohne Stürme und Ungewitter. Auch der Gärtner könne in ſeinen Pflanzungen dem Sturme nicht gebieten, wenn und wie er blaſen, oder daß er ſich legen ſolle. Er könne den Pflanzen nicht Maaß und Ziel ſetzen, wie und in welcher Form ſie wachſen ſollten. Geſetzt aber ein ſolcher Plan würde von der größten Erfahrung und Weisheit der Schule entworfen, alle dreißig Directoren gelehrter Schulen, die hier aus den verſchiedenſten Ländern von Deutſchland vereinigt ſind, und noch

andere mit ihren Lehrercollegien und Schulbehörden ſtimmten in ihm überein, ſo würde ſeine formelle Vortrefflichkeit jene Lage der Dinge nicht ändern; er wäre unausführbar, denn außer dem Kreiſe ſeines Urſprungs beſtände fortdauernd der Widerſpruch, ja in ihm würden ſich alſobald bei der progreſſiven Natur des Schulweſens die Widerſprüche und Schwierigkeiten häufen, die wachſende Erfahrung im Innern, vereint mit den Beſtrebungen der Gegner von außen, würde einen Grundpfeiler nach dem andern bedrohen und endlich den Bau in Trümmer legen. Was man für ganz Deutſchland begehre mit dem, wenn auch nicht beſtimmt ausgeſprochenen, Wunſche der Durchführung einer allgemeinen Schulordnung, ſei in einzelnen Ländern verſucht worden und werde noch verſucht. Obwohl aber auf beſchränktem Gebiet die Schwierigkeit geringer ſei und der Verſuch durch die öffentliche Macht unterſtützt werde, ſei die Sache doch überall für das Ganze ohne Erfolg. Ein ſolcher Plan werde vom Augenblick ſeiner Einführung zur allgemeinen Zielſcheibe, gegen welche die Geſchoſſe des Widerſpruchs, des Uebelwollens, auch der wachſenden Einſicht und Erfahrung ſo lange gerichtet würden, bis ſie durchlöchert und zerriſſen herabfiele, um einer andern Platz zu machen, die demſelben Schickſal beſtimmt werde.

Sollte jedoch durch Macht, Ueberredung, Belehrung und Beharrlichkeit der Widerſtand beſiegt, die allgemeine Schulordnung durchgeführt und gegen jeden Widerſpruch aufrecht gehalten werden, ſo würde jeder Erfolg, ſo weit er auf dieſem Gebiete möglich, durch einen Preis erkauft, der auf jeden Fall zu hoch wäre; die Sache wäre darum in keiner Art wünſchenswerth, denn ein ſolches Unternehmen würde Hemmungen von außen und Zwang von innen auf ein Gebiet bringen, das ſeiner Natur nach der freien Thätigkeit und Bewegung noch mehr bedürfe als jedes andere, und deſſen Früchte durch Triebe und Kräfte von innen heraus entfaltet und gereift würden, nicht durch die Wirkungen eines äußern, wenn auch noch ſo gut berechneten, Mechanismus der Adminiſtration; und was wäre denn die Frucht dieſes der Natur zuwidergehenden Beſtrebens? Statt zur Einheit, nach welcher man ſtrebe, würde man, ſo weit die Kraft der Maſchine reiche, zur Einförmigkeit, ſtatt zur lebendigen Regſamkeit der Schule, der Mutter des Gedeihens, zum Formalismus, dem Vater des Todes, gelangen. Montesquieu ſagt: „es ſeien die kleinen Geiſter, welche von der Idee des Gleichförmigen mit Bewunderung erfüllt würden. Edlere erfreuen ſich an der Mannichfaltigkeit des regen und vielfach ſproſſenden Lebens, welches, wenn es ein wahres iſt, trotz der Vielfachheit ſeiner Geſtaltung und Offenbarung der Einheit ſo wenig entbehrt, wie die lebendige, in unzähligen Formen ſproſſende und wachſende Natur, der die Gottheit in jedem Gewächs ihren Finger und in ihm das Siegel der Einheit des Geiſtes aufgedrückt hat, der ſie durchathmet und bewegt."

Dazu ſpreche auch hier, auf dem Gebiete des Wünſchenswerthen, die Erfahrung nicht weniger deutlich als auf dem der Ausführbarkeit. Der mächtige Orden der Jeſuiten habe einen ſolchen Studienplan, habe ihn auch zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung nicht nur in allen Schulen eines Landes, die er beſeſſen, ſondern in allen ſeinen Schulen in den vier Welttheilen bis in das Einzelnſte ausgeführt und geſchirmt. Was ſei der Erfolg geweſen? Hauptſächlich durch den Rigorismus ſeiner Lehrordnung und die aus ihr fließende Erſtarrung des geiſtigen Lebens habe er die innere Lebenskraft verloren, und ſei in Folge davon durch den Fortgang der Zeit überwältigt und zertrümmert worden. Der am meiſten energiſche Geiſt der neuen Zeit, der aber abſeits von den Bahnen der Humanität in den Feſſeln des militäriſchen Rigorismus

erzogen und für ſeine große Beſtimmung verdorben worden ſei, Napoleon, habe nach denſelben Grundſätzen und Maaßen das ganze gelehrte Schulweſen von Frankreich gegliedert. Die université impériale, wie ſie mit wenigen Ermäßigungen noch jetzt beſtehe, ſei daſſelbe Syſtem des Zwanges, der ſtrengen Abmarkung, der gleichmäßigen Gliederung, Bewegung und Führung. Kein Buch, keine Methode, kein Lehrſatz könne in irgend einen Theil ſeines Bereiches eindringen, der nicht den Stempel der Zuläſſigkeit trage, welchen die jeweiligen Machthaber in Paris ihm aufgedrückt. Die ganze Bewegung des öffentlichen Unterrichts ſei in die kaiſerliche Form dieſes adminiſtrativen Mechanismus übergegangen, darum aber ohne bildende Kraft, denn wie künſtlich man auch Maſchinen machen könne, eine geiſtreiche Maſchine ſei noch nicht erfunden worden. Aus demſelben Grunde ſei dort die Schule ohne Erziehung, dieſe wie alles eigentlich Pädagogiſche den Franzoſen nach ihrem eigenen Geſtändniß eine unbekannte Größe. Statt die Jugend an Geiſt und Geſinnung frei und ſtark zu machen und edler zu geſtalten, ſei die Univerſität die Mutter der Sophiſtik, des Formalismus und der Intrigue, die Quelle bodenloſer Zerwürfniſſe auf dem Gebiete der Intelligenz und innerer Geſinnung, unter deren Einfluſſe Eitelkeit, Hohlheit und Anmaaßung in einer Fülle wucherten, die Frankreich ſelbſt mit Verderben und Europa mit neuen Kataſtrophen bedrohe. Wenn man indeß auch an der Seine vielleicht nicht allgemein überzeugt wäre, daß um dieſen Preis die Gleichförmigkeit, nach der man im Wahne durch ſie zur Einheit zu gelangen dort begehre, meiſt zu theuer erkauft ſei, wenn auch für gewiſſe Abſichten und Plane ſie wünſchenswerth, oder der Rigorismus der Lehrſatzungen andern Zuſtänden und Völkern für zuträglich geachtet werde, ſo widerſtrebe er doch ganz entſchieden der deutſchen Art und Wiſſenſchaft und der Behandlung wiſſenſchaftlicher Dinge unter uns überall und beſonders auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung.

„Die deutſche Bildung beruht auf ſelbſtſtändiger und möglichſt geſchonter Entwicklung der Individuen, auf den freien Neigungen und eigenen Erwägungen, deren Mannichfaltigkeit die Uebereinſtimmung im Innern und Weſentlichen nicht aufhebt. Dieſe beruht in der deutlich und entſchieden ausgeſprochenen und unvertilgbar ausgeprägten Individualität unſerer Nation und der ſie bildenden Eigenſchaften, oder kurz in der deutſchen Nationalität, die uns von andern beſtimmt unterſcheidet und wie zur Zeit des Tacitus zu einem Volke macht, das nur ſich ſelbſt gleicht. Die deutſche Bildung iſt der Inbegriff deſſen, was unter dem Schirm jener ſchonenden Pflege reichbegabte Geiſter aus der großen germaniſchen, claſſiſchen und chriſtlichen Eigenthümlichkeit und Vergangenheit, aus ihren Urkunden und Zuſtänden Edles in ſich aufgenommen, gemäß ihrer Natur als Wiſſen, Geſinnung und geiſtiges Vermögen in ſich geſtaltet und als die nährende Frucht ihres Geiſtes, als die reine und belebende Atmoſphäre, als Licht und Wärme über ihr Volk verbreitet haben. Sie iſt — ſagen wir es nur offen — die Frucht jener Freiheit des Geiſtes und des Forſchens, welche vor mehr denn dreihundert Jahren auf dem heiligen Boden dieſes Landes errungen und unter der Aegide des Fürſtenhauſes geſchirmt ward, an deſſen gaſtlichem Herde wir uns hier niedergelaſſen.“

„Auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung ſtellt ſich jener Geiſt der deutſchen Wiſſenſchaft und Bildung als freie und ſelbſtſtändige Erwägung und Gewöhnung, als Neigung für das Höhere und Edlere und als ein Beſtreben dar mit dem Gegebenen und Vorliegenden und über daſſelbe hinaus die Jugend zu dem zu führen, was einem fähigen und von ſeinem

Beruf erfüllten Lehrer mit ihr und für ſie an Kenntniſſen, Einſicht und löblicher Geſinnung erreichbar iſt. Alles, was in dieſes Gebiet, wie es eine allgemeine Schulordnung von jener Ausdehnung thun muß, ohne Rückſicht auf Neigung, Befähigung, Kraft und Geſinnung der Einzelnen hineingreift, theilt, abmißt und zuwägt, widerſtrebt ſeiner Natur und hemmt ſein Gedeihen, und wie löblich auch die Abſicht der Urheber ſei, es bringt nicht das Leben, ſondern die Hemmung deſſen, was Leben ſpenden kann, und es bringt, bis zum Ziele geführt, den Tod."

Was die gelehrten Schulen, was die Gymnaſien ſein und leiſten ſollen, durch welche Studien und Uebungen ſie ihr Ziel erreichen, das ſei doch wohl endlich, der Hauptſache nach, nach einer mehr denn dreihundertjährigen Uebung bekannt und anerkannt. Es brauche nicht in Formeln und Tabellen gebracht zu werden. Was auf ihrem durch Erfahrung und Gebrauch in mannichfaltiger Ausdehnung geordneten Gebiet im Einzelnen vorzukehren ſei, das bleibe füglich an jeder Anſtalt dem Lehrercollegium anheim gegeben, und werde am zweckmäßigſten für die einzelnen Abſchnitte des Schuljahres nach Kräften und Neigungen und nach dem Stande der Jugend unter Vermittlung des Vorſtandes vertheilt und geordnet. Wenn es bei dieſer freigehaltenen Ordnung, die auf der Einſicht der Einzelnen und dem Anſehn der Direction ruhe, an Erfolg gebreche, ſo ſei die Quelle des Mangels nicht in der Form, ſondern in den Lehrern, und nicht dadurch werde abgeholfen, daß man an der Form ändere, ſondern daß man die in den Lehrercollegien ſchwach befundenen und ſchadhaft gewordenen Theile entferne und durch geſunde und ſtarke erſetze. Gute Lehrer machen eine gute Schule, ſchlechte Lehrer machen eine ſchlechte Schule. Es gebe kein Mittel die Schulen zu verbeſſern als durch beſſere Lehrer. Damit ſei aber auch die Natur und Beſtimmung einer höher ſtehenden Leitung der Schulen bezeichnet, welche von den Altvordern nicht ohne Grund eine Curatel, eine Pflege, nicht eine Verwaltung der Schulen ſei genannt worden, und klar ſeien die Bedingungen ihres Wirkens, wenn es ein gedeihliches ſein ſolle. Hervorgegangen aus der Einſicht, aus der Weisheit der Schule, werde ſie von der fortgehenden Erfahrung derſelben mehr Weiſung und Belehrung empfangen als ihr geben. Sie werde ihre Sorge zumeiſt auf das Weſentliche jenes Gedeihens richten und deſſen Bedingungen zu erfüllen ſuchen, die wir eben bezeichnet; ſie werde auf dieſem Gebiet das Widerſtehende mit Wohlwollen ausgleichen, das Bedürfniß wahrnehmen und befriedigen, das rühmliche Beſtreben erkennen und ermuntern, zur Hülfe wie zur Abhülfe bereit ſein, und in ihrem Beſtreben ſich bald von der Liebe und Dankbarkeit der ſämmtlichen Schulen, die eine ſolche Pflege erfahren, umgeben und durch ein volles Gedeihen der freigehaltenen und alſo gepflegten Anſtalten ſich belohnt ſehen.

Obwohl auf dem großen Gebiete des öffentlichen Unterrichts in Deutſchland noch Vieles mangle, oder anders gefaßt oder verſtanden werde als es nach den oben entwickelten Anſichten geſchehen ſolle, ſo ſei doch im Ganzen der Zuſtand deſſelben ein befriedigender und die Hoffnung eines großen und allgemeinen Erfolgs gegründeter als je. Sie gründe ſich auf die Anlagen und den guten Willen unſerer bildungsfähigen und lenkſamen Jugend, auf die mit jedem Tage wachſende Summe der Kenntniſſe, der Einſicht und Erfahrung unſers ehrenhaften und berufstreuen Lehrſtandes, auf den löblichen Willen und die Fürſorge deutſcher Regierungen, und auf den erſtarkten muthigen Geiſt öffentlicher Einſicht und Geſinnung in Deutſchland für Alles, was in ſich groß, kräftig und dauernd iſt. In Folge davon geſchehe es, daß auch da, wo der Forma-

lismus und Mechanismus im Ganzen oder in einzelnen Verordnungen tiefer und weiter in die Schulen gedrungen, er durch die in ihnen wirkende Kraft gemildert und seiner Schädlichkeit zum Theil sei entkleidet worden. Dieser Weg sei in Vereinbarung mit allen, die lehrend, ordnend und pflegend an den Schulen Theil nehmen, weiter zu verfolgen und zu ebnen. Auf ihm stehe in vollem Maaße zu erreichen, wornach wir alle streben, eine volle lebendige Bildung und eine rühmliche Gesinnung der Jugend, in dieser aber die Befestigung und Wahrung aller Güter und Kräfte, auf welche die Wissenschaft und die öffentliche Ordnung unserer Gegenwart und Zukunft gegründet ist."

Hier brach Hofrath Thiersch, der vorausgetroffenen Bestimmung gemäß, ab, und der Vice-Präsident lud den Collaborator **Günther** aus Halle ein die Tribüne zu besteigen, der demnächst folgenden Vortrag hielt:

Die Ordnung dieser hochansehnlichen Versammlung legt mir die Pflicht auf für die verstattete Redegunst zu danken, meiner Jugend Nachsicht und Wohlwollen zu erbitten, den Inhalt meines Vortrags geziemend einzuleiten. Aber die Zeit ist kurz! Drum gelte der Wille für die That! Ich eile zur Sache. Die Sache ist für die Schule wichtig, Schulmänner sind hier: die Betrachtung scheint gerechtfertigt. Nicht das Wie meiner Worte, sondern das Was kommt in Frage. Also lieber sogleich: was will ich? Ich will reden von dem, **was die Gymnasien zur Wiederherstellung der öffentlichen Beredtsamkeit beitragen können.**

Wiederherstellung setzt Verfall voraus. Ist unsere Beredtsamkeit in Verfall gekommen? Wir haben politische Redner; kann sich ihre Kraft, kann sich ihre Wirkung mit den großartigen Siegen der Griechen, der Römer, der Briten messen? Wir haben geistliche Redner, vornemlich, weil diese lange schon ihr Wesen zumeist in das Lehren und Predigen setzt, in der protestantischen Kirche; unter den Berufenen wie wenige reden stark und gewaltig! wie wenige verkünden die Liebe mit Engelszungen! Schon ein ziemlich guter Redner ist heut zu Tage ein seltenes Kleinod. Wo aber große Männer des Worts unter unzähligen Schrift- und Rechtskennern nach Jahrhunderten gezählt werden müssen, da mag wohl über einen Verfall der Beredtsamkeit geklagt werden. Es läugnet's auch Keiner, diesen Verfall.

Was hat ihn verursacht? Vor Allem dreierlei: ich meine die Beschränkung der individuellen Freiheit, die Buchdruckerkunst und den Unterricht in unseren höheren Schulen. Rücksichtlich des ersten Punktes steht mein Wünschen nicht auf constitutionelle Rednerbühnen. An Plätzen, an Gelegenheit zum Reden fehlt es nirgends. Die Bühnen allein haben noch keinen Redner gemacht. Nein, so: Einst gab es so viele Städte — so viele einzelne Staaten, welche ihren Zusammenhang und doch wieder ihre Abhängigkeit in dem Bewußtsein von Kaiser und Reich und von deren Höhe und Heiligkeit hatten. Jede Stadt, ja jedes Dorf hatte seine bestimmte, sie von allen anderen unterscheidende Eigenthümlichkeit, welche nicht gemacht wurde, sondern welche jedes Kind der Stadt ohne Zuthun als Mitgift der Natur überkam. Daher hatte jeder Bürger die Interessen seiner Stadt, diese kleinen Bedürfnisse, nahe vor Augen, war ihnen mit Herz und Mund zugethan, konnte, wenn es galt, seine Liebe leicht zur Begeisterung, welche immer beredt macht, steigern und in der Rede ausströmen lassen. Die

neuere Zeit hat, zuerſt in Frankreich, das Streben gehabt jene Einzelweſen, jene unzähligen Staaten im Staate, jene Individualität der beſondern Stände und der denſelben angehörigen Glieder zu verwiſchen, ſie hat alles Leben in einen höchſten Punkt zuſammengekreiſt, ſie hat eine allgemeine Norm aufgeſtellt, einen ſogenannten Staatsmechanismus erfunden, in welchen jedes Rad und jede Schraube hineingezirkelt und gedreht werden muß. Die Erziehung hat nachgeahmt. Man erzieht nicht zu Bürgern dieſer Stadt, ſondern zu Franzoſen, Chineſen u. ſ. w., und hat dadurch den Schaden, daß, weil die Intereſſen höher liegen, ferner gerückt ſind, die Begeiſterung dafür entweder gar nicht entſtehen kann (keine wahre Liebe zum Vaterlande), oder auf hohle und thörichte Phantaſtereien (demagogiſche Umtriebe) verfallen muß. Zur Beredtſamkeit gehört aber Beſchränkung der Intereſſen auf beſtimmte, liebgewonnene Einzelpunkte, Begeiſterung für das Nahe, Bekannte, Concrete, nicht eine in's Unbeſtimmte, in's Leere, in's Abſtracte hinausſteigende gemachte Erregtheit. Die neueſte Zeit hat wieder Anfänge, zarte Keime einer ſolchen Theilnahme an dem Beſondern, Nahen, Eigenthümlichen hier und da ins Leben gerufen; das hat aber noch nicht für die Beredtſamkeit wirken können, weil nicht auch zugleich die traurigen Actenſtöße, die feſteſten Mundſchlöſſer, weggeräumt ſind: Eins thut's nicht allein. Aber hoffen wir in Geduld und thun wir in unſerem Kreiſe das Unſrige!

Den zweiten Stoß erhielt die Beredtſamkeit durch die Buchdruckerkunſt. Wir kennen die Segnungen dieſer Kunſt, verhehlen uns aber auch nicht, daß ſie für die Wiſſenſchaft nicht minder als für die Politik noch immer eine unbekannte Größe ſei. Statt der grandioſen geiſtigen Wettkämpfe des Mittelalters, z. B. in Paris, gibt es jetzt gelehrte Federkriege; ſtatt politiſcher Reden politiſche Flugſchriften; ſtatt Predigten in der Kirche für bequeme Leute Erbauungsbücher und Stunden der Andacht. Schnellpreſſen, Dampfpreſſen ſind längſt erfunden, Dampfwagen gibt's bald überall, wie? ſollte man nicht hoffen können, daß ſich vor dem ganzen Volke politiſche, religiöſe, gelehrte Verſammlungen, ohne daß man zuſammenkäme, halten ließen, und daß daſſelbe kaum länger auf Rede und Gegenrede zu warten hätte als von einer Rednerbühne herab? Traurige Ausſicht darum, weil ſie eine immer größere Entfernung von der Wahrheit und Wirklichkeit des Lebens auf ihrem grauen Hintergrunde zeigt. Es iſt ein tiefes Geheimniß, dieſer Unterſchied zwiſchen Rede und Schrift. Was ich ſchreibe kann mir gar nicht gehören, kann angelernt ſein, braucht nicht als Reſultat meiner Erfahrung und meiner Bildung aus mir ſelbſt zu kommen; ich kann ſogar etwas ſchreiben, was ich in dem Augenblicke zwar zu verſtehen wähne, aber, genauer betrachtet, weder empfunden, noch ſelbſt gedacht habe. Aber was ich rede, worüber ich mich, unterbrochen oder hintereinander, klar und beſtimmt auslaſſen kann, das iſt mit ſeltenen Ausnahmen mein volles Eigenthum. Es kann daher kommen, daß ich mich in unwahre, himmelhohe, ſpinnewebenfeine Gedanken und Empfindungen hineinſchreibe, ſie aber mit dem Munde ſo auszuſprechen nicht im Stande bin; dann muß ich bekennen, daß jenes Geſchriebene nicht mein völliges Eigenthum ſei, daß ich's nicht ganz empfunden, nicht klar gedacht habe. Aber was ich reden kann — wenn auch in nicht ſo ſchöner Form — was mir als Reſultat meines Nachdenkens oder als augenblickliche Empfindung auf die Zunge tritt, ſo daß es Andere verſtehen und nachempfinden können: das iſt mein völliges, unbezweifeltes Eigenthum, das habe ich wirklich gedacht, wirklich empfunden, — vorausgeſetzt, daß ich die Wahrheit nicht verkehren will. Der Deutſche philoſophirt, phantaſirt und bildert gern, weil er ſeit dem dreißigjährigen Bürgerkriege

die Wirklichkeit geringschätzt oder mißkennt. Je langsamer der Mensch spricht, desto mehr kann er diesem Hange nachgeben. Das Schreiben ist ein langsames Sprechen in erhöheter Potenz. Jene Neigung hat dabei einen größeren Spielraum. Daher der Vorwurf der praktischen Ausländer, daß wir ein träumerisches und phantastisches Volk wären. Der Redner hingegen muß die Gegenwart im Auge haben, muß sich streng an die Wirklichkeit, an das augenblickliche Bedürfniß halten, muß die bestimmte Bildungsstufe bestimmter Zuhörer im Auge haben, kann darum mit ganzer Seele thätig, mit ganzer Seele er selbst sein, muß es sein, darf keine andere Seelenthätigkeit vorherrschen lassen. Sobald Jemand schreibt, verschwindet mehr und mehr seine Individualität, er kann nur ein Bild seines Geistes, d. i. dieser abstracten Fähigkeit zu schreiben, geben, er kann nicht zugleich seine Gestalt, seine Stimme, seine Action, kurz seine ganze Persönlichkeit zeigen; er kommt in die allgemeine Kategorie des Schriftstellers. Was er geschrieben, wirkt in derselben unbestimmten Allgemeinheit, faßt einzelne Seiten der Leser an, läßt ihrer Reflexion weiten Raum. Die Buchdruckerkunst hat das matte, faule, aussiechende Schreiben an die Stelle des starken, eifrigen, zur That erhebenden Wortes gesetzt.

Ein Volk, das nicht reden kann, kann auch nicht handeln. Rede ist Handlung, ist die Mutter derselben bei Anderen. Zum Reden muß man erzogen werden. Dies führt auf den Unterricht in unsern höheren Schulen. Mag es nun auch die Buchdruckerkunst hervorgerufen haben; oder mag die dadurch entstandene Ueberschätzung der Bücher (die nachgerade in ihr Gegentheil übergehen wird) und alles Geschriebenen und Gedruckten die Schuld tragen; oder mag die Einsicht, welche die dem Individuum so fernstehende und durch viele Vermittlungen nur nothdürftig sich annähernde Behörde von den Leistungen ihrer künftigen Diener sich verschaffen will, besser durch Beurtheilung geschriebener Leistungen erreicht werden können: kurz, es geht durch alle Schulen unserer ganzen Nation — daß ich's auch so nenne — ein unbegreiflicher Irrthum, der Irrthum, daß vor Allem der Stil eines jungen Menschen ausgebildet werden müsse. In Volksschulen, Mädchenschulen, Realschulen, Gymnasien: Alles soll schreiben lernen, soll einen Stil erhalten. An das Reden, an das Sprechen denkt man wenig mehr. Als wenn sich der Stil so früh lernen ließe, als wenn man so nur immer zu üben brauchte und nachher, wenn dann ein Jüngling aus eingeprägten Redensarten, angelernten Empfindungen, nachgebeteten Gedanken ein Allerweltsragout aufstellen gelernt hat, sagen könnte: das ist seine Eigenthümlichkeit, sein Stil, sein individuelles Leben, die Wahrheit seines innern Menschen! Erlogen ist Alles, erheuchelt, oder, gelinde gesagt, gemacht, und die schöne Natur verdorben. Der Satz: le style c'est l'homme, d. h. in dem Stile ist die Seele des Menschen dargestellt und erkennbar, ist richtig. Aber ist denn ein Schulknabe ein Mensch schon, an dem sich etwas erkennen ließe, oder den man auf diese Weise erkennen sollte oder müßte? soll denn die Jugend schon thun und sein was Männern gebührt? Es ist, sage ich, kein größerer Irrthum in unseren Schulen als dieser vom Stil. Denn so wie man da verfährt, ist nimmermehr eine Eigenthümlichkeit in der Darstellung des innern Wesens zu erlangen. Das Reden muß eher gelernt werden als das Schreiben. Wer gut reden kann, schreibt zwar noch nicht gut, aber lernt es bald mit leichter Mühe. Das Schreiben, der Stil gehört erst für den Mann. England versteht's, es läßt seine Jugend die Griechen und Römer lesen und übersetzen, läßt Verse über Verse machen und erzieht sich die größten Redner. Wo man aber die Jugend so wenig zum Sprechen, zu früh und oft verkehrt zum Schreiben, zum Aufschreiben

ſogenannter eigener Gedanken anhält, da wird die Fähigkeit zur Rede im Keime erſtickt, da kann die Beredtſamkeit vor allem Schreiben gar nicht aufkommen, da geht aus den Schulen ein Schreibergeſchlecht hervor, ſpitz und ſcharf mit der Feder, kühl und ſchwach im Handeln, langſam und träge zum Reden — kurz ein alle Wege überkluges und zum augenblicklichen Eingreifen in die Radſpeichen der Lebensmaſchine untüchtiges Geſchlecht.

Bin ich zu hart? O, ich möchte ſelbſt, meine Worte wären lieber zu ſtark als zu wahr! Aber wie entſtehen denn zumeiſt die Reden unſerer Zeit? Der Redner arbeitet jede Rede ordentlich aus, bringt alle lumina orationis, welche die Kinder des Augenblicks ſein ſollten, wohlbedächtig ſchon auf dem Papiere an, memorirt darauf und thut ſo im Grunde weiter nichts, als daß er ſeine geſchriebenen Worte emphatiſch vorlieſt, mit dem kleinen Betruge, daß die Zuhörer meinen ſollen, es entſtünde das Alles erſt im Augenblicke des Redens. An die Stelle der Beredtſamkeit iſt das Herſagen des Geſchriebenen getreten; das Concept des Redners ſoll die momentane, die zwar überlegte, aber ihre Form von dem Augenblick erwartende und in ſofern extemporirte Rede ergänzen, verbeſſern, vertreten. Es gibt nichts Unglücklicheres für den Zuhörer und für den Redner als ein ſolches Redenhalten nach dem Concepte. Was thut dieſer eigentlich? Er ſetzt ſich zu Hauſe hin, abgeſchieden und abgeſchloſſen von aller menſchlichen Geſellſchaft, disponirt ſeine Gedanken, berechnet die Wirkung ihrer Verbindung, ſtellt ſich, wenn er ſchreibt, ſeine Zuhörer, natürlich dieſe und ihre Fähigkeiten immer idealiſirend, lebhafter, oder wenn ſeine Phantaſie langſam iſt, weniger treu vor und arbeitet mühſam, was er reden will, aus. Dieſe Abhandlung wird auswendig gelernt und vorgetragen. Das ſoll auf die Zuhörer wirken? Dafür ſollen ſie ihr Herz öffnen? Es iſt Buchweisheit, Stubenſchrift, Lampengeruch, Schlafgähnen; nirgends friſche, unmittelbare, begeiſterte und wieder begeiſternde Gegenwart. Es gehört lange ſchon unter die wunderbaren Seltenheiten, wenn einmal ein Redner anderer Art auftritt, wenn einer durch ſeine Kraft auf der Stelle ergreifen und aufreißen kann. Das Volk iſt nicht ſchwer in Bewegung zu ſetzen; nein, die kalten, überlegten, langweiligen Tiraden ſind unfähig zu bewegen, weil ſie ſelbſt nicht bewegt werden. Wir haben viele geiſtliche Redner, jetzt die hauptſächlichſten Redner von Fach. Aber müßte nicht das Volk in ganz anderer Weiſe chriſtlich ſein und fromm ſich bezeigen, wenn nur der zehnte Theil wirklich reden könnte? Steife, lange, kraftloſe Moralvorleſungen, oder über den geiſtigen Horizont der Gemeinde weit hinausgehende dogmatiſche und exegetiſche Erörterungen declamiren ſie vor; aber das Volk verſteht nichts davon, weil das ſeine Sprache nicht iſt, weil es ſo nur in Büchern ſteht und in Bücher gehört. So wird es aber bleiben, wenn wir fortfahren in der Bildung der Jugend durch Schreiben zum Sprechen, vom Concept zur Rede überzugehen, wenn wir nicht umgekehrt vom Hören und Lernen zum Reden und erſt vom Reden zum Schreiben kommen. Wir müſſen uns entſcheiden, was für höher gehalten werden ſoll: das Reden oder das Schreiben? Der Wirkung nach ſteht das Reden höher, größere Wahrheit iſt dem Reden eigen, und der ſchreibt etwas Würdiges auf, welcher das Geſchriebene erſt geredet und in dem Feuer der Wirklichkeit geläutert hat. Soll ich nun ſagen was dem Redner Alles nöthig iſt? Ich würde zu Bekanntes wiederholen. Allein das hat man gewöhnlich bei uns nicht beachtet, daß ein Redner ein Dichter ſein, wenigſtens die Begeiſterung vom Dichter haben müſſe; daß er ſich in jedem Momente, wo es Noth thut, durch Sache und Umſtände, durch Ort und Perſonen zu dieſer Begeiſterung erheben ſolle; daß Begeiſterung für etwas nur durch die aus Erkenntniß

kommende Liebe zu etwas entſtehe; daß nicht todte Gelehrſamkeit den Redner mache; daß die Wirkung der Rede zumeiſt und oft allein durch den poetiſchen Zauber der Gegenwart und einer ſtarken und ſchönen Perſönlichkeit bedingt ſei; daß man zu Rednern des Volks die Beſten, nicht die Gelehrteſten wählen müſſe. Die Beſten des Volks! denn ein guter Redner hat auch Gewalt über das Volk, ihm gehören die Herzen, und das Herz wirket zur That, nicht der Verſtand. Soll ich darum die Wirkungskräfte des Redners beſchreiben? Man weiß es zu gut, daß die Menge nicht aus Ueberlegung handelt, ſondern ihren Zu- und Abneigungen folgt; daß der Redner auf dieſe zunächſt losarbeitet, und daß, wer am Herzen am beſten ziehen kann, der auch den ganzen Menſchen mit ſich fortreißet und zu herrlichen Thaten begeiſtert.

Aber freilich, ſolche Männer wollen erſt gebildet werden. Der Talente gibt es wenige. Darum, wenn wir etwas zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit thun wollen; wenn über ihre Wirkſamkeit zur Erhebung des Volks — gewiß keine Erhebung, wie ſie unſere Zeit- und Tagſchriften hervorrufen, zu unreifem und untüchtigem, gefährlichem und unnützem politiſchen Räſonniren und zu gottloſer Dünkelſucht — kein Zweifel obwalten kann; wenn wir Volksredner erziehen wollen, die den Kern der Sache treffen, und die auch mit dem geſchriebenen Worte, weil es ein wahres iſt und aus der Wahrheit des eigenen, unverlogenen Gemüthes kommt, zum Heile wirken: dann muß, nicht zu gedenken, daß auch andere Urſachen des Verfalls der Beredtſamkeit wegzuräumen ſind, vor Allem der deutſche Unterricht eine gründliche Verbeſſerung erfahren. Von Unten muß angefangen werden. So der Grund ſchlecht iſt, wer mag feſt bauen? Reden ſoll unſere Jugend lernen, nicht ſchreiben. Fort alſo mit den freien deutſchen Arbeiten zur Uebung im Stil! Sie ſind das vornehmlichſte Hinderniß am Redenlernen. Es iſt nicht genug, daß zu gelehrte Lehrer in den Schulen zu viel reden und ſich nur gerne hören: nein, was die Knaben gelernt haben — es iſt kaum in ihre Ohren gedrungen — das ſollen ſie auch ſchon wieder aufſchreiben und ihren eigenen armſeligen, angſtvoll zuſammengequälten Salm hinzuſetzen. Es iſt, wenn man in unſere Schulen kommt, oft doch gar nicht ſo, als ob es eine Buchdruckerkunſt gäbe. Da haben wir die Bücher, und die Lehrer tragen Jahr aus Jahr ein immer nur wieder vor was in den Büchern ſteht. Man gebe doch der Jugend dieſe Bücher und laſſe ſie für ſich daraus lernen, aber nachher das Gelernte in lauter, vernehmlicher, zuſammenhängender Rede vortragen. Man laſſe ſie das, was ſie jetzt in ſogenannten freien Aufſätzen niederſchreiben müſſen, nicht ſchreiben, ſondern ſprechen und wieder ſprechen, bis die Form gut wird. Da zeigt ſich, ob ſie Wahrheit haben und geben. Schreibend lügen ſie ſich in allerhand Zuſtände hinein. Man leſe mit ihnen die Alten, dieſe unübertroffenen Muſter der Beredtſamkeit, und laſſe überſetzen und wieder überſetzen, bis ſie ein ordentliches Deutſch herausbringen. Die Zunge muß ihnen erſt gelöſt werden: dieß iſt das einzige Geheimniß im Unterrichte zur Beredtſamkeit. Zum Reden gehört Kenntniß der eigenen Sprache (im höheren Grade nur an den Alten zu erlangen!), Kenntniß der Sache, worüber zu reden iſt, und, was daraus hervorgeht, Liebe und Begeiſterung. Weder durch ein buntes Gemiſch von einem ungründlichen Allerleiwiſſen, noch durch das voreilige, unüberlegte und verderbliche Erziehenwollen zu einem guten Stile und zu einem unthätigen Schreibervolke iſt die wahre Beredtſamkeit zu erwecken; ſondern einzig und allein durch gründliche Kenntniſſe in einer Sache (die größte Einſeitigkeit iſt zugleich die größte Vielſeitigkeit!), durch begeiſtertes Eindringen in das Alterthum (aber nicht in die ſchalen und abgeſtandenen Noten und überklügelten Spitzfündigkeiten) und durch Bewahrung eines reinen und

frommen Gemüths. Nur Reden ist das Andere vom Lernen, nicht Schreiben; Schreiben ist nur ein innerliches Thun, Reden ist eine äußerliche That; die That gehört der Gegenwart, das Schreiben ist Frucht vieler Thaten für die Zukunft. Unsere Schuljugend soll ihre Kenntnisse für die Gegenwart in der Schule anwenden, aber nicht, nachdem sie kaum eingesammelt hat, schon an die Zukunft denken; sie soll nicht schreiben, wenn sie kaum lesen gelernt hat.

Mehr sprechen also sollen die Schüler als es in der Regel geschieht, schon damit sie beweisen, ob sie das Gelernte sicher aufgefaßt haben, oder ob sie es bloß erst schwach umdämmere und noch mehr Erleuchtung bedürfe: das ist die erste allgemeine Forderung. Aber dann ist auch noch besondere Anleitung zum Sprechen, zur Action und zum Vortragen eigener Gedanken nöthig. Dieß schließt sich den dreierlei Redearten an: Lesen des Eigenen oder Fremden, Declamiren des zu eigen gemachten Fremden, Reden oder Vortragen des ganz Eigenen. Beim Lesen lernt der Knabe (in den unteren Classen) den richtigen und deutlichen Sprechton um so leichter, als das empfindende Subject und das empfundene Object weiter auseinander stehen und die Satztheil- und Satztonzeichen den Ausdruck des Gefühls unterstützen. Doch warnen wir die Eintönigkeit für Mangel an theilnehmender Empfindung zu halten und durch zu auffallende Accentuation oder gar nach Noten das Gefühl zur Nachahmung aufzureizen und Empfindung lehren zu wollen. Man muß Geduld haben! — Das Declamiren (in den mittleren und oberen Classen) setzt die Herrschaft über das fremde Object voraus, bringt dem Ziele, eigene Gefühle vorzutragen, näher und ist die Mittelstufe zwischen Lesen und Reden. Der höchste Grad jener Herrschaft wäre, daß der Zuhörer den Unterschied zwischen Vortragendem und Dichter vergäße, daß also der Declamator sich gänzlich in die Seele des Dichters versetzt, oder, bei der dramatischen Poesie, bis zur vollkommenen Täuschung den Charakter angenommen hätte. Durch diese Substituirung einer lebenden Person in die Rolle einer erdichteten hört der Unterschied zwischen eigenem und fremdem Producte auf. Dieß fällt in die theatralische Kunst. Der Declamator aber soll kein Schauspieler sein, und in der Schule (darum keine Monologen und selten lyrische Gedichte) soll das Declamiren nur Gelegenheit bieten die Elemente der Action zu lehren. Aber keine Theorie der Gestus, der Geberden u. s. w., sondern nur Unterstützung des natürlichen Bedürfnisses und Belebung des Muthes die Gefühle durch äußere Zeichen darzustellen und zu verstärken! Man gehe langsam vorwärts, lasse bloß erst vortreten, dann den erzählenden Gestus anwenden, und komme erst in den oberen Classen — doch immer nur beispielgebend und rathend, nicht als Gefühlsanatom — zu den genaueren Vorschriften der Action, damit diese, zur Gewohnheit durch Belebung des Muthes geworden, bei dem freien Vortragen eine natürliche Aeußerung der Empfindungen seien. Dieses Vortragen eigener Gedanken oder, in seiner Vollendung, das Reden hat drei Entwickelungsstufen: Erste Stufe: Vortragen fremder Gedanken in eigener Form: Erzählungen, weil der einfachste Gedanke die Poesie einer Erzählung, eines Mährchens u. dgl. ist. Der Lehrer erzählt vor, die Knaben wiederholen; der Schüler liest zu Hause eine Erzählung durch und erzählt sie in der Schule mit seinen Worten nach. Nirgends darf memorirt werden. Zweite Stufe: Vortragen fremden, nach eigenen Gedanken geordneten, Stoffes in eigener Form. In dem dieser Stufe entsprechenden Alter pflegen die Knaben ängstlicher, scheuer, verlegener zu sein; ihre Reflexion über sich und ihren Unterschied von Anderen beginnt. Darum noch manche der früheren Uebungen. Außerdem aber Dar-

ſtellungen aus der Geſchichte, Geographie, Naturbeſchreibung u. ſ. w. mit der Forderung auszugsweiſe Ausführliches wiederzugeben. Unterſcheidung des Wichtigen und Unwichtigen nach eigenem Urtheil. Weitere Ausdehnung dieſer Referate auf Bücher, Jugendſchriften, Biographien; dann Inhaltsangaben aus Dramen, actweiſe und ganz, aus Epen und endlich — zur Vorbereitung auf die letzte Stufe — aus kleineren lyriſchen, beſonders allegoriſchen Gedichten mit Hinzufügung der durch den Inhalt zu beweiſenden Tendenz: Ein- und Anleitung zur eigenen Erklärung ſchwieriger Gedichte. Das Vorurtheil der Schüler, daß ihre Vorträge durch Aufſchreiben und Lernen beſſer gelingen würden, iſt durch Strenge zu beſeitigen, durch ihre eigene Erfahrung zu widerlegen und ſeine Anwendung durch oft unterbrechendes und den Schüler zum Freiſprechen nöthigendes Einreden des Lehrers zu erſchweren. Dritte Stufe: Vortragen eigener Gedanken in eigener Form: Kleinere ſchwierige Gedichte (Oden von Klopſtock) werden erklärt, größere Dichtungen unter beſtimmten Geſichtspunkten (z. B. Charakteriſtik einzelner Perſonen) ausgezogen, beinahe alle die ſonſt unſchädlichen Themata behandelt, welche jetzt zum Schreiben gegeben werden, Betrachtungen, Abhandlungen, Nachbildungen claſſiſcher Reden, Wiederholung ſo eben vorgeleſener Aufſätze, doch überall nur über Dinge, welche der Schüler verſtehen kann und beſprechen darf. Endlich eröffne man ihnen die eigentliche Arena zur Beredtſamkeit. Sprachgewandtheit und Muth müſſen hinreichen, daß die Schüler vor den Genoſſen ſtreiten und Reden halten können. Hier wieder drei Grade: Disputiren Einzelner über ſtreitige Punkte des Schulwiſſens (zugleich als Vorbereitung zu den lateiniſchen Disputationen), dann Reden beſonders über geſchichtliche Themata, Gedächtnißreden u. ſ. w., zuletzt Wechſelreden über Themata, welche ſich von mannichfachen Seiten betrachten laſſen, auf die ſich jeder Schüler, genau nachdenkend (nicht ſchreibend) vorbereitet, ſo daß, nachdem Einer geſprochen, der Andere auf deſſen Rede lobend, beſtätigend, widerlegend eingeht, das Für und Wider ſchärfer erwägt und ſeine eigene Ueberzeugung ausführt. — So wird die Zunge gelöſt, ſo der Muth wahrhaft eigenen Gedanken eine augenblicklich mit ihnen entſtehende Form zu geben erweckt, ſo die Fähigkeit zur freien Rede anerzogen, die angeborene des Talents ausgebildet, die Beredtſamkeit des Mannes durch die Schule vorbereitet, ſo die Schule, das Gymnaſium zu einer eigentlichen Ringſchule des jugendlichen Geiſtes erhoben: herrliche Ausſicht für die alſo erzogenen Jünglinge, köſtliche Hoffnung für die Kreiſe ihrer ſpäteren Wirkſamkeit! Die Schule *kann* ſie geben: thue ſie's auch!

Unſer Volk hat die herrlichſten Elemente zur Beredtſamkeit. Man unterſuche was die Beredtſamkeit verlange, man ſehe ein, daß der Anfang in angedeuteter Weiſe von den Schulen gemacht werden müſſe, und man füge zu den großen Wohlthaten, die man in unſerer Zeit dem Volke durch den verbeſſerten Schulunterricht erwieſen hat, auch noch *die* hinzu, daß man Geduld lerne und in den Anforderungen an die Jugend nichts übereile; denn nur die Uebereilung des jugendlichen Geiſtes bringt matte Treibhauspflanzen an's Licht. Die Verbeſſerungen gehen in neuerer Zeit meiſtens von Oben aus; aber anfangen müſſen ſie, wenn das Oben gut werden ſoll, beim Unten, bei der Wurzel. Wenn in unſeren Schulen nur gelernt, d. i. geleſen und geſprochen, nicht mehr ſo viel geſchrieben wird: dann iſt der erſte und ſicherſte Grund zur Wiederherſtellung der öffentlichen Beredtſamkeit gelegt. Für das Weitere wird Gott ſorgen!"

Der Redner hatte dieſen Vortrag mit ergreifender Begeiſterung gehalten. Dieß erkannte der Vice-Präſident rühmend an und forderte zur Debattirung des Gegenſtandes auf, indem er dabei bemerkte, daß der Redner die von ihm aufgeſtellten Behauptungen durch ſeinen Vortrag praktiſch widerlegt habe. Denn während er behaupte, daß ein vom Concept gehaltener Vortrag langweilig ſei und des friſchen Lebens ermangele, habe ſein Vortrag vom Concept nirgends etwas von Langeweile empfinden laſſen. Die Polemik gegen die ſtiliſtiſchen Uebungen ſcheine jedenfalls zu weit getrieben.

Von den Mitgliedern der Verſammlung ließ zuerſt Profeſſor **Hermann** aus Marburg ſeine Stimme vernehmen in folgenden Worten:

„Da kein Würdigerer aufſteht, um dem Redner, welchen wir vernommen, zu antworten, ſo glaube ich für meinen Widerſpruch in ſofern einigermaßen auf die Nachſicht der verehrten Verſammlung rechnen zu dürfen, als derſelbe vielleicht mehr, als es der Redner ſelbſt wollte, mit demjenigen zuſammenhängt, für welchen ich mich in der vorjährigen Verſammlung des aufmunternden Beifalls der bei weitem größern Majorität zu erfreuen hatte. In den Principien ſtehe ich freilich dem dießjährigen Redner viel näher als dem vorjährigen, welcher der Gegenwart die Vermittelung durch das Alterthum zu unſterblicher Bildungshöhe verkümmern wollte; dieſe Baſis erkennt jener mit mir an; wenn er jedoch gleichwohl nicht minder eine nothwendige Mittelſtufe zu dem Ziele, das wir alle mit ihm theilen, überſpringt, ſo droht er damit unſerer wahren Bildung keinen geringern Stoß zu verſetzen und das Höchſte und Heiligſte, das nicht ohne Schweiß und Mühe zu erlangen ſteht, durch vorzeitige Frühreife zu übereilen. Er beruft ſich auf die großen Alten, die gewiß im Gebiete der Beredtſamkeit unſere ewigen Muſter ſind; aber gerade hier finden wir den olympiſchen Donnerer, wie ihn ſein eignes Volk nannte, Perikles, der nie ohne die ſorgfältigſte Vorbereitung ſprach und einſt, als man in ihn drang öffentlich zu reden, ſich mit den Worten entſchuldigte: ich bin nicht vorbereitet, *οὐκ ἐσκεμμαι*: — oder wenn auch dieſe Vorbereitung allerdings nicht gerade eine ſchriftliche zu ſein brauchte, ſo haben wir den größten redneriſchen Schriftſteller aller Zeiten, Demoſthenes, der ſelbſt für ſolche Fälle, wo er unvorbereitet reden mußte, ſich wenigſtens eine Anzahl geſchriebener Eingänge im Voraus angelegt hatte, die wir noch unter ſeinen Werken beſitzen, um erſt von dem feſten Buchſtaben zum beweglichen Worte überzugehn. Erſt im ſpätern Alterthume, in den eiteln Wettkämpfen der Sophiſten, begann man auf die Improviſation, auf das *αὐτοσχεδιάζειν* über augenblicklich dargebotene Aufgaben einen Werth zu legen; für die claſſiſche Zeit darf man gewiß annehmen, daß der Weg zur künſtleriſchen Rede nur durch die Schrift ging; und wenn es auch in der Natur der Sache lag, daß fortwährend eben ſo wohl wie früher, als das Volk in der Vegetation bloßen Nationallebens begriffen war, auch in öffentlichen Verſammlungen Vieles nur nach dem Drange des Augenblicks geſprochen ward, ſo iſt das doch eben deßhalb auch nur für den Augenblick geweſen und vom Strome der Zeit weggeſchwemmt worden, während das ſchriftlich Meditirte der Ewigkeit Trotz bietet. Der verehrte Redner hat zwar geſagt, es müſſe bei der Bildung der Jugend zunächſt auf die Gegenwart, nicht auf die Zukunft Rückſicht genommen werden; darin aber befinde ich mich mit ihm im entſchiedenſten Widerſpruche, und glaube zugleich im Sinne aller hier verſammelten Pädagogen und Schulmänner zu reden, wenn ich eben dieſe Rückſicht auf die Zukunft, die im Knaben ſchon den dereinſtigen Mann erblickt,

ſtatt der ſpielenden Methode knabenhaften Unterrichts als die einzig fruchtbringende behaupte. Der Mann wirkt zunächſt für die Gegenwart; ob ſein Wirken ſich auch auf die Zukunft erſtrecken ſolle, wird neben andern Dingen hauptſächlich davon abhängen, ob er bereits in ſeiner Jugend für ſie erzogen worden iſt, und dazu glaube ich ohne Uebertreibung gerade die Bildung des Verſtandes und der Rede durch die Schrift als weſentliches Mittel in Anſpruch nehmen zu dürfen. Es iſt ein ewiges Naturgeſetz, welches auch durch die neueſte Philoſophie in beſtimmten Formen ausgeſprochen worden iſt, daß zwiſchen der erſten unmittelbaren Naturſtufe und der höchſten abſoluten Vollendung eine Vermittelung in der Mitte liegen müſſe, durch welche ſich eben das letztere Extrem von dem erſteren, mit welchem es ſonſt in mannichfacher ſcheinbarer Berührung ſteht, unterſcheidet, und als eine ſolche nothwendige Vermittelung ſetze ich das Schreiben in die Mitte zwiſchen der unmittelbaren natürlichen Rede, wie ſie einem jeden Menſchen angeboren iſt, und der künſtleriſch vollendeten, die zwar äußerlich jener gleicht, bei näherer Betrachtung aber ein Bewußtſein und eine Harmonie innerer Geſetzmäßigkeit vor ihr voraus hat, das nur durch Schreiben erlangt werden zu können ſcheint. Ganz der ähnliche Fall iſt bei der Poeſie und Proſa: Proſa iſt die natürlichſte, unmittelbarſte Form des menſchlichen Ausdrucks, und es wäre der abſurdeſte Schluß, daß, weil in der Literatur die Poeſie der Proſa vorhergeht, die Menſchen früher in Verſen geſprochen haben müßten; aber zur künſtleriſch geſtalteten Proſa gelangt kein Volk eher, als bis es ſich in der Poeſie zuerſt ſeiner geſteigerten ausgezeichneten Gefühle und Stimmungen bewußt zu werden geübt hat, um dieſes Bewußtſein dann auch auf die Gegenſtände des gewöhnlichen Lebens überzutragen; und dieſes nämliche Bewußtſein, dieſe Reflexion iſt es, die ich als unerſetzlichen Vortheil von dem Schreiben als Vorübung zur Rede erwarte. Ich bin weit entfernt der Rede ihren hohen Werth und dem lebendigen Worte die Bedeutung abzuſprechen, die es für das menſchliche Leben ſtets gehabt hat und haben wird; der verehrte Redner hat darüber treffende Bemerkungen gemacht und die einzelnen Vorſchläge, die er zur Hebung deſſelben gethan hat, werden gewiß der Würdigung ſo vieler einſichtsvoller Schulmänner, wie wir ſie hier verſammelt ſehen, nicht entgehen; aber ich meine, wir ſollen das Eine thun und das Andere nicht laſſen, während wir, wenn wir der vernommenen Anſicht gemäß das Schreiben unſern Schülern verbieten und mit Strenge zurückhalten wollten, in die entgegengeſetzte Einſeitigkeit verfallen, und meines Erachtens noch viel ſchlimmere Reſultate, als er ſie von dem bloßen Schreiben nachgewieſen hat, erzielen würden. Der verehrte Redner hat ſelbſt geſagt, die Menge, auf welche der Redner zu wirken habe, handle gewöhnlich ohne Ueberlegung; ſtatt aber daraus zu folgern, daß es nun auch für den Redner ſelbſt gleichſam ſympathiſch keiner Ueberlegung bedürfe, ſchließe ich im Gegentheil, daß die hohe Stellung, die er der Menge gegenüber einnimmt, und die ſchwere Verantwortlichkeit, welche ihm ſeine Gewalt über die Gemüther auferlegt, ihm die ſtrengſte Ueberlegung und eine Reflexion zur Pflicht mache, von welcher ich nicht einſehe, wie ſie ohne Vermittelung des Schreibens möglich ſei. Das Genie bricht ſich allerwärts Bahn und für daſſelbe gibt es allerdings keine Erziehungsvorſchriften; wollen wir dagegen die Mittelclaſſe, auf welche nach bekannten pädagogiſchen Grundſätzen ſtets die Hauptaufmerkſamkeit des Lehrers gerichtet ſein muß, nach den von dem verehrten Redner aufgeſtellten Principien erziehen, ſo fürchte ich ſehr, daß die Verwechſelung zwiſchen dem maaßloſen Erguſſe der alltäglichen Rede und der wahrhaft gediegenen und maaßhaltenden Beredtſamkeit ohne das Mittelglied der Schrift gar nicht zu verhüten,

die Vermiſchung beider Ströme ohne den dazwiſchen liegenden Damm unvermeidlich ſein wird; die Jugend wird zu reden meinen, während ſie bloß ſpricht, und während wir ein Volk von Schreibern zu bilden ſcheuen, werden wir, was noch hundertmal ſchlimmer iſt, ein Volk von Schwätzern bilden!"

Der Vice-Präſident bemerkte hierauf, daß man noch näher eindringen und der Sache mehrere Seiten abgewinnen könne, z. B. in Bezug auf die ſchweren Beſchuldigungen über die Urſachen des Verfalls der deutſchen Beredtſamkeit; es handele ſich jedoch hauptſächlich darum, die angeregte Idee ſelbſt näher in Betrachtung zu ziehen und zu unterſuchen, in wie weit und durch welche Mittel dieſelbe auf gelehrten Schulen zu verfolgen ſei.

Collaborator **Günther** verlangte das Wort und machte nachträglich folgende Bemerkungen: 1) Er ſei nicht geſonnen alles Schreiben aus dem Unterrichte zu entfernen, und meine nur, der Schüler ſolle ſeine eigenen Gedanken nicht eher niederſchreiben, als bis er mit den Erforderniſſen des Stils hinlänglich bekannt geworden ſei. Dieſe aber könne er bloß durch Nachbilden der alten Muſter erlernen. 2) Auch ſolle die Rede keineswegs ohne alle Vorbereitung extemporirt werden. So ſei es bei den Alten geweſen, und wenn Perikles nicht unvorbereitet habe reden wollen, ſo meine er damit innerliche Vorbereitung, nicht Aufzeichnung der Rede. Endlich 3) der Satz: die Jugend ſoll nicht für die Zukunft erzogen werden, ſei nicht falſch aufzufaſſen; er verſtehe darunter nichts weiter, als daß nur die unmittelbaren Beweiſe des Gelernten ſich in der Gegenwart zeigen könnten.

Hieran reihete Director **Weber** aus Bremen folgende Bemerkungen: Er ſei weit entfernt die hohe Würde und den Werth mündlicher Rede und aller möglichen Vorübung zu derſelben in Abrede zu ſtellen, da er der ſchönen Zeit gedenke, wo der Aufſchwung vaterländiſcher Begeiſterung und die großſinnige Erhebung gegen fremde Knechtſchaft den Deutſchen gelehrt habe unvorbereitet zu reden, wo man nicht habe ſtudiren müſſen, um die Gemüther zu einem allgemeinen großen Gedanken, dem Gedanken gemeinſchaftlicher Freiheit und Ehre zu entflammen, wo das lebendige Wort wirklich eine lebendige That geweſen ſei und zu lebendigen Thaten begeiſtert habe. Auch wolle er den ſchönen Eifer des jugendlichen Redners um ſo weniger mißbilligen, da ein ſolcher Eifer an ſich ſelbſt etwas höchſt Achtungswerthes ſei und die Begeiſterung deſto höher geſchätzt werden müſſe, je ſeltner ſie in unſerer Zeit zu werden anfange, geſetzt auch dieſe Begeiſterung ſei nicht ganz auf dem richtigen Wege. Dieß ſei aber mit dem jungen Redner der Fall. Er wünſche die Jugend zum Gebrauche der mündlichen Rede geführt, er faſſe aber ſeinen Gegenſtand weſentlich nur von einer formalen Seite. Mit dem Declamiren gegen das Schreiben ſei hier nichts gethan. Die bekannte Maxime le stile c'est l'homme ſei ſehr bündig geſagt; denn wie der Menſch ſei, ſo denke er, ſchreibe und rede. Um aber reden zu können, müſſe man Stoff haben, Ueberzeugungen, eine Wahrheit, die vom Herzen komme. Das könne die Jugend bei ihrem Mangel an Anſchauungen, da ſie ja erſt die Gegenſtände der Erkenntniß erlernen ſolle, natürlich nicht; ſolle ſie aber über Allgemeines und Angelerntes reden, ſo müſſe ja eben das, was am meiſten vermieden werden ſolle, Sophiſterei und Geſchwätz, der Erfolg ſein. Das Herz, die Fülle der Wahrheit, ſei der Quell überzeugender Rede; die Jugend, damit dieſe Quelle nicht

frühzeitig in ihr getrübt und abgegraben werde, müsse vielmehr zum Schweigen als zum Reden gewöhnt werden. Es komme also darauf an, den Charakter der Jugend zu bilden, damit sie lerne an der Wahrheit zu halten und um keinen Preis ein Wort der Lüge, der Sophisterei, des Trugs und Lugs zu reden, um den Ausspruch des alten, schlauen Talleyrand wahr zu machen, daß der Mensch die Rede empfangen habe, um seine Gedanken zu verhehlen. Zu solcher Bildung des Charakters gebe der Lehrstoff des classischen Alterthums, ja Alles, was im Schulleben überhaupt sich dem Lehrer zur Erörterung biete, tausenderlei Veranlassungen, und sobald der Schüler sich durch gründlichen Fleiß dieser Stoffe bemächtige, lerne er auch reden und seine Zunge löse sich von selbst. In dieser Beziehung sei nun die ethische Auffassung des Alterthums, wie sie die herrlichen Leistungen des ehrwürdigen Präsidenten Friedrich Jacobs durchaus auszeichne, stets das Muster fruchtbarer Anregungen. Denn des Gelehrten Gesinnungen zu bilden, darauf komme Alles an: er müsse der Menschheit voranleuchten durch Uebereinstimmung der Lehre und des Lebens, durch Wahrheit des Charakters, durch unerschütterliche Redlichkeit und Seelenadel, wenn die Menschheit von ihm lernen solle.

Was die praktischen Vorschläge des Redners betreffe, so seien sie größtentheils unausführbar: derselbe werde in spätern Erfahrungen lernen, daß bei aller Anerkennung gegen jugendliche Begeisterung doch die Schule manches nicht zulassen könne, was wir uns in unsrer Ueberschwenglichkeit einreden. Auch er sei ein junger Schulmann gewesen, habe sich in mancher idealischen Vorstellung von seinen pädagogischen Aufgaben berauscht und sich gewundert, wenn erfahrenere Männer darüber gelächelt hätten, und jetzt verstehe er diese Männer. So möge der Redner ihn auch nicht mißdeuten, wenn er ihn jetzt etwas scharf zurecht zu weisen scheine. Er stimme ihm darin ganz bei, daß mit sogenannten deutschen Aufsätzen jetzt großes Unwesen getrieben werde, und viele deutsche Stillehrer gar nicht anzufangen wissen, wie man die Jugend zur Muttersprache erziehen solle. Er selbst habe keinen deutschen Aufsatz auf Schulen machen lernen, könne also auch keinem Lehrer dafür besonders danken; woher das bescheidene Theil von Handhabung der Muttersprache in seinen etwaigen schriftstellerischen Leistungen komme, wisse er selbst nicht, tröste sich aber eben daraus, daß mit vielerlei methodischer Anweisung nicht viel ausgerichtet werde. Der verstorbene große Arzt Sömmering sei bei seinem Jubiläum von der Frankfurter deutschen Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt worden; Ehrenhalber habe er dann auch einer Sitzung beiwohnen müssen, und daraus zurückkommend habe er ihm geklagt: da saßen nun die braven Leute drei Stunden zusammen und stritten sich, ob man sagen müsse: „ich liebe den Wein, oder ich trinke gern Wein", für welches letztere sie sich prosaischer Weise entschieden. Er sei aber überzeugt, Wein trinken thun sie alle gern, wozu half ihnen denn ihr Streit? „Und so", schloß er, „lassen auch wir uns nicht irre machen den Wein der Begeisterung für alles Schöne und Große auf unsrem pädagogischen Wege der Jugend fröhlich einzuschenken, über die Art aber, wie wir den Becher fassen, wollen wir nicht zu sophistisch rechten!"

Damit wurden die Debatten über diesen Gegenstand geschlossen, und nachdem der Vice-Präsident Herrn Günther seinen Dank dafür ausgedrückt hatte, daß er durch seinen Vortrag Veranlassung zu so interessanten Discussionen gegeben habe, forderte er Herrn Professor

Ritſchl aus Bonn auf, ſeine Mittheilungen über **die Anwendbarkeit einer lithographiſchen Erfindung für wichtige philologiſche Zwecke** zu machen, was in folgender Art geſchah.

Profeſſor Ritſchl ging von der Ueberzeugung aus, daß, je höher ſich in unſern Tagen die ideelle Seite der claſſiſchen Philologie entwickele, deſto feſter daneben gehalten werden müßten die materiellen Grundlagen, auf denen alle Alterthumswiſſenſchaft beruhe, d. i. die handſchriftlichen Quellen der Ueberlieferung. Dadurch werde bedingt die Nothwendigkeit eines ſteten Zurückgehens auf die geſchriebenen Texte, und dadurch das Bedürfniß zuverläſſiger Collationen. Er deutete kurz die Schwierigkeiten an, die ſich der Befriedigung dieſes Bedürfniſſes von jeher entgegengeſtellt haben und noch entgegenſtellen: Koſtbarkeit; Mangel an Sachverſtändigen auf fremden Bibliotheken; unvermeidliche Unvollſtändigkeit jeder Collation; Unmöglichkeit alle die zahlreichen Nebendinge in eine Collation aufzunehmen, deren Werth oder Unwerth ſich nicht im Voraus ermeſſen läßt, ſondern ſich erſt dem Auge eines geſchickten Textesbearbeiters ergibt. Darum auch bloßen Collationen von jeher vollſtändige Abſchriften vorzuziehen waren. Alle dieſe Hemmniſſe ſeien mit einem Male aus dem Wege geräumt durch eine Erfindung des Lithographen Uckermann in Erfurt, deren Reſultat ſei: die vollſtändige Facſimilirung ein- oder mehrfarbiger Handſchriften, mit der Unmöglichkeit eines Fehlers, mittelſt einer auch von jedem Nichtphilologen auszuführenden Operation, bei ſehr geringen Koſten und ohne die mindeſte Beſchädigung des Originals. Es wurde darüber der nachſtehende, von dem Erfinder ſelbſt verfaßte, Bericht mitgetheilt:

„Ihrem Verlangen zu genügen, gebe ich hier eine oberflächliche Beſchreibung des Verfah„rens correcte und treue Facſimiles von alten Handſchriften, die Charaktere mögen ſein welche „ſie wollen, und von Zeichnungen zu liefern:"

„Dem Originale, ſei es ein Buch oder einzelne Blätter, werden die Schriftzüge oder Fi„guren durch ein chemiſches Verfahren entnommen und auf ein beſonders dazu vorbereitetes Pa„pier gebracht, ohne daß das Original auch nur im Geringſten darunter leidet. Von dieſem „Papiere wird die Schrift durch ein weiteres Verfahren vermöge Auflöſung getrennt und einer „Steinplatte, die beſonders dazu vorbereitet worden, unter einer den Umſtänden angemeſſenen „Temperatur, mitgetheilt und durch einige von der gewöhnlichen Art abweichende Behandlungen „zum Abdruck fähig gemacht. Dieſe Schriftzüge erleiden nun 2 bis 3000 Abdrücke, und unter „Umſtänden auch mehr. Das Original wird treu mit allen Mängeln und Vollkommenheiten wie„dergegeben, und bei einiger Aufmerkſamkeit iſt es nicht wohl möglich Fehler hineinzubringen, „oder dem Originale anklebende Unrichtigkeiten zu entfernen; und wählt man ein dem Originale „gleiches Papier oder Pergament, ſo iſt die Täuſchung oft ſo groß, daß man Eins mit dem „Andern leicht verwechſelt. Die Preiſe für der Art Druck ſind den Umſtänden nach ſehr billig „zu nennen. Auch können auf dieſe Art mehrfarbige Abdrücke, als Landkarten, Gemälde ꝛc. ge„liefert werden."

Erfurt, den 21. September 1810. Uckermann.

Zur Beſtätigung des Geſagten zeigte Prof. Ritſchl zwei Proben vor, die nach ſeiner Wahl und unter ſeiner Aufſicht aus Erfurter Handſchriften waren entnommen worden, und bezeugte namentlich und ausdrücklich die Nichtbeſchädigung des Originals. Selbſt eine Probe im

Großen ließ ſich aufweiſen: der kürzlich von Dr. Möller in Uckermannſcher Lithographie herausgegebene, bis dahin unedirte Liber climatum eines arabiſchen Schriftſtellers, beſtehend aus 64 auf beiden Seiten bedruckten Quartblättern und 21 mehrfarbigen Karten, deſſen Koſten laut näher nachgewieſener Rechnung nur etwa den vierten Theil der für gewöhnliche Lithographie erforderlichen betragen. (Das Exemplar 3 Thlr. 25 gl.) Von dieſem Verfahren empfahl nun der Berichterſtatter eine doppelte Anwendung. I. Vollſtändige Facſimilirung ganzer Codices, von denen er für dieſen Zweck beſonders vier Claſſen hervorhob: 1) ſolche, deren Inhalt zum erſten Male bekannt gemacht wird; 2) Handſchriften von ſehr ſchwieriger oder verderbter Schrift (z. B. die Lexica Sangerman., Schol. Vat. Eurip. u. a.); 3) alle Codices unici, denen allein wir die Erhaltung gewiſſer Schriftſteller verdanken (wie etwa Hesych., Phot. Lex., Tacit. Annal. I—VI., Fest., in mehr als einer Beziehung Anthol. Palat.); 4) Handſchriften, welche immer die Hauptgrundlage für den Text eines an ſich wichtigen Schriftſtellers bilden und bleiben werden (z. B. Aesch. Med., Soph. Laur., Aristoph. Rav., Plaut. Palatt., Terent. Bemb. u. ſ. w.). Erinnerung an Orelli's häufige Forderung wörtlicher Abdrücke auf dem Wege der (in gleichem Grade unzureichenderen und koſtſpieligeren) Typographie. In wiefern dieſer erſten Anwendbarkeit in größerm Maaße und nach einem beſtimmtern Plane Folge zu geben, bleibe der Zukunft vorbehalten und ſei namentlich von der Liberalität der Regierungen oder dem Ermeſſen reicher fundirter Bibliotheken abhängig. II. Weit näher liegend dagegen und mit geringen Mitteln ſicher zu erreichen ſei ein zweiter Zweck. Für die kritiſche und exegetiſche Behandlung der alten Literaturwerke ſei nichts ſo unerlaßlich als Kenntniß der Mittel und Wege, durch welche dieſelben von ihrer erſten Aufzeichnung an bis auf die neuere Zeit äußerlich fortgepflanzt worden. Gleichwohl laſſe ſich behaupten, daß keinerlei philologiſche Kenntniß und Fertigkeit im Ganzen weniger verbreitet ſei im Philologenſtande als paläographiſche Einſicht und Uebung. Andeutung der ſehr nahe liegenden Urſachen dieſer Erſcheinung. Auch ohne die Seltenheit, Koſtbarkeit und Weitläufigkeit der paläographiſchen Werke von Mabillon, den Benedictinern, Montfaucon u. a. würden dieſe dem Bedürfniß, welches hier in's Auge zu faſſen ſei, nicht genügen, weil ſie der Anſchauung nicht genug bieten. Wenige Tafeln reichen ſchlechterdings nicht hin; noch weniger könne aus vereinzelten Buchſtaben, Sylben, Wörtern und Abbreviaturen, wie ſie an Baſt's Commentatio palaeographica in Kupfer geſtochen ſeien, irgend jemand alte Codices im Zuſammenhange leſen lernen. Selbſt einzelne Handſchriften geſehen und verglichen zu haben helfe nicht genug; um Texte, wie z. B. Varro de l. Lat. oder Velleius, mit Glück zu behandeln, komme es darauf an, alle überhaupt möglichen Formen ſich eingeprägt und für etwaige Anwendung ſtets in promptu zu haben. Ganze Maſſen von Proben, und zwar jede immer eine vollſtändige Seite enthaltend, gewählt aus allen Jahrhunderten, Ländern, Schriftarten und Gattungen des Inhalts, ſeien erforderlich, um eine anſchauliche Vorſtellung und klare Einſicht zu geben von allen den Erſcheinungen und Bedingungen, welche die ſogenannte diplomatiſche, ſo wie die divinatoriſche Kritik zu berückſichtigen habe: wie z. B. nicht nur von Buchſtabenverwechſelungen und Abbreviaturen, ſondern auch von alten Correcturen, Interpolationen, Raſuren, Lacunen, Gloſſemen, Marginal- und Interlinearbemerkungen, Scholien u. dgl. Aus dieſen Gründen erſcheine als eine der wünſchenswertheſten Unternehmungen ein auf dem kleinſten Raume möglichſt vollſtändiger und zugleich wohlfeiler Codex palaeographicus, als Hülfsmittel für Philologen zum Selbſtſtudium griechiſcher und lateiniſcher Paläographie. Ein ſolches Handbuch herzuſtellen

ſetze erſt das neue lithographiſche Verfahren in den Stand. Funfzig Bogen in groß Quart würden gegen 200 ausführliche Proben griechiſcher und über 200 lateiniſcher Schrift umfaſſen, und in dieſem Umfange das Ganze zu dem Preiſe von 5 Thlr. für das Exemplar hergeſtellt werden können. Zugleich würde mit einer ſolchen Anzahl wohl gewählter und hiſtoriſch angeordneter Belege eine vollſtändige Geſchichte der Veränderungen griechiſcher und lateiniſcher Schrift gegeben ſein. Bis auf einige aus Italien und Paris zu holende und ohne Schwierigkeit zu erhaltende weltberühmte Stücke würden für die Hauptſache ſchon die deutſchen Bibliotheken (Wien, München, Heidelberg, Wolfenbüttel, Berlin, Breslau, Leipzig, Dresden, Bamberg, Gotha und andere kleinere) vollkommen ausreichen, nöthigen Falls auch Leyden, Baſel, Bern, Zürich leicht zu erreichen ſein. Die Proben müſſen, ſo viel irgend möglich, nur aus Handſchriften von Claſſikern genommen werden; die Angabe der Stellen nach den gedruckten Ausgaben dürfte nicht fehlen. Auf wenige Bogen hätte ſich eine vorauszuſchickende Einleitung in die griechiſche und lateiniſche Paläographie zu beſchränken. Der Berichterſtatter erklärte zur Ausführung dieſes Planes in Gemeinſchaft mit Herrn Uckermann bereit zu ſein, wofern das Unternehmen von der hochanſehnlichen Verſammlung gutgeheißen, und dem Lithographen für die von ihm aufzuwendenden, nicht unbeträchtlichen Koſten durch eine vorläufige Subſcription die erforderliche Garantie geleiſtet werde."

Der Vice-Präſident ſchlug vor, es möge der Verein für die Abfaſſung eines ſolchen Codex palaeographicus eine günſtige Aeußerung an den Tag legen und das Unternehmen öffentlich empfehlen. Nähere Vorſchläge über die Art, wie dieß geſchehen könne, ſollten der morgenden Sitzung zur Prüfung vorgelegt werden.

Hierauf folgte der zweite Theil von **Thierſch's** Vortrag, an welchen ſich nach der Beſtimmung der Tagesordnung die Debatten anreihen ſollten, zu deren Behuf Thierſch unter dem Titel: „was ſtatt eines allgemeinen Schulplanes zu wünſchen ſei," ſeinen Vortrag gegen einen allgemeinen Schulplan mit Darlegung einer Reihe von Wünſchen und Vorſchlägen ergänzte, über welche, wie voraus zu ſehen ſei, die Discuſſion ſich mehr verbreiten würde als über den allgemeinen Theil, der nach dem Eindruck, den er hervorgebracht zu haben ſchiene, wohl kaum einem Widerſpruch im Ganzen begegnen dürfte. Seine Anträge und Wünſche, gleichſam Reſolutionen über das gelehrte Schulweſen, bezogen ſich vorläufig auf folgende Punkte:

1) Gründung einer Elementarſchule für jede gelehrte Schule, ſo daß ſie durch den Rector der Anſtalt zu ordnen und zu führen ſei, und die Beſtimmung habe die zum öffentlichen Unterricht eintretenden Kinder in den Elementarkenntniſſen beſſer und für das Gymnaſium berechneter zu unterrichten, als es beim beſten Willen in den allgemeinen Volksſchulen möglich ſei. Es wurde bemerkt, daß ſolche Vorſchulen an Gymnaſien mehrerer Länder, z. B. in Nürnberg und Karlsruhe, mit dem beſten Erfolg eingerichtet wären, und neben ihnen der Zugang aus den Volksſchulen in die Gymnaſien nicht ausgeſchloſſen ſei.

2) Trennung des untern Gymnaſiums von dem obern, in ſofern jenes für den Knaben, dieſes für den Jüngling beſtimmt ſei, beide aber ſich vermöge dieſer Beſtimmung durch Lehrſtoff, Lehrart und Disciplin mehr von einander unterſcheiden müßten, als es in einer im innern Zu-

ſammenhang gegliederten Anſtalt möglich ſei. Die Scheidung trete in den Jahren ein, wo der Knabe in den Jüngling überginge, im 14ten und 15ten. Sie beſtände ſchon in mehreren Ländern, am längſten und fruchtbarſten in Würtemberg, desgleichen in Baiern, in Baden, in Naſſau, wo dieſe untern Lehranſtalten lateiniſche Schulen, Progymnaſien oder Pädagogien genannt würden, in letzter Weiſe am Zweckmäßigſten, denn ſie ſeien dem Knaben beſtimmt, ſeien Knabenſchulen, wie jene dem Jüngling, und als ſolche wahre Gymnaſien mit ſtrengen Anforderungen und Uebungen. Den untern Gymnaſien oder Pädagogien komme der grammatiſch-techniſche Unterricht in den alten und der deutſchen Sprache als ihre Hauptthätigkeit zu; möglichſte Fertigkeit darin und einige Gewandtheit in Leſung der leichtern lateiniſchen und griechiſchen Autoren ſei auf dieſem Punkt ihr Ziel, das der obern Gymnaſien ein tieferes und umfaſſenderes Studium vorzüglicher Werke der claſſiſchen Literatur. Daneben Elementarcurſe der Arithmetik, der Religionslehre, der Geographie und Geſchichte, einfacher in Pädagogien, umfaſſender, doch ohne ſich als Wiſſenſchaft abzuſchließen, in Gymnaſien.

3) Beiziehung aller Knaben von beſonderem Talent aus den Volksſchulen zu den Pädagogien überall, wo ſolche beſtehen, und Gründung derſelben in jeder Stadt, die ihrer Wohlthat noch entbehre: ſie ſollen, ohne ihr Weſen zu alteriren, und ohne aufzuhören die untere gelehrte Schule zu ſein, den künftigen Gelehrten und den künftigen Bürger eine Reihe von Jahren gleichen Schrittes führen, dieſen dadurch auf eine höhere Stufe der Intelligenz erheben und für die Erfüllung der wichtigen Pflichten, wie für die würdige Ausübung der bedeutenden Rechte des Bürgerſtandes, möglichſt gut vorbereiten. Dabei hindere nichts dieſem ſtatt des Griechiſchen für ſeine Bedürfniſſe einen Realcurſus einzurichten. Unter dieſer Form ſeien ſolche Anſtalten gegenwärtig in allen Städten der Rheinpfalz gegründet, in vollem Gedeihen und von der allgemeinen Zufriedenheit und Bereitwilligkeit der Bürgerſchaften umgeben.

4) Erklärung des Pädagogiums oder untern Gymnaſiums zur allgemeinen Baſis aller weiter gehenden Lehranſtalten, die mit den Wiſſenſchaften verkehren. Die in ihm bis zum 14ten oder 15ten Jahr gleichmäßig unterrichteten Knaben, welche nicht aus ihm in das bürgerliche Leben übergehen, ſondern weitere Bildung für beſtimmte Zwecke ſuchen wollten, ſollten, je nach ihrer höheren Beſtimmung, in das eigentliche Gymnaſium oder in die Specialſchulen für Militär, Forſtweſen, Waſſer- und Straßenbau, Handel und Gewerbe und in die Schullehrerſeminarien übergehen. Das Pädagogium ſolle den allgemeinen und gleichmäßig gepflegten Stamm des ſich in mannichfache Aeſte verzweigenden höher gehenden Unterrichts bilden, zu größerem Gedeihen deſſelben und zur Wahrung der nationalen Einheit auf dem Gebiete der Intelligenz.

5) Ebenſo auf den Gymnaſien Einrichtung von einem oder mehreren Realcurſen, wie ſie unter dem Namen von Parallelclaſſen ſchon an mehreren Gymnaſien, z. B. dem von Minden unter Hrn. Director Immanuel, mit Glück und Erfolg eingeführt worden ſind, beſtimmt für diejenigen, welche nicht aus dem untern Gymnaſium oder Pädagogium, ſondern erſt aus einer Claſſe des eigentlichen Gymnaſiums oder am Schluſſe deſſelben unmittelbar zu einem bürgerlichen Geſchäft übergehen wollen, und zu dieſem Behuf vom Griechiſchen können dispenſirt werden.

6) Stärkung und einfache Gliederung des eigentlichen Gymnaſiums, ſo daß die Studien der Literatur mit den zu ihnen gehörigen Uebungen in Stil und Vortrag überwiegend, mög-

lichſt vielfach und fruchtbringend, die Jünglinge in ihnen geſammelt, vertieft, wahrhaft gereift und durch Ermäßigung der wiſſenſchaftlichen Anforderungen auf dem Gebiete der Mathematik, der Religionslehre, der Geſchichte und Naturkunde vor Ueberladung gewahrt und möglichſt geſchont werden. Nur durch Concentrirung, Vertiefung und Gewöhnung ſei wahre Tüchtigkeit zu gewinnen.

7) Naturgemäßer und innerlich verbundener Gang der claſſiſchen Leſung auf Gymnaſien, ſo daß bei den Dichtern man von den Epikern zu den Lyrikern, von dieſen zu den Dramatikern gelangte, bei den Proſaikern von den Geſchichtſchreibern zu den Rednern, von dieſen zu den Philoſophen, wie es der Hauptſache nach in den baieriſchen Gymnaſien eingeführt ſei.

8) Belebung der Methode des Unterrichts auf den beiden Stufen des Pädagogiums und des Gymnaſiums dadurch, daß man bei der Leſung raſcher vorſchreite, umfaſſender verfahre, ohne der wahren Gründlichkeit zu ſchaden, durch jene lebendigere Bewegung durchgreifendes Gedeihen, durch dieſes Freudigkeit und Luſt mehre, und die Selbſtthätigkeit bei jedem Schritt des Unterrichts, umfaſſender auf den höheren Stufen, in Anſpruch nehme und erſtarken mache.

9) Andauernde und gleichmäßige Pflege des Leibes neben der des Geiſtes der Knaben und Jünglinge. Zu dieſem Behufe, außer andern Gelegenheiten zu Bewegung und Spiel im Freien, Einrichtung und ſorgfältige Führung einer Turnſchule und einer Schwimmſchule bei jeder, auch der untern gelehrten Schule und Anordnung erheiternder Schulfeſte am Schluſſe der Jahresarbeiten oder Prüfungen.

10) Beſchränkung der Abiturientenprüfung auf diejenigen, welche nach dem Urtheile der Lehrer für den höhern Unterricht nicht gehörig reif ſind, und überall entſchiedene Wendung von dem Vielthun auf das Rechtthun, und von der Zerſtreuung auf die Sammlung, von dem Auffaſſen mit dem Gedächtniſſe und über daſſelbe hinaus auf das Können und Vermögen.

11) Verlegung des eigentlichen wiſſenſchaftlichen Unterrichts in den allgemeinen Fächern auf die Univerſität. Es ſei nöthig den Curſus derſelben, da wo er nur drei Jahre umfaſſe, zu erweitern, damit aber zugleich der philoſophiſchen Facultät, der wichtigſten von allen, Geltung und Bedeutung wieder zu geben. Gewähr der allgemeinen Studien auf ihr könne darin geſucht werden, daß man von denjenigen, welche ſich zur Prüfung für ein öffentliches Amt meldeten, nach dem Vorgang der Niederlande, das Baccalaureat der philoſophiſchen Facultät begehre, mit andern Beſtimmungen für den Theologen und Juriſten, mit andern für den Mediciner, daß für jene das hiſtoriſch-philologiſche Wiſſen und Vermögen, für dieſen die Naturwiſſenſchaft entſcheidend wäre, die philoſophiſche Befähigung beiden gemein.

Der Redner bezeichnete dieſe Vorſchläge nur als Theſen oder als Wiederholung von Theſen, die er der Erwägung einer Verſammlung, welche ſo viele im Schulfache hochſtehende und einflußreiche Männer vereinige, anheim gebe, und in ſofern hier Zeit zu umfaſſender Erwägung des Einzelnen fehle, ihrer weitern Beachtung und Prüfung empfehle. Vielleicht würde man dann in der folgenden Verſammlung um ſo gründlicher die wichtigen Fragen behandeln können, welche ſie berührten.

Der Vice-Präſident eröffnete die Discuſſionen mit der Bemerkung, daß Thierſch gute Prämiſſen zu weiterer Behandlung des Gegenſtandes gegeben habe, und daß ſowohl er

ſelbſt, als auch der ehrwürdige Präſident der Verſammlung im Weſentlichen mit dem im Thema ausgeſprochenen Grundſatz von der Unausführbarkeit eines allgemeinen Schulplans einverſtanden ſei. Gleichwohl habe Thierſch die Aufgabe der zweiten Verſammlung im Einzelnen nicht gelöſt, ja ſie ſei ohne beſtimmte Vorlagen und ohne Ernennung eines Comité nicht einmal zu löſen, und man müſſe daher entweder die Erklärung abgeben, daß der Verein weder geneigt ſei einen allgemeinen Lehrplan aufzuſtellen, noch die Löſung dieſer Aufgabe als wünſchenswerth betrachte, oder man müſſe einen Verſuch machen gewiſſe allgemeine Andeutungen und Grundzüge für einen ſolchen Lehrplan vorzuſchlagen.

Director **Weber** aus Bremen bat über einige Punkte und Vorfragen Bemerkungen machen zu dürfen. „Unſere Zeit habe, bemerkte er, einen Ueberfluß an vielſeitigen pädagogiſchen Maximen und Theorien, es ſei zu einer Philoſophie der Erziehung gekommen, an ausgezeichneten Lehrern aller Art fehle es nicht; gleichwohl ſcheine es ihm, daß bei der alten Einrichtung, wo wir einfache pedantiſch zugeſchnittene Gymnaſien und größtentheils ungeſchickte Lehrer gehabt, die Leute mehr gelernt hätten: ein Beweis, daß unſerer Erziehung etwas Weſentliches fehle. Nemlich man ſehe zu wenig darauf, den Menſchen ſich ſelbſt geben zu laſſen, man pfropfe ihm alles Mögliche ein, ſtatt zu machen, daß er ſich eben als Menſch fühle und das ganze Reich der Bildung als ein Eigenthum betrachte, an dem er einen freien Antheil durch eigene Humanität ſich aneignen müſſe. Die Menſchenkraft um ihrer ſelbſt willen zu entwickeln, das ſei die Aufgabe, und nach Zwecken außer dieſer ſei überhaupt nicht zu fragen. Das ſei es eben, worin man es verſehe, und worauf die vordem unbekannte Trennung der Schulen nach Gymnaſien und Realſchulen geführt habe. Das Bedürfniß des Menſchen ſei etwas Höheres zu verehren, und Unterrichtsgegenſtände, die ihm dieß Höhere nicht vorhalten, können keinen ſittlich bildenden Einfluß auf ihn haben. In den Studien des Alterthums lerne die Jugend an einer Ehrfurcht gebietenden Idee emporſchauen, die ihr Gemüth unmittelbar zwinge und, nicht etwa als ein ſchreckhaftes Geſpenſt, ſondern als eine erhabene Urgeſtalt des Schönen und Guten ſie ſtill erhebe und damit ihr Weſen mildere und ſänftige. Die ſogenannten Realien gewähren ihr dieß nicht: das Sortiren der Kaffeebohnen, die Qualität dieſes oder jenes Handelsgegenſtandes zu unterſcheiden, die doppelte Buchhaltung und dergleichen ſeien keine Gegenſtände des Wiſſens, vor denen man Ehrfurcht haben könnte. Deßhalb ſei auch die Disciplin in Realſchulen ſchwerer zu handhaben als in Gymnaſien, weil jenen die von dem Lehrſtoff ſelbſt kommende höhere Würde deſſelben gebreche. Bei ihm in Bremen, wo ſich Kaufleute von ausgezeichneter, ſelbſt wiſſenſchaftlicher Bildung finden, wo nur wenige ſeien, die nicht über die Meere geſchifft und gleich dem herrlichen Dulder Odyſſeus vieler Menſchen Städte geſehen und Sitten gelernt, haben dieſe ſelbſt zum Theil ihre zum Kaufmannsſtande beſtimmten Söhne der Gelehrtenſchule übergeben, trotz dem daß ſie eine ſehr blühende Handelsſchule beſitzen. Dieſe ſelbſt habe längſt alle techniſchen Lehrfächer, Waarenkunde, Handelsſtatiſtik und dergleichen über Bord geworfen und ſich auf eine wiſſenſchaftliche Baſis zurückgezogen.

Der Streit zwiſchen Real- und gelehrten Schulen, wie er neuerdings lebhaft ausgebrochen, könne den Freund reiner Humanität nur ſchmerzlich berühren, weil man wiſſenſchaftliche Männer im Rauſche des materiellen Zeitalters den unverſtändigen Forderungen des Erwerbgeiſtes

Conceſſionen machen ſehe, die nur auf Koſten der höheren Güter wahrer Bildung und Menſchenwürde geſchehen können. Die Gleichſtellung der Gegenſtände des gelehrten und Realunterrichts ſei eine Anmaaßlichkeit, überall gehöre dem Idealen und Reingeiſtigen der höhere Platz und dem Zeitigen und Nothdürftigen der untere. Es ſei ihm höchſt beklagenswerth erſchienen, wie kürzlich in einer und derſelben Stadt zwei namhafte Gelehrte in ſo bittern Streit für dieſe getheilten Intereſſen mit einander verwickelt worden, wo von der einen Seite ganz unhaltbare Prätenſionen, z. B. eine Maturitätsprüfung von Realſchülern zur Entlaſſung auf die Univerſität, herausgekommen, von der andern Seite aber manches unwiſſenſchaftliche Zugeſtändniß erfolgt ſei. Als ein Weimaraner an den großen Zierden, deren ſeine Vaterſtadt in aller Kunſt und Weisheit ſich zu rühmen habe, verehrend aufzuſchauen gewohnt, halte er es mit Goethe's Maxime, daß es höchſt unlöblich ſei, wenn in derſelben Stadt der Eine einzureißen beliebe, was der Andere aufgebaut habe. Er ſei überzeugt, daß dieſer Schwindel der Zeit für realwiſſenſchaftliche Erziehung verrauchen werde, wie er gekommen ſei, und wir die Weiſe der Alten, lieber bei unvollkommenen Anſtalten tüchtige Menſchen gebildet zu ſehen (weil der äußere Mangel eben bei den Tüchtigen durch die größere Freiheit und Selbſtſtändigkeit ihrer Studien ſich compenſirte) als bei vollkommnen untüchtige, wieder zurückwünſchen, wenigſtens in ſofern zu ihrem Geiſte zurückkehren würden, daß wir unſre Studien von dem vielen Realkram und dem Wiſſen für einen andern Zweck, als den Menſchen zum Menſchen zu bilden, wiederum reinigten.

Was den Vorſchlag getrennter Progymnaſien für die Real- und Gelehrtenſchule zugleich anlange, ſo könne er dieſen durchaus und lediglich nur unter der Vorausſetzung billigen, daß dieſelben ein für allemal der Direction der Gelehrtenſchule untergeben blieben, die Lehrer derſelben in letztere übergriffen und ſelbſt Ausſicht behielten mit der Zeit ganz in dieſe überzugehen, damit ſie ſtets an einer wiſſenſchaftlichen Idee aufſchauend feſthielten und auch in ihrem Unterrichte dieſe ſtets ſich vorſchweben ließen. Ohnehin ſei keinem wahrhaft geiſtigen und tüchtigen Manne zuzumuthen, daß er ewig in der niederen Sphäre des Unterrichts ſchmachten müſſe; ſonſt erlebe man, was er freilich auch erlebt, daß ein ſolcher im vierzigſten Jahre ſo kindiſch geworden ſei wie die Kinder, die er zu lehren habe, und dann ſeinen Platz ohne Unſtatten mit dieſen vertauſchen könne *)."

Der Vice-Präſident verband mit der Bemerkung, daß dieſe geiſtreiche Entgegnung zwar treffliche Andeutungen gegeben, aber die Sache nicht erledigt habe, die Frage, ob die Discuſſion wegen der vorgerückten Zeit für jetzt abzubrechen und in einer ſpätern Sitzung wieder aufzunehmen ſei? Beide Fragen wurden bejahend beantwortet und ſomit die Sitzung geſchloſſen.

*) Die gegen die hier aufgeſtellten Behauptungen erfolgten Erwiederungen ſ. am Ende des Protokolls der zweiten öffentlichen Sitzung.

III.

Protokoll
der
zweiten öffentlichen Sitzung.

Gotha, den 1. October 1840.

Tagesordnung.

Wahl des nächsten Versammlungsortes und des Vorstandes für die nächste Versammlung.
Berathung der an den Verein gestellten Anträge.
Professor Dr. Hermann aus Marburg: Ueber die Bedeutung der hesiodeischen Weltalter.
Dr. Geppert aus Berlin: Ueber den gegenwärtigen Zustand der homerischen Kritik.
Professor Dr. Gerlach aus Basel: Ueber die Idee von Taciti Germania.
Geheime Hofrath Nüßlin aus Mannheim: Bericht über die Suringarsche Stiftung.

Bei Eröffnung der heutigen Sitzung führte der Vice-Präsident den Komthur und Professor Dr. Gottfried Hermann von seinem Sitze auf die Tribüne, wo er vom Präsidenten empfangen und ihm die Adresse des Vereins überreicht wurde. Bei dieser Ueberreichung redete zuerst der **Vice-Präsident** den Gefeierten mit folgenden Worten an:

„Ehrwürdiger, allgemein verehrter und geliebter Mann! Ihr Eintritt in unsern Verein hat unsere sehnlichen Wünsche erfüllt und Aller Herzen erfreut. Empfangen Sie zum Zeichen unserer dankbaren Verehrung diese Weihetafel, welche auszusprechen versucht, wie innig wir Ihre Verdienste um die deutsche Philologie, deren Koryphäe Sie sind, erkennen und wie freudig wir Ihren seltenen Tugenden huldigen. Dauernder und glänzender als auf diesem Blatte stehet das Bekenntniß unsrer Huldigung in unser Aller Herzen. Erhalte die gütige Vorsehung Ihnen bis zum fernsten Lebensziele die rüstige Kraft, die lebendige Geistesfrische und den ritterlichen Lebensmuth, durch welche Sie gleich einem Heros andere Sterbliche überragen."

Hieran reihete der **Präsident** folgende Anrede:

„Ich erlaube mir den Worten meines verehrten Collegen noch Folgendes beizufügen: Der Mann, dem der Verein jetzt ein Zeichen seiner allgemeinen und innigen Verehrung als eine Erinnerung für künftige Zeiten überreicht; der Mann, von dem es einst auch heißen wird, wie von einem der größten Männer Roms: ille, cui nemo civis nec hostis quibit pro meritis reddere operae pretium! hat vor einigen Tagen den ihm beigelegten Titel eines Fürsten der Kritiker *) von sich

*) Unter dieser Benennung war Gottfried Hermann von dem Vice-Präsidenten bei der ersten Mittagstafel feierlich begrüßt worden.

abgelehnt und dabei auf das republikaniſche Princip des gelehrten Staates hingewieſen. Indem wir dieſes ehren, nehmen wir doch das Erſtere nicht zurück. Mehr als der Titel gilt der Rang, und wo iſt ein Andrer, von dem mehr als von ihm die Nänie der römiſchen Jugend gälte, quae regnum recte facientibus offert? Auch Cosmo von Medicis hieß ſeiner Tugenden wegen in der Republik von Florenz il Principe, wie er denn auch Padre della Patria hieß; und in meiner Jugend ward der Gründer der Freiheit Amerika's in ſeiner Republik höher geehrt als irgend ein Fürſt. So möge es auch immer in jeder gelehrten Republik bleiben, dem monarchiſchen Princip unbeſchadet, und nie möge in ihnen das von dem ultrademokratiſchen Hochmuthe der Epheſier erfundene Geſetz walten: Unter uns ſoll keiner der Beſte ſein. Vielmehr ſoll jeder, von der wohlthätigen Eris Heſiod's geſpornt, ſich bemühen ohne Mißgunſt und Neid zu den Beſten gerechnet zu werden.

Uebrigens iſt es der heiße Wunſch von uns Allen und die frohe Hoffnung, daß Gott das Leben des verehrten Mannes, der ſo vieles ſelbſt, vieles auch durch ſeine zahlreichen Schüler, die ihn alle lieben, bewundern und nachſtreben, geleiſtet hat, noch lange friſten wird, damit er als Greis das Verſprechen ſeiner Jugend löſen könne. Er wird es löſen; und ich ſehe im Geiſte die hohe und hehre Geſtalt des Sohnes von Euphorion ſein umlorbeertes Haupt, von Freude umſtrahlt, aus dem Grabe erheben und auf ſeine edlen, jetzt gereinigten Werke deutend, nach gewohnter ſtolzer Weiſe, die Worte des ihm in Elyſium befreundeten Sängers von Rudiä darauf anwenden:

Unus vir nobis cunctando restituit rem:
Non ponebat enim rumores ante salutem.
Ergo postque magisque mihi nunc gloria claret."

Der gefeierte Greis erwiderte mit ſichtbarer Rührung:

„Meine Herren, Sie ehren mich auf eine Weiſe, die mein Gefühl tief ergreifen muß, die ich nicht verdient habe, die mich ſelbſt beſchämt; denn ich konnte mich einer ſolchen nicht werth machen durch das, was ich gethan, ſondern nur durch meinen guten Willen, nur dadurch, daß ich ohne Rückſicht nie ein andres Ziel im Auge hatte als Wahrheit und Gerechtigkeit. Daß Sie dieſe ſo hoch ehren, iſt ein Zeichen, daß Sie dieſe Geſinnung, in welcher die wahre Humanität beſteht, am höchſten ſchätzen und ſelbſt nach dieſem Ziele ſtreben. Empfangen Sie meinen innigſten Dank und ſein Sie überzeugt, daß ich nie vergeſſen werde, welche Ehre und Auszeichnung mir durch Sie zu Theil geworden iſt. Verzeihen Sie aber auch, daß ich, eben ſo überraſcht als ergriffen, meine Gefühle, von denen ich jetzt beſeelt bin, nicht ſo ausdrücken konnte, wie ich es wollte."

Bei den Worten: „Empfangen Sie zum Zeichen unſerer dankbaren Verehrung dieſe Weihetafel" hatte der Vice-Präſident die vom Profeſſor Ritſchl verfaßte und von der Engelhard-Reyherſchen Buchdruckerei geſchmackvoll hergeſtellte Adreſſe überreicht, welche dann an alle Mitglieder der Verſammlung vertheilt wurde und wörtlich alſo lautete:

Q. B. F. F. Q. S.

VIRO. IMMORTALI

GODOFREDO. HERMANNO

CRITICORVM. COMMVNI. ET. POPVLARIVM. ET. EXTERORVM
SENTENTIA. PRINCIPI

QVOD. LITTERARVM. ANTIQVARVM. INTER. GERMANOS. STVDIA. E. LANGVORE. RESVSCITATA. SEVERIORIS. ARTIS VINCVLIS. ASTRINXIT. EREPTOQVE. ALIIS. GENTIBVS. PHILOLOGIAE. PRINCIPATV. IN. SVPREMVM. DIGNITATIS LOCVM. EVEXIT: QVOD. ANTIQVITATIS. MONVMENTA. LITTERIS. CONSIGNATA. QVA. RATIONE. CVM. AD PRISTINVM. NITOREM. REVOCANDA. TVM. IACTO. FIRMISSIMO. CRITICAE. ARTIS. FVNDAMENTO. RECTE INTERPRETANDA. ESSENT. ET. PRAECLARE. DOCVIT. ET. LVCVLENTISSIMIS. EXEMPLIS. COMMONSTRAVIT: QVOD. GRAMMATICAM. ARTEM. AB. RERVM. COGNITIONE. AD. CAVSSARVM. INDAGATIONEM. TRADVCTAM INCREDIBILITER. AVXIT. GRAECAE. AVTEM. LINGVAE. QVAM. HAVD. IMMERITO. IN. ILLO. REVIXISSE. DICAS PRAECEPTOR. TOTIVS. GERMANIAE. EXSTITIT. EOQVE. BENEFICIO. DE. RE. SCHOLASTICA. VNIVERSA. INSIGNITER MERITVS. EST: QVOD. RARA. ORIS. FACVNDIA. ELEGANTIAE. LATINAE. ET. ANTIQVAE. SIMPLICITATIS ET. SENSVM. ET. STVDIVM. MIRIFICE. ACVIT. EXCITAVIT: QVOD. DIVTVRNA. IGNORATIONE. PROPE INTERMORTVOS. VETERVM. POETARVM. MODOS. TERSISSIMO. AVRIVM. SENSV. PERCEPTOS. INSTAVRAVIT NOVAQVE. METRORVM. DISCIPLINA. ARTIVM. PHILOLOGICARVM. ORBEM. AMPLIFICAVIT: QVOD. DISCIPVLORVM NVMERO. INFINITO. ET. LIBERALITER. INSTITVTORVM. ET. OPERA. CONSILIOQVE. PER. TOTAM. VITAM BENIGNISSIME. SVSTENTATORVM. PLVRIMORVM. CVM. GYMNASIORVM. TVM. ACADEMIARVM. CATHEDRAS ORNAVIT. ATQVE. HAC. CERTISSIMA. VIA. VERAE. VEREQVE. SALVTARIS. DOCTRINAE. PERENNITATI CONSVLVIT:

VIRO. INTEGRITATIS. SVAVITATISQVE. SVMMAE
FORTITVDINIS. AVTEM. ET. CONSTANTIAE
IN. VERBIS. FACTISQVE. PRORSVS. SINGVLARIS
LIBERTATIS. VERITATISQVE. VINDICI
VOLVNTATE. ACERRIMO
NATVRAE. BENEFICIO. INGENIOSISSIMO
SVCCESSV. FELICISSIMO

VENERABVNDI. GRATIQVE. ANIMI. TESTIMONIVM

EXSTARE. VOLVIT

PHILOLOGORVM. GERMANICORVM

GOTHAE. VRBE. HOSPITALISSIMA

A. CIↃIↃCCCXXXX. CONGREGATORVM

REVERENTIA. ADMIRATIO. PIETAS.

Nach Beendigung dieses feierlichen Actes wendete sich der Vice-Präsident zur Tagesordnung, und zwar statutenmäßig zunächst zur Wahl des nächsten Versammlungsortes. Er bemerkte vorerst, daß der Verein bei der Wahl seiner Versammlungsörter an gewisse geographische Bestimmungen gebunden sei, und daß diesen zufolge ein Ort in Mitteldeutschland nach Westen zu für den Sitz der nächsten Versammlung auszuersehen sein möchte. Er erwähnte hierauf, daß sich privatim manche Stimmen der verehrten Mitglieder für Stuttgart, manche auch für eine Stadt am Niederrhein ausgesprochen hätten, namentlich für Coblenz, Bonn oder Cöln. Außerdem aber sei bei Herrn Hofrath Thiersch von dem Oberbürgermeister der Stadt Augsburg Herrn Du Val eine freundliche Einladung zum Besuch dieser Stadt eingegangen, und Herr Prof. Wilh. Dindorf in Leipzig habe die Wahl von Halle mit triftigen Gründen empfohlen. Nachdem nun über diese verschiedenen Vorschläge einzelne Aeußerungen vernommen worden und der Beschluß gefaßt worden war, daß im Namen des Vereines der ehrwürdigen und hochachtbaren Stadt Augsburg für die freundliche Einladung der gebührende Dank der Versammlung unter Zusicherung eines Besuches in der nächsten Zukunft ausgedrückt werden solle, schien doch die Neigung der Mehrheit für die strenge Beobachtung der herkömmlichen geographischen Methode sich zu entscheiden, und es proponirte demnach der Vice-Präsident für den Sitz der nächsten Versammlung unter den genannten drei Rheinstädten Bonn als diejenige, welche mit Berücksichtigung der lokalen und persönlichen Verhältnisse den Vorzug zu verdienen scheine. Der gesammte Verein trat diesem Vorschlage um so lieber bei, als erwähnt wurde, daß nach eingezogenen Privatnachrichten die Königlich Preußische Regierung die Versammlung in einer der Städte des Königsreichs gern gestatten werde. Somit ward Bonn als Sitz der vierten Versammlung des Philologenvereins erwählt.

Als darauf der Vice-Präsident zur Wahl des Vorstandes der nächsten Versammlung schritt und den Vorschlag that, daß neben dem Präsidenten jedesmal auch ein Vice-Präsident gewählt werden möge, theils weil der Einzelne leicht durch Unwohlsein an der Besorgung der Geschäfte gehindert werden könne, theils auch weil die Geschäfte für einen Einzelnen zu umfangreich und beläſtigend seien, so wurde dieß allgemein gebilligt. Ebenso war der vom Vice-Präsidenten vorgeschlagene Professor Welker, welchen eine weitere Reise und literarische Arbeiten von dem Besuche dieses Vereins abgehalten hatten, als Präsident der nächsten Versammlung Allen willkommen, nicht weniger Professor Ritschl als Vice-Präsident.

In der nun folgenden Berathung über Vorschläge und Anträge, welche an den Verein gestellt worden waren, kamen folgende Gegenstände zur Sprache:

1) Zwei Briefe des Herrn Director Jacob in Lübeck an den Präsidenten, in welchen Vorschläge zu Erweiterung und stabileren Begründung des Vereins enthalten waren *). Obgleich man nun die gute Absicht, aus welcher der Vorschlag hervorgegangen, und die Einsicht und Sorgfalt, mit welcher der Plan im Detail vorgezeichnet war, gebührend anerkannte, so schien doch auf die Ausführung desselben für jetzt verzichtet werden zu müssen, hauptsächlich aus dem Grunde, damit den Gliedern des Vereins keinerlei Verpflichtung und Leistung über die Dauer der Versammlung hinaus auferlegt werde.

*) Die den Verhandlungen angehängte Beilage B. gibt den wesentlichen Inhalt dieser Vorschläge.

2) Ein Brief *) des Herrn Dr. Carl Friedrich Barth auf Kleinhänchen, Neradtz und Neuhof bei Bautzen, enthaltend einen Vorschlag zu Gründung eines Apparatus criticus et philologicus oder einer Bibliotheca classica, d. h. eines Commentars über alle griechische und römische Classiker, welcher das Vorzüglichste aller Commentatoren aus alter und neuer Zeit enthalten solle. Auch dieser Vorschlag wurde dem Wunsche der Versammlung zufolge ad acta genommen und dem Vorstande der Auftrag ertheilt Herrn Dr. Barth für die Mittheilung seines bis ins Einzelne gehenden Vorschlags freundlich zu danken.

3) Herr Professor Fritzsche aus Rostock machte mündlich zwei Vorschläge, von denen der eine, die dießjährigen Verhandlungen Sr. Durchl. dem regierenden Herrn Herzog zu Sachsen Coburg-Gotha als gnädigstem Beschützer des Vereins unterthänigst zuzueignen, mit allgemeinem Applaus angenommen und in der Ausführung dem Präsidium übertragen wurde. Der zweite Vorschlag **) dagegen, daß den Verhandlungen auch solche wissenschaftliche Abhandlungen der Vereinsglieder, die bei der Versammlung nicht zum Vortrag gebracht worden wären, im Drucke beigegeben werden sollten, fand weniger Anklang. Man fürchtete allgemein, daß die Verhandlungen durch solche Beilagen zu umfangreich werden würden; auch machten Thiersch aus München und Walz aus Tübingen darauf aufmerksam, daß es bedenklich sei an den Fundamenten des Vereins in irgend einer Beziehung zu rütteln, und daß das Festhalten an dem Einfachsten am rathsamsten erscheine. So wurde beschlossen die Verhandlungen des Vereins, wie bisher, ohne fremde Zuthat drucken zu lassen, und der Druck und Verlag der dießjährigen Verhandlungen ward auf den Vorschlag des Vice-Präsidenten Herrn Carl Gläser in Gotha überlassen.

4) Director Immanuel aus Minden wiederholte einen schon in der zweiten Versammlung gemachten Vorschlag, daß der Verein ein eigenes Journal gründen möge. Dieselben Bedenklichkeiten indeß, welche früher gegen die Ausführung einer solchen Idee geäußert worden waren, traten auch jetzt der Genehmigung dieses Vorschlags entgegen.

Nachdem auf diese Weise die Geschäftsberathungen des Vereins beseitigt waren, begannen die öffentlichen Vorträge, deren Reihe Professor Hermann aus Marburg eröffnen sollte. Da indeß dieser erklärte, daß er seinen Vortrag an das Ende der Sitzung zu verlegen wünsche, so betrat nach der Aufforderung des Vice-Präsidenten **Dr. Geppert** aus Berlin die Tribüne und sprach **über den gegenwärtigen Zustand der homerischen Kritik** in folgenden Worten:

„Es gibt gewisse Ueberzeugungen im Bereiche der Wissenschaft, die, wenn sie auch nicht durch historische Zeugnisse beglaubigt werden können, doch ihrer Natur nach so tief in dem Wesen der Sache begründet sind, daß ein Jeder, der sie nicht theilt oder bekämpft, nothwendig auf Abwege gerathen muß. Diese pflegen sich im Stillen vorzubereiten, und es bedarf nur eines Ausspruches, um ihnen sogleich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Es gibt dagegen andere, die, mögen sie nun Wahrheit oder Täuschung sein oder beides zugleich enthalten, doch erst eines langen Widerstandes bedürfen, um die Gemüther für sich zu stimmen und sich ihnen in siegender Gewalt mitzutheilen. Zu welcher Art von diesen beiden man den Ausspruch Friedrich August Wolf's über die ursprüngliche Tendenz der homerischen Gesänge rechnen soll, kann wohl zweifel-

*) mitgetheilt in der Beilage C.

**) mitgetheilt in der Beilage D.

haft sein. Wenn man seine Anhänger darüber hört, so sollte man meinen, daß ein jeder Widerspruch als unerheblich abgewiesen werden müßte, denn sie lassen sich meistentheils nicht darauf ein die in Rede stehende Hypothese ihres Herrn und Meisters tiefer zu begründen. Sie suchen nur nach Belägen für ihre Meinung, nicht nach Beweisen. Wendet man sich zu den Gegnern, so erfährt man von diesem Allen das Widerspiel. Sie zeigen uns, daß eine weniger absichtliche und liberalere Interpretation der homerischen Gesänge alle diese Zweifel hebt oder richtiger gar nicht zuläßt, und daß der Annahme verschiedener Dichter die unzerstörbare Einheit des Gedichtes siegreich gegenübersteht. Ja es ist auch noch ein dritter Weg eingeschlagen, in welchem die Wolfsche Hypothese weder in ihrer vollen Ausdehnung adoptirt, noch gänzlich abgeleugnet, sondern nur gewissen Modificationen unterworfen ist, welche beide Theile einander annähern konnten. Wenn schon nun hierdurch noch immer kein allgemeines Einverständniß erfolgt ist, so hat dieser Versuch trotz seines Mißlingens doch die gute Folge gehabt, daß er den Streitpunkt selbst in ein helleres Licht stellte und uns zeigte, unter den obwaltenden Umständen sei keine Vereinbarung möglich. Erlauben Sie mir daher, meine Herren, vor Ihnen im Kurzen die Meinungen der verschiedenen Parteien zu entwickeln, ihren Einfluß auf die Kritik der homerischen Gesänge darzustellen und meine eigene Ansicht vom gegenwärtigen Stande dieser wichtigen Angelegenheit und dem, was uns in derselben gemeinschaftlich zu thun obliegen dürfte, zu bezeichnen.

Das große Verdienst, welches sich Wolf um die Behandlung und Erklärung der homerischen Gesänge erwarb, besteht unleugbar darin, daß er zum ersten Male die Frage nach dem Ursprunge derselben von dem ästhetischen Felde, auf dem sie sich bis dahin allein bewegt hatte, auf das historische Feld versetzte. Nicht die Gewalt der einzelnen Argumente, mit denen er kämpft, sein Standpunkt ist es, der ihn unbesiegbar macht. Auch würde man ihm das größte Unrecht thun, wenn man meinen wollte, er habe seine Ansicht aus den von ihm angeführten Gründen geschlossen, ja so zu sagen aus vereinzelten Argumenten herausgerechnet. Im Gegentheil, ein tiefer Blick in die muthmaaßliche Gestaltung der Zeit, welche aus den homerischen Gedichten spricht, verglichen mit der vorliegenden Form derselben, hat ihn davon überzeugt, daß die Meinung, welche uns das Alterthum überlieferte, nicht die richtige ist, daß Homer seine Gedichte weder geschrieben, noch zu einem Ganzen bestimmt habe, daß vielmehr einzelne Rhapsoden dieselben gedichtet und vermuthlich an verschiedenen Orten und bei verschiedenen Veranlassungen gesungen hätten. Wie sollte auch nach den geringen Anfängen, die vor der Zeit Homer's im epischen Gesange gemacht sein mögen, mit einem Male ein Dichter aufgetreten sein, der plötzlich ein Ganzes schuf und zwar von einem Umfange, wie es späterhin in keiner Gattung der griechischen Poesie zu guter Zeit versucht worden ist, ein Ganzes, wie die Ilias oder Odyssee von 24 zusammenhängenden Gesängen? — Wie sollte er dieß auch nur ohne das äußerliche Hülfsmittel der Schreibekunst, von der es erwiesen ist, daß sie zu Homer's Zeit noch nicht existirte, haben möglich machen können? — Und wenn es dennoch geschah, zu welchem Zwecke hätte der Dichter es nur schaffen sollen? Ist es glaublich, daß er vor einem Publikum sang, welches bei dem 24sten Gesange noch den ersten im Gedächtniß hatte oder überhaupt diese Menge einzelner Gedichte in ununterbrochener Folge hörte? — Oder ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß der Dichter, ganz wie sein Phemios und Demodokos, einzelne Gegenstände beim Mahl oder bei sonstigen Veranlassungen sang und dazu die Stoffe wählte, die der Zeit und dem Orte angemessen waren? — Hiermit vergleiche man nun die Gestalt der homerischen Gesänge, so wie sie vorliegt, die Ab-

geſchloſſenheit der einzelnen Theile, die Wiederholungen derſelben Verſe an verſchiedenen Orten, die Widerſprüche im Einzelnen, und man wird eingeſtehn, daß Wolf's Meinung von ihrem Standpunkte aus durchaus gerechtfertigt, ja vielleicht die allein zu behauptende iſt.

Auch haben die Gegner nicht verſucht die Gewalt dieſer Combination zu brechen, da ſie, wie jedermann ſieht, unangreifbar iſt. Sie haben dagegen die Frage nach dem Urſprunge der homeriſchen Geſänge vom äſthetiſchen Standpunkte aus beantwortet und mußten hier freilich zu dem entgegengeſetzten Reſultat kommen. Wir wollen nur drei Namen nennen, die in ihrer großen Bedeutung für die Geſchichte der geiſtigen Entwickelung unſeres Geſchlechtes tauſend geringere in ſich ſchließen, um zu zeigen, daß von dieſer Seite ſchwerlich noch eine Niederlage zu erwarten iſt: Ariſtoteles, der eben ſo ſehr durch die größere Nähe zu dem in Rede ſtehenden Gegenſtande, wie durch die Tiefe ſeiner Erkenntniß, den Anhängern Wolf's ſein Meduſenhaupt entgegenſtreckt und ſie beſiegt, ehe ſie noch einen Schlag thun können; Hegel, der in ſeinen Vorleſungen über Aeſthetik wiederholt die Vorſtellung von der Einheitsloſigkeit, wie er ſich ausdrückt, und der bloßen Zuſammenſetzung verſchiedener in ähnlichem Tone gedichteter Rhapſodien eine kunſtwidrige, barbariſche Vorſtellung nennt, und Goethe, der bei aller Gerechtigkeit, die er den Verdienſten Wolf's widerfahren ließ, doch zu Eckermann die denkwürdigen Worte äußerte: „das Schickſal, welches ſeine Kritik den Geſängen Homer's bereitet hätte, käme ihm nicht anders vor, als das der alten Helden in Walhalla. Sie ſtänden an jedem Morgen auf, zerhackten ſich die Leiber und ſetzten ſich an jedem Abende wieder heil und munter zu Tiſche." Und in der That, meine Herren, was man gegen die äſthetiſche Einheit der homeriſchen Geſänge geſagt hat, ſcheint kaum von Erheblichkeit, zumal wenn man die Verbreitung derſelben durch Rhapſoden und ihre Redaction durch die Gefährten des Piſiſtratus mit in Anſchlag bringt. Wolf ſelbſt hat das Proömium zur Iliade angegriffen, um zu zeigen, daß das Gedicht nach dem Inhalte desſelben mit dem Tode des Patroklos und nicht mit dem des Hektor ſchließen müßte, wodurch denn eine Achilleïs vom 19ten bis zum 22ſten Buche entſtände, die von der Ilias getrennt werden ſoll: aber wer wäre im Stande mit einem ſo unbefriedigenden Ende die Ilias abzuſchließen, wie der bloße Entſchluß des Achill dietet ſeinen Freund zu rächen? Der Zorn des Achill, wenn er nicht von ſeinem Beginn und mit allen ſeinen thatſächlichen Folgen dargeſtellt wird, wäre, darf ich kühn behaupten, gar kein Gegenſtand für ein Gedicht geweſen, am wenigſten eins, in welchem eben Achill die Hauptfigur ſein ſollte. Der Dichter würde, wenn er dieſe Gemüthsſtimmung ſeines Helden aus der Verkettung der Umſtände herausgeriſſen und für ſich behandelt hätte, höchſt unnatürlich verfahren ſein; und was berechtigt uns überhaupt von dem Proömium eines Dichters eine Inhaltsanzeige für ſein Werk zu verlangen? War es nicht genug, wenn er mit wenigen inhaltſchweren Worten die Saite im Herzen ſeiner Hörer anſchlug, die in leiſeren und ſtärkeren Schwingungen das ganze Gedicht hindurch erzittert? Aehnlich verhält es ſich mit den größeren Partieen des Gedichtes, die, genau genommen, nicht zum ſtricten Plane der Handlung gehören, oder nicht dazu zu gehören ſcheinen. So wenig wie die Epiſoden den Gang der epiſchen Erzählung ſtören, ſondern wie ſie ihn vielmehr beleben, ſo wenig können Ereigniſſe, die nicht gerade vom Leſer erwartet werden, wie der Zweikampf zwiſchen Paris und Menelaus, die Ariſtie des Diomedes u. a., an und für ſich betrachtet, der Iliade fremd erſcheinen. Im Gegentheil, ſie ſind ſogar höchſt paſſend, wenn es anders der Zweck des Dichters geweſen ſein ſollte in der Iliade eben ſo ein vollſtändiges Bild der Heroenzeit im Kriege zu geben, wie er unverkennbar die

Abſicht hat ſie in der Odyſſee im Frieden zu ſchildern. Ueberdies iſt die Einheit eines Epos ohne Zweifel eine ganz andere als die eines Drama's, und ſelbſt bei dem letzteren ſieht man auffallende Verſchiedenheit. Während Leſſing z. B. in ſeinen Stücken das Princip der höchſten Oekonomie aufſtellte, befolgt Shakeſpeare gerade das entgegengeſetzte und ſchwelgt in einer Art von Verſchwendung aller Kräfte, die nur dazu beitragen können das Intereſſe des Zuſchauers zu erhöhn, ganz abgeſehn davon, ob überall die auftretenden Perſonen mit in die Haupthandlung des Stückes verflochten ſind. Noch weniger beobachtet er jene wortkarge Erſparniß, in der Alles, was geſagt wird, zu einem beſtimmten Ziele hinſtrebt und rück- und vorwärts ſieht. Woher ſollen wir nun den Maaßſtab für dasjenige nehmen, was dem homeriſchen Epos nöthig und was ihm überflüſſig iſt, da wir aus keinem andern gleichzeitigen Gedicht die Regeln abnehmen können, um es zu beurtheilen? — Allerdings wird jeder eingeſtehn, daß keine directen Widerſprüche darin vorhanden ſein müſſen, aber dergleichen finden ſich in der That nur in ſehr geringer Anzahl, und man wird bei der Menge deſſen, was mit einander in der vollendetſten Harmonie ſteht, weit eher geneigt ſein dieſelben aus der ſtückweiſen Verbreitung des Epos durch Rhapſoden abzuleiten und dem Mangel an Kritik Schuld zu geben, den die Redactoren des Werkes darin bethätigten, als daß man ſich veranlaßt ſähe deßhalb allein auf eine urſprüngliche Zerſtückelung des Epos zu ſchließen. Man hat dieſe Incongruenzen in der Zeitrechnung, in den Ortsangaben, in den einzelnen Handlungen und Perſonen mit Eifer hervorgeſucht, aber wenn man auch Alles zuſammennimmt, was über dieſen Punkt geſagt iſt, ſo iſt es unbedeutend gegen die überwiegende Fülle deſſen, was noch übrig bleibt und jeder Bemühung dieſer Art Trotz bietet.

So ſtehen ſich dieſe beiden Anſichten völlig ſchroff und unverſöhnlich gegenüber und es iſt kein Punkt zu finden, von dem aus man eine Annäherung verſuchen könnte. Im Gegentheil, ſie haben ſich, je mehr ſie ſich ausſprechen, nur deſto weiter von einander entfernt. Die Aeſthetiker ſtreben offenbar dahin, ihren Homer über Alles zu erheben, was hiſtoriſch irgend glaublich und annehmbar erſcheint; die Hiſtoriker ſetzen ihn tief herab, indem ſie ihm das einzige Verdienſt, das ihn unter ſeinen Zeitgenoſſen auszeichnet und über alle Zeiten erhebt, abſprechen und ihn als ſelbſtbewußten Künſtler beinahe vernichten. Die Folgen hiervon konnten nicht ausbleiben. Nichts hat dem Anſehn der homeriſchen Geſänge bei den Meiſten mehr geſchadet als die Meinung, daß ſie von einer Mehrheit von Sängern ausgegangen wären; nichts hat ihren poetiſchen Werth mehr herabgeſetzt. Während man früher vielleicht zu ſehr bereit war Alles zu vertreten und ſogar zu bewundern, was auch nicht ganz mit den äſthetiſchen Anforderungen im Einklange ſtand, und die Kritik darüber vernachläſſigt wurde, ſo hat der Argwohn derer, die von unkundigen Rhapſoden betrogen zu werden fürchteten, doch noch größere Uebelſtände hervorgerufen. Es iſt nun bereits von den verſchiedenſten Seiten ſo viel als ſchlecht und verwerflich bei Homer bezeichnet worden, daß die Meinungen beinahe über jeden Geſang getheilt ſind.

Zwiſchen dieſe beiden Extreme tritt nun eine dritte Anſicht, die man freilich nur eine Modification der Wolf'ſchen Hypotheſe nennen kann, die aber gleichwohl ſich dem entgegengeſetzten Standpunkte gewiſſermaaßen annähert. Man hat nicht geleugnet, daß die homeriſchen Geſänge von mehreren Dichtern ausgegangen ſind, aber wohl, daß dieſe ſich fremd geweſen wären und kaum von einander gewußt hätten. Sie waren vielmehr, hat man geſagt, die Mitglieder einer

großen Familie, einer Schule, die in Uebereinstimmung mit einander verfuhren, vielleicht sogar nach einer gewissen Verabredung. Daher bei der Abgeschlossenheit der einzelnen Stücke, dem Mangel an scenischer Verbindung und der mehr zufälligen als absichtlichen Bezugnahme einzelner Momente der Handlung auf einander dennoch die Gleichheit ihrer Darstellung. Den Mythus kannte ein Jeder, auch vielleicht das, was seine Vorgänger schon daran gethan hatten, und bei der stehenden Weise, in welcher man ihn auffaßte und behandelte, konnte es nicht fehlen, daß im Ganzen etwas Zusammenhängendes und Gleichartiges entstand, so daß es heute sehr schwer, vielleicht unmöglich ist zu unterscheiden, was dem Einen und dem Andern gehört. — Diese Ansicht tritt allerdings der eigenthümlichen Beschaffenheit der homerischen Gesänge um ein Bedeutendes näher. Sie macht uns darauf aufmerksam, daß nicht das Volk, wie man sich früher ausdrückte, diese Gedichte hervorbrachte, — ein Gedanke, der in der Ausdehnung, wie man ihn sonst aufzufassen gewohnt war, stets etwas Unerklärliches und beinahe Unbegreifliches hat, — sondern eine bestimmte Sängerschule, die ihren eigenen Typus, ihren besondern Stil hatte. Wir unterscheiden für die älteste Zeit der epischen Poesie besonders zwischen drei Richtungen: zunächst die Weise des Hesiodus, in welcher das subjective Element sehr stark hervortritt und in welcher der Dichter, der in verschiedenen Gattungen eine größere Beweglichkeit des Geistes offenbart, zugleich im Stande ist seine eigene und fremde Persönlichkeiten in den Bereich seiner Gedichte ziehen zu können. Wir können in dem, was ihm zugeschrieben wird, im Ganzen drei verschiedene Weisen erkennen: das mnemonische Gedicht, und von dieser Art scheint mir die Theogonie gewesen zu sein, wenn man sie von allen fremdartigen Zuthaten säubert, das gnomische, wofür die Werke und Tage ein anschauliches Beispiel abgeben, und das erzählende, wohin ich die Titanomachie und ähnliche Episoden rechnen möchte, die man hie und da in seine beiden größeren Gedichte einstreuete und wodurch diese zum Theil ein so monströses Ansehn erhalten haben. Die Subjectivität des Dichters aber tritt am meisten in den Gnomen hervor. Er spricht darin nicht nur seine individuellen Ansichten und Erfahrungen aus, sondern er richtet sie auch in der Form von Episteln an einen Dritten, so daß sie nur noch durch die Allgemeinheit ihres Inhaltes die Objectivität bewahren, die nun einmal der durchgehende Charakter der ältesten Poesie ist. Dem Hesiodus gegenüber stehen die Cycliker, eine Art von Chronikenschreibern, denen es nur um die Aufbewahrung von Mythen zu thun gewesen sein mag und die deßhalb kaum unter die Künstler zu rechnen sind, da ihnen die Tendenz abging irgend etwas Vollendetes hervorzubringen. Die dritte und früheste Richtung aber repräsentiren die Homeriden, die Meister der Hymnenpoesie und des Epos κατ' ἐξοχήν. In ihnen sehn wir zwar durchaus kein Hervortreten der Subjectivität, aber es offenbart sich eine hohe dichterische Thätigkeit, ein Selbstbewußtsein, ohne welches der Gesangesstil in einer solchen Vollendung gar nicht denkbar ist; denn was man auch immer von der Objectivität des homerischen Zeitalters gesagt hat, es bedarf gerade eine solche Weise eines tief poetischen Sinnes, eines großen Talentes, wie man es kaum bei Einzelnen findet, einer großen Kunstfertigkeit und einer sehr prägnanten Individualität. Der Dichter folgt nicht mehr dem Mythus, der ihn unstet hier und dorthin führt, er beherrscht ihn, er disponirt seinen Stoff und erhebt ihn aus dem Kreise des gewöhnlichen Lebens in die Sphäre der Allgemeinheit, der Poesie und der Wahrheit. Die Homeriden aber waren es, die außer den Hymnen und dem Schilde des Herakles auch die Iliade und Odyssee hervorgebracht hatten.

In dieſer Anſicht iſt nun allerdings eine gewiſſe Vermittelung zwiſchen den oben berührten Extremen ausgeſprochen, ſie erklärt nicht nur hiſtoriſch die ſtückweiſe Entſtehung der Geſänge, ſondern auch die Uebereinſtimmung im Charakter derſelben; aber dennoch können wir den Aeſthetikern nicht verargen, wenn ſie ſich dadurch nicht befriedigt fühlen. Es iſt wohl der Zuſammenhang der homeriſchen Geſänge dadurch motivirt, aber der Plan, der ihnen zu Grunde liegt, iſt es nicht, und die Homeriden ſelbſt ſetzen noch immer den Homer voraus. Denn wer war es, der ihnen da anzufangen gebot, wo die Ilias beginnt? Wer hieß ſie da aufhören, wo dieſelbe ſchließt? Wer beſchränkte das Gedicht, welches ſeiner Ankündigung nach den Odyſſeus beſingen ſollte, auf den geringen Umfang ſeiner Schickſale, wie er in der Odyſſee vorliegt? Wer erſann jene lichtvolle Dispoſition des Stoffes, vermöge deren die ganze Erzählung der Irrfahrten des Odyſſeus, die vor dem Zeitpunkte liegen, von dem das Werk beginnt, in eine große Epiſode gebracht wurde, welche noch dadurch, daß der Held ſelbſt ſpricht und nicht der Dichter, einen ſo einfach ſchlagenden Gegenſatz gegen die andern Geſänge darbietet? Wer ordnete die Geſänge der Iliade ſo, daß das, was den Charakter von vorbereitenden Stücken hat, an den Anfang kam, das, was die Entſcheidung herbeiführt, ans Ende, und wer brachte jene großartige Steigerung in das Werk, vermöge deren die Achilleis vom 19ten bis zum 22ſten Geſange alles Vorhergehende an dichteriſchem Schwunge überbietet? Wer machte das, was keinen Einfluß auf die Handlung hat, zu Epiſoden und hob das hervor, was ſie fördert? — Es iſt unmöglich, daß dieß das Geſchäft der Redactoren geweſen ſein kann. Die Eigenthümlichkeit der homeriſchen Poeſie ſelbſt widerſpricht dem. Die Gedichte der Cykliker mochten ſich in ein Compendium vereinigen laſſen, da es vielleicht damit abgethan war, wenn man ſie nach der Zeitfolge ordnete; die homeriſchen Geſänge mußten, ihrem Charakter nach, eine ſolche Mühe vereiteln. Eben jene ſelbſtbewußte dichteriſche Thätigkeit, die das Eigenthümliche dieſer Geſangsweiſe ausmacht, mußte verhindern, daß man mit ihnen ſo frei ſchaltete. Wo die Kunſt auf einer ſolchen Höhe ſteht, wie bei Homer, da iſt es nicht mehr möglich, daß der Eine den Stoff producirt, während ihm der Andere ſeine Form gibt. Beide müſſen nothwendig einem Geiſte angehören.

Wenn wir nun aber, was der Zweck dieſer Worte iſt, den Einfluß betrachten, welchen die drei genannten Anſichten auf die Kritik der homeriſchen Geſänge ausgeübt haben, ſo darf man wohl ſagen, daß keine derſelben die Sache weniger gefördert hat wie die zuletzt berührte. Die äſthetiſche Kritik (denn dieſe nenne ich zuerſt, weil ſie die älteſte iſt,) hat dem Homer die weſentlichſten Dienſte geleiſtet. Man betrachte nur die Scholien, die Villoiſon herausgab, um ſich zu überzeugen, wie genau es bereits Ariſtophanes von Byzanz, Zenodot und Ariſtarch mit der Einheit nahmen, die ſie als den Grundcharakter des Werkes vorausſetzten, wie oft ſie den abweichenden Ton an manchen Stellen, Incongruenzen, Widerſprüche, zweckloſe Wiederholungen und Interpolationen bemerkten und wie viele Partien bereits von ihrem Obelos getilgt wurden. Es liegt zu Tage, daß die verſchiednen Ausgaben, welche ſie von den Geſängen des Dichters machten, nicht nur eine ſehr verſchiedne Geltung in Bezug auf die Wortkritik gehabt haben müſſen, ſondern noch weit mehr in äſthetiſcher Hinſicht, und es gibt eine Menge von Athetеſen, denen man heute ſeine Zuſtimmung nicht verſagen wird. An ihre Beſtrebungen ſchließen ſich denn auch manche unter den Schriftſtellern unſrer Tage an, die freilich mit ungleichem Erfolg denſelben Weg gegangen ſind und eine Urgeſtalt der beiden Epopöen herzuſtellen beabſichtigten. Der einzige

Einwurf, den man meines Erachtens den Vertretern dieſer Richtung machen kann, iſt der, daß ſie mit bloßen Atheteſen auszukommen meinen, daß ſie uns weder auf die Lücken aufmerkſam gemacht haben, die unleugbar in den vorliegenden Geſängen exiſtiren, noch zwiſchen Interpolation und Diaſkeue, zwiſchen der Anfügung von etwas durchaus Fremdartigem und der Umarbeitung eines ſchon gegebenen Gedichtes, unterſchieden, und dennoch würde es von vorne herein wahrſcheinlich ſein, daß diejenigen, die die homeriſchen Geſänge interpolirten, auch die angrenzenden Stellen nicht unberührt gelaſſen haben werden, um das Fremdartige ihrer eigenen Producte weniger auffallend zu machen. Die Hiſtoriker dagegen haben das unleugbare Verdienſt, uns auf die Compoſition und einzelne Differenzen in den homeriſchen Geſängen geführt zu haben. Wir haben geſehn, daß die erſtere etwas lockerer iſt, als man es bis dahin bemerkt hat, daß der Dichter, oder ſeine Redactoren, öfters zu Mitteln ſeine Zuflucht nahm, die nur aus der großen Einfachheit ſeiner Zeit und der Schwierigkeit eines jeden Anfanges erklärt werden können. In der Odyſſee kommt der Fall vor, daß, um die Scene wieder aufzunehmen, die wir vor längerer Zeit verließen, eine Wiederholung von Verſen gemacht iſt, die vielleicht jeder andre Dichter vermieden hätte, und ähnliche Dinge finden ſich auch in der Iliade, wenn ſchon dort im Ganzen Alles feſter in einander gefügt iſt. Wir werden alſo unſre Begriffe von der Kunſt der Compoſition oder richtiger der Verbindung in Bezug auf das alte Epos bedeutend herabzuſtimmen haben, wenn nicht etwa die gegenwärtige Dispoſition des Stoffes, trotz ihrer loſen Gelenkbänder, von einem höhern Geiſte geleitet wird und gleich den verſchiedenen Momenten eines Basreliefs mehr durch den Contraſt als durch die Verbindung ihrer Theile wirkſam iſt. Was aber nun die dritte Anſicht angeht, die den Homer aus einer Art von Verabredung und von den gleichzeitigen Mitgliedern einer Schule hervorgehen läßt, ſo iſt ſie in Bezug auf die Kritik desſelben die unfruchtbarſte geblieben und hat es ihrer Natur nach bleiben müſſen. Da man nur die Aehnlichkeit der Rhapſoden, die die verſchiednen Erzählungen dichteten, im Auge hatte, ſo vergaß man beinahe gänzlich von ihrer Verſchiedenheit zu ſprechen, und die Merkmale, die man dafür angeführt hat, daß hier die Autorſchaft des Einen ihr Ende hätte und die eines Andern anfinge, waren meiſtentheils ſo zweifelhafter Natur, daß ſie nur für den Bedeutung haben, der für die ausgeſprochene Meinung im Voraus eingenommen iſt. Ich möchte nicht gerne Jemandem Unrecht thun, und ich wünſchte dringend in dieſem Punkte widerlegt zu werden, aber es kommt mir vor, als wenn man von dem genannten Standpunkte aus an Homer eine Kritik geübt hätte, wie man ſie bei keinem andern Autor billigen würde. Wer es ſonſt wagt einem Schriftſteller auch nur einen Vers abzuſprechen, der durch hiſtoriſche Zeugniſſe beglaubigt iſt, von dem erwartet man mit Recht, daß er Alles, äußere und innere Gründe, aufbietet, um uns die Unechtheit desſelben darzuthun. Dieſe Anforderung macht man überall, nur nicht bei Homer, eben der großen Aehnlichkeit wegen, die die Rhapſoden mit einander gehabt haben ſollen, und da man kein anderes Intereſſe hat, als nur die individuelle Verſchiedenheit der Sänger darzuthun, ſo ſcheint es faſt, als ob das Streben dahin ginge, ihrer auch möglichſt viele zu gewinnen, ohne ſie durch charakteriſtiſche Merkmale von einander zu unterſcheiden.

Mit Bedauern müſſen wir geſtehn, daß dieß der Stand der Sache iſt, den ſie in der neueſten Zeit angenommen hat. Die Wolfſche Hypotheſe, die dazu beſtimmt ſchien, eine neue Aera über die homeriſche Kritik heraufzuführen, ſcheint in der Modification, die ſie gegenwärtig

erhalten hat, durchaus Sache der subjectiven Ueberzeugung werden zu ſollen. Und dennoch konnte ſie, wenn man anders die Forſchung dahin ausdehnen wollte, wo Wolf nur eine Aufgabe bezeichnet hatte, deren Umfang er nicht einmal andeutete, unſrer Erkenntniß, wie ich glaube, noch von ungleich größerem Nutzen werden, als es bis dahin geſchehen iſt. Wolf hat uns ſeine Anſicht der homeriſchen Geſänge nur von der hiſtoriſchen Seite dargethan; es wäre aber vor allen Dingen zu unterſuchen, ob ſich dieſelbe auch *ſprachlich* begründen läßt und ob man, wie ſchon Wilhelm v. Humboldt mit Recht verlangte, verſchiedne Arten des epiſchen Stiles in den homeriſchen Gedichten antrifft. Dieß bringt, meines Erachtens, die Sache erſt zur Entſcheidung. Statt die Aehnlichkeit der Rhapſoden als Princip aufzuſtellen, müßte man darthun, worin ſie ſich von einander unterſcheiden, die Differenzen im Bau des Verſes, in der Sprache, ſowohl in grammatiſcher wie in lexikaliſcher Hinſicht, unterſuchen, und in alle jene feinen Nüancirungen eingehn, die ein Sinken oder Steigen in der Kunſt des epiſchen Geſanges zu verrathen im Stande ſind. Ehe man daher zu demjenigen Theile der in Rede ſtehenden Geſänge kommt, der ältere und gleichzeitige Sachen enthält, muß man erſt das ausgeſchieden haben, was erweislich einer ſpäteren Zeit angehört, und dieß möchte mehr ſein als man gewöhnlich glaubt. Dann bleibt es noch der tieferen Forſchung aufbehalten zu ergründen, ob das, was eine umſichtige Kritik mit Beſtimmtheit einer älteren Epoche vindicirt hat, unter ſich in ſolchem Zuſammenhange ſteht, daß man darin deutlich den Plan und die Ueberreſte eines großen Kunſtwerkes erkennt. Sollte dieß der Fall ſein, ſo wird uns keine hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit mehr im Wege ſtehn, um die urſprüngliche Einheit der homeriſchen Epopöen für gewiß anzunehmen. Ich kann nach dem, was mich ein ſchwacher und vereinzelter Verſuch meiner Kräfte in dieſem Punkte gelehrt hat, nur von einer Ahnung, keineswegs von einer vollſtändig begründeten Ueberzeugung ſprechen, aber ich glaube, es werden ſich die Begriffe von dem Umfange der Geſänge, die dem älteren Stil angehören, bedeutend verändern. Wir werden, wenn mich nicht Alles täuſcht, dieſelben auf ein äußeres Maaß und eine innere Form reducirt ſehn, die ihre Entſtehung ſelbſt in der einfachen Zeit des epiſchen Heldengedichtes vollkommen begreiflich macht. Die Iliade wird vielleicht auf zwei Drittheile, die Odyſſee auf die Hälfte ihres jetzigen Umfanges zurückgebracht werden, und ſelbſt hier wird ſich vielleicht noch manches als das Product einer ſpätern Zeit ergeben. Man wird einſehn, daß gewiſſe Stücke nur der Ergänzung halber da ſind, während andre ganz leere Ausführungen in ſich tragen, durch deren Hinwegnahme das Epos nur gewinnen kann. Man wird Lücken in dem Plane des Werkes entdecken, die die Hand der Rhapſoden nicht ausgefüllt hat und die uns deutliche Kunde davon geben, daß ſie es ſchon mit einem vorliegenden, überlieferten Epos, nicht mit einem noch hervorzubringenden zu thun hatten. Wir werden in den homeriſchen Geſängen die Ruinen eines alten Tempels entdecken, den man durch ſpäteren An- und Umbau ſeiner urſprünglichen Form, vielleicht ſogar ſeiner eigentlichen Beſtimmung entfremdet hat. Was aber auch immer das Reſultat dieſer Beſtrebungen ſein mag, die urſprüngliche Einheit oder Vielheit ſeiner Autoren, nicht dieß kann das Letzte ſein, warum es uns zu thun iſt. Die gründliche Kenntniß der homeriſchen Geſänge und des älteſten Zuſtandes der epiſchen Dichtkunſt bei den Griechen, eine vollſtändige Diagnoſe des griechiſchen Geiſtes in ſeiner früheſten und wunderbarſten Kunſtäußerung, wird, wie es mir ſcheint, auf dieſem Wege allein erreicht

werden können und neben der Lösung des beſprochenen Problems noch unzähliges Gute in ihrem Gefolge haben.

Doch ſchon zu lange nehme ich die Nachſicht der verehrlichen Geſellſchaft für einen Vortrag in Anſpruch, deſſen Behandlung von meiner Seite vielleicht eine Vermeſſenheit genannt werden dürfte. Ein günſtiges Geſchick hat an dieſem Orte die Koryphäen unſrer Wiſſenſchaft zuſammengeführt. Sie haben länger und tiefer über die homeriſchen Geſänge nachgedacht, als es meinen Jahren und meinen ſonſtigen Verhältniſſen nach bei mir der Fall ſein konnte, und ſie ſind darüber zu den verſchiedenſten Reſultaten gekommen. Möchte es ihnen gefallen mich über ihre Tendenzen, wo ich ſie mißverſtand oder verkannte, freundlich zu belehren und überhaupt in Bezug auf die ſo eben angeregte Frage den Glauben, den ſie in der Bruſt ihrer Anhänger erregten, zu befeſtigen."

Als der Vice-Präſident zur Discuſſion über den eben behandelten Gegenſtand aufforderte und namentlich die vier anweſenden Koryphäen in dieſem Fache einlud ihre beipflichtenden oder entgegentretenden Anſichten an den Tag zu legen, ſuchte zuerſt Profeſſor **Hermann** aus Marburg jede Discuſſion abzulehnen durch die Erklärung:

„Ich glaube, daß es einer Debatte um ſo weniger bedürfe, als alles dahin Gehörige in den Schriften der hochverehrten Herren Hermann, Thierſch, Nitzſch und Lachmann auf eine Weiſe und mit Gründen zu leſen iſt, auf deren größeren Theil der Redner gar keine Rückſicht genommen zu haben ſcheint, und es wird genügen von Neuem hier auszuſprechen, daß die genannten Männer ſich durch die von dem Redner geſtellten ſchlimmen Prognoſtika nicht abhalten laſſen mögen uns auch ferner die Belehrung zu gewähren, welche wir jenen ihren Schriften verdanken."

Nachdem hierauf Dr. Geppert erwiedert hatte, daß er fürchten müſſe mißverſtanden zu ſein, nahm Profeſſor **Lachmann** aus Berlin das Wort und äußerte ſich dahin: „daß die ganze Differenz darauf beruhe, wann die vorliegenden Gedichte entſtanden ſeien, d. h. wie ſie waren und wie ſie in die Hände des Piſiſtratus gelangten. Von dieſer Geſtalt der Gedichte ſei die Sage ganz zu unterſcheiden, auf deren Entſtehung und urſprüngliche Bedeutung man ſich nicht einlaſſen könne. Er vermiſſe in Geppert's Vortrag vorzüglich, daß derſelbe die Sage ganz übergehe. Ueber den Sprachunterſchied in den homeriſchen Geſängen ſeien jetzt noch keine Unterſuchungen anzuſtellen, da wegen der verſchiedenen Veränderungen und zehnfachen Interpolationen das Neue nicht herausgeſchieden werden könne. Eine weit ſtärkere Differenz als die in den grammatiſchen Formen liegende finde ſich im Stile und im Tone, z. B. in der Ilias von der Rhapſodie Σ an im Vergleich mit den früheren Rhapſodieen. Das Gefühl habe zu entſcheiden, ob die verſchiedenen Stilarten von Einem herrühren könnten; ſpäter ſei auch das Grammatiſche zu prüfen."

Hieran reihete ſich folgende ausführlichere Beſprechung des Gegenſtandes vom Staatsrath **Nitzſch** in Kiel:

„Wie mein geehrter Gegner, Profeſſor Lachmann, bereits erinnert, der Herr Redner hat mit ſeiner Darlegung der urſprünglichen Anſicht Wolf's und einer ihr entgegengeſetzten äſthetiſchen

den gegenwärtigen Standpunkt der homeriſchen Frage nicht genügend angegeben, und hat namentlich übergangen, daß beide Parteien nach dem Reſultat von Forſchungen, in die Wolf noch durchaus nicht einging, darin mit einander übereinkommen, die vorhandenen Sagen von der Compoſition der Geſänge zu unterſcheiden. Mir und denen, die mit mir ſtimmen, geſtaltet ſich dieſe Unterſcheidung zur Anerkennung zweier Perioden epiſcher Poeſie. In der erſten wird der Sagenſtoff in kleinern Liedern entwickelt und großgezogen; in der zweiten entſtehen größere Compoſitionen oder Kunſtepopöen. Die älteſten Erzeugniſſe dieſer zweiten Periode bei den Griechen ſind Ilias und Odyſſee. Den unabweislichen Beweis der in ihnen herrſchenden Einheit finde ich jetzt und zuletzt in dem Faden tragiſcher Entwickelung, der ſich durch beide Gedichte hindurchzieht. Wer ſie richtig beurtheilen will, muß, meine ich, vorerſt den tragiſchen Sinn des griechiſchen Epos anerkennen. Dieſes Epos, das der Tragödie den Stoff gab, enthielt in ſeinen bedeutendſten Erzeugniſſen die Offenbarung des ewigen Geſetzes, das den Menſchen der Gottheit unterwarf, enthielt die Darſtellung des Menſchenlooſes, welches in ſich ſelbſt ein tragiſches iſt. Vergeblich hat der Menſchengeiſt (Prometheus) ſelbſt Gott ſein wollen; das Wiſſen und das Können iſt allein bei der Gottheit. Der hochbegabte Menſch iſt und bleibt kurzſichtig und beſchränkt und vor Allem maaßlos. Eben durch ſeine Beſchränkheit und Maaßloſigkeit iſt er ſeiner Natur nach ein tragiſches Weſen. In den Conflicten, Irrſalen und Büßungen, in die er durch die Schranken ſeines Weſens im Gebrauch aller ſeiner auch edelſten Kräfte und Impulſe geräth, wenn und wo er ſie in ihrer individuellen Stärke walten läßt, ſo ſtellt das Epos nicht minder als die Tragödie den Menſchen dar. In wiefern die Odyſſee einen ſolchen tragiſchen Inhalt habe, iſt in der Einleitung zu dem ſo eben erſchienenen dritten Theile meiner Anmerkungen nachgewieſen; von der Ilias, dem Gedicht vom Zorn des Achill, iſt dasſelbe dort ebenfalls kurz angedeutet; ich will vor dieſer geehrten Verſammlung die Hauptmomente vollſtändiger zuſammenreihen.

Vorweg die Bemerkung: Ehre und Ruhm ſind das Ziel jedes Helden; Achill, der tapferſte und thatenreichſte, darf ſie vor Allen anſprechen; aber auch er als Menſch und als Einzelner hat ſein Maaß; alles Ehr- und Rachgefühl hat ſein Maaß in der Anerkennung des menſchlichen Looſes. In Leidenſchaft kränkt Agamemnon erſt den Apollon in ſeinem Prieſter, dann den Heilſames rathenden Achill. Mit vollberechtigtem Ehrgefühl verläßt der Gekränkte das griechiſche Heer und die Sache der Atreiden. Der höchſte Gott ſelbſt erkennt dieſe Berechtigung an, indem er der Thetis Genugthuung für ihren Sohn zuſagt. Nachdem alſo Zeus in der Weiſe, wie es die in der Sage überlieferte Situation der Krieg führenden beiden Völker verlangte, den Kampf im offenen Felde erweckt hat, läßt er zwar erſt auf beiden Seiten große Thaten geſchehn und viel Blut fließen, aber alsbald verbietet er den Göttern alle perſönliche Einmiſchung und ſtärkt die Troer zum Siege. Die bedrängten Griechen ſenden Ajas und Odyſſeus nebſt Phönix an Achill, um dieſem von Agamemnon alle Genugthuung anzubieten. Achill verſchmäht dieſe; in unverſöhnlicher Hitze ſagt er ſogar, er wolle den folgenden Morgen heimſchiffen, was nur eben ſeine leidenſchaftliche Stimmung offenbaren ſoll, und ſeine Schlußerklärung iſt: nicht eher werde er wieder am Kampfe theilnehmen, als bis Hektor an ſeine, der Myrmidonen, Schiffe Feuer lege (IX, 650.). Der Unverſöhnliche ſteht mit ſolchem Rachgefühl der erlittenen Kränkung ſchon jetzt ganz allein; nicht *einer* der übrigen Helden, auch der hochſinnigſten oder weiſeſten nicht, heißt ſeinen Groll jetzt noch gerecht; vielmehr Diomedes wie Odyſſeus, Ajas wie Neſtor muthen

ihm nicht bloß die Geneigtheit zur Verſöhnung zu, ſie tadeln die gegen alles Mitgefühl für Stammgenoſſen und Freunde verhärtete Ehrſucht auf das Entſchiedenſte. Vergleiche man namentlich die Aeußerungen Neſtors vor und nach der Geſandtſchaft (IX, 107—113.; XI, 762—764.), und höre Ajas dem Achill ſelbſt gegenüber (IX, 630—642.). Freilich war Achill nun einmal des Selbſtgefühls ſo voll und ſo leidenſchaftlich, daß es dem ſagenkundigen Hörer unerwartet gekommen wäre, wenn er der erſten Botſchaft nachgegeben, ſich ſelbſt überwunden hätte. Doch wir werden ſehen, welche Gränze die Geſchicke der Götter ſeinem Zorn beſtimmt haben, und wohin es ihn geführt, daß er, ſelbſtiſch und vermeſſen zugleich, demſelben in die dunkele Zukunft hinein, über welche die Götter walten, ſelbſt das Ziel ſetzt: wenn Hektor an der Myrmidonen Schiffe Feuer lege. Nur im eigenen Intereſſe will er die Waffen wieder ergreifen. O, das Geſchick hält dieſes maaßloſe Rechtsgefühl beim Wort! — Nach der fruchtloſen Botſchaft dringen Hektor und die Seinen weiter vor; einer der erſten griechiſchen Helden nach dem andern ſcheidet verwundet aus dem Kampfe. Achill wird aufmerkſam und ſendet, man weiß nicht ob in einer Rührung des Mitleids oder im Selbſtgenuß der Rache (mehr wohl im letztern XI, 609.), den Patroklos ſich zu erkundigen, wen Neſtor aus dem Kampfe weggefahren. Patroklos kommt zu Neſtor. Dieſer erzählt, wie die beſten Helden verwundet ſeien, tadelt Achills Selbſtſucht (die Stelle von einem *αὐτὰρ Ἀχιλλεύς* zum andern IX, 661—762. iſt unächt), und fordert den Patroklos auf ſeinem Freunde zur Verſöhnung zuzuſprechen und, falls dieſen ja etwa eine Götterſtimme von der eigenen Theilnahme am Kampfe zurückhalte, ihn zu vermögen, daß er dem Freunde ſeine Waffen überlaſſe und ihn zur Hülfe ſende. Patroklos eilt zurück, trifft aber auf ſeinem Wege den verwundeten Eurypylos und leiſtet ihm Beiſtand. Während er ſich hier verweilt (XV, 390.), iſt der Kampf fortgegangen, außer daß Poſeidons Ungehorſam und Here's Liſt den Griechen eine kurze Erholung gewährt, immer zum Sieg der Troer. Und allerdings hat Zeus ſelbſt zur Erfüllung ſeiner der Thetis gegebenen Zuſage und Genugthuung für Achill den Siegeslauf der Troer und der Griechen Niederlage bis dahin beſtimmt, daß Hektor Feuer in die Schiffe werfe (XV, 596—602.). (Die Schickſalsworte XV, 64—68. tilgte Zenodot, gewiß mit Recht.) Bis zu dieſem Erfolge iſt die Sache gekommen, als Patroklos zum Achill zurückkommt. Mit hervorſtürzenden Thränen, deren Urſache Achill nicht von ſelbſt erkennt, berichtet er, wie alle die Edelſten verwundet ſeien, und klagt, auch er der Freund, den Achill der unmenſchlichſten Fühlloſigkeit an. Nur wenn eine Götterſtimme ihn zurückhalte, dürfe er ferner den Griechen ſeinen perſönlichen Beiſtand verſagen; dann möge er aber ihn und die Myrmidonen ſenden und ihm ſeine Waffen geben (dieß war Neſtors Gedanke). Achill verneint von einer Götterſtimme gehalten zu ſein, aber er ſei zu ſchwer gekränkt, und wolle er die Kränkung jetzt auch vergeſſen, er habe ja das Wort geſprochen, daß er nicht eher die Waffen wieder ergreifen werde, als bis der Kampf ſeine Schiffe erreiche. So iſt es denn jenes Wort der Vermeſſenheit und ſelbſtiſchen Rachſucht, was ihn jetzt dazu treibt, ſeinen Freund allein mit den Myrmidonen in den Kampf zu ſchicken; und, als ſtehe es in menſchlicher Macht die Wechſelfälle des Krieges zu lenken, heißt er ihn umkehren, ſobald er die Troer von den Schiffen zurückgetrieben, und ja ſeinen Sieg nicht weiter verfolgen, damit er ihm die Ehre nicht nehme (XVI, 90.) oder nicht ein Gott entgegentrete. So büßt Achill durch des Freundes Fall. Als er dieſen vernommen, da ſpricht er es ſelbſt aus, daß das Rachgefühl ihn bethört, das ſüßer als Honig, und

ihn dahin gebracht habe, seinen Freund ohne seinen Beistand in den Kampf zu schicken (XVIII, 107—111.). Jetzt hat er wirklich im eigenen Interesse die Waffen wieder zu ergreifen, wie er es sich festgesetzt. Wir hören ihn weiter, wie er gegen Agamemnon den Streit verwünscht, wie er in der Ungeduld den gefallenen Freund zu rächen es ganz anheimstellt, ob man ihm die früher angebotenen Sühngeschenke geben wolle oder nicht (XIX, 147 f.), und nicht essen, nicht trinken will, bevor er dem Hektor begegnet; ja der feierliche Act der Sühne und Zurückgabe der Briseïs wird fast ohne seine Theilnahme von Andern vollzogen. Es entbrennt nun wieder der allgemeine Kampf, in welchem Achill die Troer schlägt, dem Patroklos Todtenopfer fängt, endlich den Hektor findet und erlegt. Die Grausamkeit, mit der seine Rache noch gegen den Leichnam wüthet, mißfällt den Göttern (XXIV, 113), und sie veranstalten, daß er diesen Leichnam gegen Lösegeld ausliefere. Die Scene, da Achill in menschlicher Rührung und die Seele voll von dem Gedanken an das Menschenloos den flehenden Priamos emporhebt und ihm den Leichnam des erschlagenen Feindes zugesteht, bringt der tragischen Handlung des Epos die Beruhigung. Daß in diese Entwickelung der Folgen des Zorns inmitten der Wechsel des Völkerkampfes so manche auch umfängliche Interpolationen gekommen sind, nehme auch ich an, die stärksten wohl in die Erzählung von Ges. II. — VII. und XIX. — XXII."

Gegen diese Ansichten wendete Professor **Lachmann** ein: „es scheine ihm das eine unhomerische und aus Homer nicht zu erweisende Theologie zu sein. Die Ansicht sei schön, wenn sie wahr wäre."

Auf die Bemerkung des Vice-Präsidenten, daß der Gegenstand, obgleich hochwichtig und interessant an und für sich und noch gehoben durch die Bedeutsamkeit der Stimmen, die sich über denselben vernehmen ließen, doch zu umfangreich und schwierig sei, um auf dem eingeschlagenen Wege zu genügender Entscheidung geführt werden zu können, wurde beschlossen die Debatten hier abzubrechen, und es begann nun der Vortrag des Professor **Gerlach** aus Basel:

Ueber die Idee von Taciti Germania.

„Ausgezeichnete Werke des Geistes, welche in einem höheren Gedankenkreise sich bewegen und durch eigenthümliche Fülle und Kraft nach verschiedenen Richtungen belebend wirken, werden in demselben Grade den Forschungsgeist vielseitiger erregen und mannichfache, oft entgegengesetzte Beurtheilung hervorrufen. Es wäre Thorheit dieses Loos zu beklagen und darob zu zürnen, daß selbst die Wissenschaft, einem ewigen Wechsel unterworfen, nie zu fester Gestaltung gelange, sondern in den rastlosen Kampf der Meinungen hineingezogen nicht minder die Farbe der Zeit trage und subjectiver Anschauung sich anschmiege, als andere Erscheinungen des geistigen und sittlichen Lebens. Aller Dinge Vater ist der Streit, hat ein Weiser des Alterthums geurtheilt, und wenigstens in unserer Wissenschaft ist durch den allgemeinen Frieden noch wenig Großes erzeugt worden. Das Hohe, das Herrliche wird nur im Kampfe errungen, und wo eine Kraft sich geltend machen will, muß sie zum Widerstande gerüstet sein. Daher wollen wir auch den Vorwurf gerne hinnehmen, der vorzugsweise gegen unsere Wissenschaft erhoben wird, daß die Vertheidiger der verschiedenen Systeme sich oft und stark befehden; wir erkennen darin ein nothwendiges Gesetz und können es nicht tadeln, sobald der Streit unter dem Panier der Wahr-

heit geführt wird und nicht in Schmähſucht und niedriger Geſinnung ſeine Wurzel hat. Dieß zu bevorworten hielt ich für angemeſſen, weil auch die Germania des Tacitus, von der ich Weniges ſagen will, Gegenſtand des Streites geworden iſt, und meine Anſicht gegen manches widerſprechende Urtheil ſich zu behaupten ſucht.

Ich berühre nicht die Frage nach dem Verfaſſer unſerer Schrift, weil der gegen das Zeugniß der Handſchriften ausgeſprochene Zweifel mir als eine Verirrung flacher Unkritik erſcheint. Auch als diplomatiſches Actenſtück oder politiſches Memoire kann ich die Schrift nicht würdigen, denn dieſe geiſtreich vorgetragene Anſicht entbehrt ſtreng hiſtoriſcher Begründung. Selbſt die langgehegte Meinung will ich nicht erörtern, als wenn Tacitus weit weniger die Darſtellung germaniſchen Lebens als eine ſatyriſche Sittenrüge ſeines entarteten Zeitalters beabſichtigt habe; die Acten über dieſen Streit halte ich für geſchloſſen. Die Darſtellung des allgemeinen Kunſtcharakters des Geſchichtſchreibers liegt mir nicht minder ferne, da die Löſung dieſes Problems mir noch nicht gehörig vorbereitet ſcheint. Noch weniger möchte ich vom chriſtlich-modernen Standpunkte aus über Geiſt und Weſen eines alten Hiſtorikers richtend mich vernehmen laſſen, da ich den wahren Standpunkt der Beurtheilung in dem Geſchichtſchreiber ſelber ſuchen zu müſſen glaubte. Endlich will ich nicht vom Plan und Zweck der Germania reden und in logiſch-rhetoriſcher Entwickelung das Kunſtwerk zerlegen und zergliedern, weil in ſolchem Proceß der Analyſe nur zu oft der Geiſt, der das Werk geſchaffen, wie ein flüchtiger Schatten uns entſchwebt. Sondern das iſt mein Beſtreben, die Idee des Ganzen darzulegen, wie ſie von der Zeit getragen, in ſubjectiver Auffaſſung zur Verwirklichung gekommen und, als leitender Grundgedanke, die Anlage überhaupt wie das Verhältniß der einzelnen Theile mit Nothwendigkeit bedingt.

Es ſchien mir immer mißlich, um den Charakter eines Meiſterwerkes darzulegen, dabei von einer allgemeinen Schilderung der Zeitverhältniſſe auszugehen, um auf dieſer ſelbſtgeſchaffenen Baſis die beſondere Geiſtesrichtung und das eigenthümliche Streben einer edlen Perſönlichkeit zu conſtruiren. Niemand leugnet, daß der menſchliche Geiſt im Einzelnen wie im Streben eines Volkes ewigen, unwandelbaren Geſetzen folge; aber jede hervorragende Kraft wird in ſich ſelber ihr Ziel und ihre Beſtimmung finden. Das Gemeingut der Sitten, der Sprache und der Gedanken kann wie alles Aeußere hemmend oder fördernd wirken, und die Form der Erſcheinung wird dadurch bedingt; aber ſelbſtſtändiges Streben durchbricht die Feſſeln und verfolgt die eigene Bahn. Wo aber ein hoher Geiſt einſam unter ſeinen Zeitgenoſſen ſteht, wo ſein innerſtes Weſen darin ſich offenbart, daß er der herrſchenden Richtung des Zeitalters entgegentritt, wenn er, in der Erinnerung einer großen Vergangenheit lebend, mit ahnendem Geiſte in die Zukunft ſchaut, da wird das Beſtreben noch eher gerechtfertigt erſcheinen, einen ſolchen Charakter als ein Beſonderes zu betrachten und mit flüchtiger Hinweiſung auf die äußeren Gegenſätze das Bild ſeines Geiſtes aus ihm ſelber zu geſtalten.

Wenn die Germania als eines der früheſten Werke des Tacitus anzuerkennen iſt, denn die hiſtoriſch-feſtgeſtellte Zeitbeſtimmung iſt mit Nichten durch geiſtreiche Zweifel erſchüttert worden, ſo ſoll darum Niemand einen erſten Verſuch unklaren, jugendlichen Strebens darin erkennen wollen; es iſt das Werk einer durch ernſte Schickſale gereiften Männlichkeit, wodurch Tacitus zuerſt ſeinem Zeitalter als Hiſtoriker ſich angekündigt hat. Er hatte früher des Julius Agricola,

ſeines Schwiegervaters, Leben abgefaßt und dadurch den Manen eines Todten das ſchuldige Opfer dargebracht. Die Liebe und die Pflicht hatten dieſes Werk von ihm gefordert, und doch, wie mühſam hat er ſeinen Zweck erreicht. Er mag uns überreden, daß Agricola ein unbeſcholtener Charakter und ein geſchickter Feldherr war, aber die Ueberzeugung von wahrer Geiſtesgröße kann ſelbſt die kunſtvolle Darſtellung nicht bewirken. Wenn wir alſo abſehen von dieſer durch äußere Verhältniſſe gebotenen Schrift, ſo hat Tacitus' hiſtoriſcher Genius unmittelbar zu den Germanen ihn geführt, ihn, der angekündigt, daß er ein Denkmal früherer Knechtſchaft und ein Zeugniß gegenwärtigen Glückes der Nachwelt überliefern wollte. Jünglinge können einen Wahn verfolgen, bis die Morgenträume des Lebens vor ihrem Blick zerfließen, aber was eines Mannes klarer Geiſt mit Kraft erfaßt, das darf man eine Offenbarung ſeines Innern nennen.— Die Geſchichte des eignen Volks hatte Tacitus erforſcht, das Streben der Gegenwart lag klar vor ſeinem Blick enthüllt, aber er fand nicht was ſeine Seele ſuchte und was der Darſtellung des Hiſtorikers die höhere Weihe gibt. Eine düſtre Ahnung erfüllte ſein Gemüth, wenn er der Zukunft ſeines Volkes dachte. Nicht äußere Feinde bedrohten jetzt des Reiches Sicherheit; die dunkle Vergangenheit war von der Erwartung einer heitern Zukunft zurückgedrängt, aber die inneren Urſachen des Verderbens wirkten fort und fort. Was Perſius' hohen Sinn mit tiefer Verachtung gegen ſeine Zeit erfüllte, die Greuel, welche Juvenalis mit rhetoriſchem Genie abgeſchildert, das Ungeheure, was Suetonius und Seneca von dem Leben ihrer Zeit berichtet, das Alles hatte Tacitus in tiefſter Seele empfunden und deſſen Bedeutung für ſein Volk erkannt. Die große Vorzeit lebte nur in wenigen Gemüthern, aber ihr paſſiver Widerſtand gegen die Gewalt der Gegenwart und ein eiteles Märtyrerthum konnte wohl perſönliche Würde mehren, aber eine andere Lebensrichtung ſchuf es nicht. Darum konnte ſelbſt der glorreiche Aufgang der Trajaniſchen Zeit den Tiefblick des Hiſtorikers nicht täuſchen. Er erkannte das Geſchick. Er ſah überall nur Elemente der Zerſtörung; die friſche Kraft der Jugend fand er nicht. Alle Völker, die das Mittelmeer umkränzen, an denen ehemals Lebensmuth und Thatkraft ſich in Rom entzündet, ſie waren kraftlos und verblutet dem Eiſenarm der Welteroberer erlegen und zu Werkzeugen der Gewaltherrſchaft herabgeſunken. Mochten die Segnungen des Friedens manche Wunde heilen, mochten Handel und Gewerbe blühen, mochten römiſche Sitte und Cultur von den Karpathen bis an den Atlas ſich verbreiten, in Britannien wie am Euphrat triumphiren, mochten endlich Viele für die verlorenen Güter Erſatz in der Verfeinerung des Lebens finden, das Alles konnte der allgemeinen Erſchlaffung und Auflöſung nicht wehren. Denn wo alle eigenthümliche Form und Kraft und Bildung ſchwindet, da kehrt im Reich des Geiſtes das Chaos wieder. Aber dennoch lebt im Gemüth der Beſſern ein Vertrauen, das ſelbſt der troſtloſe Blick in die Zukunft nicht zerſtören kann, das an jeder großen Erſcheinung ſich erhebt und ewig Erfüllung des Erſehnten hofft. — Wenn auf dem großen Schauplatze der Zerſtörung, den man den römiſchen Erdkreis nannte, nur der Abglanz einer ſchönern Vergangenheit erſchien, Alles einem ruhmloſen Untergang entgegenreifte, ſo bildete zu allen dieſen Erſcheinungen der germaniſche Norden einen entſchiedenen Gegenſatz. Dort reizten ſchon die unerforſchten Wunder der Natur und das geheimnißvolle Dunkel, womit die Sage dieſe Gegenden umkleidet. Wie dort die Urwelt in den Schöpfungen der Erde ſich offenbarte, ſo ſchien auch in dem Volke ein Bild urſprünglicher Menſchheit ſich abzuſpiegeln. Sein erſtes Erſcheinen war furchtbar und gewal-

tig, wie der Sturm, der in dem Eichwald brauſt; und ſeitdem hatten zwei Jahrhunderte gemahnt an des rauhen Nordens unerſchöpfte Kraft. Der Kimbern und Teutonen Name war mit blutigen Zügen in die Jahrbücher Roms gegraben. Vor Arioviſtus' Speeren hatten die römiſchen Legionen einſt gezittert; in die germaniſchen Wälder wagte ſelbſt der große Cäſar nicht zu dringen. Was er unvollendet ließ, das hatte der Erbe ſeiner Macht, Auguſtus, das hatte Tiberius, Agrippa, Druſus und Germanicus 28 Jahre lang umſonſt verſucht. Der Gewalt der Waffen hatten Argliſt und Verrath, hatten Tücke und die Schmeichelkünſte des Laſters ſich hinzugeſellt, und dennoch blieb Germanien unbeſiegt. Nachdem die Blüthe römiſcher Heere fruchtlos hingeopfert worden, nachdem die Freiheitsſchlacht im Teutoburger Walde den greiſen Auguſtus auf ſeinem Herrſcherthrone erſchüttert, verſchwanden in kurzer Zeit die letzten Spuren fremder Unterdrückung, und der Kern der Legionen, am Rheinſtrom und in Rhätien aufgeſtellt, begnügte ſich die römiſchen Grenzen gegen den wilden Ungeſtüm der Germanen zu beſchützen. Und dennoch hatte ihr kühner Muth dieſen Damm durchbrochen, und es drohete Gallien die Beute der Eroberer zu werden. Ja in den jüngſten Tagen hatten blutige Niederlagen römiſcher Heere, hatte ein ſchimpflich erkaufter Friede die Römer an Germanien gemahnt und die Ueberzeugung immer mehr begründet, daß germaniſche Freiheit römiſcher Kriegskunſt unbezwinglich ſei. So war es der germaniſche Norden, an dem die Macht des Kaiſerreiches ſich gebrochen, der die Weltbezwinger aus ihrer ſtolzen Sicherheit zum erſten Male aufgeſchreckt, der wie eine dunkele Wetterwolke dem Abendlande drohete, das Volk der Zukunft, das in dem römiſchen Staatsmann bange Sorgen weckte, das der Feldherr mit unverwandtem Blick verfolgte, das den denkenden Geiſt zur Forſchung und Betrachtung zwang.

Alſo nicht Laune oder flüchtige Bewunderung, ſondern die Macht der Ereigniſſe ſelber und die Ahnung deſſen, was in dem dunkeln Schooße der Zeiten ruhete, hatte den Geſchichtſchreiber beſtimmt das Weſen des germaniſchen Volkes zu ergründen und ſeine Stellung in der Weltgeſchichte zu begreifen. Dem Forſcher war ein reicher Stoff geboten. Was die Hellenen ſeit Pytheas, ſeit Xenophon dem Lampſakener und Hekatäos von Abdera mehr in ſagenhafter Ueberlieferung und mährchenhafter Uebertreibung von den Kimmeriern, den Hyperboreern, den Katten und den Quellen des Iſtros aufgezeichnet, das war durch Schifffahrt, Handel, Reiſen, Heereszüge zur ſichern Erkenntniß erhoben worden, und während große Männer, wie Sulla, Catulus, Cäſar, Livius, ſpäter Velleius, Aufidius Baſſus und der ältere Plinius, einzelne Begebenheiten, Wanderungen, Kriege, Natur und Sitten beſchrieben hatten, wurde durch fortwährende Berührung an den Grenzen, durch diplomatiſchen Verkehr, Verträge und Bündniſſe mit einzelnen Völkerſchaften eine ununterbrochene Verbindung unterhalten, welche eine lebendige Quelle vielfacher Belehrung und Berichtigung ward. So war der Schriftſteller in den Stand geſetzt einen höhern Standpunkt für ſeine Darſtellung zu wählen und die Maſſe des ihm gebotenen Stoffes zu einer Geſammtanſchauung des Volkes zu erheben. Alſo keine Geſchichte der germaniſchen Völker konnte er ſchreiben, dazu waren die wenigen wenn auch folgereichen Thaten nicht geeignet, und die reichſte Quelle, die hiſtoriſche Heldenſage, war für Tacitus verſchloſſen. Auch kein geographiſch-ethnographiſches Gemälde konnte er entwerfen, denn dafür fehlte eine klare Anſchauung ſowohl der Grenzen als der Eigenthümlichkeit der verſchiedenen Völkerſtämme. Selbſt die klimatiſche und naturhiſtoriſche Seite war zu mangelhaft erforſcht, um ſtrengen Anforderungen zu

genügen. Wohl war aber von allen dieſen Gegenſtänden ſo viel zur Kunde der Mitwelt gelangt, daß die Wechſelwirkung dieſer verſchiedenen Verhältniſſe im Großen begriffen werden konnte.

Alſo von richtigem Gefühl geleitet hat Tacitus die Grenzen gegen Süden und Weſten ſcharf gezogen, im Oſten aber nur im Allgemeinen angedeutet. Denn es belehrte ihn ſein klarer Blick, nicht nur daß in den germaniſchen Gauen ein einiges Urvolk wohne, welches bis in den ſcandinaviſchen Norden ſich erſtrecke, ſondern auch daß, wie im Süden und Weſten die römiſche Herrſchaft Katten und Germanen aus einander hielt, in Oſten zwiſchen Slaven und Germanen weder Natur noch Schickſale eine ſcharfe Scheidung der durch einander wohnenden und von einander abhängigen Völker geſtatteten. Bei der Darlegung des deutſchen Volksthums muß ihm die Sage zur Stütze dienen, wobei das Urſprüngliche von fremder Beimiſchung geſchickt geſondert wird, und allgemein hiſtoriſche Geſetze, ſo wie phyſiologiſche Gründe, geben die Beſtätigung. Ueber Himmelsſtrich und Natur des Bodens wird nur in ſo weit geredet, um die äußere Form des Lebens zu begreifen. In Hinſicht auf den Staat war die Hauptaufgabe die verſchiedenen Kräfte, die da wirken, und die Grundader des öffentlichen Lebens zu erforſchen. Hier hatte er erkannt, wie die ſtaatliche Entwickelung recht eigentlich auf der Kriegsverfaſſung ruhte und wie die Grundtugenden des Volks, Glaube, Treue, Ehre, mächtig mitgewirkt, um dieſelbe in beſtimmten Formen auszuprägen. Aber mächtiger als Alles war der Geiſt der Freiheit und jenes ſtolze Selbſtgefühl, das dem Unrecht kühn entgegentritt und jedem äußeren Zwange trotzt. Alſo nicht die Herrſchaft der Geſetze, die im Alterthum den freien Staat gebildet, ſondern das mächtige Bewußtſein der freien Menſchenwürde hat Germanien vor der Schmach der Knechtſchaft und vor den Waffen der Eroberer geſchützt. Das hat der edle Geiſt des Tacitus erkannt und daher kein künſtliches Gefüge politiſcher Formen aufgebaut, aber das freie Leben der Germanen ſelber hat zum klaren Bewußtſein ſeiner Seele ſich verklärt.

Aber alle Kraft, die in dem Staate wirkt, wird in dem ſtillen Kreiſe des Hauſes und der Familie gepflegt, gebildet und erzogen. Auch dieſes Heiligthum des deutſchen Lebens hat ſich dem Blicke des Tacitus erſchloſſen und hier hat er die Tugenden gefunden, welche zu allen Zeiten Völker groß und ſtark gemacht, das Leben der Germanen aber noch inniger durchdrangen und jene Sittenreinheit und Unſchuld offenbarten, die mächtiger wirkten als Verfaſſung und Geſetze. Daß hier ſein Blick ſich häufig rückwärts zum eigenen Volke wandte, war durch den Gegenſatz des Lebens ſelbſt geboten und bedarf für den der Deutung nicht, der den Standpunkt des Hiſtorikers begriffen hat.

Zu allen Zeiten endlich hat man als Eigenthümlichkeit germaniſcher Völker anerkannt, daß der allgemeine Volkscharakter von den verſchiedenen Stämmen auf beſondere Weiſe entwickelt und ausgebildet worden iſt. Somit wird erſt ein klares Bild gewonnen, wenn die Geſammtanſchauung durch die beſonderen Strebungen und Sittenzüge der einzelnen Völkerſchaften Vollſtändigkeit erhalten hat. Dieß hat Tacitus im zweiten Theile ſeines Werks verſucht. Daß ihm dieſes nur im unvollkommenen Maaße gelingen konnte, ward ſchon oben angedeutet. Während die Völker am Rhein und Donauſtrom im hellen Licht erſcheinen, wird die Kenntniß immer trüber, je weiter er nach Norden und nach Oſten dringt, bis in dem ſcandinaviſchen Nor-

den, als dem Urſitz deutſchen Stammes, die Schilderung in jenes Dunkel der Sage ſich verliert, von welchem alle Kenntniß der Germanen ausgegangen war.

So war es der Gegenſatz zwiſchen Römern und Germanen, der dem Hiſtoriker den Grundgedanken ſeiner Darſtellung geboten. In den Kämpfen mit dem germaniſchen Volke iſt das Geſchick des römiſchen Kaiſerreiches erfüllet worden. Durch den Widerſtand gegen römiſche Ländergier hat Germanien das Bewußtſein ſeiner Kraft gewonnen, hat in ſeiner Stärke ſich erhoben und eine neue Zeit begründet. Das hat Tacitus geahnet, darum dieſes Werk. Die heimiſchen Sagen und Lieder ſind verklungen, welche die alten Helden und des Volkes Thaten prieſen. Es war den Germanen nicht beſchieden im enggeſchloſſenen Lebenskreiſe ſich aus ſich ſelber zu entwickeln und zu bilden. Im Kampfe mit der alten Welt ſollte ein neues Leben auferblühen. Doch der Verluſt der heimiſchen Sage wird aufgewogen, daß ein Römer von ſeiner Feinde Größe Zeugniß abgelegt. So iſt die Germania ein heiliges Vermächtniß für das deutſche Volk geworden, um ſich in ſeiner angeſtammten Geiſtesrichtung zu begreifen, der Nachwelt zur Deutung übergeben, zur Verwirklichung. In beſtändiger Wechſelwirkung mit dem Alterthume hat Germanien geiſtig und politiſch ſich entwickelt und auf das Alterthum geſtützt ſoll es fürder ſich entwickeln und geſtalten. Die Geiſteskraft, durch helleniſch-römiſche Wiſſenſchaft geſtählt, ſoll ſich wirkſam zeigen für die Gegenwart, daß vom Geiſt des Alterthums durchdrungen wir mit Stolz uns nennen dürfen: treue Bürger des deutſchen Vaterlandes."

Da ſich über dieſen Gegenſtand keine Discuſſion erhob, ſo betrat **Gottfried Hermann** die Rednerbühne, um einige Worte zur Erinnerung an den früh dahingeſchiedenen Ottfried Müller zu ſprechen.

„Verehrte Verſammlung," ſo ſprach er, „wenn ich des Vertrauens, deſſen Sie mich gewürdigt haben, mich einigermaaßen werth zeigen will, ſo muß ich eine Pflicht erfüllen, die von mir gefordert wird.

Sie haben mir Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit zugetraut. Dieſe muß ſein gegen ſich und Andere, gegen Freund und Feind, gegen Lebende und Todte. Viel würden wir in dieſen Tagen Schönes gehört haben, wenn nicht Ottfried Müller in Griechenland durch den Tod wäre erreicht worden. Er war im Leben mein Gegner, auch mit Waffen, die er nicht hätte brauchen ſollen, ja er würde es jetzt vielleicht ſelbſt anerkennen, wenn er noch lebte; — aber nie habe ich ſeine Verdienſte verkannt und jetzt nach ſeinem Tode fühle ich mich verbunden ſie zu nennen, zu rühmen und zu preiſen. Erlauben Sie, da ich mit eignen Worten es nicht ſo kann, daß ich es mit fremden Worten thue."

Er las nun die drei letzten Strophen aus Adolf Bube's Todtenfeier Ottfried Müller's vor:

„Was ward in ihm der Menſchheit nicht entriſſen?
Welch' unermüdet reger Genius,
Tief eingeweiht in Wahrheit, Kunſt und Wiſſen,
So reich an Kraft und Anmuth im Erguß!

Verloren all' die ſchönen, großen Gaben,
Wozu in ihm lebendig lag der Keim!
Wer wird, wie er, die Menſchheit künftig laben
Mit ferner Vorwelt Mark und Honigſeim?

Tiefſchauend ſah er in dem Alterthume
Nicht eine ſeelenloſe Mumienform;
Er fand darin des Lebens ſchönſte Blume,
Der Menſchheit und des Zeitenlaufes Norm. —
Und ſo wie er in Kraft dahingegangen,
Umſchlungen von des Ruhmes reichſtem Kranz,
So wird ſein Bild hienieden herrlich prangen,
Und keine Zeit verlöſchen ſeinen Glanz.

Erſcheine, hoher Geiſt, in dieſen Hallen!
Dich grüßet unſ'rer Liebe wärmſter Gruß.
O wolle ſegnend unſ'ren Kreis durchwallen,
Und geben unſ'rer Stirn den Weihekuß!
So wie Apoll, des Saitenſpieles Rührer,
Dem von der Lippe Geiſt und Anmuth weht,
Auf dem Parnaß erſcheint als Muſenführer,
So ſei Du uns ein treuer Muſaget!"

Nachdem Ober-Schulrath Kohlrauſch aus Hannover in ſeinem und vieler Schüler Müller's Namen dem Redner gedankt hatte, ergriff der Vice-Präſident das Wort und ſprach: „Viele Stimmen kündigen denſelben Dank an, ſo daß ich im Namen der Geſammtheit und unter der ſicheren Vorausſetzung der allgemeinen Zuſtimmung das Wort ergreifen zu dürfen glaube, um Ihnen, ehrwürdiger Veteran, im Namen des Vereines für das zu danken, was wir ſo eben aus Ihrem Herzen vernahmen. Ihre Gerechtigkeitsliebe, Ihr Edelſinn iſt noch von Niemand verkannt worden, und hätte ein Zweifel dagegen erhoben werden können, ſo wäre er jetzt beſeitiget durch die That.

Nur ein großer Mann kann große Männer richtig beurtheilen und würdigen. So haben Sie Ottfried Müller richtig und nach Verdienſt gewürdigt, und hat ſich dabei eine trübe Erinnerung an das Verhältniß, wie es im Leben war, nicht unterdrücken laſſen, ſo iſt das menſchlich und ehrlich und ehrenhaft. Der Schatten des großen Mannes, deſſen frühen Tod wir betrauern, würde ſich freuen über die Worte der Sühne und der Weihe, die aus Ihrem Munde nach dem fernen Grabe in der heiligen Hellas Mutterſchooße hin ertönt ſind. Nehmen ſie unſer Aller aufrichtigen und herzlichſten Dank!"

Der Vice-Präſident brachte demnächſt in Vorſchlag:

1) Herrn Cabinetsrath Madelung für die liberale Mittheilung der Gothaiſchen Zeitung an die Mitglieder des Vereins einen Dank zu votiren, was freudige Zuſtimmung fand;

2) eine Subscriptionsliste für den vom Professor Ritschl zu gestaltenden Codex palaeographicus aufzulegen und überhaupt das ganze Unternehmen von Seiten des Vereins dem philologischen Publikum zu empfehlen, womit Alle übereinstimmten *).

3) Bitte um fortgesetzte Subscription auf Stademann's Rundgemälde von Athen und Helfricht's Vereinsmünze auf F. A. Wolf.

Hierauf hielt Professor **Hermann** aus Marburg den angekündigten Vortrag: **über die Bedeutung der hesiodeischen Weltalter.**

„Wenn ich bei dem Gegenstande, für welchen ich im vorigen Jahre die Aufmerksamkeit der verehrten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Anspruch zu nehmen wagte, vielleicht den Fehler beging mehr auf solche Fragen, die mich gerade beschäftigten, als auf solche einzugehen, die das Interesse eines so gemischten Publikums rege machen konnten, so habe ich heute vielleicht den entgegengesetzten Vorwurf zu befürchten, in der Betrachtung der hesiodeischen Sage von den sogenannten Weltaltern oder ältesten Menschengeschlechtern einen Gegenstand gewählt zu haben, dessen vielfache Beziehungen und Verzweigungen zum Theil weit über den engen Kreis hinausliegen, den ich ohne Anmaaßung mein geistiges Gebiet nennen und meine Stimme darüber von dieser hochachtbaren Versammlung als urtheilsfähig anerkannt zu sehn hoffen dürfte. Ich glaube mich daher gleich von vorn herein verwahren zu müssen, daß ich keineswegs den ganzen reichen Stoff, welcher in jener Sage enthalten ist, erschöpfen zu können glaube, oder auch nur alle die mannichfachen Fragen berühren will, wozu die betreffende Stelle der Werke und Tage des alten Sängers in kritischer, literar-historischer, ästhetischer, mythologischer, philosophischer Hinsicht Anlaß und Aufforderung enthält; in mehreren dieser Hinsichten ist sie ohnehin schon von Voß, Schlegel, Buttmann, Völcker, Böttiger, und neuerdings von einem der verehrten Anwesenden, Herrn Director Ranke, betrachtet und beleuchtet worden, und wenn ich gleich von dem größern Theile dessen, was diese Männer beigebracht haben, mich nicht völlig befriedigt, mit Einzelnen sogar im directen Widerspruche finde, so bescheide ich mich doch gern, daß der hauptsächlichste Grund davon nur darin liegt, daß bei einem so vielseitigen Stoffe jeder zunächst und zumeist den Maaßstab derjenigen Seite anlegt, die mit seinen sonstigen Studien und Neigungen am engsten zusammenhängt, und eine solche Unbefriedigtheit also höchstens den Mangel an Allseitigkeit, keineswegs aber sofort die Unrichtigkeit der andern Ansichten behauptet. Nur ist es eben deßhalb gewiß wünschenswerth und ersprießlich, daß auch keine neue Ansicht, die dem Gegenstande eine andere Seite abgewinnen zu können glaubt, sich durch das Vorhandensein früherer abhalten lasse an das Tageslicht zu treten, und aus diesem Gesichtspunkte hoffe ich denn auch gegenwärtig nichts Ueberflüssiges und Gewagtes zu unternehmen, wenn ich die Augenblicke, in welchen mir zu Ihnen, hochgeehrteste Anwesende, zu reden vergönnt ist, zu einer kurzen Skizze der historisch-antiquarischen Bedeutung verwende, welche sich mir auf meinem nüchtern geschichtlichen Standpunkte in dieser Dichtung für die älteste Gestaltung und die Entwickelungsphasen des griechischen Volks- und Staatslebens aus einer Zeit dargeboten hat, von

*) S. Beilage E.

welcher wir uns ſonſt nur durch abſtractes Raiſonnement oder gewagte Combinationen mythiſcher Einzelheiten ein einigermaaßen organiſches Geſammtbild entwerfen können. Den urkundlichen Werth einer hiſtoriſchen Quelle will auch ich damit nicht der Erzählung beilegen, die jedenfalls um manches Jahrhundert jünger als die Zeiten iſt, von welchen ſie uns Kunde geben ſoll, und auch abgeſehen von den Einzelheiten poetiſcher Ausſchmückung, woran ſie reicher als die meiſten andern Theile der Werke und Tage iſt, ſchon durch die Allgemeinheit ihrer Faſſung mehr den Charakter eines Philoſophems als einer Erinnerung aus Zeiten an ſich trägt, deren Eigenthümlichkeit ſie ja theilweiſe ſelbſt darein ſetzt, ohne eine Erinnerung namen- und ſpurlos verſchwunden zu ſein; — je enger aber gerade in dieſen früheſten Zeiten Poeſie und Wirklichkeit verſchmelzen, deſto gewiſſer darf man auch bei dem größten Dichtergebilde hinwieder einen Kern hiſtoriſcher Wirklichkeit vorausſetzen, der es von den willkürlichen Phantaſieſtücken ſpäterer Abſichtspoeſie ſehr zu ſeinem Vortheile unterſcheidet; und geſetzt auch es läge hier gar keine Spur directer thatſächlicher Ueberlieferung mehr zu Grunde — für welche doch eben in den älteſten Zeiten Jahrhunderte häufig keine größern Zwiſchenräume als ſpäter Jahre ausmachen — ſo würde ſelbſt die Hypotheſe eines ſo welt- und menſchenkundigen Beobachters, wie ſich der Sänger der Werke und Tage allenthalben zeigt, einen mehr als gewöhnlichen objectiven Werth ſchon durch die Rückſicht erhalten, daß dieſem jedenfalls noch bei weitem mehr einzelne Data und Nachklänge zugänglich waren und vor Augen ſchwebten, als jetzt dem ſcharfſichtigſten Forſcher aus den Trümmern des Alterthums zuſammenzuleſen möglich ſein würde.

Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß ich hier nur von der heſiodeiſchen Dichtung rede, nicht von derjenigen Geſtalt, welche die Reihenfolge und Abſtufung der Weltalter bei Ovid, Juvenal und andern Dichtern des ſpäteren Alterthums in der Art angenommen hat, daß das goldene, ſilberne, eherne, eiſerne Geſchlecht, oder auch nur drei von dieſen ſich graduell verſchlechtern, und der ſpecifiſche Unterſchied eigentlich nur zwiſchen dem erſten und letzten obwaltet, zwiſchen welchen dann die beiden andern als Uebergangsſtufen oder mittlere Proportionalen in der Mitte liegen; — dieſe Geſtalt, in welcher eben nur das ſilberne Zeitalter ſchlechter als das goldene, und das eherne wieder ſchlechter als das ſilberne iſt, bis dann das Uebermaaß von Schlechtigkeit endlich die letzte Göttin Aſträa die Erde zu verlaſſen nöthigt, findet ſich zuerſt bei Aratus, vom welchem auch Voß vermuthet, daß er zuerſt die Göttin der Gerechtigkeit als Sternenjungfrau — Dike als Aſträa — aufgefaßt habe; — und ihr liegt allerdings nichts weiter als eine moralphiloſophiſche Theorie ſtufenweiſer Verderbniß zu Grunde, die, weil ſie ſich im Kleinen wie im Großen ziemlich gleich bleibt, dem Hiſtoriker nichts als eine formale Kategorienreihe darbietet, in welcher am Ende ſogar die Zahl der Mittelglieder ganz zufällig iſt; — aber ſchon gerade daraus geht hervor, daß dieſe Zwiſchenſtufen ſelbſt und ihre Namen bei Heſiodus, dem ſie aufs Augenſcheinlichſte nachgeahmt ſind, eine viel tiefer begründete und ſpecifiſch geſchiedene Bedeutung gehabt haben müſſen, die nur erſt ſpäter auf ähnliche Art, wie die politiſche Elegie eines Solon und Theognis zu einer moraliſchen Gnomenpoeſie verflacht worden iſt, in eine allgemein ethiſche Allegorie aufgingen, — und eine nähere Betrachtung der heſiodeiſchen Stelle ſelbſt wird dieß, auch ohne der hiſtoriſchen Auslegung vorgreifen zu wollen, aufs Einleuchtendſte und Unwiderſprechlichſte darthun. Das goldene Zeitalter iſt allerdings auch hier ſchon im Weſentlichen dasſelbe, wie es bei den Späteren als die Regierungszeit des Kronos geſchildert wird,

wenn auch der neueſte Herausgeber den Vers, wo Heſiodus ſelbſt den Kronos nennt, als unächt herausgeworfen hat, und das Gemälde überhaupt manche ſeiner Züge erſt ſpäterer Hand zu verdanken ſcheint; — denn je abſtracter ſeiner Natur nach der Begriff des paradieſiſchen Kinder-, um nicht zu ſagen Embryonenlebens iſt, welches den nothwendigen Anfangs- und Ausgangspunkt jeder organiſchen Entwickelung ausmacht, deſto größeren Spielraum läßt es der nachhelfenden Phantaſie im Einzelnen, und hat deßhalb auch zwiſchen Heſiodus und Aratus bei Plato im Politikus, bei Kratinus, Empedokles, Dikäarch u. A. mannichfache Modificationen erlitten, ohne deßhalb den urſprünglichen Grundgedanken eines unſchuldigen, patriarchaliſchen, in unmittelbarer Berührung mit den ſeligen Göttern ſtehenden Zeitalters aufzugeben; — während aber Aratus ganz mit ähnlicher und nur quantitativ herabgeſtimmter Abſtraction fortfährt:

Dann mit dem ſilbernen wenig und gar nicht ähnlichen Umgang
Hatte ſie (die Dike oder Aſträa nämlich), nach den Gebräuchen der älteren Völker
ſich ſehnend;
Aber auch jenem Geſchlechte, dem ſilbernen, wohnte ſie noch bei u. ſ. w.

gibt uns Heſiodus ſchon in dem ſilbernen Geſchlechte ein ganz concretes und von dem vorhergehenden ſpecifiſch verſchiedenes Bild:

Aber ein zweites Geſchlecht, um vieles geringer hernachmals
Machten, ein ſilbernes, nun des olympiſchen Hauſes Bewohner,
Weder an Wuchs dem goldenen gleich noch auch an Geſinnung;
Hundert Jahre vielmehr erwuchs bei der würdigen Mutter
Spielend der Sohn, ein gewaltiges Kind, in ſeiner Behauſung;
War er aber gereift und zum Ziele der Mannheit gekommen,
Lebt' er nur wenige Zeit und litt Unheil durch Verblendung:
Denn nicht mochten ſie mehr vor des Unglimpfs Frevel einander
Wahren, noch wollten ſie mehr den unſterblichen Göttern Verehrung
Leiſten, noch opfern hinfort auf der Seligen heiligem Altar,
Wie es gebührt nach der Menſchen Gebrauch; drum tilgte ſie nachmals
Zeus der Kronide im Zorn, dieweil ſie die ſchuldige Ehre
Nicht gewährt den unſterblichen Göttern, den Herrn des Olympos;

und wenn auch die Schilderung des ehernen Zeitalters bei Aratus:

Welche zuerſt aus dem Erz mißthätige Klingen geſchmiedet,
Schrecken des Wegs, und zuerſt Feſtſchmaus ſich bereitet vom Pflugſtier,

wieder nur der heſiodeiſchen nachgeahmt iſt:

welchen des Ares
Werke gefielen und blutiger Hohn, noch aßen des Brodes
Jene, ſondern ihr Muth war unbeugſam wie der Demant u. ſ. w.

ſo macht es doch einen weſentlichen Unterſchied, ob dieſe Verſchlechterung nur als die Naturnothwendigkeit der rollenden Kugel erſcheint, die einmal angeſtoßen ſtets raſcher und raſcher der Tiefe zueilt, oder ob ſie als ſelbſtſtändige Erſcheinung daſteht, wie bei Heſiodus:

Aber zum dritten erſchuf ein anderes Menſchengeſchlechte
Zeus der Vater von Erz, dem ſilbernen ähnlich in keinem,

für welche ebendeßhalb auch dasjenige, was dort nur als einzelner Zug des Bildes dient, charakteriſtiſche Haupteigenſchaft wird:

Aber ſie hatten die Rüſtung von Erz und von Erze die Wohnung,
Schafften auch Alles mit Erz, denn es war noch kein ſchwärzliches Eiſen.

Schon die drei erſten Geſchlechter alſo, welche ſämmtlichen Darſtellungen gemein ſind, tragen näher betrachtet ein ganz verſchiedenes Verhältniß zur Schau, welches Buttmann in zwei Worten ſo ausdrückt, daß er ſagt, bei Aratus und Ovid ſei die Abſtufung derſelben wie 0, 5, 10, bei Heſiodus dagegen wie 0, 9, 10; — noch deutlicher tritt jedoch die gänzliche Verſchiedenheit in der eiſernen Stufe hervor, wo wir überhaupt nur noch Heſiodus und Ovid vergleichen können, indem dieſer letztere allein ſeinem Charakter nach die Spielerei, welche aus dieſer ewigen und unmotivirten Verſchlechterungsgeſchichte zuletzt nothwendig hervorgehen mußte, bis zum vierten Gliede fortgeſetzt hat, während Aratus ſchon beim dritten die Dike oder Aſträa entweichen läßt, und ſeine Ueberſetzer Cicero, Germanicus, Feſtus Avienus ſeinem Erze geradezu das Eiſen ſubſtituiren, was dann ganz von Heſiodus abweicht, der nicht nur das eherne Geſchlecht als ein längſt vergangenes betrachtet,

welches von eigenen Händen erſchlagen
Niederſtieg zu des froſtigen Hades dunkler Behauſung
Namenlos; doch ergriff auch die Männer des Schreckens der ſchwarze
Tod und ſie ließen das Licht der hellumſtrahlenden Sonne;

ſondern auch zwiſchen jenem und dem eiſernen, in welchem er ſelbſt lebt, noch ein viertes Geſchlecht einſchaltet, das, weit entfernt wie bei Ovid den Stufengang allmähliger moraliſcher Verſchlechterung mechaniſch fortzuſetzen, uns plötzlich in einen bei weitem freundlichern Kreis und, was die Hauptſache iſt, unter Geſtalten verſetzt, welchen wir in dieſer Nachbarſchaft nicht anſtehn dürfen einen wenn auch nur relativ geſchichtlichen Charakter beizulegen.

Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht die Erde verborgen,
Rief ein anderes wieder, ein viertes, der nährenden Erde
Zeus der Kronide hervor, ein gerechteres aber und beß'res,
Göttlicher Menſchen Geſchlecht, Heroen, wie wir ſie nennen;
Dieſe verdarb der gewaltige Krieg und die feindliche Zwietracht,
Die im kadmeiſchen Land vor der ſiebenthorigen Thebe,
Kämpfend um Oedipus Schaafe, und die in den Schiffen vor Troja
Ueber des Meers Salzflut nach der lockigen Helena trachtend u. ſ. w.

ſo ſingt Heſiodus von dieſem nächſten Geſchlechte vor dem ſeinigen, und verſetzt uns damit zwar nicht mehr in die goldene Zeit zurück, in welcher die Welt auch von Krieg und Zwietracht nichts wußte, wohl aber unter eine Schaar von Helden, welche ganz wie Seneca von den Menſchen des goldenen Zeitalters ſagt, recentes a diis, das Blut ihres göttlichen Urſprungs noch rein und unvermiſcht bewahrt haben, *θεῶν ἀγχίσποροι, Ζηνὸς ἐγγύς*, wie der Dichter ſagt,

welchen dort auf Ida's Höhn
Des Ahnherrn Jovis Altar hoch im Aether ragt,
Und nimmermehr das Blut der Himmliſchen verſiegt;

ſo daß ſich in ihnen das Bewußtſein eines erneuerten Aufſchwungs der Menſchheit kund gibt, von welchem Ovid's trübſeliger Peſſimismus nichts weiß; — und doch trägt gerade dieſe ſcheinbare Anomalie am wenigſten das Gepräge einer bloßen Dichterſpeculation, ſondern knüpft ſich an beſtimmte Thatſachen der Mythengeſchichte an, welche dadurch, wie Ranke ſchön ſagt, zum erſten Male in ihre weltgeſchichtliche Stellung geſetzt werden; ja es ſind dieſelben Zeiten, dieſelben Geſtalten, mit welchen wir bei Homer gleichſam auf Du und Du umzugehn gelernt haben, und wenn auch ſchon bei Heſiodus die verklärende Zeit dieſen Menſchen etwas von ihrer naiven Derbheit genommen und die homeriſchen Herren in Halbgötter verwandelt hat, ſo liegt doch darin gerade ein Beweis mehr, daß in Heſiodus' Bewußtſein mit jener Zeit, welche wir ohnehin die heroiſche nennen, eine neue Aera in ganz anderem Sinn beginne, als ſie bei Aratus oder Ovid mit dem Verſchwinden der Dike oder Aſträa aus den Reihen der Menſchen anhebt. Allerdings wohnt auch nach denjenigen Dichtern, welche Homer's Spuren folgen, Dike, die Gerechtigkeit, bereits bei den Göttern:

Δίκη Διὸς πάρεδρος ἀρχαίοις νόμοις,

und waltet in ferner Majeſtät über den Thaten der Sterblichen, wie das Schickſal oder das ewige göttliche Recht die Weltregierung der Götter ſelbſt beſtimmt; aber darum iſt doch ihr Einfluß nicht verbannt aus der bürgerlichen Geſellſchaft, deren oberſtes ſittliches Bedürfniß gerade in ihr vergöttert und perſonificirt iſt; wie Zeus ſelbſt die Beſchlüſſe des Schickſals kennt und vollzieht, ſo iſt auch der irdiſche König nur der Vertreter und Vollzieher dieſer Gerechtigkeit, deren Abglanz ihm mit ſeinem göttlichen Urſprunge zu Theil geworden iſt. Gottgeborene und rechtſprechende, *διογενεῖς* und *δημιοτρόφοι*, das ſind die Hand in Hand gehenden Beiwörter der homeriſchen Könige, und wie Agamemnon den Stab, das Symbol der Richtergewalt, von Zeus ſelbſt ererbt hat, ſo gilt es auch von dem Rechte, das er kraft dieſes Erbes übt, bis erſt nach und nach der göttliche Funken erliſcht und jene Verſchlechterung eintritt, die durch Selbſtſucht der Herrſchenden ähnliches Treiben bei den Beherrſchten weckt, und, indem ſie die innerſte Wurzel des Königthums erſchüttert, auch die Einzelnen mehr auf ihren Vortheil als auf das gemeinſchaftliche Recht und die Sitte des Ganzen Bedacht zu nehmen lehrt. Dann tritt freilich auch hier die Entartung ein, welche die Schilderung des eiſernen Geſchlechtes bei Ovid vorausſetzt, und daß dem Sänger der Werke und Tage in dieſer Hinſicht allerdings ſchon traurigere Erfahrungen vorlagen, als die homeriſchen Gedichte im Ganzen trotz ihres *οἷοι νῦν βροτοί εἰσι* darbieten, zeigt nicht bloß ſeine Schilderung des eiſernen Geſchlechts ſelbſt, ſondern auch die ſonſtigen Klagen und Warnungen an die Geſchenke freſſenden Könige, die Thoren, welche nicht wiſſen, um wie viel beſſer die Hälfte als das Ganze, die ſich um die Stimme der Götter nicht kümmern, und welchen er mit den 30000 Dämonen droht, die als Wächter der ſterblichen Menſchen auf Recht und Verbrechen wachen, in Luft gehüllt über die ganze Erde ſchreitend; — doch iſt auch hier noch das Gute mit Böſem gemiſcht (*ἀλλ' ἔμπης καὶ τοῖσι μεμίξεται ἐσθλὰ κακοῖσι*) und nur in ferner Zukunft weiſſagt er, wenn es ſo fortgehe, daß Treue und Glaube verſchwinden, das Recht des Stärkern herrſchend werden, und *Αἰδὼς* und *Νέμεσις*, Scheu und diſtributive Gerechtigkeit, die Menſchen verlaſſen, kurz alles das eintreten werde, was Ovid bereits als geſchehen darſtellt; — freilich, wenn wir die Sitten ſeiner Zeit mit der Einfalt der heſiodeiſchen

vergleichen, nicht mit Unrecht, aber im Ganzen doch auch hier durch ſtarre Abgeſchloſſenheit ein abſtractes Phantasma aufſtellend, während das heſiodeiſche Bild auch hier den hiſtoriſch concreten Charakter bewahrt, der das ganze Gedicht als ein Sittengemälde aus dem Leben und für das Leben zu betrachten geſtattet. Nur das könnte noch in Frage kommen, ob ſich dieſer hiſtoriſche Charakter auch auf die drei erſten Geſchlechter erſtrecken laſſe, die jedenfalls ganz der mythiſchen Zeit anheimfallen und eine ſolche Abgeſchloſſenheit in ſich darbieten, daß gerade die beiden Gelehrten, welche ſich eindringender mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt haben, in dieſen beiden Abtheilungen zwei urſprünglich getrennte Reihen erkennen wollen, ſei es nun, daß man mit Buttmann die drei erſten Geſchlechter als die urſprüngliche Sage nehme, der dann erſt die beiden hiſtoriſchen nachgebildet wären, oder mit Völcker die erſtern vielmehr als ein nachträglich den letztern vorausgeſtelltes Prototyp anſehe, welches ſogar auf die Urbilder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der heſiodeiſchen Schilderung ausgedehnt werden könnte; — faſſen wir inzwiſchen die Worte des Dichters ſelbſt ins Auge, ſo finden wir nur das Gewoge von Licht und Schatten, Gutem und Böſem, wie es das Geſetz jedes hiſtoriſchen Lebens iſt, ohne die Zerfällung in eine ideale und eine hiſtoriſche Maſſe weiter erſtrecken zu können, als ſie ſich aus der größern oder geringern Entfernung der Zeit von dem Darſteller von ſelbſt ergibt, und wenn ich ſchon in der vorhergehenden Darſtellung gefliſſentlich die Züge ins Gedächtniß zu rufen geſucht habe, welche dem Ganzen einen concret geſchichtlichen Anſtrich verleihen, ſo hoffe ich durch die folgende Auseinanderſetzung eine ſolche Uebereinſtimmung der heſiodeiſchen Schilderung mit derjenigen Anſicht, welche uns die Natur der Sache und anderweite Spuren von Griechenlands Vorgeſchichte aufdringen, darzulegen, daß beide ſich einander ergänzen, und die heſiodeiſche Darſtellung wenigſtens mit demſelben Rechte, wie die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte als die älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts, als die älteſte Urkunde griechiſcher Geſchichte betrachtet werden könne.

Daß zuvörderſt der aus Homer bekannten Zeit, welche wir oben die heroiſche genannt haben, und welche in der Reihe der heſiodeiſchen Geſchlechter das vierte bildet, noch ein oder mehrere andere vorausgegangen ſeien, die von dieſer verſchieden genug geweſen, um eine ganze untergegangene Geſchichte hinter ihr vermuthen zu laſſen, kann ich hier ſo weit als erwieſen vorausſetzen, als nicht jemand vielleicht noch der weiland beliebten Methode anhängen ſollte, nichts für älter zu halten, als die erſte zufällig erhaltene Kunde davon in den Denkmälern des Alterthums reicht, wo dann freilich vor dem älteſten von dieſen, den homeriſchen Gedichten, nichts als vorhanden anzunehmen wäre, wovon dieſe nicht ſelbſt bereits Kunde gäben, und alles Uebrige, auch wenn es die entſchiedenſten ſonſtigen Zeugen früher ſetzten, ſpäteren Urſprungs ſein müßte; — dieſer Methode aber zu begegnen würde mich in einen Principienſtreit verwickeln, der weder dieſer Gelegenheit noch meiner Abſicht entſpräche, und wenn ich gleichwohl die Hauptgründe meiner Anſicht kurz andeute, ſo geſchieht es nur, weil dadurch zugleich auch auf den Charakter, welchen ich jener ältern Zeit im Gegenſatze der homeriſchen beilege, ein helleres Licht fallen kann. Je gewiſſer es iſt, daß das ganze Volksleben des geſchichtlichen Griechenlands auf den homeriſchen Gedichten fußte und in dieſen ſein Normativ und die Wurzel ſeiner Entwickelung beſaß, deſto ſicherer werden wir ſo manche einzelne Erſcheinung, welche ſpäter mit dem

homeriſchen Leben contraſtirt, ohne ſich organiſch aus der genannten weiteren Entwickelung erklären zu laſſen, aus derjenigen Zeit herleiten dürfen, wo ſich das griechiſche Volk noch nicht auf die Stufe freier Ritterlichkeit emporgehoben hatte, die uns jene Gedichte vorführen; — je gewiſſer es iſt, daß Griechenlands welthiſtoriſche Stellung im diametralen Gegenſatze mit der orientaliſchen Welt ſteht, je gewaltiger es zur freien Entfaltung aller der Kräfte hinſtrebt, welche des Schöpfers Hand in die menſchliche Natur gelegt hat, je ſiegreicher es den Geiſt aus dem Kampfe mit der Natur hervorgehen läßt, je klarer es alles, was ihm angehört, in ſcharfer plaſtiſcher Geſtaltung ausprägt, je unbefangener ſeine Menſchen, je menſchlicher ſeine Götter ſind, deſto unwiderſtehlicher ſehn wir uns genöthigt diejenigen Aeußerungen ſeines uns geſchichtlich bekannten Lebens, welche dieſer welthiſtoriſchen Richtung fremd und incongruent ſind, als Reſte und Trümmer einer untergegangenen Vorzeit zu betrachten, die gleich den Burgen des Mittelalters noch hier und da als Zeugen eines vergeſſenen Daſeins übriggeblieben ſind, und wenn uns ſchon die Natur der Sache nöthigt, gerade weil das welthiſtoriſche Griechenland ein ſo eigenthümliches iſt, ſeine Vorgeſchichte von der anderer Völker nur dadurch zu unterſcheiden, daß letztere, wie Gruppe irgendwo ſagt, nicht zu einer gleich vollſtändigen organiſchen Entwickelungsreihe gekommen ſind, ſo fehlt es auch nicht an einzelnen Thatſachen, welche eine ſolche Vergleichung ſeiner Urzeit mit dem patriarchaliſchen Naturleben des Orients und der älteſten Menſchheit überhaupt geſtatten. Jene troglodytiſche Architektur, wie ſie Klenze nennt, der älteſten Grabgewölbe und Schatzhäuſer, die, ſtatt die Natur zu bewältigen, nur ihren Spuren folgt und mit knechtiſcher Abhängigkeit nachhilft, jene mächtigen Mauermaſſen, die ſchon durch ihren Namen an mythiſche Zeit und auswärtigen Urſprung erinnern, welcher andern Periode könnten ſie ihren Urſprung verdanken als derjenigen, deren Grundlage Homer ſelbſt im Bilde der Kyklopen, nicht ſo ideal wie Heſiodus, aber vielleicht um ſo naturgemäßer, als Urzuſtand des Menſchengeſchlechts ſchildert? jene Vererbung beſtimmter Geſchäfte, Kenntniſſe und Fertigkeiten in gewiſſen Familien, die theilweiſe noch ſpät der Entwickelung des griechiſchen Geiſtes Schranken anlegen, jene Verknüpfung des prieſterlichen Amts mit dem königlichen, die zuletzt mitunter noch das einzige Attribut des letztern ausmacht, worauf anders deuten ſie als auf jene patriarchaliſche Sitte, welche das Geſetz menſchlicher Entwickelung eben ſo ſehr als die Erinnerungen der Völker an die Spitze der Geſchichte eines jeden ſetzen? und nehmen wir dazu noch die zahlreiche Menge einzelner örtlicher Culte, die in gänzlicher Verſchiedenheit von demjenigen, was Homer's Gedichte dem Volke als Götterſage darboten, bedeutſame Naturweſen in roheſter Form oder wenigſtens ſymboliſchem, mitunter geheimnißvollem Ritus verehrten, ſo zwingt uns dieſes unabweisbar zur Annahme nicht nur einer früheren Zeit, die mit der Götterverehrung ganz andere Begriffe und Vorſtellungen verband, ſondern auch einer ſolchen Zerſtörung und Zertrümmerung derſelben, welche die einzelnen Localculte ohne innere Verknüpfung unter ſich oder mit dem Ganzen zurückließ und ſich theilweiſe ſelbſt in das Dunkel von Myſterien zu flüchten nöthigte, die wir nicht berechtigt ſind, weil der Charakter des Geheimniſſes verhältnißmäßig jung ſein dürfte, deßhalb auch der Entſtehung ihrer Culte ſelbſt nach ſo jung zu halten, als manche neuere Anſichten dieſes vorausſetzen. Mit deutlichen Worten ſagt uns der Vater der Geſchichte, daß die Pelasger, Griechenlands Urvolk, die Götter noch ohne Namen, die Geſtirne als das, was ſie wirklich ſind,

als Naturweſen verehrt hätten, erſt Homer und Heſiodus die Götterſage geſchaffen hätten, wie ſie das Volk in der verwandtſchaftlichen Verknüpfung der einzelnen Weſen zu einem Götterſtaate kannte, und ſo wenig ich damit die Mittelglieder in Schutz nehme, welche Herodot, durch ſein Vorurtheil ausländiſcher Einflüſſe auf Griechenland geblendet, offenbar mehr als Reſultat eignen mangelhaften Raiſonnements als urkundlicher Ueberlieferung zwiſchen jene beiden Zuſtände eingeſchoben hat, halte ich mich doch hinſichtlich der Prämiſſen berechtigt, das Zeitalter, welches ſich Heſiodus' dichteriſche Phantaſie zu einem goldenen Geſchlechte paradieſiſcher Unſchuld und Unmittelbarkeit ausmalt, als dasſelbe zu betrachten, welches die geſchichtliche Erinnerung der Griechen unter dem Namen der Pelasger an die Spitze ihrer Tradition ſtellte, und deſſen ſonſtige Züge, wie ſie ſich in mancherlei Mythen und Redeweiſen erhalten haben, für die, aus welchen das heſiodeiſche Gemälde zuſammengeſetzt iſt, wenigſtens einige Analogie darbieten. Wie vieldeutig freilich der Name der Pelasger ſelbſt iſt, wie verſchiedenartige Begriffe ſchon das griechiſche Alterthum mit ihm verband, entgeht mir keineswegs; — aber gerade dieſe Vielgeſtaltigkeit qualificirt ihn zu jener dichteriſchen Apotheoſe, in welcher ſich die ſcheinbar heterogenen Extreme eines faſt thieriſchen Naturzuſtandes und einer unmittelbaren Annäherung an die Gottheit zur lieblichſten Harmonie vereinigen: faſſe man die Pelasger als höhlenbewohnende Eicheleſſer, oder erkenne man mit Andern in ihnen die erſten Spuren eines geordneten bürgerlichen Zuſtandes, deſſen Repräſentant Pelasgus ſelbſt die Bereitung des Brodes erfunden haben ſollte, — die getreidetragende Erde, welche von ſelbſt alle Früchte hervorbrachte, deren der Menſch bedurfte, verſchmilzt beide Zuſtände; und wenn es jedenfalls der Hauptzug jenes Gemäldes bleibt, daß das goldene Geſchlecht den Göttern gleich oder, wie es die ſpätere Sage geſtaltet hat, unter unmittelbarer Leitung der Götter ſelbſt geweſen ſei, ſo dürfen wir uns wohl an das Beiwort der göttlichen Pelasger erinnern, das ein ſcharfſinniger Forſcher unſerer Zeit ſogar benutzt hat, um in der Sprache der Götter, welche Homer an einigen Stellen der menſchlichen entgegenſetzt, Spuren altpelasgiſcher Prieſterſprache zu erblicken; — für ein Volk, das noch ohne beſtimmte, in Tempelhäuſer und Bilder eingegrenzte Gottheiten in jedem Baume und in jedem Bache, in jedem Strahle der wohlthätigen Sonne wie im Brauſen des Windes und im Rollen des Donners den leibhaftigen Gott erkannte, eignet ſich gewiß keine Bezeichnung beſſer, als es in Naturverwandtſchaft und Homogeneität, in unabläſſigem und leiblichem Verkehre mit der Gottheit befindlich darzuſtellen. — Doch dieſe Analogie hier weiter zu verfolgen geſtattet weder die Dürftigkeit der Nachrichten von den Pelasgern ſelbſt, noch der dichteriſche Charakter des goldnen Alters, den ich oben ſelbſt anerkannte und deſſen große Divergenz von der geſchichtlichen Vorſtellung griechiſcher Urzuſtände ich in anderer Hinſicht keineswegs leugne; — nur daß auf ähnliche Art, wie Heſiodus dem heroiſchen Zeitalter die andern voranſchickt, auch die griechiſche Geſchichte vor der durch Homer bekannten Zeit weſentlich verſchiedene Zuſtände annehmen müſſe, wollte ich durch dieſe Andeutung wahrſcheinlich machen, — und je größer nun die Coincidenz der geſchichtlichen Erinnerung mit der heſiodeiſchen Darſtellung in dem vierten oder Heroenalter wird, und je nothwendiger uns gerade die große Verſchiedenheit zwiſchen dem eben geſchilderten pelasgiſchen und dem ſpätern helleniſchen Leben Mittelzuſtände und Uebergangſtufen zwiſchen beiden auch in der Geſchichte anzunehmen zwingt, deſto näher liegt der Gedanke, daß dieſe Uebergangſtufen

mit ſteigender Convergenz ſich in den beiden in der Mitte liegenden heſiodeiſchen Weltaltern mit einiger Analogie nachweiſen laſſen dürfen, worüber ich dann als Ziel- und Schlußpunkt meines Vortrags noch für einige Minuten die Aufmerkſamkeit der verehrten Anweſenden zu erbitten wage.

Was uns in der heſiodeiſchen Schilderung des ſilbernen Alters, auf welches ich nun zunächſt übergehe, am meiſten befremden muß, iſt der unerwartete Zuſatz, mit welchem dieſelbe, nachdem ſie uns in jenen Menſchen nicht etwa bloß minder gute, ſondern bereits grundſchlechte, ruchloſe Gottesverächter hingeſtellt hat, gleichwohl alſo ſchließt:

Aber nachdem auch dieſes Geſchlecht die Erde verborgen,
Heißen ſie ſelige Todte in unterirdiſchen Räumen,
Zweite im Rang; doch folgt gleichwohl Verehrung auch ihnen; —

ſo ſeltſam dieſes inzwiſchen in einer bloß abſtracten Dichterphantaſie als Mißklang daſtehn würde, ſo trefflich eignet es ſich zur Vergleichung mit der Art, wie wir uns eben ſo wohl nach pſychologiſcher Möglichkeit als nach hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit jenen Uebergang aus dem pelasgiſchen Naturleben in die freie Ritterlichkeit des homeriſchen Heldenalters denken müſſen. Ich ſprach ſchon oben von den gewaltſamen Zertrümmerungen, welche ein großer Theil jener Reſte früherer Zeit gleich den gebrochenen Ritterburgen verrathe, und habe dafür gewiß viele namhafte Auctoritäten auf meiner Seite, von welchen ich hier nur einen Ausſpruch O. Müller's in ſeinen Aeginetica anführen will: quid enim mysteria sunt nisi sacrorum, quae olim per totam Graeciam sunt evulgata, irrumpente ex septemtrione feriore populo disiectorum fragmenta quaedam, quae apud gentes quasdam passim delituerunt? — was aber dieſer von dem Einbruche nördlicher Horden herleitet, glaube ich um ſo einfacher und naturgemäßer aus einer Erhebung innerer Theile des Volkes ſelbſt herleiten zu dürfen, als jene nördlichen Völker Müller's ſelbſt keine andern als die ſpäter ſogenannten Hellenen ſind, deren nationale Uebereinſtimmung mit den Pelasgern nur damals nicht ſo gewiß nachgewieſen war, als es jetzt und theilweiſe durch Müller's eigne Mitwirkung angenommen werden kann. Von den Doriern, als den eigentlichen Hellenen, kann ohnehin hier noch nicht die Rede ſein; was zunächſt in Betracht kommt, ſind die übrigen Stämme, welche ſpäter mit dieſen unter dem gemeinſchaftlichen Namen der Hellenen zuſammengefaßt wurden, Jonier, Achäer, und vor Allem die Aeoler, deren Ruhm und Herrlichkeit eben jene ganze Mittelzeit zwiſchen dem Dunkel der mythiſchen und dem Tageslichte der geſchichtlichen Periode füllt; je ältere und entſchiedenere Zeugen aber, wie ich anderswo nachgewieſen habe, alle jene Stämme ſelbſt für pelasgiſch erklären, deſto mehr ſind wir genöthigt zwiſchen ihnen und den Doriern, mit welchen ſie ſpäter unter jenem Geſammtnamen verſchmelzen, eine innere Aehnlichkeit und verwandte Richtung anzunehmen, und dieſe ſetze ich dann in den kriegeriſchen Charakter, der von allen leicht nachzuweiſen iſt, und aus deſſen Emancipation von dem prieſterlich-patriarchaliſchen Elemente, welches wir in dem pelasgiſchen Leben der goldnen Zeit erkannten, ich eben den ſcharfen Contraſt erkläre, welchen das geſchichtliche Griechenland mit dem vorgeſchichtlichen bildet. Beiſpiele von Empörung und Trennung kriegeriſcher Stämme bieten ſelbſt die orientaliſchen Länder dar, welche das Kaſtenſyſtem weit feſter und geſchloſſener organiſirt hatten; die Asmach des alten Aegyptens, die Mahratten des neuern Indiens ſind Beweiſe dieſer Möglichkeit, und um wie viel leichter konnte dergleichen im älteſten Griechenland vorkommen, das, etwa mit Aus-

nahme von Attika, durchgehends mehr auf der Stufe des Stamm- als des Staatslebens verharrt zu haben ſcheint, und zugleich bei ſeiner Zerſplitterung in ſo viele nahe benachbarte und doch wechſelſeitig rechtloſe Völkerſchaften dem Kriegerſtande eine viel größere Bedeutung als anderswo verleihen mußte? Eine Zeit lang mag freilich auch dieſer die Unmündigkeit getheilt haben, worin das patriarchaliſche durch Religion und Tradition geheiligte Regiment die Stämme hielt, und ich weiß nicht, ob ich darauf ſelbſt Heſiodus' räthſelhafte Worte beziehen darf, daß das ſilberne Geſchlecht ſo lange auf der Stufe der Kindheit verblieben ſei; jedenfalls war aber eben davon nur die Folge, daß, als ſie ſich einmal zur Selbſtſtändigkeit ermannten, die Reaction ſich eben gegen die bisherige Schranke richten mußte, und daraus dann jener Zuſtand der Gottverachtung und Ehrenverweigerung hervorging, welchen Heſiodus ſeinem ſilbernen Geſchlechte beilegt. Auch iſt dieſes keineswegs bloßes Philoſophem, aus der Natur der Sache geſchloſſen; die griechiſche Mythengeſchichte ſelbſt iſt voll von Beiſpielen ſolcher Heiligthumſchänder und Tempelſtürmer, worunter ich hier nur an Phlegyas, Irion, Tityos, Siſyphos, Salmoneus erinnere, welche dann auch nach der Sage ſelbſt im Tartarus für ihre Frevel büßen; gleichwohl aber ſind dieſe andererſeits wieder hochgefeierte Ahnherrn derſelben Stämme, welche wir bis zu Anfang der geſchichtlichen Zeit auf den herrlichſten Thronen Griechenlands ſitzen, die ſchönſten Theile dieſes Landes beherrſchen ſehn, und ſo iſt es dann meiner Meinung nach ganz einfach, aber auch nur ſo allein zu erklären, wie dieſelben nichts deſto weniger bei Heſiodus, wie geſagt, als Gegenſtand hoher Verehrung auch nach dem Tode, verſteht ſich bei den Ihrigen, bezeichnet werden können. Es iſt das ganz derſelbe Fall wie bei den Titanen, die nach der gewöhnlichen Sage in die Tiefe des Tartarus verbannt ſind, während Einzelne derſelben, wie Prometheus, Helios, Kronos, noch an einzelnen Orten ſelbſt im geſchichtlichen Griechenland göttlich verehrt wurden; und wenn es überhaupt in dieſer Zeit dichteriſcher Vermiſchung des Göttlichen und Menſchlichen gewiß erlaubt iſt von jenem auf dieſes wie von dieſem auf jenes zurückzuſchließen, ſo könnte trotz mannichfacher Discrepanzen vielleicht ſelbſt eine allgemeine Vergleichung des Titanengeſchlechts der Theogonie mit dem ſilbernen der Werke und Tage um ſo fruchtbarer ſein, je ungeſuchter ſich dann zugleich die Analogie zwiſchen den ganz abſtracten Naturweſen Uranos, Gäa u. ſ. w. und dem goldnen, ſo wie auf der andern Seite zwiſchen dem Götterſtaate des Zeus und dem menſchlichen des heroiſchen Zeitalters darböte. Nur mußte dann noch zwiſchen den beiden Zuſtänden, von welchen der eine auch hinſichtlich ſeines religiöſen Lebens mehr den Titanen, der andere mehr dem joviſchen Geſchlechte angehörte, ein dritter in die Mitte fallen, in welchem die Sprengung der altprieſterlichen Bande, wie wir ſie im Vorhergehenden geſchildert haben, ihre unheilvollen Früchte trug, und dieſes iſt dann eben das eherne Zeitalter, in deſſen kurzen aber kräftigen Zügen uns das ganze ſchreckliche Bild eines Fauſtrechts und Krieges Aller gegen Alle vorgeführt wird, wie es eintreten mußte, wenn alle Schranken der alten Sitte geſprengt, alle Rückſichten auf das Heilige mit Füßen getreten und die rohe Gewalt an die Stelle des ewigen Rechts geſetzt war. Weßhalb ich alſo nicht mit Buttmann dieſe beiden Geſchlechter, das ſilberne und eherne, vielmehr als einen nebeneinander beſtehenden Gegenſatz der Stärke und Schwäche, des Harten und Weichen betrachten kann, worein ſich jene Harmonie des goldnen Alters aufgelöſt hätte, leuchtet ein; eben ſo wenig aber kann ich es auch mit Völcker bloß aus der Rückſicht auf

Homer oder mit andern Worten aus der bestimmteren sagenhaften Ueberlieferung des Heroenalters erklären, wenn Hesiodus die kriegerischen Erscheinungen der homerischen Heldenzeit nicht mit dem Kriegerleben des ehernen Geschlechts verschmolzen hat, da zwischen beiden der ganz specifische Unterschied eines geordneten Rechtszustandes von einer Auflösung aller menschlichen und bürgerlichen Bande obwaltet. Viel läßt sich darüber allerdings nicht sagen, da Hesiodus selbst angibt, sein ehernes Geschlecht sei namenlos zum Hades gesunken, wie es auch einem solchen Leben aus dem Stegreife, um mich des mittelalterlichen Ausdrucks zu bedienen, ganz angemessen war; doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich hierher wenigstens die Namen jener ἄξενοι, jener Unholde und Verfolger der Fremdlinge beziehe, die Griechenlands Mythengeschichte auf eine ganz andere Art brandmarkt, als es hinsichtlich der obigen Gottesverächter der Fall ist, so wie alle jene sonstigen Ungeheuer und Erzeugnisse oder Symbole eines verheerten und verwilderten Landes, welchen endlich Herakles, der schon in seinem Namen als Repräsentant der Ehre des Heroenthums erscheint, und Theseus, ἄλλος οὗτος Ἡρακλῆς, wie ihn das griechische Sprüchwort nennt, ein Ende machten. Damit aber sind wir selbst wieder an der Grenze desjenigen Zeitalters angelangt, welchem Niemand wenigstens nach Hesiodus' Ansicht den geschichtlichen Charakter absprechen wird, und dessen Betrachtung mich eben zuerst auf den Gedanken dieses Versuchs einer historischen Auslegung dieser ganzen Dichtung leitete; mehr kann ich nicht hinzufügen, und will die verehrte Versammlung für die Länge der Zeit, in welcher ich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen habe, wenigstens dadurch entschädigen, daß ich auf jede weitere Vertheidigung desselben gegen etwaige Einwürfe verzichte. Wie ungleich die Stärke meiner Argumente, wie groß die Schwäche einzelner derselben ist, entgeht mir keineswegs, und ich werde deßhalb jeden Einwand als Belehrung dankbar hinnehmen; im Ganzen kann ich mich jedoch des Wunsches nicht entschlagen, daß sie nach der bekannten Fabel dem Pfeilbündel gleichen mögen, welches, wenn auch in seinen einzelnen Theilen leicht zerbrechlich, dennoch im Zusammenhange derselben jedem Angriffe glücklichen Widerstand leistete."

Als nach Beendigung dieses Vortrags der Vice-Präsident zu Debattirung des Gegenstandes aufforderte, erhob sich Director **Manke** aus Göttingen und erklärte sich im Allgemeinen gegen die von dem Redner aufgestellten Ansichten, konnte aber wegen der Kürze der ihm zugemessenen Zeit nicht in das Einzelne eingehen. Eine Sage, wie die von den Weltaltern, welche sich so entschieden als Volksdichtung darstellt und Elemente enthält, durch welche sie mit dem Bewußtsein anderer Völker zusammenhängt, von diesem ihrem Boden der Sage und Poesie zu entfernen und historische Momente darin zu suchen, welche rein hellenischen Ursprungs sind, fand er an sich höchst bedenklich. Man sei dann in Gefahr dabei des Dichters und der Vorstellungen seiner Zeit zu vergessen, und ihm dagegen heutige Vermuthungen und Ueberzeugungen zu leihen. Wenn Hesiodus erzählt, das eherne Geschlecht sei **namenlos** in den Hades gesunken, und diesem Umstande offenbar nach dem ganzen Zusammenhange seiner Darstellung eine große Wichtigkeit beilegt, versuche es der verehrte Redner dennoch aus den bekannten Namen hellenischer Vorzeit einige hierher zu ziehen, und überschreite offenbar die Grenzen des Interpreten. Pelasger und Hellenen in heutiger Weise einander entgegenzustellen und so, wie hier geschehen, in die Weltalter des Hesiodus zu vertheilen, erscheine ihm als ein dem Dichter ganz

fremder Standpunkt. Auch er, fuhr er fort, faſſe die heſiodeiſchen Weltalter als hiſtoriſches Denkmal auf, doch nur für das Volk und Zeitalter des Dichters ſelbſt; nur deſſen Verderbniß, Leben und Glauben (letzteres namentlich in Rückſicht auf die Lehre von den Dämonen und die Geſchicke der Menſchen nach dem Tode), deſſen Meinen von der Vorzeit finde man darin deutlich dargeſtellt. Den Untergang des Heroengeſchlechtes, welches kurz vor ihm lebte, kannte das Volk aus den Liedern ſeiner Aöden; die ungeheuern Ueberreſte uralter Bauwerke ſah es und ſchrieb ſie kindlich dichtend einem gottloſen Geſchlechte rieſenhafter Männer zu, welches in wildem Kampfe ſich ſelbſt aufgerieben und zur Strafe ſeiner rohen Gewaltthätigkeit nicht einmal ſeinen Namen auf die Nachwelt gebracht habe; mit Erinnerungen endlich, die dem ganzen Alterthume gemeinſam ſind, verknüpfte es ſeine eigene Idee von menſchlicher Glückſeligkeit und ſchuf ſo das eigenthümliche Bild ſeines goldenen Zeitalters und des Verfalles desſelben in freier volksgemäßer Dichtung.

Die Debatte wurde, weil die Sitzung bereits den zum Schluſſe angeſetzten Zeitpunkt überſchritten hatte, hiermit für geſchloſſen erklärt, und es trat noch der Geheime Hofrath und Director Nüßlin aus Mannheim auf, um einen Bericht über die in der vorjährigen Verſammlung von Herrn Stadtrath Suringar geſtellte Preisaufgabe abzuſtatten. Er theilte die Aufgabe aus dem vorjährigen Protokolle S. 27 mit und erwähnte ſodann, daß bereits 6 Arbeiten bei ihm eingegangen ſeien, über welche bis zur nächſten Verſammlung der Philologen das Urtheil zu fällen ſei. Als Preisrichter ſeien auserſehen:

1) Herr Profeſſor und Kreisſchulinſpector von Oſiander in Stuttgart,
2) Herr Oberſtudienrath Dr. Schacht in Darmſtadt,
3) Herr Gymnaſiallehrer Dr. Soldan in Gießen,
4) Herr Miniſterialrath Dr. Zell in Karlsruhe,
5) Herr Dr. Züllig, geweſener Stadtpfarrer in Heidelberg.

Letzterer ſei zwar bereit dieſes Amt zu übernehmen, trage jedoch Bedenken, weil er kein wirklicher Schulmann ſei. Dieſes Bedenken könne jedoch dadurch gehoben werden, daß Herr Züllig ſich nicht nur mit Recht als guter Orientaliſt der Verſammlung der Philologen angeſchloſſen habe, ſondern auch daß derſelbe durch langjährige Führung des Pfarramts mit dem Volksſchulweſen innig vertraut und daher zur Uebernahme des Amts vorzüglich geeignet ſei. Die Verſammlung ſchloß ſich ſehr gern dieſer Anſicht des Berichterſtatters an.

Was den zweiten Punkt des Vortrags von Nüßlin betrifft, nämlich daß der Verein beſtimmen möge, auf welche Art die 5 Preisrichter zur Gewinnung eines gemeinſchaftlichen Reſultats ihrer Prüfung gelangen ſollten, ſo wurde es ganz dem Ermeſſen der 5 genannten Herren anheim geſtellt, welche die Güte haben würden das Ergebniß ihrer Prüfung der Verſammlung des Jahres 1841 mitzutheilen.

Zum Schluß brachte Nüßlin der Verſammlung herzlichen Gruß von Herrn Suringar und von mehreren badiſchen Schulmännern, welche von dem Beſuche des Vereins in dieſem Jahre durch verſchiedene Urſachen wären abgehalten worden, z. B. von Herrn Geheimen Rath Loreye in Raſtatt, Herrn Geheimen Miniſterialrath Zell in Karlsruhe u. A.

Den Beſchluß der heutigen Sitzung machte die Fortſetzung der geſtern abgebrochenen Debatten über den Schulplan.

Hofrath Thierſch räth zu wiederholten Malen die Debatte fallen zu laſſen, indem ſie zu keinem Reſultate führe, und Rector Pahl ſchließt ſich dieſer Anſicht an. Der Vice-Präſident dagegen bringt in Erinnerung, daß, da die Löſung der Aufgabe von der zweiten Verſammlung der jetzigen dritten ausdrücklich übertragen ſei, Pflicht und Anſtand erheiſche, daß eine allgemeine Erklärung abgegeben werde, ob der Gegenſtand in Zukunft weiter verfolgt, oder ob derſelbe für immer zurückgewieſen werden ſolle.

Hierauf bat der Director Schmidt aus Halle ums Wort und erklärte: Der Herr Director Weber aus Bremen habe Tags zuvor in der Schlußdiscuſſion über die Realſchulen den Stab gebrochen und ſich namentlich dahin erklärt, daß in ihnen Disciplin und ein ſittlicher Geiſt nicht walten könne; er ſelbſt könne hierin dem hochverehrten Herrn Director nicht beiſtimmen und dürfe ſich wohl hierüber ein Urtheil erlauben, weil unter ſeiner Oberleitung ein Gymnaſium von 250 Schülern, eine Realſchule mit 200 Schülern, endlich auch eine Penſionsanſtalt mit 250 Zöglingen ſtänden, welche letztere theils das erwähnte Gymnaſium, theils die Realſchule beſuchten. Er glaube verſichern zu können, daß die Schüler der Realſchule denen des Gymnaſiums nicht nachſtänden, wie ihm dieß die tägliche Erfahrung, wie ihm dieß die halbjährigen Cenſuren beider Schulen bewieſen. Er fügte dem noch Folgendes hinzu: Das Verfahren der reichen Kaufleute zu Genf ſei von ihm immer gebilligt worden, welche ihre Söhne erſt das Gymnaſium beſuchen, dann noch einen zweijährigen Curſus bei der Akademie beſtehen und erſt nachher zu dem praktiſchen Leben übergehen ließen. Die Mittel zu einer Bildung, wie dieſe, hätten nicht alle Eltern; manche ſeien nur im Stande ihre Söhne noch einige Jahre nach der Confirmation zur Schule zu ſchicken. Auch den achtbaren Wünſchen dieſer müſſe durch Schulen genügt werden. Er habe dieß Bedürfniß alsbald gefühlt, nachdem er die Leitung des erwähnten Gymnaſiums übernommen, auf welchem er über 300 Schüler vorgefunden. Unter dieſen ſeien aber nicht wenige geweſen, Söhne von achtbaren Kaufleuten, Bürgern, Oekonomen u. ſ. w., welche das Griechiſche und Lateiniſche, worin ſie es in der kurzen Zeit zu einem erſprießlichen Fortſchritt nicht hätten bringen können, zugleich auch als ihren Plänen fremd nur mit Widerſtreben gelernt hätten und eben darum unfleißig und von tadelnswerther Führung geweſen wären. Darum ſei in den Franckiſchen Stiftungen eine Realſchule errichtet worden. Er habe beobachtet, wie dieſelben Schüler, mit denen man früher nicht zufrieden geweſen, nachher, wie in ihr Element verſetzt, fleißig und tüchtig geworden. Und während ſo die Realſchule dort gedeihe, ſei auch das Gymnaſium nicht wenig in ſeinen Beſtrebungen gefördert worden, indem es nun meiſt Schüler habe, welche zu ſtudiren beabſichtigten und freudig den Weg gingen, welcher ihnen vorgezeichnet werde, ſo daß er noch keinen Grund gehabt habe die Errichtung einer Realſchule zu bereuen.

Auch der Oberſchulrath Kohlrauſch rühmte die glücklichen Reſultate der Realſchule in Hannover und bemerkte ausdrücklich, daß von einem Nachſtehen der Realſchüler in Disciplin und Moralität hinter den Gymnaſiaſten ihm nirgends auch nur die leiſeſte Spur bemerklich ge-

worden ſei. Director Imanuel von Minden erwähnte die dortige Einrichtung von zwei Realclaſſen, welche als Parallelclaſſen neben Secunda und Tertia des Gymnaſiums geſtellt wären und bereits ſehr befriedigende Reſultate geliefert hätten. Der Director Weber ergänzte demnächſt ſeine früheren Behauptungen, und obgleich er das Bedürfniß der Realſchulen nicht beſtreiten wollte, ſo hielt er doch den Satz feſt, daß die humaniſtiſchen Studien vorzugsweiſe die Disciplin beförderten *). Uebrigens, ſetzte er hinzu, ſtimme er im Ganzen mit Thierſch überein, und als auch Thierſch erklärt hatte, daß er eben ſo wenig von Weber differire, ſchloß der Vice-Präſident die Debatte, von der er erklärte, daß ſie ſich ohnehin auf Seitenwege verirrt und den geraden Weg, der zu ſicherer und müheloſer Erreichung des Zweckes führe, verlaſſen habe.

*) Bei dieſen vielfachen Aeußerungen zu Gunſten der Realſchulen, die in der Verſammlung vernommen und gebilligt wurden, iſt der Verſuch zu Verdrehung des Zweckes und der Beſtrebungen des Vereines, welcher in der Beilage der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 11. October gemacht wurde, ein Verbrechen, das ſich ſelber richtet und dem mit wohlverdienter Verachtung nur Stillſchweigen entgegengeſetzt worden iſt.

IV.

Protokoll
der
dritten öffentlichen Sitzung.

Gotha, den 2. October 1840.

Tagesordnung.

Erörterung einiger an die Versammlung gestellter Anträge: 1) schriftlicher Antrag des Professor Haase in Breslau zu Bildung eines Vereins, der sich verpflichtet zwei junge Philologen zu Ausbeutung auswärtiger Bibliotheken mit Geldmitteln zu unterstützen. 2) Stiftung zum Andenken an C. O. Müller. 3) Dr. Koch aus Leipzig: Aufforderung zur Unterstützung der Universitätsbibliothek zu Athen. 4) Künftig sollen die in den Versammlungen des Vereins zu haltenden Vorträge, insofern sie vom Concept vorgetragen werden sollen, dem jedesmaligen Vorstande mindestens acht Tage vor Eröffnung der Versammlung zugesendet, von frei zu haltenden Vorträgen aber das Thema und die Hauptsätze bekannt gemacht werden.

Consistorialrath und Superintendent Bach aus Ohrdruff: Vorschlag zu einem Lehrbuche der christlichen Religion für die obern Gymnasialclassen.

Director Rothert aus Lingen: Ueber den successiven Unterricht in den auf Gymnasien zu lehrenden Sprachen.

Professor Rein aus Eisenach: Ueber die Staatsweisheit der Römer, wie sie sich auch im Strafrechte offenbart.

Dr. Gräfenhan aus Eisleben: Ueber Aristophanes als ästhetischen Kritiker.

Professor Ohm aus Berlin: Ueber die Methode des mathematischen Unterrichts an gelehrten Schulen.

Hofrath Thiersch aus München wünscht, daß die nächste Versammlung des Vereins Vorbereitungen zu Herstellung einer Parallelgrammatik der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache treffen möge, und wiederholt die Danksagungen gegen Alle, die sich um die dritte Versammlung des Vereins verdient gemacht haben.

Schlußworte des Präsidenten.

Der Vice-Präsident eröffnete die Sitzung mit der Bemerkung, daß erst am vorher-
en Tage noch mehrere Anträge an die Versammlung eingegangen wären, deren Erörte-
zunächst vorzunehmen sei. Er stattete zuerst Bericht ab über den im vorigen Jahre von
ssor Haase an die Versammlung gestellten Antrag: „durch Theilnahme und Mitwirkung
ersammlung einen Verein zu bilden, welcher durch jährliche Geldbeiträge die Besoldung

für zwei jüngere Philologen zusammenbringe, um diese zur Ausbeutung ausländischer Bibliotheken reisen zu lassen. Durch diesen Verein solle die Herausgabe der noch ungedruckten oder sonst unzugänglichen griechischen und lateinischen Schriften des Alterthums, welche des Druckes werth sind, namentlich derer, welche sich auf die realen Wissenschaften beziehen, bezweckt werden, dann überhaupt Förderung und Abschließung der Textkritik durch Benutzung der noch unverglichenen Handschriften."

Professor Haase berichtigte in einem Briefe aus Breslau vom 26sten September die im vorigen Jahre gegebene Relation dahin, daß er für die Kriegsschriftsteller eine solche Unterstützung nicht in Anspruch nehme, weil er sich bereits in den Besitz der wesentlichsten Materialien für dieselben gesetzt habe, und in nicht zu langer Zeit eine Ausgabe dieser Autoren zu liefern hoffe, der nichts Wichtiges fehlen solle von Allem, was sich aus sämmtlichen vorhandenen Handschriften ziehen ließe. Er habe aber bei Benutzung der Bibliotheken sich überzeugt, daß sich aus fast allen Gebieten der realen Wissenschaften des Alterthums eine eben so überraschend reiche Ausbeute ergeben dürfe, wie für die Kriegsschriftsteller; namentlich gelte dieß für die Mathematiker, für die griechischen Aerzte, insbesondere für Hippokrates, für die Geographen und für die Autoren über Astronomie und Astrologie. Die vorgeschlagene Expedition werde übrigens auch für andre gangbarere Autoren erfreuliche Früchte tragen, von denen die ältesten und besten Handschriften noch nie oder, wie in frühern Jahrhunderten gewöhnlich, nur nachlässig und an einzelnen Stellen verglichen worden seien. Selbst wichtige verloren geglaubte Schriften, von deren Vorhandensein wir zum Theil bis weit in das Mittelalter hinein Spuren haben, könnten auf diesem Wege entdeckt werden.

Die äußere Ausführbarkeit des Unternehmens hält der Antragsteller nicht für schwierig. Wenn sich die Mehrzahl der Anwesenden zu einem regelmäßigen Beitrage von ungefähr 5 Thalern alljährlich verpflichte, wenn dann weiter jeder in seinem Kreise noch andere Theilnehmer zu gewinnen suche, so werde deren Zahl leicht groß genug sein, um jährlich die Summe von 1200 bis 1500 Thalern verwenden zu können, welche mehr als hinreichend sei, um ein Paar mit Vorsicht auszuwählende, fähige und gewissenhafte junge Philologen auszusenden, nicht sowohl auf Reisen, als zum Arbeiten. Ihre Anleitung und Beaufsichtigung wäre einer Commission anzuvertrauen, zu welcher die Versammlung etwa 3 oder 5 Männer zu wählen habe, die sowohl geneigt seien sich den Geschäften der Commission zu unterziehen, als auch durch ihre Studien denselben nicht zu fern ständen. Sie hätten außer der Leitung der Arbeiten auch für deren Publication zu sorgen und zu dem Zwecke mit einem Verleger zu contrahiren, welcher gehalten sein müßte den Beitragspflichtigen Freiexemplare zu liefern, denen ihre Namen vorgedruckt wären. Wo die gesammelten Materialien vor dem Drucke weiterer Bearbeitung bedürftig seien, solle die Commission hiezu die geeigneten Männer zu gewinnen suchen, für welchen Fall, wo es möglich wäre und verlangt werden sollte, ein mäßiges Honorar durch den Contract mit dem Verleger und durch den Ueberschuß der Beiträge zu beschaffen wäre. Die Commission habe die Verbreitung des Vereins möglichst zu betreiben, die Beiträge zu verwalten und jährlich der Versammlung Bericht abzustatten und Rechenschaft abzulegen. Ueber alles Weitere werde es zweckmäßig sein ihr freie Hand zu lassen.

Nach einer kurzen, zur näheren Verständigung über den gemachten Antrag führenden Debatte ſchlug Hofrath Thierſch zu der beantragten Commiſſion die Profeſſoren Haaſe, Lachmann, Ritſchl, Roſt und Walz vor. Profeſſor Roſt, der die Wahl von ſich ablehnte, machte dagegen den Vorſchlag, es möchten die vier genannten Herren über die Wahl eines fünften Mitgliedes ſich vereinigen. Dieſer Vorſchlag ward genehmigt, und auf den Wunſch der Profeſſoren Ritſchl und Lachmann erklärte ſich Hofrath Thierſch, ſo weit es ſeine ſonſtigen Geſchäfte erlaubten, zur Theilnahme an der Commiſſion bereit.

Die Verſammlung beſchloß demnächſt, daß der aus den Profeſſoren Haaſe aus Breslau, Lachmann aus Berlin, Ritſchl aus Bonn, Thierſch aus München und Walz aus Tübingen beſtehende Ausſchuß zur Ausführung des Unternehmens proviſoriſche Einleitungen treffen und in der nächſten Verſammlung die darauf bezüglichen Vorſchläge mittheilen ſolle. Demnächſt wurde beſchloſſen ſofort eine Unterzeichnung von Beiträgen zu eröffnen, die Beſtimmung der Summe aber, welche alljährlich beigeſteuert werden ſolle, den Unterzeichnern ſelbſt zu überlaſſen und nur als die beiden Grenzpunkte 2 Thaler als Minimum und 20 Thaler als Maximum feſtzuſetzen. Obgleich die Zahl der Vereinsglieder ſchon ſehr zuſammengeſchmolzen war, ſo nahm doch die Unterzeichnung einen ſehr erfreulichen Anfang, und die Ausſicht auf den günſtigſten Fortgang ward dadurch um ſo ſicherer, daß mehrere Mitglieder die Verpflichtung übernahmen bei ihren Regierungen um Unterſtützung des löblichen Unternehmens nachzuſuchen und das Reſultat dieſer Bemühungen der nächſten Verſammlung anzuzeigen.

Der Vice-Präſident trug hierauf den von vielen Mitgliedern geäußerten Wunſch vor zum Andenken Ottfried Müller's, der als unermüdlicher Forſcher für die Wiſſenſchaft ein Opfer ſeines raſtloſen Eifers geworden, eine Stiftung zu gründen (Stipendium Müllerianum), welche, auf die rege Unterſtützung aller Schüler, Freunde und Verehrer des Dahingeſchiedenen berechnet, einem oder zwei jungen Philologen die Mittel zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Griechenland für antiquariſche oder archäologiſche Zwecke darböte.

Profeſſor Hermann aus Marburg beſorgte, daß zwei in ihrer Tendenz ähnliche Subſcriptionen ſich mehr im Wege ſtehen als die Sache fördern würden, und brachte in Antrag den Haaſeſchen Vorſchlag als Müllerſtiftung zu bezeichnen.

Hofrath Thierſch bemerkte, daß der Wunſch des trefflichen Ottfried Müller Andenken zu ehren gewiß ein allgemeiner ſei; was aber das zu dieſem Behufe in Vorſchlag gekommene Mittel belange, ſo dürfte die Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit desſelben der Berathung der vierten Verſammlung anheim gegeben, aber jetzt ſchon beſchloſſen werden, es ſei der Wunſch der Verſammlung das Andenken Müller's in ähnlicher Weiſe, wie das Friedrich Auguſt Wolf's, durch eine Medaille zu ehren, und die Anfertigung derſelben dem ſehr geſchickten Graveur der eben vollendeten zu übertragen, ſo daß er dieſelbe im nächſten Herbſt der vierten Verſammlung in Bonn vorzulegen habe.

Die Verſammlung trat dieſem Antrage bei und ſprach die Hoffnung aus, daß die nächſte Verſammlung mit Freuden Alles thun werde, um öffentlich Zeugniß abzulegen von der Anerkennung der Verdienſte eines Mannes, der, für Alle in Geſinnung und That ein Muſter, ſein Leben für die Wiſſenſchaft dahin gegeben habe.

Der Vice-Präſident brachte hierauf folgende vom Dr. Koch aus Leipzig ſchriftlich eingereichte Aufforderung zur Unterſtützung der Univerſitätsbibliothek zu Athen zur Kenntniß der Verſammlung:

„Am Schluſſe dieſer Verhandlungen erlaubt ſich der Unterzeichnete noch, nicht den Scharfſinn und die Gelehrſamkeit, wohl aber das Herz der hochverehrten Mitglieder dieſes Vereins in Anſpruch zu nehmen. Mit der politiſchen Selbſtſtändigkeit iſt in Griechenland zugleich das Streben nach geiſtiger Ausbildung erwacht. Bekannt iſt, daß auch bereits von Seiten der Regierung für das Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften das Nöthigſte gethan worden iſt. Man hat in mehreren Städten des Landes höhere Bildungsanſtalten eröffnet; man hat namentlich in Athen eine Univerſität gegründet, an welcher wackere Deutſche und Eingeborene mit dem ſchönſten Erfolge ſeit Jahren ſchon lehren. Das Bedürfniß einer Bibliothek zur Benutzung für Lehrende ſowohl als Lernende wird nun mehr und mehr gefühlt. Leider aber fehlen hierzu die Hülfsmittel gänzlich, da der Staat nach ſo blutigen Anſtrengungen und Opfern ſelbſt das Nothdürftigſte herbeizuſchaffen nicht im Stande iſt. Um dieſem Uebelſtande einigermaßen abzuhelfen, iſt daher vor längerer Zeit von dem Profeſſor Dr. Weſtermann, Facultäts-Aſſeſſor Dr. Kind und dem Unterzeichneten in den geleſenſten öffentlichen Blättern ein Aufruf an alle diejenigen erlaſſen worden, welche für die geiſtige Wiedergeburt Griechenlands auf dieſem Wege mitzuwirken geneigt ſein ſollten. In Folge dieſes Aufrufs haben nun auch mit edler Freigebigkeit die rühmlichſt bekannten Buchhändler, die Herren Gebrüder Hahn in Leipzig und Hannover, Tauchnitz, Barth und Köhler die vorzüglichſten Artikel ihres Verlages, die von uns als geeignet für dieſen Zweck bezeichnet worden ſind, uns gütigſt überlaſſen, ſo daß ſchon mehrere Sendungen an Büchern nach Athen abgegangen ſind. Allein es bleibt, wie jeder leicht ermeſſen wird, noch ſehr Vieles zu thun übrig und es kann nur durch die Theilnahme Mehrerer etwas Weſentliches geleiſtet werden. Der Unterzeichnete glaubte daher, im Einverſtändniß mit den oben genannten Herren, die ſelbſt an dieſer Stelle zu erſcheinen behindert ſind, dieſe günſtige Gelegenheit benutzen zu dürfen und den hochverehrten anweſenden Mitgliedern der Verſammlung die Bitte vorzulegen,

„die Herren Buchhändler, mit denen die Einzelnen in näherer Verbin-
„dung ſtehen, zu Beiträgen an wiſſenſchaftlichen Werken, beſonders
„an Schriften über die verſchiedenen Zweige der Alterthumswiſſen-
„ſchaft, ſo wie an Ausgaben griechiſcher und römiſcher Autoren gele-
„gentlich zu veranlaſſen."

Gewiß würde ſo ein günſtiges Reſultat zu erwarten ſein. Selbſt den kleinſten Beitrag würden wir willkommen heißen."

Dr. Koch aus Leipzig.

Nachdem der Vice-Präſident den einzelnen Mitgliedern der Verſammlung die Beherzigung dieſer Aufforderung empfohlen hatte, ſtellte er den Antrag, daß künftighin ſämmtliche ſchriftlich ausgearbeitete Vorträge, die in den öffentlichen Sitzungen gehalten werden ſollen, dem jedesmaligen Vorſtande mindeſtens 8 Tage vor Eröffnung der Verſammlung eingeſendet, von frei zu haltenden Vorträgen aber in derſelben Friſt das Thema und die Hauptſätze angezeigt werden

möchten, weil ohne vorherige Beurtheilung der Ausdehnung solcher Vorträge eine richtige Vertheilung des mannichfaltigen Stoffes für den beschränkten Zeitraum nicht möglich sein dürfte.

Die Versammlung genehmigte diesen Antrag mit der Bestimmung, daß sämmtliche Vorträge, welche binnen der angegebenen Frist nicht eingereicht oder genügend angemeldet seien, unberücksichtigt bleiben sollen, und ermächtigte den Vice-Präsidenten diesen Beschluß dem §. 3. der Vereinsstatuten als eine gesetzliche Bestimmung anzureihen.

Hierauf wurde zur Tagesordnung übergegangen.

Die Reihe der Vorträge eröffnete Consistorialrath und Superintendent **Bach** aus Ohrdruff mit folgender Abhandlung:

Hochgeschätzte Versammlung! Es gereicht mir zur besondern Freude, daß mir die Gelegenheit geboten wird vor diesem höchst achtbaren Vereine nicht nur überhaupt mein lebhaftes Interesse für die hochwichtigen Zwecke, die derselbe erstrebt, zu bethätigen, sondern auch insbesondre einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der gerade in unserer Zeit einer tiefern Betrachtung werth erscheinen dürfte. Er betrifft nämlich die Frage,

> ob und in wiefern bei dem christlichen Religionsunterricht in den obersten Gymnasial-Classen die griechischen und römischen Schriftsteller fleißiger und systematischer, als gewöhnlich geschieht, zu gebrauchen seien, und wie etwa ein Lehrbuch für Schulen, welches diesen Zweck fördern soll, eingerichtet werden dürfte.

Es ist die Aufgabe der obersten Classen gelehrter Schulen den Religionsunterricht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und Umsicht zu behandeln, damit nicht nur überhaupt ein der Gottheit und Menschheit würdiger Glaube, sondern auch die innigste Hochachtung für das Christenthum, und ein dieser Hochachtung gemäßes Denken, Wollen und Handeln erzeugt und belebt werde. Dazu ist außer Anderm erforderlich, daß einestheils der historischen Kenntniß des Christenthums mehr Tiefe und Ausdehnung, als die mittlern Classen bedürfen, ermittelt, anderntheils auch zu einer genauen Bekanntschaft mit der Glaubens- und Sittenlehre der vorchristlichen Zeit verholfen werde. Denn es ist unverkennbar, daß in den mannichfaltigen Grundideen immer eine Religion mit der andern in Verbindung steht, und selbst in äußeren Beziehungen, religiösen Sitten, Gebräuchen u. dgl. mehr oder weniger Uebereinstimmung oder Verwandtschaft stattfindet.

Beide Gesichtspunkte, sowohl der historische als der religiös-ethische, führen sehr natürlich uns auf das classische Alterthum hin. Denn obgleich das Christenthum im Schooße des Judenthums entsprossen ist und dort seine ersten Keime getrieben hat, so ist es doch der Genius früherer Völker, namentlich der Griechen, der auf das Christenthum einen wesentlichen Einfluß geübt hat. Welche Zustände also des religiösen Glaubens und Lebens unter den classischen Völkern die Einführung des Christenthums vorbereitet, begleitet und erleichtert haben, in wie engen Verhältnissen zusammenhängender Entwickelung die vorchristlichen Glaubens- und Sittenlehren mit denen des Christenthums stehen, wie und in wiefern auch sie als eine Offenbarung göttlicher Weisheit zu betrachten und als Uebergangsstufe zu dem reinern und geistigern Elemente

des Christenthums zu würdigen seien, welche Ceremonien, Weihen und sonstige religiöse Gebräuche des classischen Alterthums veredelt und vergeistigt in's Christenthum übergegangen seien: diese und ähnliche Gegenstände kann der gründliche Religionsunterricht nicht unerörtert lassen.

Es ist wahr, Christi Lehre stellt die Offenbarung Gottes in der höchsten Vollendung dar, wollte aber herbeigeführt werden durch vorbereitende Offenbarungen der Gottheit, welche dem Geiste nach mit jener übereinstimmen. Und zu diesen vorbereitenden Offenbarungen gehört unstreitig auch das, was im classischen Alterthume durch Dichter, Philosophen und Sittenlehrer über Gott, seine Eigenschaften und Wirkungen, über seine Verehrung unter den Menschen und deren Pflichten gelehrt worden ist. Der in classischen Schriftstellern herrschende Sinn für sittliche Größe, für Wahrheit und Schönheit ist, wie schon andere mit classischer Bildung begabte Theologen erinnert haben, keineswegs heidnischer, sondern christlicher Art, und die dort niedergelegten Ideen vom Wahren und Guten kommen den in der christlichen Offenbarung zu höherer Klarheit, Ueberzeugungskraft und Fruchtbarkeit gebrachten Grundsätzen am nächsten und befördern deren richtige Auffassung und Würdigung. Der Inhalt der altclassischen Werke bietet Vieles dar, was mit dem Christenthum zusammenstimmt und daher eine christliche Gesinnung fördert. Mögen auch die Lehren mancher philosophischen Schulen nicht viel auf das Volk gewirkt haben, mag selbst der Platonismus mit seiner richtigern Gotteserkenntniß nur wenigen Hochbegabten zugänglich gewesen sein: durch Anregung und Belebung eines geistigern, religiösen Sinnes bereitete er doch die Erscheinung des Christenthums gewissermaßen vor, und so ganz fruchtlos verhallte doch nicht was die Dichter, Philosophen und Gesetzgeber der classischen Welt gesprochen und empfohlen hatten; die Gesinnungen und Tugenden, die sie priesen und einschärften, z. B. Gehorsam gegen das Gesetz, Tüchtigkeit in öffentlichen Geschäften, Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit, Einsicht und Wissen, Selbsterkenntniß, Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung, gewannen doch auch in der größern Menge manche Verehrer und machten um so empfänglicher für den Geist der christlichen Moral.

Um so mehr ist zu bedauern, daß zum Behufe eines gründlichen Religionsunterrichts in den darüber erschienenen Lehrbüchern immer noch zu wenig der Gehalt griechischer und römischer Schriftsteller benutzt und vor Augen gestellt worden ist. Denn unter den mir bekannt gewordenen Lehrbüchern ist keines, worin der Plan die Glaubens- und Sittenlehre des Alterthums mit der christlichen in nähere Verbindung zu bringen und theils zur Begründung und Verdeutlichung, theils zur Hervorhebung und Würdigung christlicher Ideen und Begriffe zu benutzen, so zu sagen systematisch durchgeführt wäre. Entweder ist das, was auf diesen Zweck sich bezieht, nur in besondern Zugaben für Lehrer zusammengestellt und also dem Gebrauche der Schüler weniger zugänglich gemacht, oder es sind auch die angegebenen Stellen nicht immer glücklich gewählt und eben so wenig in genügender Anzahl mitgetheilt.

Warum aber der Gehalt griechischer und römischer Schriftsteller in religiöser und ethischer Beziehung bis jetzt so wenig für den Religionsunterricht in den obersten Gymnasialclassen ausgebeutet und zur Vergleichung näher gebracht worden ist, davon lassen sich mehrere Gründe denken. Entweder hat man besorgt durch diese Zugabe dem Lehrbuche eine zu große Ausdehnung und Stärke zu geben und dessen allgemeinem Gebrauche Eintrag zu thun. Dagegen läßt sich jedoch erinnern, daß, wenn die zur eigentlichen christlichen Glaubens- und Sittenlehre nicht

gehörenden Partien, z. B. die ſpecielle Kirchengeſchichte, philoſophiſche Propädeutik u. dgl., weggelaſſen und ihren beſondern Lehrbüchern überwieſen werden, wenn ferner die Materien der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre in gedrängter Kürze und ſtreng logiſcher Ordnung, unbeſchadet der Vollſtändigkeit und Klarheit, behandelt werden, für die Aufnahme claſſiſcher Stellen Raum genug bleiben werde. Oder hat man die vorchriſtlichen Lehren abſichtlich außer Acht gelaſſen aus Beſorgniß, man würde das ſogenannte Heidenthum zu hoch ſtellen und der Würde des Chriſtenthums etwas dadurch vergeben, ſo iſt auch dieſer Grund ſchon aus den obigen Erörterungen widerlegt. Gerade durch die Vergleichung und Darlegung alles deſſen, was in der Glaubens- und Sittenlehre der Griechen und Römer als vorbereitend auf das Chriſtenthum und dasſelbe erläuternd erſcheint, wird das hie und da immer noch auftauchende Vorurtheil, als ob die Leſung heidniſcher Schriftſteller dem Geiſte chriſtlicher Völker feindlich entgegentrete, am leichteſten zu Schanden gemacht und abgewehrt. Obgleich ſchon Auguſtinus von den chriſtlichen Elementen, die ſich bei den Philoſophen der Alten finden, ſagt: „non esse formidanda, sed ab eis tamquam iniustis possessoribus in usum nostrum vindicanda," ſo vermochte doch noch im Jahre 1834 ein Deputirter auf dem Landtage in Dresden auszuſprechen: „die Dichter, Philoſophen und Helden des claſſiſchen Alterthums ſeien die Antipoden des chriſtlichen Princips." Gegen dieſes Urtheil haben zwar manche Sachkundige ſchriftlich und mündlich ſich mit Nachdruck erklärt, unter andern Siebelis in einer gehaltvollen Rede, wo er behauptet: „in veterum Graecorum Romanorumque doctrina religionis et morum plurima esse, quae cum Christiana consentiant amicissime, neque humanitatis studia per suam naturam vero religionis cultui quidquam detrahere, sed ad eum alendum conservandumque plurimum conferre;" die kräftigſte Widerlegung jener blinden Eiferer wird aber die ſein, daß man dem chriſtlichen Religionsbuche ſelbſt einverleibt was die claſſiſchen Autoren dem chriſtlichen Elemente Entſprechendes und Verwandtes darbieten. Zugleich würde dadurch einem falſchen oder wenigſtens einſeitigen Urtheile, was durch die Stimmen der Zeloten leicht in den Köpfen der Jünglinge geweckt werden könnte, am ſicherſten vorgebeugt. Wollten jedoch ſelbſt milder Geſinnte befürchten, durch ſolche Zuſammenſtellung des Heidniſchen und Chriſtlichen möchte eine Ueberſchätzung des Heidenthums erzeugt und die Achtung für das Chriſtenthum vermindert werden, ſo möchte ich im Gegentheil behaupten, daß durch dieſe Gegenüberſtellung heidniſcher und chriſtlicher Glaubens- und Sittenlehren einestheils die ehrfurchtsvolle Bewunderung der göttlichen Weisheit, wie ſie ſich in der Stufenfolge zeit- und volksgemäßer Offenbarungen ſo herrlich darſtellt, befördert, anderntheils die Hochſchätzung des Chriſtenthums um ſo tiefer im Gemüthe des Jünglings begründet und befeſtigt werden müßte, als durchaus das geiſtigere und reinere Element der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre deſto mehr zur Anſchauung gebracht und die Vortrefflichkeit der chriſtlichen Religion einleuchtender gemacht würde. Noch ein anderer Grund, der für die beabſichtigte Zuſammenſtellung ſpricht, iſt dieſer: Wenn überhaupt als Grundſatz beachtet werden muß, daß vorzüglich in den höhern Claſſen der Gymnaſien auch die Gegenſtände des Unterrichts, welche die religiöſe Ausbildung nicht unmittelbar betreffen, doch in eine fruchtbare Beziehung auf jene geſetzt werden müſſen, ſo iſt dieß vorzugsweiſe bei den Claſſikern und dem Religionsunterrichte in Anwendung zu bringen, und die Anwendung wird um ſo mehr erleichtert, wenn das claſſiſche Alterthum mit ſeinem religiös-ethiſchen Inhalte in möglichſt nahe Verbindung mit der Lehre des Chriſtenthums

gebracht und vor Augen gestellt wird. Gerade durch diese unmittelbare Verbindung wird am sichersten erreicht was Niemeyer in seinem Anti-Willibald sagt: „Die weise Verbindung classischer Gelehrsamkeit mit der Behandlung der Urkunden unseres Glaubens, eines festen historischen Wissens mit dem Vortrag ihrer Lehren und ihrer Schicksale ist ein sicheres Schutzmittel die Religion sowohl vor einem der Schrift fremden theologischen Dogmatismus, als vor einem in dunkle Nebel gehüllten Mysticismus zu sichern." Und es kann nicht fehlen, daß, wenn der Religionsunterricht auf diese Art mit der Hauptbeschäftigung der obern Classen, mit den griechischen und römischen Classikern, mehr in Zusammenhang gebracht wird, auch das Interesse am Religionsunterrichte mehr belebt und die Empfänglichkeit für denselben gesteigert wird. Wollte man einwenden, durch die Lectüre der Classiker selbst werde ja schon die Bekanntschaft mit dem religiösen und ethischen Elemente der Griechen- und Römerwelt erzielt, und es bedürfe keiner besondern Aufnahme der Beweisstellen in das Lehrbuch, so ist dagegen zu bemerken, daß gerade diejenigen Schriftsteller der Griechen und Römer, die den reichhaltigsten und fruchtbarsten Stoff zu diesem Zwecke darbieten, am wenigsten gelesen werden und gelesen werden können.

Wie nun müßte ein Lehrbuch der christlichen Religion etwa seiner Form und seinem Umfange nach eingerichtet werden, wenn die oben niedergelegte Idee zur Ausführung gebracht werden sollte?

I. Dürften die Hauptbestandtheile seines Stoffes nichts, als was zum Religionsunterrichte wesentlich gehört, enthalten, also 1) Geschichte des Christenthums, welche zugleich mit in sich begreift die auf dasselbe vorbereitenden Momente im classischen und jüdischen Alterthume; 2) die Glaubenslehre; 3) die Pflichtenlehre; 4) die dem Christenthume eigenthümlichen Institute und Gebräuche; Alles in gedrängter Kürze und übersichtlicher Ordnung.

II. Dem Texte untergesetzte Anmerkungen müßten enthalten: 1) Nachweisungen umfassenderer, jedoch für das jugendliche Alter berechneter Schriften, welche das Geschichtliche, Religiöse und Ethische des Christenthums gründlich behandeln; 2) Angabe der Hauptbeweisstellen und Kernsprüche aus dem Alten und Neuen Testamente; 3) diejenigen Stellen der griechischen und römischen Autoren, die theils über die historischen Seiten des Christenthums Licht verbreiten und nachweisen, wie sich dasselbe Bahn gebrochen habe, theils über die Entstehung mancher Glaubens- und Sittenlehren Aufschluß geben, deren gründliches Verständniß befördern und solche Aussprüche enthalten, die mit denen im Neuen Testamente enthaltenen oft wörtlich übereinstimmen, und auch einen Beitrag zur Bildung derjenigen Humanität geben, deren höchste Vollendung das Christenthum beabsichtigt. Diese Stellen aus den Classikern müssen in der Ursprache mitgetheilt und ausgedruckt werden, wenn sie aus weniger bekannten und gebrauchten Schriftstellern entnommen sind, dürfen aber bloß angezeigt werden, wenn die Bücher selbst in den Händen der Schüler sind; die etwa nöthigen Erläuterungen bleiben dem mündlichen Vortrage des Lehrers überlassen. Neben Homer, Pindar, den Tragikern, welche bald in ihren Vorstellungen von den Göttern, von deren Gaben an die Menschen, von deren Einfluß auf menschlichen Verstand oder Unverstand, bald in ihren Andeutungen eines Bewußtseins von Abhängigkeit den nächsten Uebergang zu den reinern und geistigern Ideen des Christenthums bilden, sind von den übrigen Griechen vorzüglich Platon, Xenophon, Aristoteles, Antonin, Epiktet, Arrian, von den Römern Cicero in seinen philosophischen Schriften und Seneca in seinen Briefen zu benutzen.

Die Auswahl ſolcher Hauptſtellen aus Griechen und Römern iſt ſchon vorbereitet und erleichtert durch C. G. Siebelis in ſeiner oben erwähnten Disputation, „qua periculum fecit ostendendi in veterum Graecorum Romanorumque etc. p. IV. et V. Budiss. 1837."

Profeſſor Schnitzer aus Heilbronn entgegnete: Er halte die Frage für eine ſehr wichtige, ob der Religionsunterricht auf Gymnaſien nach rationellen, oder dogmatiſchen Principien zu ertheilen ſei, aber er betrachte das vom verehrten Redner vorgeſchlagene Mittel nur als ein homöopathiſches, welches von Seiten derer, die, allen rationellen Unterricht ausſchließend, die Claſſiker der Bibel und ihrem Inhalte entgegenſetzen, großen Widerſpruch finden würde. Auf den Gymnaſien ſei ein philoſophiſcher Religionsunterricht mehr hervorzuheben und zu fördern, dieſer aber nicht zu entnehmen aus den Claſſikern.

Hofrath Thierſch ſchlug vor dieſe Discuſſion fallen zu laſſen; alle Philologen ſeien geborene Rationaliſten im guten Sinne des Worts, wie Reuchlin und Melanchthon.

Es begann nun der Vortrag des Director **Rothert** aus Lingen **über den ſucceſſiven Unterricht in den auf Gymnaſien zu lehrenden Sprachen.**

„Um gründliche und umfaſſende Verſuche in der Lehrkunſt zu machen, habe ich in den vier Jahren von Oſtern 1836—1840 denſelben Schülercötus von der unterſten Gymnaſialclaſſe bis in die Secunda als Ordinarius durchgeführt. Die erſten zwei Jahre habe ich die Schüler nur eine fremde Sprache, die lateiniſche, gelehrt und für dieſe volle Zeit und Kraft in Anſpruch genommen. Im dritten und vierten Jahre habe ich das Lateiniſche fortgeführt und dieſelben Schüler mit Benutzung aller vorhandenen Sprachkenntniſſe auch Franzöſiſch gelehrt. Im vierten Jahre endlich hat einer meiner Collegen, Conrector Reibſtein, nach denſelben methodiſchen Grundſätzen einen Curſus des Griechiſchen, ein anderer, Conrector Raydt, einen Curſus des Engliſchen und Holländiſchen angeſchloſſen.

Die Reſultate dieſer unſerer Entdeckungsreiſe im Gebiete der Lehrkunſt waren für uns Lehrer ſelbſt überraſchend, für unſere Schüler ſehr erfreulich, ſowohl wegen ihrer ungewöhnlichen Fortſchritte, als beſonders wegen ihrer Lernfreudigkeit und ihrer durch die Lernfreudigkeit bedingten geiſtigen und ſittlichen Entwickelung. Doch auch in weiterem Kreiſe dürften für die Anſichten über Methode des Sprachunterrichtes und die Stufenfolge desſelben auf Gymnaſien unſere Verſuche nicht ganz unerheblich ſein. Und da ein Hauptaugenmerk der dießjährigen Philologenverſammlung die Lehrverfaſſung der Gymnaſien iſt, ſo möchte auch ich gern mein Scherflein zu der gemeinen Sache beiſteuern, und ſo erbitte ich mir denn, meine Herren, Ihre gütige Aufmerkſamkeit zunächſt für eine Skizze unſeres Experimentalcurſus und ſeiner Reſultate, demnächſt für einige Vorſchläge, den ſucceſſiven Unterricht in den auf Gymnaſien zu lehrenden Sprachen betreffend.

Im erſten Curſusjahre begann ich bei wöchentlich zehn Stunden in der Quinta, der unterſten eigentlichen Gymnaſialclaſſe, das Latein mit einem Schülercötus, deſſen Elemente nicht beſonders günſtig waren. Es waren elf Knaben von 9—13 Jahren, die durchſchnittlichen Natur-

anlagen waren nur gewöhnlich, die Vorbildung mangelhaft, namentlich die ſprachliche; einige der älteren Schüler waren durch langjähriges Dumpfen in der Gemeindeſchule bereits ſehr verkommen; und, was wohl zu beachten, nur einer unter dieſen elf ſollte vielleicht, keiner wollte ſtudiren.

Am Ende des erſten Schuljahres waren die Schüler ſämmtlich feſt in der regelmäßigen Formenlehre und in den wichtigeren Anomalien. Sie hatten das Grotefendſche Elementarbuch wiederholt durchgemacht und etwa 50 Seiten aus dem Gedike geleſen. Die letzte mündliche Repetition des Grotefend ging ſo geläufig, daß die Schüler in jeder Stunde etwa ein Zehntel des Hülfsbuches, 6—8 Großoctavſeiten durchüberſetzten, und daß auch in den deutſch-lateiniſchen Stücken den beſſeren nur ſelten, den ſchwächeren nur wenige Fehler entſchlüpften.

Im zweiten, dem Quartajahre, wurde wiederum bei 10 Stunden wöchentlich die Formenlehre und Grotefend's Hülfsbuch repetirt, Krebs' Anleitung erſter Curſus (50 Seiten) mündlich, Döring's Anleitung erſter Curſus vom 1ſten bis 77ſten Stücke ſchriftlich und zwar in doppelter Bearbeitung überſetzt; das erforderliche Syntaktiſche ward gelegentlich erklärt und eingeübt. Daneben wurden Vocabeln aus Wiggert gelernt. Das Gedikeſche Leſebuch wurde beendigt, der Cornel ganz, die vier erſten Bücher der Metamorphoſen Ovid's mit den paſſenden Ueberſchlagungen geleſen, und Alles bis zu völliger Geläufigkeit repetirt. Die Schüler ſcandirten am Ende des Jahres correct und waren in den wichtigeren proſodiſchen Regeln wohl bewandert. Bei der Repetition überſetzten ſie in jeder Stunde 150 Verſe des Ovid. In den durchgenommenen Theilen der Grammatik waren ſie klar und ſicher. In den Exercitien aus Döring machten ſie wenig Fehler und achteten eifrig auf richtige Wahl der Wörter, wie auf den Satzbau.

Das dritte Curſusjahr führte Lehrer und Schüler in die Untertertia. Ein jüngerer Schüler blieb zurück, einige ältere gingen in's bürgerliche Leben über, die früheren Tertianer und einige Auswärtige traten hinzu, leider als hemmende Elemente, wiewohl ſie ſchon doppelt ſo lange Zeit Latein gehabt hatten. Geleſen wurden die letzten acht Bücher von Ovid's Metamorphoſen, die erſten fünf von Cäſar's galliſchem Kriege. Aus dem Döring wurde von Curſus I, Stück 78 bis II, 89 ſchriftlich überſetzt. Im Sommer wurde die Formenlehre nach Zumpt's großer Grammatik durchgenommen, im Winter die Syntax nach Krebs' Anleitung, zweitem Curſus, begonnen.

Im vierten Curſusjahre — eigentlich dem der Obertertia — verband ich die ganze Secunda mit meinen Experimentalſchülern und ließ die letzteren ſämmtlich in die Secunda aufſteigen, weil ſie wiederum den älteren Schülern gewachſen oder überlegen waren. Störend war ferner auch hier das Zutreten mehrerer auswärtigen Schüler. Dennoch belebte der einmal vorhandene Claſſengeiſt bald auch die fremden Elemente. Geleſen wurde Virgil's Aeneïs ganz, Cicero's Cato maior und Laelius und die erſten zwei Bücher des Livius. Der zweite Curſus des Döring wurde beendigt, Forbiger's Anleitung begonnen. Desgleichen wurde Krebs' Anleitung beendigt, deſſen Beiſpiele die Schüler unpräparirt mündlich überſetzten.

Im Laufe dieſes vierten Jahres gewannen die Experimentalſchüler eine grammatiſche Durchbildung, ſo wie eine Correctheit und Eleganz im Lateinſchreiben, wie ich ſie auf den mir mehr oder weniger bekannt gewordenen hannöverſchen und preußiſchen Gymnaſien noch nie in einer Secunda ſo durchgängig kennen gelernt habe. Noch höher ſtanden ſie in klarer und raſcher Auffaſſung, ſo wie im geläufigen und gewählten Ueberſetzen der geleſenen Schriftſteller. Der

Herr Oberschulrath Kohlrausch war zugegen, als zu Anfang des vierten Jahres die zwei schwächsten Experimentalschüler, nichtstudirende Knaben von 13 und 14 Jahren, einen ihnen fremden Abschnitt aus Ovid ex tempore und mit wenig Nachhülfe übersetzten. Im letzten Semester hatte ich für die Lectüre des Virgil die Prima mit der Secunda verbunden, aber die oberen der von mir durchgeführten Schüler übersetzten durchgehends besser als die Primaner, und zwar, wie ich erst nachher erfuhr, der eine, welcher viele Privatstunden zu geben hatte, meist unpräparirt.

Noch rascher waren die Fortschritte im Cursus des Französischen, welcher in das dritte und vierte Jahr des Gesammtcursus fiel. Die Schüler sahen mit frohem Erstaunen, daß sie das Französische im Lateinischen schon halb erlernt hatten. Gleich in der ersten Stunde lasen und übersetzten wir zehn Zeilen, die etwa hundert Wörter enthielten, und unter diesen hundert Wörtern waren nur vier, deren Bedeutung sie nicht entweder aus Latein oder Deutsch errathen, oder, nachdem ich sie hergeleitet, leicht gefaßt und behalten hätten. Die unregelmäßigen Verba wurden in sechs Stunden erlernt. Im ersten Schuljahre wurden — bei 6 Stunden wöchentlich — 164 Großoctavseiten des Schafferschen Lesebuches gelesen und daneben die Formenlehre fest eingeübt. Das Wesentliche aus der Syntax wurde gelegentlich, namentlich durch schriftliches Rückübersetzen grammatisch genau erklärter Abschnitte eingeübt. Im zweiten Cursusjahre des Französischen, wo die Zahl der Stunden auf vier beschränkt ward, wurde der ganze Don Quichotte in Florian's Uebersetzung gelesen und zwar im letzten Semester so, daß die Schüler sich vorbereiteten vier Seiten der neuen Stuttgarter Ausgabe ohne Lesen des Französischen rasch zu übersetzen, worauf ich noch 6—8 Seiten gleich deutsch las. Daneben wurde die Syntax nach Simon ganz durchgenommen, die Formenlehre repetirt, mit dem schriftlichen Rückübersetzen fortgefahren und Exercitien nach Meißners Materialien gemacht, in denen sich von Anfang an eine erfreuliche Correctheit zeigte, ohne daß die Schüler je am Uebersetzen einzelner Sätze die Grammatik eingeübt hatten.

Den Elementarunterricht im Griechischen ertheilte im vierten Cursusjahre der Conrector Reibstein bei 6 Stunden wöchentlich. Nur drei meiner alten Schüler nahmen daran Theil, aber hinter zweien derselben blieben die neu hinzugetretenen auswärtigen, welche anderswo bereits einige Jahre Griechisch getrieben hatten, entschieden zurück. Der Conrector Reibstein begann beim zweiten Cursus des Jacobs mit den äsopischen Fabeln, las im Sommer den größten Theil dieses zweiten Cursus und übte mündlich die Formenlehre zu erfreulicher Geläufigkeit ein; im Winter las er neun Gesänge der Odyssee und übte die Grammatik durch schriftliches Rückübersetzen. Gegenwärtig nach 1½ Jahren sind die Schüler zum Standpunkte einer ganz guten Secunda gelangt.

In Parallelstunden des Griechischen erhielten während des 4ten Cursusjahres die der Handlung sich widmenden Schüler Unterricht im Englischen und Holländischen beim Conrector Naydt. In diesem einen Jahre lasen die Schüler das ganze Hundeiker'sche englische Lesebuch mit Ueberschlagung der einzelnen Sätze und einzelner minder interessanter Abschnitte, im Ganzen etwa 400 Seiten, absolvirten die Formenlehre und übten die Syntax durch schriftliches Rückübersetzen. Im Holländischen sollte der ganze Cursus in einem Jahre absolvirt werden; darum übersetzten sie nur etwa 200 Seiten aus Jaarsveldt, wurden aber mehr in der Grammatik und im Schreiben geübt.

Gegenwärtig ſind bis auf zwei Schüler, die erſt ſpät ſich zum Studiren entſchloſſen, die Experimentalſchüler ſämmtlich abgegangen und zwar die meiſten im letzten Jahre. Gewöhnlich ſind die nichtſtudirenden Schüler unluſtige Lateiner; die meinigen laſen Virgil, Cicero und Livius mit Luſt, keiner benutzte die für Secunda offerirte Dispenſation von der Lectüre. Vom Lateinſchreiben ließ ein Vater ſeinen Sohn wegen ſeiner Jugend und Schwächlichkeit dispenſiren, aber nach einem Semeſter erlaubte er ihm auf eigenes Andringen desſelben wieder Theil zu nehmen.

Dieß, meine Herren, ſind Reſultate, die darzulegen ich mich ſcheuen würde, wenn ich nicht auf das Zeugniß eines hier anweſenden Augenzeugen, des Herrn Oberſchulraths Kohlrauſch von Hannover, im Weſentlichen mich berufen könnte, und wenn ich nicht durch Thatſachen eine ſonſt wohl als anmaaßlich erſcheinende Behauptung rechtfertigen müßte, die Behauptung nämlich, daß der Sprachunterricht unſerer unteren und mittleren Gymnaſialclaſſen im Ganzen und Großen noch ſehr der Verbeſſerung fähig ſei. Er iſt zurückgeblieben einerſeits hinter der Vervollkommnung der Methode im Volksſchulweſen, andrerſeits hinter den Fortſchritten der philologiſchen Wiſſenſchaft an ſich; mehr noch iſt er zurückgeblieben hinter der Idee des Gymnaſiums und des geiſtigen Lebens in den Gymnaſien, wie unſere Zeit dieſelbe aufſtellen muß.

Das Hauptziel des chriſtlich-deutſchen Gymnaſiums und Hauptcharakter eines guten Schulunterrichts muß doch wohl ſein, daß — nach Döderlein's Worte — der Schüler freudig lerne, daß nicht Furcht, Eitelkeit, Ehrgeiz Haupttriebfeder ſeines Fleißes ſei, daß nicht in Langweile und Zerſtreutheit er verdumpfe, daß nicht der Widerwille gegen den Lehrgegenſtand ihn zum Unfleiße, zur Täuſchung, zum Widerſinne gegen den Lehrer, zum Widerſtreben gegen die Schule verleite, ſondern daß die rege Beſchäftigung, das friſche, lebendige Spiel ſeiner Geiſteskräfte, ihn freue, belohne und ſporne, wie etwa im Bade und auf dem Eiſe, wie auf dem Turn- und Spielplatze er der regen Körperthätigkeit, er der zunehmenden Kraft und Gewandtheit ſich freut. Unſere Gymnaſien tragen ja ihren Namen von den Gymnaſien der alten Hellenen. In freudiger Thätigkeit ſicherlich wird dort körperliche Kraft, Schöne und Gewandtheit ſich entwickelt haben, in freudiger Thätigkeit entfaltete ſich die ganze Herrlichkeit des geiſtigen Lebens des Hellenen. Zeigen wir uns als echte Humaniſten, indem wir freudige Thätigkeit in den Bildungsſtätten deutſcher Jugend mehr und mehr heimiſch machen. Denn nur aus freudiger Thätigkeit erwächſt die rechte Kraft und Gewandtheit des Geiſtes, erwächſt die Liebe zu geiſtiger Beſchäftigung, die Liebe zum Lehrer, die Pietät gegen die Schule, aus dem Allen endlich erwächſt die Liebe zum Guten und zu Gott, des Guten Urquell.

Aber vergleichen wir nun mit den Anforderungen an die Schule, welche am ſtrengſten gerade der Schulmann, gerade die Schule ſelbſt aufſtellen und feſthalten muß, vergleichen wir damit die Wirklichkeit in den meiſten unteren Claſſen unſerer Gymnaſien: wahrlich, meine Herren, wir Schulmänner dürfen da nicht zufrieden ſein, wir dürfen nicht immer außer uns die Urſachen des Uebels ſuchen, auch wir machen es danach, daß es iſt, wie es iſt. Betrachten wir zunächſt das Lateinlernen. Das Latein iſt herkömmlich und mit gutem Grunde die breite Baſis des geſammten Gymnaſialunterrichts, es iſt eben dadurch auch eine Baſis der Gymnaſialerziehung. Nun mögen unſere deutſchen Gymnaſien und Progymnaſien leichtlich gleichzeitig 50,000 Latein lernende Knaben enthalten, und aus dieſer zahlreichen Jugend, nicht bloß aus der Minderzahl der ſpäter ſtudirenden Schüler, ſoll dereinſt der geiſtige Kern des Volkes hervorgehen. Aber ſind

unter dieſen 50,000 nun wohl 10,000, die mit eigentlicher Luſt Latein lernen, d. h. die nicht des Lobes, des höhern Platzes, der Cenſur, der Verſetzung, ſondern die des Unterrichtes, die des Lernens ſelbſt ſich freuen? Und all' die unluſtigen, die unfleißigen Lateiner — wie viele unter ihnen ſind nicht eben deßhalb auch unnütze Schüler überhaupt! wie viele werden nicht aus unnützen Schülern dereinſt auch unnütze und unglückliche Menſchen! Wahrlich, meine Herren, unberechenbar iſt die Fortwirkung dieſes Uebels auf Wohl und Würdigkeit von Tauſenden von Familien, auf das geſammte Leben unſeres Volkes, auf die gedeihliche Löſung ſo vieler ſchwerer Fragen unſerer Zeit.

Darum iſt es denn auch nur ein richtiges, wiewohl meiſtens unklares Gefühl dieſes Uebels, welches heutzutage gerade gegen das Lateinlernen ſo viele Anklagen hervorruft, welches für die Jugend der gebildeten Stände zur Errichtung ſo vieler und ſo vielfacher Lehranſtalten hintreibt, die das Latein beſchränken oder ganz ausſchließen. Nun weiß ich gar wohl, meine Herren, daß viele Gymnaſiallehrer dieſer Ausſcheidung der nichtſtudirenden Schüler ſich freuen, daß ſie dieſelbe möglichſt zu fördern ſuchen, daß ſie ſich einbilden, es werde weſentlich beſſer gehen, wenn ſie nur erſt all' die nichtſtudirenden Schüler, die Barbari, vom Halſe los wären, daß ſie folglich nicht minder ſich einbilden, der rechte Geiſt und Sinn des Schülers komme vom dereinſtigen Brodſtudium, vom lockenden Maturitätseramen. Aber ich meines Theils kann dieſe Freude nicht theilen, dieſes vornehme Ausweiſen nicht billigen. Die Gymnaſien ſind ein heiliges Vermächtniß einer ehrenwerthen Vorzeit; weſentlicher Zweck ihrer Stiftung iſt die Bildung des ganzen geiſtigen Kernes im Volke, zufällig iſt es, daß dieſer Kern damals faſt nur aus Studirten beſtand. Die Gymnaſien ſind ein ager publicus des deutſchen Volkes; wir ſtudirten Leute ſind gleichſam Patricier, wir dürfen nicht, weil wir einmal dieſen ager inne haben, die inzwiſchen ſtark gewordene plebs vom gebührenden Antheil ausſchließen. Und dürften wir es, es wäre nicht rathſam für uns ſelbſt. Denn das außer den Gymnaſien, das im Gegenſatze zu den Gymnaſien und zu den ſtudirten Ständen erwachſene, das auch von uns auf die materiellen Intereſſen hingewieſene Geſchlecht, das könnte einmal, und wäre es nur in ſtändiſchen Kammern, die Zügel der Regierung in die Hände nehmen, es könnte im Schulweſen revolutioniren, weil wir nicht bei Zeiten reformirt hätten, es könnte im Zeitenſturme, um das lecke Staatsſchiff zu erleichtern, auch die Gymnaſien als altes Gerümpel über Bord werfen. Doch abgeſehen von all' ſolchen böſen Möglichkeiten, erſcheint es wohl uns Allen weder als nöthig, noch als nützlich, noch auch als ehrenvoll, daß das Gymnaſium vorherrſchend eine Art Vorſchule der Univerſität ſei oder werde, vielmehr dürfte es ſehr nöthig, ſehr nützlich, dürfte es ungleich ehrenvoller ſein, daß für die große Mehrzahl der gebildeten Männer im Volke das Gymnaſium die Hauptſchule, die alma mater ſei, der den beſten Theil ſeines geiſtigen Lebens zu verſchulden der gebildete Induſtrielle, wie der Studirte, dankbar bekenne.

Allerdings muß dann Vieles, muß namentlich der Sprachunterricht des Knabenalters anders und beſſer werden. Aber wie ſo oft an den Menſchen, ſo ergeht auch hier an Staat und Schule die Mahnung: Macht es nur beſſer, ſo wird es beſſer. Und an wen könnte dieſe Mahnung wohl lauter ergehen als an dieſe Verſammlung von Schulmännern? Findet hier nur das freie, warme, wohlgemeinte Wort die rechte Statt, wird hier die reifliche Erwägung der Frage beſchloſſen, von hier aus die umſichtigere, gründlichere Erörterung durch die Preſſe angeregt:

wird ſchon der rechte Rath ſich ermitteln, und auf den rechten Rath wird auch die That ſchon folgen.

Den rechten Rath nun fertig anzubieten vermeſſe ich mich keineswegs; deß werden ſelbſt ſolche Männer ſich nicht vermeſſen, die an Erfahrung, an Kenntniß des geſammten deutſchen Gymnaſialweſens, an Einſicht und Scharfblick unendlich weit über mir ſtehen. Nur anzuregen iſt mein Wunſch, nur zur Anregung weiterer Erörterung erlaube ich mir folgende Ideen Ihnen, meine Herren, auszuſprechen.

Daß der Sprachunterricht in den unteren und mittleren Claſſen beſſer werde, dazu gehören vor Allem tüchtige und eifrige Lehrer, dazu gehört zweitens die Vervollkommnung der Methode und der Schulbücher, zwei Erforderniſſe, deren Beſprechung die dieſem Vortrage verſtattete Zeit nicht erlaubt; dazu gehört aber auch eine zweckmäßige Lehrverfaſſung der Gymnaſien. Und in dieſer Hinſicht erlaube ich mir folgende Zweifel anzuregen:

1) Wird nicht meiſtens der Unterricht in fremden Sprachen zu früh begonnen, bevor eine in und außer der Schule zu gewinnende größere Kraft und Gewandtheit des Geiſtes ein raſcheres und lohnenderes Fortſchreiten erlaubt?

2) Iſt es nicht beſſer die Elemente der verſchiedenen Sprachen *nach* einander zu lehren, nicht wie jetzt meiſtens *neben* einander, z. B. nicht in Serta die des Deutſchen und des Lateins, in Quinta die des Deutſchen, Lateiniſchen und Franzöſiſchen, in Quarta immer noch dieſelben und dazu die des Griechiſchen? Wird nicht dadurch

a) Kraft und Zeit des Schülers zerſplittert, ſeine Luſt geſchwächt?

b) es dem Lehrer unmöglich gemacht durch Anknüpfung an eine bereits erlernte Sprache die Erlernung einer neuen bedeutend zu fördern?

3) Mangelt es nicht häufig zu ſehr an Gleichmäßigkeit der Schüler? Jährige Curſe, jährliche Aufnahmen, jährliche Verſetzungen ſind vielfach noch pia desideria. So müſſen denn mehrere Abtheilungen neben einander beſchäftigt, oder vielmehr die eine indirect auf Allotria hingewieſen werden.

4) Mangelt es nicht zu ſehr an Einheit des Unterrichtes? Gar unzweckmäßig iſt es in unteren Claſſen den Unterricht in derſelben Sprache an verſchiedene Lehrer zu verſplittern. Aber iſt er auch in jeder Claſſe ganz in derſelben Hand, ſo zieht ſich doch der Elementarunterricht im Lateiniſchen und Deutſchen durch mehrere Claſſen und mehrere Jahre hin. Wäre es da nun nicht ungleich beſſer, wenn z. B. der Elementarunterricht im Lateiniſchen — im weiteren Sinne genommen — in den beiden unterſten Claſſen abſolvirt würde, und wenn, wo irgend die Perſönlichkeiten dieß erlauben, die Lehrer dieſer beiden unterſten Claſſen jährlich mit einander alternirten? So würde auch wohl

5) die Lehrfreudigkeit mehr gefördert. Es iſt doch wahrlich nur als Ausnahme anzuſehen, wenn derſelbe Lehrer Jahr aus Jahr ein mensa und amo tractirt und doch ein geiſtig regſamer und anregender Lehrer bleibt. Der beſte Lohn und Sporn des Lehrers iſt ja zunächſt die eigene freudige Geiſtesthätigkeit während des Lehrens, demnächſt die Freude des Gelingens, des Fortſchreitens der Schüler. Das iſt ſchon ganz anders, wenn der Lehrer der erſten Elemente den Schüler wenigſtens bis in den Ovid führt. Ich für mein Theil bedurfte nur im erſten Jahre

meines Experimentalcurſus der Reſignation, ſchon im zweiten Jahre war mir das Lehrgeſchäft ein ſehr angenehmes und geiſtig anregendes.

6) Sollte es nicht überhaupt rathſam ſein häufiger als bisher denſelben Lehrer denſelben Schülercötus durch mehrere Claſſen durchführen zu laſſen? Die vielfach praktiſchen Jeſuiten haben dieſen Sporn weislich benutzt. Weit entfernt nun vorſchlagen zu wollen, daß nach dem Vorgange der Jeſuiten derſelbe Lehrer ſeinen Schülercötus von der infima bis zur Univerſität durchführe, möchte ich es doch für erſprießlich halten, wenn und ſo lange es thunlich, die Lehrer der Serta und Quinta einerſeits, die der Quarta und Tertia andererſeits unter einander alterniren, ſie alſo denſelben Schülercötus zwei bis drei Jahre lang durchführen zu laſſen.

7) Werden nicht die vier unteren Gymnaſialclaſſen hinſichtlich Zutheilung der Lehrerkräfte etwas ſtiefmütterlich behandelt? Die oberen Claſſen ziehen meiſt die tüchtigeren Schulmänner an, den unteren bleibt eine unverhältnißmäßige Mehrzahl von unfähigeren, ungeſchickteren, ſchlafferen, und dieſe verfallen dann um ſo ſicherer dem heilloſen Gymnaſialſchlendrian, dem geiſtigen Tode für Lehrer und Schüler. Wird der Unterricht in unteren Claſſen ähnlich zuſagend, wie der in oberen, wird er gleich ehrenvoll und ökonomiſch vortheilhaft, ſo wird auch ihn bald das geiſtige Salz des Schulſtandes beſſer durchdringen. Leiden werden darunter die oberen Claſſen nicht; vielmehr muß jedes Steigen der unteren Claſſen auch ſie heben.

Nach dieſen Ihrer gütigen Erwägung unterſtellten Zweifeln, Fragen und Wünſchen erlaube ich mir nun noch ſpeciell über die Stufenfolge des Unterrichtes in den verſchiedenen Sprachen des Gymnaſiums folgende unmaßgebliche Vorſchläge zu machen, und zwar zunächſt über die Vorbildung für das Gymnaſium. Berechnet ſind dieſelben nicht auf das ganze, ſondern nur auf das nördliche Deutſchland, nicht auf Gymnaſien großer Städte, ſondern zunächſt und zumeiſt auf die kleineren und mittleren, nicht auf den ganzen Unterricht, ſondern nur auf den Sprachunterricht.

Das eigentliche Kindesalter, wenigſtens die erſten ſechs vollen Lebensjahre umfaſſend, verbleibe unverkürzt und ungetrübt dem elterlichen Hauſe. Das Kind laſſe man erſt körperlich ſich entwickeln, man laſſe es ſich ausſpielen, und vergeſſe nicht, daß auch die geiſtigen Kräfte ſich geſunder entwickeln, wenn es in Haus, Hof und Garten, in Stadt, Feld und Wald läuft und ſpielt, plaudert und lacht, ſchaut und hört, als wenn möglichſt bald es ans Stillſitzen gewöhnt und mit Buchſtabiren, Leſen und Schreiben geplagt wird, wovon die Anwendung ihm noch ſo gar fern liegt. Darum wirke die Schule nicht bloß durch Wort und Schrift, ſondern auch durch ihre Einrichtungen möglichſt dieſem entgegen, ſie empfehle dagegen als Vorbereitung für die Schule dem elterlichen Hauſe das Geſpräch und die Erzählung. Und wahrlich ſchön wäre es, wenn die Luſt leſen zu lernen immer erſt durch die Begierde geweckt würde die gehörten Geſchichtchen und Liedchen ſelbſt zu leſen.

Das zartere Knabenalter, etwa die vier Lebensjahre vom ſiebenten bis zum vollendeten zehnten, möge der Vorbildung für das Gymnaſium gehören, ſei es nun, daß eine gute Bürgerſchule, oder, beſſer, daß eine eigene Vorſchule des Gymnaſiums, letztere wo möglich in vier Claſſen mit jährigen Curſen, dieſe Vorbildung gewähre. Fremde Sprachen ſeien hier ganz ausgeſchloſſen, damit die Ausbildung in der Mutterſprache um ſo beſſer und die grammatiſche Auffaſſung derſelben eine gediegene Baſis für den eigentlichen Gymnaſialunterricht ſein könne. Als Zielleiſtung dieſer ſprachlichen Vorbildung, welcher wöchentlich 10 — 16 Stunden gewidmet wer-

den können, darf man bei dem gegenwärtigen Zuſtande der deutſchen Volksſchullehrerſeminarien und der Vervollkommnung der Methode des Elementarunterrichtes wohl getroſt aufſtellen:

a) ein correctes und geläufiges Sprechen, ſo im Geſpräch, wie in zuſammenhängender Erzählung und Beſchreibung;
b) ein correctes und geläufiges Leſen;
c) eine gute Handſchrift;
d) ſichere Auffaſſung einer dem Knabenalter faßlichen Grammatik der Mutterſprache, namentlich der Satzlehre, Geläufigkeit in der grammatiſchen Terminologie;
e) ein correctes Niederſchreiben gehörter Erzählungen und Beſchreibungen.

Mit dieſer ſprachlichen Vorbildung trete nun der Knabe in das eigentliche Gymnaſium ein und beginne hier in ungeſchwächter Friſche, mit ungetheilter Kraft und mit voller Zeit die Erlernung einer und nur einer fremden Sprache.

Für das eigentliche Gymnaſium können wir nach bisherigem Herkommen bei den nichtſtudirenden Schülern wenigſtens das dritte Luſtrum des menſchlichen Lebens, bei den ſtudirenden das dritte und faſt das vierte in Anſpruch nehmen. Folgen wir nun der von der Natur ſelbſt gemachten Eintheilung, ſo rechnen wir das reifere Knabenalter von 10—15 Jahren für die vier unteren, das Jünglingsalter von 15—20 Jahren für die beiden oberen Gymnaſialclaſſen.

Die erſten zwei Jahre des dritten Luſtrums, alſo das elfte und zwölfte Lebensjahr in Serta und Quinta werde keine fremde Sprache als nur die lateiniſche getrieben, neben ihr in wenig Stunden der Unterricht im Deutſchen fortgeführt. Dem Latein können dann wöchentlich 12—16 Lehrſtunden gewidmet werden, dabei kann es zwei Drittheile der häuslichen Arbeitszeit in Anſpruch nehmen.

Iſt der Knabe in dieſem Biennium des Lateiniſchen gemäß den ſtreng feſtzuhaltenden Anforderungen mächtig geworden, ſo ſteige er in die Quarta auf; wo nicht, ſo bleibe er noch ein drittes Jahr in der Quinta.

In der Quarta mit einjährigem Curſus, alſo in der Regel ungefähr dem dreizehnten Lebensjahre entſprechend, führe man nun das Lateiniſche in 8 Stunden fort und wende 8 Stunden auf das neu zutretende Franzöſiſche.

Von den 8 lateiniſchen Stunden würde ich vorſchlagen 2 der Uebung im Grammatiſchen und im Schreiben, 6 dem Ovid zu widmen, um ſo in einem Jahre — die paſſenden Auslaſſungen und daß er bereits in Quinta begonnen vorausgeſetzt — die Metamorphoſen beenden und ganz repetiren zu können. Während eine ſolche Lectüre des Ovid auch die nichtſtudirenden Schüler feſſelt, werden vollends Schüler und Eltern mit dem ſonſt ſo leidigen Latein durch die nun mögliche überraſchend ſchnelle Erlernung des Franzöſiſchen verſöhnt werden.

Der Anfang des vierten Curſusjahres führe nun alle Quartaner, mit ſeltenen Ausnahmen, in die Tertia, deren Biennium ungefähr dem 14ten und 15ten Lebensjahre entſprechen wird. Das Lateiniſche werde wiederum in 8 Stunden, das Franzöſiſche in 4 fortgeführt; für die ſtudirenden Schüler trete das Griechiſche, für die nichtſtudirenden das Engliſche, jedes mit 6 Stunden, neu hinzu. Für die beiden letzteren Sprachen, wo möglich auch für das Franzöſiſche, werde die Claſſe in zwei Abtheilungen, jede mit jährigem Curſus, getheilt.

Auch in der Tertia verwende man ſechs der lateiniſchen Stunden auf die Lectüre, und zwar würde ich, wenn man ihre zwei Abtheilungen auch im Lateiniſchen ganz ſondern könnte, im erſten Jahre Cäſar's galliſchen Krieg und den Bürgerkrieg ganz leſen, im zweiten die ganze Aeneïs; müßten beide Tertia's verbunden werden, ſo läſe man vielleicht beſſer die bezeichneten Werke das ganze Biennium hindurch in je 3 Stunden.

Für das Franzöſiſche in Untertertia empfehle ich dringend den Don Quichotte, den wir in Lingen zu großem Ergötzen ſämmtlicher Schüler im vierten Curſusjahre ganz geleſen haben.

Im Griechiſchen würden nach Beendigung eines Leſebuchs, etwa des zweiten Curſus des Jacobs, noch in der Untertertia etwa ſechs Geſänge der Odyſſee geleſen, im zweiten Tertiajahre dieſelbe beendigt werden können.

Im Engliſchen wird man noch weit raſcher als ein Jahr früher im Franzöſiſchen fortſchreiten und nach Beendigung eines Leſebuchs noch im erſten Jahre den für Anfänger gar köſtlichen Vicar of Wakefield leſen können. Bei der ſchnell zu gewinnenden bedeutenden Gewandtheit im Ueberſetzen würde für das zweite Tertiajahr eine reiche Auswahl aus der reichen engliſchen Literatur möglich.

So endete denn nun mit dem zweiten Tertiajahre der fünfjährige Curſus der vier untern Claſſen, und mit ihm in der Regel das dritte Luſtrum oder das reifere Knabenalter des Schülers. Die nichtſtudirenden Schüler werden nun meiſtens ausſcheiden; bleiben ihrer mehrere, ſo wird man ſie in die Secunda können aufſteigen laſſen, um ferner parallel mit den griechiſchen Stunden neuere Sprachen zu treiben; bleiben ihrer wenige, ſo können ſie ein zweites Jahr in der Obertertia bleiben und die — durch oder ohne Dispenſation vom Lateiniſchen — ihnen werdende Muße durch Privatſtunden im Buchhalten, kaufmänniſchen Rechnen oder was ſonſt das Gewerbe begehrt, erfolgreich ausfüllen. Im letzteren Falle hätte das Gymnaſium für ſie beſonders wenig gethan; denn geſondert hätten ſie nur die zwölf Stunden für das Engliſche in den beiden Tertia's; nur eine halbe Lehrerkraft, um induſtriell mich auszudrücken, iſt für ſie allein beſchäftigt. Doch ungleich Koſtbareres wird das Gymnaſium ihnen gewährt haben, als in der Regel die Real- und Handlungsſchulen ihnen gewähren können, nämlich vor Allem eine Veredlung des geſammten geiſtigen und gemüthlichen Lebens. Denn anders als durch tägliches Ueberſetzen von Handlungsbriefen und Franzöſiſch parliren, als durch die ſchlingende Leſerei aus der Leihbibliothek entfaltet ſich das Seelenleben durch eine verſtändige Lectüre von Meiſterwerken alter und neuer Zeit, anders ferner als der Lehrerſtand, mit welchem Real- und Handlungsſchulen meiſtens vorlieb nehmen müſſen, kann ein Collegium wiſſenſchaftlicher Gymnaſiallehrer dem inneren Menſchen in der Schuljugend zu ſeinem Rechte verhelfen, anders endlich wirkt das Zuſammenleben, wirkt jugendliche Freundſchaft mit Altersgenoſſen, welche für die Wiſſenſchaft, für einen erhebenden Beruf frei ſich beſtimmen, welche einer edlen Schwärmerei für die Heroen der Geſchichte und der Literatur, für Natur und Kunſt, für Freiheit und Vaterland fähig ſind, als wenn die ganze Schülerſchaar im Lieutenant mit ſeinen Epaulets oder im gutbeſoldeten Handlungsdiener das glänzende Ziel ihres jugendlichen Strebens ſieht. Suchen wir uns die Möglichkeit zu erhalten, ſuchen wir es zur Regel zu machen, daß der künftige Kaufmann mit gleicher Luſt wie der ſtudirende Schüler den Ovid, Virgil, Cäſar, Don Quichotte leſe, daß er

ſeinen Vicar of Wakefield, ſeinen Oſſian begeiſtert dem Homer und Xenophon entgegen halte. Aus ſolchen Schülern werden Bürger hervorgehen, die lebenslänglich Freunde und Verfechter der Gymnaſien, wie überhaupt für höhere Intereſſen empfänglich ſind; ſolche Bürger wird der Beamtenadel williger für ebenbürtig erkennen, und ſie wiederum werden minder zu feindſeliger Oppoſition geneigt ſein, gerade weil ſie dem Geiſtesadel im Staate näher, verwandter ſich fühlen.

Für die ſtudirenden Schüler aber, welche in den vier unteren Claſſen ein Fundament der ſprachlichen Ausbildung gelegt haben, wie bisher ich es andeutete, kann nun in den beiden obern Claſſen ein umfaſſendes, für Geiſt und Herz gleich fruchtbares Studium der beſten Schriftſteller alter und neuer Zeit beginnen. Ich rechne zwei Jahre für die Secunda, zwei bis drei für die Prima. Aber ich rechne beim Eintritt in die Prima auf eine ſprachliche Durchbildung, wie man gegenwärtig ſie nur zu oft im Maturitätseramen vermißt. Denn in die Prima gehört ein Studium der Humaniora, wie man es vielfach in Lyceen und ähnlichen Mittelweſen zwiſchen Univerſität und Gymnaſium erſtrebt, wie man minder zweckmäßig es in die erſten Jahre des akademiſchen Studiums verlegt hat.

Jedoch in dieſer höhern Sphäre des Sprachunterrichts ſind mir, deß beſcheide ich mich willig, nicht wenige Männer dieſes ausgezeichneten Kreiſes überlegen. Wie darum vorher ich mit einiger Zuverſicht eine in funfzehn Amtsjahren gewonnene und vielerprobte Ueberzeugung über den Sprachunterricht des Knabenalters ausſprach, ſo nenne ich hier nur mit zögernder Scheu den Zweifel, ob nicht unſere oberen Schüler durchgehends zu wenig von den Alten leſen, als daß ſie durch die Lectüre derſelben recht erwärmt und gehoben werden, daß ſie dieſelben recht lieb gewinnen, ſie zu Freunden für's Leben erwählen könnten. Gedenken wir jener Zeit, wo nach Conſtantinopels Fall die gelehrten Griechen ſich über Italien verbreiteten: da führte die viva vox, nicht Lexikon und gedruckter Commentar, ſchnell in die Hellenenwelt hinein, die neuentdeckte Geiſteswelt entzückte, die Begeiſterung beflügelte, und aus der dunkeln Nacht des Mittelalters flammten urplötzlich Sonnen empor, ſo daß es Tag ward und noch heute Tag iſt. Aber heutzutage, ſorge ich, laſſen wir Erklärer die Alten ſelbſt zu wenig zu Worte kommen.

So bringe ich denn hinſichtlich des Sprachunterrichtes der obern Claſſen nur einen eigenthümlichen Vorſchlag, nämlich den, daß die Schule während des letzten Triennium's das Franzöſiſche ganz fallen laſſen und dafür in 3 Stunden wöchentlich Engliſch lehren möge. Das Franzöſiſche iſt hinlänglich bedacht, wenn es vier bis fünf Jahre lang in Quarta mit 8, in Tertia mit 4, in Secunda mit 2 Stunden wöchentlich ausgeſtattet iſt. Das Maturitätseramen wird ja kein unbedingtes Hinderniß ſein, an ſich aber verſchlägt es wenig, ob man das Forttreiben desſelben vom Eintritte in die Prima oder vom Abgange an der individuellen Wahlfreiheit überläßt. Aber ſehr wichtig iſt es, daß die Schule die Erlernung des Engliſchen nicht der eigenen Wahl und alſo dem Zufalle überlaſſe. Franzöſiſch war bisher die Sprache Europa's, Engliſch wird fortan die Sprache der Welt ſein. Frankreich iſt im innerſten Kerne welſch, iſt krank, England iſt vorherrſchend germaniſch, iſt geſund; die engliſche Literatur iſt uns verwandter, iſt reicher, iſt tiefer, iſt reiner, ſie iſt ungleich mehr geeignet den Jüngling mit Liebe zu erfüllen. Die Liebe aber iſt das Höchſte der Jugend und des Lebens."

Nach Beendigung dieſes Vortrags forderte der Vice-Präſident zunächſt den Redner auf einige Proben von der Anwendung dieſer Methode an einzelnen Beiſpielen zu geben, und als dieſer Aufforderung Genüge geſchehen war, bemerkte Hofrath Thierſch: Ein ſolcher in's Einzelne gehende Plan, wie der vorgetragene, könne nicht allgemein ausgeführt, ſondern nur auf einzelne Anſtalten berechnet werden. Es komme auf die Lehrkräfte und die Ueberzeugung der einzelnen Lehrer an. Uebrigens ſei das vom Director Rothert gewonnene Reſultat ein ſehr erfreuliches; dieſe Methode befördere raſches Fortſchreiten des Schülers, führe ſchneller in die Grammatik ein, halte nicht zu lange in den Elementen auf, und erzeuge durch richtig geleitete curſoriſche Lectüre eine größere innere Theilnahme des Lernenden; er halte deßhalb den Vortrag des Redners für ſehr dankenswerth.

Oberſchulrath Kohlrauſch bezeugte dem Director Rothert aus eigener Beobachtung, daß die Reſultate dieſer Methode höchſt überraſchend ſeien, und daß die nach derſelben unterrichteten Schüler in ungewöhnlich kurzer Zeit eine außerordentliche Fertigkeit im Auffaſſen der Conſtructionen und größere Präciſion im Ueberſetzen erlangten, und daß ihre ſchriftlichen Arbeiten in kürzerer Zeit viel reiner von grammatiſchen Fehlern wären. Die Methode erfordere jedoch von Seiten des Lehrers eine eigenthümliche Raſchheit und Thätigkeit des Geiſtes.

Director Peter aus Meiningen bat um die Erlaubniß ſeine Anſicht in drei aphoriſtiſchen Sätzen ausſprechen zu dürfen. Erſtens: Es gehöre zu dieſer Methode ein von Natur reich begabter und wahrhaft ausgezeichneter Lehrer. Zweitens: In der Natur müſſe das Saamenkorn erſt Wurzeln ſchlagen, ehe es Blumen und Früchte treibe. Lange ſei die Wurzel unſcheinbar, und nur allmählig die Entwickelung. Die Methode des Director Rothert ſcheine ihm die Blume eher zum Vorſchein zu bringen als die Wurzel, und da ſchon Früchte zu erzeugen, wo erſt Wurzel gefaßt werden ſolle. Drittens: Ein Lehrer, der daſſelbe Individuum durch alle Claſſen hindurchführe, könne zwar den kürzeſten Weg wählen; aber durch mehrere Lehrer unterrichtet komme der Schüler zu größerem Bewußtſein. Er gehe zwar manchen Umweg, er ſchaue ſich aber auch mehr um. Darum ſei dieſer Weg ſicherer, und der Gewinn von jener Methode zum größten Theil nur ſcheinbar.

Der Vice-Präſident bemerkte gegen den zweiten Satz: Allerdings entwickele ſich aus dem Saatkorn, wenn man durch künſtliche Treibmittel die organiſche Entwickelung desſelben naturwidrig übereile, nur ein kraftloſer Schößling, der höchſtens eine taube, ſchnell welkende Blüthe treibe, aber keine Frucht anſetze. Wenn man aber die organiſche Entwickelung des Saatkorns naturgemäß unterſtütze, ſo zeitige man Blumen, die mit Nichten für minder ſchön und duftend, und erziele Früchte, die mit Nichten für minder nahrhaft und wohlſchmeckend angeſehen werden könnten als die auf dem langſamen Wege des gewöhnlichen Naturproceſſes erzeugten. Er für ſeine Perſon betrachte die vom Director Rothert mitgetheilten und vom Oberſchulrath Kohlrauſch beſtätigten Erfahrungen als höchſt wichtig und beachtenswerth für den praktiſchen Schulmann, ſei aber der Ueberzeugung, daß über den Werth dieſer Methode nicht durch theoretiſches Raiſonnement, ſondern nur durch praktiſche Verſuche entſchieden werden könne, und erachte es darum für zweckmäßig die Debatten über dieſen Gegenſtand für geſchloſſen zu erklären.

Es begann demnach Professor **Rein** aus Eisenach seine **Skizze über die Staatsweisheit der Römer, wie sie sich auch im Strafrecht offenbart***).

„Schon oft hat man die Staatsweisheit der Römer gepriesen. Man hat sie für das politischste Volk der Erde erklärt, ja, wie sich ein neuerer Forscher ausdrückt, „für einen besondern Zweig am Baume des Menschengeschlechts, welcher einer besondern politischen Offenbarung gewürdigt worden sei." Man hat sie gerühmt ebenso in ihren Verhältnissen nach außen (im Schließen der Bündnisse und Verträge, in der weisen Behandlung ihrer Unterthanen, in der Gründung ihrer Colonien u. s. w.), als nach innen (in der trefflichen Theilung der höchsten Gewalt zwischen der Souverainität des Volks, dem ehrwürdigen Rath des Senats und der ausführenden Gewalt der Magistratspersonen, in der herrlichen Entwickelung ihres bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Privatrechts u. s. w.); doch auf das Strafrecht hat man am wenigsten Rücksicht genommen. Man hält die Römer darin nicht selten für roh und ungebildet, und man wirft ihnen vor, daß sie nicht einmal ein System ihres Criminalrechts hatten. Dieses fehlte ihnen allerdings, sowohl wissenschaftlich als praktisch, was uns aber nicht auffallen kann, wenn wir bedenken, daß die Römer dem Systematisiren und Generalisiren überhaupt abhold waren, daß sie nicht einmal ein System des Civilrechts — in dem Sinne wie wir — kannten, und daß es schwer, ja fast unmöglich war ein System des Criminalrechts zu entwerfen, weil bei ihnen dieses Institut mit dem Privat- und Staatsrecht auf das engste verzweigt und in mannichfachen Beziehungen verwachsen war. Das **Privatrecht** als das näher liegende und nothwendigere mußte freilich eher zur Blüthe und Reife kommen als das **Strafrecht**, welches in seiner Entstehung und in seiner Ausbildung immer einige Jahrhunderte hinter dem ersten zurück war und in demselben Zwischenraum zurück blieb. Es war nämlich in seinem Keim mit im Privatrecht enthalten und konnte sich von dessen Banden erst später befreien, darum aber auch erst später zur selbstständigen Entwickelung gelangen, welche zu noch befriedigenderen Resultaten geführt haben würde, wenn nicht die gesammte Rechtsbildung durch die Kaiser in ihrer organischen Entfaltung gehemmt worden wäre. Namentlich litt das Criminalrecht durch das despotische Eingreifen **einzelner** tyrannischer Kaiser, welche dessen Blüthe mit unzeitiger Hand knickten. Darum aber darf es keineswegs ein rohes und unvollkommenes genannt werden, ich möchte vielmehr in dem Folgenden darauf aufmerksam machen, daß, so wie die Römer in den Principien und Instituten des Privatrechts die höchste Gerechtigkeit vor Augen habend fast unbewußt das Rechte ergriffen, sie auch im Criminalrecht die sonst bewährte Weisheit zeigten, und daß die Entwickelung desselben dem sonstigen Fortschreiten des Volkes parallel, langsam aber unwandelbar dem Ziele der Vollendung entgegen gerichtet war, bis sie durch äußere Umstände unterbrochen wurde. Dieses möchte vorzüglich in drei Hauptbeziehungen klar werden:

1) **in der Vertheilung der Strafrechtsübung und in der auf diesem Gesichtspunkt ruhenden Classification der Vergehen.** Die staatsklugen Römer fühlten,

*) Schon der Name **Skizze** zeigt, daß diese ohnehin nicht zu einem eigentlichen Vortrage bestimmte Darstellung nur **kurze** Andeutungen enthält (wie auch Zeit und Ort geboten), welche keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Der Abriß wurde hervorgerufen durch den Wunsch eine so wichtige und unentbehrliche Wissenschaft, als die des römischen Alterthums, gerade in diesen Tagen nicht ganz unvertreten zu lassen.

daß der Staat mit Strafandrohungen ſparſam ſein müſſe und daß nur wenig mit der Furcht zu erlangen ſei. Darum war der Kreis der eigentlichen Verbrechen urſprünglich klein und der Staat griff nur in wenig Fällen ſtrafend ein, was nicht aus Engherzigkeit oder Egoismus geſchah, wie man wohl den Römern Schuld gegeben hat, ſondern aus weiſen Rückſichten. Man wollte lieber auf das angeborne Gefühl für Sitte und Ehre im Volke einwirken als durch Strafen zwingen. Gleichwohl ſollte kein Vergehen, ſei es größer oder kleiner, ſtraflos, kein Schaden unvergolten bleiben. Um dieſes zu erreichen, war die Gewalt getheilt:

a) Der Staat beſtraft nur dann, wenn die verbrecheriſche Handlung einen Angriff enthielt gegen Staat und Recht und eine ſtaatsfeindliche, politiſch gefährliche Geſinnung des Verbrechers verrieth. Solche Verbrechen heißen crimina oder crimina publica, z. B. Perduellio, Maiestas, Ambitus, Vis, Repetund., Sicar., Plagium etc., kamen nicht gar häufig vor und wurden gewöhnlich nur von höhergeſtellten und vornehmen Bürgern verübt. Da richtete vor Einſetzung der quaestiones perpetuae der Kern des Staates, der populus, urſprünglich bis auf Serv. Tullius die Altbürger in den Comit. curiat., darauf das geſammte Volk der Alt- und Neubürger in den Comit. centuriat., indem die erſten nur das Recht behielten über den aus ihrer Mitte Gericht zu halten, welcher ſich gegen die Hoheit der Patricier vergangen oder überhaupt durch ſeine Handlungen den patriciſchen Stand gefährdet hatte (ohne jedoch Hochverräther zu ſein, was Neuere annahmen). In dieſer Rückſicht heißt es in einer nicht beachteten Stelle des Dionys. Hal. (VII, 25.), wenn Coriolan nicht von den Curien geſtraft würde, dann wollten es die Tribus thun. Die Comitia centuriata als die einzig den ganzen Staat repräſentirenden richteten ausſchließlich über Leib und Leben der Bürger (de capite), namentlich über den wahren Feind des Staats, den perduellis, und in allen Provocationsfällen. Die Comitia tributa vermöge ihres mehr das innere Staatsleben berührenden Charakters laden bloß den vor, welcher ſich gegen das Anſehn und gegen die Hoheit der Gemeinde verſündigt (analog dem Recht der Curien). Hier kann keine Capitalſtrafe ertheilt werden, ſondern Vermögensſtrafe, und wenn Exil z. B. bei Coriolan vorkommt, ſo iſt dieſes nur eine Maaßregel gegen den Abweſenden, ein Beſchluß, welcher das freiwillige Exil durch den ausgeſprochenen Bann zu einem nothwendigen machte. So berichtet Liv. richtiger als Dion. Hal., welcher der Gelegenheit eine Vertheidigungsrede anzubringen nicht widerſtehen konnte und darum den Coriolan anweſend ſein läßt.

b) Der Civilrichter (Consul, dann Praetor und der von demſelben beſtellte Richter, iudex datus) entſcheidet über ſolche Vergehen, wodurch das Vermögen und der Ruf Einzelner, aber nicht der Staat unmittelbar angetaſtet wird. Sie heißen im Gegenſatze der Staatsverbrechen nur delicta, auch delicta privata, z. B. Furtum, Rapina und Damnum iniuria datum. Hier braucht der Richter weniger auf die Satisfaction des Staats als des Verletzten zu ſehen und berückſichtigt nur die materielle Seite des Vergehens, indem er durch aestimatio für Erſtattung des verurſachten Schadens ſorgt.

c) Der Pontifex maximus beſtraft Vergehen, welche gegen die Götter, gegen Religion und Gewiſſen gerichtet ſind (δικάζουσιν ἱερὰς δίκας Dion. II, 28.), z. B. Umpflügen der Grenzſteine u. a. ökonomiſche, namentlich von der Ceres verpönte Vergehen, Verletzung der Patronat- und Clientelverhältniſſe, Inceſt, Vergehen der Sacerdotes und Veſtalinnen ꝛc. Dieſe ſchwachen Ueberreſte des alten, wahrſcheinlich bei den Etruskern und vielleicht auch bei den Sabinern herr-

ſchenden, theokratiſchen Strafrechtsprincips — auf welches auch die Strafe sacer esto hindeutet *) — verſchwinden nach und nach mit der ſteigenden Bildung und wachſenden Aufklärung.

d) Der Censor rügt Frevel gegen Recht, Schaam und Sittlichkeit, welche von den bisher genannten Richtern nicht beſtraft wurden und beſondern geſetzlichen Beſtimmungen nicht unterlagen, z. B. Meineid, Verletzung der delicaten ehelichen und häuslichen Verhältniſſe u. ſ. w.

e) Als Richterbehörde iſt auch der Senat zu erwähnen, welcher über Provinzialprozeſſe vermöge ſeiner adminiſtrativen Befugniß zu entſcheiden hatte und in dringenden außerordentlichen Fällen auch in Rom, z. B. bei Verſchwörungen und Meutereien, richtete.

f) Die höheren Magiſtrate (Consules und Praetor) haben Richtergewalt über Sclaven und Peregrinen, die Consules auch über Soldaten und urſprünglich vielleicht auch über die Plebejer, mit dem Rechte Geldſtrafen aufzuerlegen, wogegen jedoch Provocation geſtattet war.

g) Endlich hatte auch der Pater familias ſeiner hausväterlichen Gewalt zufolge das Recht über Frau, Kinder und Sclaven zu Gericht zu ſitzen, was er ſowohl allein that, als mit dem zugezogenen iudicium domesticum der Verwandten. Hier kamen Delicte zur Sprache, die vor Gericht nicht geahndet wurden und in keiner lex verboten waren.

Der Reichthum dieſer freilich nicht genau geſchiedenen, ſondern mannichfach ſich durchkreuzenden Richtergewalten machte, daß ſogar in der älteſten Zeit wenig Vergehen ungerügt blieben. Mit der wachſenden Ausbildung des Staatsrechts treten die meiſten jener ſupplementariſchen Inſtitute in den Hintergrund und der Staat übernimmt das Strafamt der einzelnen Behörden zuerſt in den quaest. perpet.; aber in noch weiterer Ausdehnung geſchah dieſes mit dem Anfang der Kaiſerherrſchaft. Die hausväterliche Gewalt erloſch, der Senat war verdunkelt, die Gewalt des Censor, der quaest. perpet. und der Magiſtrate concentrirte ſich in der Machtvollkommenheit der Kaiſer, welche theils ſelbſt richteten, theils andere Magiſtrate mit dieſem Geſchäfte beauftragten, vornemlich den Praefectus urbi.

2) In der Legislation und in dem mit derſelben Hand in Hand gehenden Prozeß. So wie ſich überhaupt die ganze römiſche Geſetzgebung aus dem Volke heraus bildete, ſo auch die ſtrafrechtliche, und ſie dürfte wohl den richtigſten Maaßſtab für das Fortſchreiten des ganzen Staatslebens abgeben. Keine lex wurde ohne Noth oder übereilt gegeben, ſondern dem Bedürfniß gemäß und aus dem Geiſte des Volks heraus, von Männern vorgeſchlagen und beurtheilt, welche, in allen Zweigen gebildet, eben ſo tüchtige Staats- und Finanzmänner als Kenner der Juſtiz und Polizei waren.

Unter den Königen gab es wenig Geſetze und wenig Verbrechen (Perduell., Parricid., Verletzung der Clientel- und Patronatverhältniſſe), kein Deſpotismus herrſchte (wie Welker behauptete), ſondern das angeborne Sittlichkeitsgefühl, das ehrenfeſte Herkommen und die Religion ſagten was beſtraft werden müſſe.

Auch in den XII Tafeln gab es noch wenig vom Volke oder von andern Behörden zu beſtrafende crimina; es waren die bisher als ſolche angenommenen, indem die neuen Tafeln das Vorhandene ſammelten, ſichteten und ſanctionirten. Gattungsbegriffe waren darin noch nicht aufgeſtellt, eben ſo wenig Definitionen, aber die ſtrafbaren Fälle waren einzeln angegeben und,

*) Vergl. die Protokolle der erſten Verſammlung deutſcher Philologen in Nürnberg, S. 22.

bei einem Volke der Fall ſein mußte, deſſen Entwickelung noch nicht über die erſte Stufe gediehen war, die Handlungen galten nur als ein factum mit ſtrenger Feſthaltung des llen Geſichtspunktes. Das Prozeßverfahren war bis dahin theils dem Civilprozeß analog, dem gewöhnlichen Verfahren in den Comitien nachgebildet.

Mit lex Calpurnia beginnt eine neue und ſehr wichtige Entwickelungsperiode, ja man wohl ſagen, das wahre Leben des römiſchen Criminalrechts. Durch die Schöpfung der ones perpetuae als des erſten ſtändigen Criminalgerichts wurde die Wirkſamkeit der Co- erſtickt und ſomit dem bisherigen Schwanken, welches von den ewig wandelbaren Comitien u trennen iſt, eine feſte Grenze geſteckt. Feſtere Grundſätze und ein feſterer Prozeßgang die Grundlagen der neuen Zeit, welche wegen der durch das bellum sociale und civile ufenden Verbrechen höhere Anforderungen machen mußte. Da wirkten auf das Zeitge- e die über einzelne Verbrechen erſcheinenden leges, welche ſich gegenſeitig ergänzten und Glanzpunkt durch die Corneliſche und Juliſche Geſetzgebung erreichten, welche als die Baſis nzen ſpätern Criminalrechts anzuſehn ſind.

In der Kaiſerzeit gewinnt die Legislation ungemein — einzelne Rückſchritte abgerechnet, willkürlich eingreifende Kaiſer verſchuldeten — durch Generaliſirung und Erweiterung der echen, ſo wie durch das Hervorheben des früher kaum berückſichtigten ſubjectiven Geſichts- s, wozu die Beamten, der Senat und vorzüglich die Rechtsgelehrten redlich das Ihrige gen. Die Namen der Delicte bleiben, aber in größerer Ausdehnung, und der Prozeß ver- t ſich gänzlich, indem der alte ordo iudiciorum publicorum dem durch die Praefecti urbi et r. eingeführten Verfahren extra ordinem Platz machen muß.

3) In Beziehung auf die Strafen. In der älteſten Zeit ſcheint zwar deſpotiſche ſamkeit zu herrſchen, wenn wir Strafen erblicken, wie das Herabſtürzen vom tarpeiſchen n, die Kreuzigung (arbor infelix und crux), die Einſäckung (culleus) und die Talio, doch dieſes theils durch den Geiſt jener Zeit entſchuldigt, theils waren die Strafen nur für lle ſelten vorkommende Fälle beſtimmt, wie culleus, rup. Tarp., oder nur für Sclaven und gemeine Perſonen berechnet, wie crux. Die ſchändlichen verſtümmelnden Strafen, wie ſie einigen Kaiſern vorkommen, waren der älteſten Zeit fremd und das Beil unter den Todes- n die regelmäßigſte.

In der mittlern Periode könnte dagegen eine zu große Milde erſcheinen, wenn wir Exil, durch welches man ſich der Lebensſtrafe entziehen konnte, als gering achten. Allein Römer galt der Aufenthalt in der Heimath und der volle Genuß der Civität für höher als die rnen Verhältniſſe glauben laſſen — man leſe nur Cicero's und Ovid's tiefgefühlte Klagen! kommt, daß gewöhnlich Confiscation des Vermögens mit dem Bann verbunden war — irteſte Strafe für die verwöhnten Reichen. Auch die infamia und nota Censoris waren ch gewählte Strafen als wichtige Mittel, um auf das Ehr- und Sittlichkeitsgefühl des Volks irken. Letztere beabſichtigte Beſſerung und war vorübergehend, die erſtere war eine reine e und folgte mittelbar vielen Condemnationen, wurde aber auch unmittelbar ertheilt. Der Römer ließ ſich durch die Furcht vor der folgenden infamia mehr abſchrecken als durch ndere weit härter ſcheinende Strafe. Das Gefängniß (carcer, custodia) war — um es hier ſig zu ſagen — niemals wahre Strafe, als etwa unter ſpäteren Kaiſern, ſondern ein Siche-

rungsmittel. — Um nicht noch weiter zu gerathen, übergehe ich die Erwähnung andrer Strafen und bemerke nur noch, daß dieſe zum Theil wahrhaft zweckmäßigen Strafen unter den Kaiſern manche Veränderung erleiden mußten. Die Ehrenſtrafen und das einfache Exil hatten in jener entarteten Zeit nicht mehr die beabſichtigte Folge, und empfindlichere, ſogar raffinirte Strafen mußten an deren Stelle treten. Darin vergriffen ſich die Kaiſer freilich nicht ſelten, ſo wie überhaupt die kaiſerliche Willkühr es war, welche der ſelbſtſtändigen Entfaltung des Criminalrechts den empfindlichſten Stoß beibrachte. Das Privatrecht war bereits vollendet und konnte wenig Nachtheiliges erfahren, aber das Strafrecht ging unter vor ſeiner Vollendung und erwartet ſein Heil erſt von dem jetzigen Geſchlechte."

Zunächſt trug **Dr. Gräfenhan** aus Eisleben aus ſeiner hier ausführlich mitgetheilten Abhandlung **über Ariſtophanes als äſthetiſchen Kritiker** die Hauptſätze vor.

„Göethe ſagt (im weſtöſtlichen Divan, Werke Bd. 6. S. 73.), daß der eigentliche Lebemann, der frei und praktiſch athmet, kein äſthetiſches Gefühl und keinen Geſchmack habe, und ihm im Handeln, Genießen, Betrachten, eben ſo wie im Dichten Realität genüge. Dieß iſt mit voller Wahrheit von den Griechen zu ſagen, die in ihrem unmittelbaren Leben mit der Gegenwart keine Zeit zu gelehrten Reflexionen über ihre Literatur hatten, und wenigſtens bis zum peloponneſiſchen Kriege hin keine Aeſthetik kannten und deßhalb auch, wie Jean Paul (im 3. Bd. ſeiner Aeſthetik S. 788.) ſchon bemerkt, kein Wort für unſer „Geſchmack" hatten. Wenn wir aber jetzt dennoch von äſthetiſcher Kritik des Ariſtophanes ſprechen wollen, ſo dürfen wir ihren Begriff nur beſchränkt faſſen, wenigſtens keine ſyſtematiſche, wiſſenſchaftlich-künſtleriſche Form beanſprechen. So wird es erlaubt ſein nicht nur den Ariſtophanes als einen gewandten Kritiker der literariſchen Hervorbringungen zu charakteriſiren, ſondern auch die Spuren der äſthetiſchen Kritik weit vor ſeiner Zeit zu verfolgen.

Schon von den älteſten Philoſophen, wie dem Kolophonier Xenophanes (um Ol. 60.) und dem Epheſier Heraklit (c. Ol. 68—69.), gingen Urtheile über Homer, Heſiod, Archilochos, Simonides und andere Dichter aus, die indeſſen mehr den (ethiſchen) Inhalt als die Form betrafen. Beide verurtheilten bekanntlich Homer als Schulbuch, weil der Dichter den Göttern Betrug, Diebſtahl, Ehebruch und andere Mängel beigelegt habe. Solche abſprechende Urtheile riefen die Gegenpartei, die Ὁμήρου ἐπαινέται hervor, zu denen die Rhapſoden, wie Glaukos, Steſimbrotos, Jon u. a. gehörten. Plato's Jon und die beiden Hippias geben uns ergötzliche Beweiſe hierher gehöriger Rhapſodenweisheit. Beſonders aber waren es die Sophiſten, die an den Dichtern herummäkelten und ihnen eine Menge Ungereimtheiten, Widerſprüche, Ungenauigkeit im Gebrauch der Wörter u. ſ. f. nachzuweiſen ſuchten. Dabei ſuchten ſie oft gerade das Gegentheil von dem zu behaupten, was der Dichter ſagen will, und tadelten gern zur Unzeit. Homer war dem Protagoras nicht artig genug, weil er die Muſe mit dem Imperativ (μῆνιν ἄειδε θεά) auffordert, er hätte fein artig bitten ſollen (Aristot. A. P. c. 19 fin.); Protagoras findet Widerſprüche im Simonides (Plat. Prot. p. 339. C.), und wie der Sophiſt Hippias von Elis gegen erhobene Zweifel und aufgeſtellte Fragen über Vorzüge und Mängel alter Dichter ſeine Zunge ſpielen läßt (ἐπιδείκνυσθαι, ἐπιδείξεις ποιεῖν, vgl. Stallb. ad Plat. Lys. p. 206. C. u. ad

Hipp. mai. p. 286. E. und Hipp. min. p. 363. C. 364. B.), lernen wir aus den gleichnamigen Dialogen des Platon. — Nächst den Sophisten waren es die Rhetoren, die ebenfalls, um ihre Geistesschärfe zu zeigen, die Dichter einer besondern Kritik unterwarfen. Da sie vorzugsweise das Sonderbare aufzustechen oder zu vertheidigen suchten, so hießen ihre Disputationsstoffe ἄδοξοι ὑποθέσεις oder, wie Gellius (N. A. XVII, 12.) sie nennt, materiae infames oder inopinabiles.

Wir sehen also, daß die Classe von Kritikern und Literaturfreunden, welche die alexandrinische Periode besonders unter dem Namen ἐνστατικοί und λυτικοί begreift, frühzeitig existirte, in den Schulen der Philosophen und Sophisten genährt wurde und bei Convivien keine geringe Rolle spielte. — Bekannt ist die gelehrte Abhandlung von K. Lehrs: de grammaticis qui ἐνστατικοί καὶ λυτικοί dicti sunt, auf welche wir verweisen. Sie findet sich jetzt in der Schrift de Arist. studd. Hom. p. 200 sqq. — Nicht zu übersehn ist auch Fabric. Bibl. Gr. I, p. 559—565. ed. Harl. de vituperatoribus Homeri.

Weil man sich bei Gastmählern zur Unterhaltung literarisch-kritische Fragen und Zweifel (προβλήματα, ἀπορίαι) aufwarf und in Gesprächsform die Lösung (λύσις) darauf folgen ließ, wurde diese Art sich zu unterhalten selbst als ein geistiges Mahl angesehen (Plat. Phaedr. p. 227. B. λόγων τινὲ ἑστιᾶν; p. 237. A. ϑοίνη). Daß man übrigens auf diese extemporäre Gelehrsamkeit und vorkommende Erklärung der Dichter nicht viel gab, daß man die Sophisten, die sich vorzugsweise dieser Kunst rühmten, verspottete, zeigt der platonische Protagoras (p. 347. B. sqq.), wo die Recitatoren und Interpreten der Dichter als Leute geschildert werden, die selbst nicht Geist genug besäßen, um sich bei Gastmählern zu unterhalten, und die deßhalb die Dichter zu Hülfe nähmen, wie etwa die Ungebildeten gern Sänger und Tänzer zum Mahle ziehen, um sich an ihnen zu ergötzen.

Sokrates, der die eben berührte spöttische Bemerkung machte, trat bekanntlich im Momente der höchsten Gährung auf, wo die Gegenwart keine Ruhe, die Vergangenheit keinen Trost, die Zukunft wenig Hoffnung gewährte. Dieser Sokrates wies mit seinem hellen Verstande dialektisch und kritisch das nichtige Wesen der gegenwärtigen Geistesrichtung, wie die Vortrefflichkeit der vorzeitigen Geistesproducte nach, auf die er aufmerksam machte. Er ergötzte sich mit seinen Schülern an der Lectüre der alten Weisen, und freute sich, wenn er dabei auf Gutes und Nützliches stieß (vgl. Xenoph. Mem. I, 6, 14.). Das sind die Spuren und Folgen des Unterganges einer Blüthezeit, daß man, wo die Gegenwart nicht mehr genügt, in der Vergangenheit Ersatz sucht. Ward auch jetzt der Fall der Literatur noch weniger schmerzlich empfunden, da immer noch productive Köpfe im Volke waren, so ist doch des Sokrates Studium der frühern Dichter, wie es uns Plato in seinen Dialogen öfter wiedererkennen läßt, charakteristisch für seine Zeit. Man vergl. Fr. Cramer's (gründliche und geistreiche) Geschichte der Erziehung Thl. 1. S. 301. und Thl. 2. S. 181 u. 255., wo aber Sokrates als Kritiker und Interpret zu stark hervorgehoben wird.

Des Sokrates großer Schüler, der göttliche Plato, steht als ästhetischer Kritiker der Dichter, Redner und Philosophen unstreitig am höchsten im ganzen Alterthume, wenn wir von Aristoteles absehen, mit dem die Periode der eigentlichen Gelehrsamkeit beginnt. Alle seine Dialogen sind Beweise seines kritischen Scharfsinnes und gesunden Urtheils. Um uns aller weiteren Exposition zu überheben, verweisen wir auf Arn. Ruge: Die Platonische Aesthetik. Halle, 1832.

und E. Müller (in Ratibor): Geſchichte der Theorie der Kunſt bei den Alten. Breslau, 1834. Thl. 1. S. 27—129. Nur dieß Eine erlauben wir uns zu bemerken, daß Plato's Kritik der Dichter ſcheinbar einſeitig iſt, und daß er z. B. aus Vorliebe zu ſeinen Ideen und conſequent dem Ideale ſeines Staates den guten Homer freilich aus dieſem Staate verweiſet (Rep. III. p. 398. A.), die Tragiker in der Wahl des Stoffes beſchränkt, überhaupt die Staatspoeten unter die Cenſur ſtellt u. a. Man vergl. hierüber die gelehrte Abhandlung von Rob. Schramm: Plato poetarum exagitator s. Platonis de poesi poetisque iudicia et decreta ex eius operibus collecta et illustrata. Vratisl. 1830. 8. Allein dieſe Einſeitigkeit der Kritik iſt nur ſcheinbar; für den idealen Staat paßte nur ein ideales Raiſonnement über die Staatsliteratur. Nach Plato ſollten weder Dichter noch Redner bei ihren Darſtellungen einen andern Zweck haben als den Werth der Tugend und Gerechtigkeit hervorzuheben und ſollten ſich durch kein ſogenanntes Nützlichkeitsprincip leiten laſſen. Man vergl. Kapp: Platon's Erziehungslehre S. 33—40. Plato's Kritik iſt hier eine moraliſche, und als ſolche wahr; als äſthetiſche verwirft die platoniſche Kritik weder die Poeſie überhaupt, noch den Homer im Beſondern, ſondern erklärt die homeriſchen Dichtungen für das Hauptförderungsmittel der Cultur von Hellas (Plat. Rep. III. p. 606. E.).

Seit Sokrates hatte ſich der kritiſche Geiſt faſt des ganzen attiſchen Volkes bemächtigt (— die Lakedämonier mit ihrer gleichnamigen (lakoniſchen) Sprechweiſe konnten ſich nicht zu dem behaglichen Disputiren und Raiſonniren verſtehen —), und nicht nur die Schulen der Philoſophen und Sophiſten, ſondern auch die Schulen der Grammatiſten und Elementarlehrer wurden zu ähnlicher Geiſtesdiatribe gemißbraucht. Wenn man früher hauptſächlich nur über den Inhalt der Schriftwerke oder Schriftſteller disputirte, ſo geſellte ſich jetzt, nachdem die Technik der Beredtſamkeit, die Rhetorik ein handwerksmäßiges Studium geworden war, zur Realkritik noch die Kritik der formellen Darſtellung. Von dem Ermeſſen der ſtiliſtiſchen Darſtellung ging man auf grammatiſche Subtilitäten ein.

Die reichlichſten Beiſpiele für grammatiſche und ſtiliſtiſche Kritik, über Verkennung der wahren Bedeutung der Wörter, über falſchen Gebrauch derſelben, über Tautologie, Equivoque u. dgl. würden uns die leider verloren gegangenen zahlreichen τέχναι ῥητορικαί der Sophiſten und Rhetoren, in deren Schulen die Theorie der Grammatik und Stiliſtik gepflegt wurde, geben können. Die junge Welt, die dort gebildet wurde, erhob ſophiſtiſches und grammatiſches Rabbuliren, welches einen Schein von tiefer Gelehrſamkeit und obenein einen praktiſchen Nutzen bei öffentlichen Reden verlieh, zur — Mode. Die alten Väter ſahen mit thörichter Freude, wie ihre Herren Söhne als Danty's renommirten, ſuadronirten, ritten, fuhren, Tragödien ſchrieben, (Aristoph. Avv. 1410 sqq.) u. ſ. w.; dazu waren die eingebildeten Herrchen anmaaßend und abſprechend, brachten bei jeder Gelegenheit ihre kaum erlernten Sophismen an (man denke an Strepſiades und Pheidippides in den Wolken des Ariſt.); die alten Dichter waren ihnen zugleich veraltete Dichter (vgl. Eupol. ap. Stob. serm. IV, 33. Hemsterh. ad Luc. Tim. 46.); Simonides und Aeſchylos waren außer der Mode, man verlangte Poeſie à la Euripides. Die der Schule kaum entlaufenen Jünger meiſterten ihre Meiſter. Das ganze Volk nahm Theil an dieſer verkehrten Geiſtesrichtung und zeigte eine wunderliche Laune und Undankbarkeit gegen alte Dichter (Arist. Eqq. 515 sqq.).

Bei einem ſolchen im „jungen Griechenland" herrſchenden Geiſte konnte ein Bekritteln der anerkannteſten Geiſteswerke vom großen Ganzen bis auf die unbedeutendſten und unzeitigſt aufgegriffenen Einzelheiten nicht ausbleiben. Ein veranſchaulichendes Beiſpiel der angedeuteten Manie des ſchonungsloſen und verrufenen Kritiſirens Seitens der Jugend neuerer d. i. ſophiſtiſcher Bildung gibt uns Ariſtophanes in den Fröſchen. Hier hat er uns in dem Wettſtreite, den Aeſchylos und Euripides um das Principat in der Tragödienſchriftſtellerei halten, mit treffender Porträtirung der ſophiſtiſch-rhetoriſch-grammatiſch-kritiſirenden Jugend ſeiner Zeit ein klares Bild von der Art und Weiſe gegeben, wie man Form und Inhalt der Dichtungen zu bekritteln pflegte. Und denkt man ſich (ich ſetze die ergötzliche Scene Ran. 1126 sqq. als bekannt voraus) die drei Perſonen, Euripides und Aeſchylos als Disputirende, Dionys als ſchiedsrichterlichen Zuhörer, aus der Unterwelt, wo ſie bei Ariſtophanes agiren, auf die Oberwelt an einen Tiſch verſetzt, ſo haben wir das treue Abbild einer beim Mahle literäriſch-kritiſch ſich unterhaltenden Geſellſchaft, die ſich abmüht für oder gegen einen Dichter kritiſchen Witz und witzige Kritik anzubringen.

Nach dieſen hiſtoriſchen Vorbemerkungen, die uns zum richtigen Auffaſſen der ariſtophaniſchen Kritik nöthig ſchienen, gehen wir nun direct auf den Gegenſtand unſerer Betrachtung ein.

Wenn die Dramatiker als Reflectoren des Zeitgeiſtes (αἱ τῶν πολλῶν δόξαι) im Allgemeinen gelten können *), ſo erſcheinen insbeſondere die Komiker als jene Künſtler, die mit ſcharfen und feinen Umriſſen das Bild des Zeitgeiſtes unter einen Rahmen brachten und alle Gebrechen desſelben bald mit harmloſer Laune, bald mit beißendem Spotte bekrittelten. Daß dabei die Literatur, als der treueſte und lebendige Abdruck des Zeitgeiſtes, neben der Politik Hauptgegenſtand ihrer Kritik geweſen, iſt wohl begreiflich. Wie weit aber die Komiker mit ihrem literariſchen Kritiſiren überhaupt gegangen ſind, läßt ſich bei dem Verluſt ihrer Werke bis auf wenige Bruchſtücke nicht ſtreng nachweiſen; auf jeden Fall aber haben wir mit den Komödiendichtern eine reiche Quelle literar-hiſtoriſcher Miscellen eingebüßt, wie ſich aus den übriggebliebenen Komödien des Ariſtophanes ſchließen läßt, den wir jetzt als Aeſthetiker der griechiſchen Literatur, insbeſondere der dramatiſchen, etwas näher betrachten wollen.

Nicht nur die Schärfe ſeines Verſtandes, die eigene Vortrefflichkeit als Dichter und der unverwüſtliche Humor, welcher einer unredlichen Parteilichkeit ſelten Raum geſtattet, qualificirten den Ariſtophanes zum Richter in der literariſchen Republik, ſondern auch ſeine Zeit, in welcher der gute Geſchmack bereits zu ſinken begann, Dichter und Muſiker künſtlich zirkelten und ſchnörkelten, das Publikum dem Alten das Moderne, dem Einheimiſchen das Fremde vorzog, — ſeine Zeit, in welcher die goldene Periode der Poeſie ihren Abſchluß erreicht hatte und nun als Maaßſtab der ihrem Verfall zueilenden Poeſie dienen konnte, war ganz geeignet eine Kritik derſelben vorzunehmen.

*) Dio Chrysost. I. p. 225. *Οὕτως οὖν ἐκεῖ τοὺς προφήτας αὐτῶν καὶ τοὺς συνηγόρους, τοὺς ποιητάς, ἐξ ἀνάγκης ἴσμεν, οἷς ἐκεῖ φανερὰς καὶ μέτροις κατακεκλεισμένας εὑρήσοντες τὰς τῶν πολλῶν δόξας.*

Als dramatiſcher Dichter beſchränkte Ariſtophanes ſein Urtheil hauptſächlich auf das Drama und die mit demſelben eng verbundene Lyrik; doch weiß er auch leicht die Gelegenheit ſich zu verſchaffen über Philoſophen, Sophiſten und Redner abzuurtheilen. Bald iſt es der Stoff, bald die Sprache, bald die Behandlungsweiſe, über welche er mit klarem Bewußtſein, Scharfſinn, geläutertem Geſchmacke und ſchlagendem Witz ſein Urtheil abgibt. Nachzuweiſen, wie Ariſtophanes bald mit platoniſchem Ernſte, bald mit ſokratiſcher Ironie, bald mit mephiſtopheliſcher Schalkheit, bald mit biderber Natürlichkeit (gewöhnlich ariſtophaniſche Gemeinheit genannt) die literariſchen Perſönlichkeiten oder ihre Producte charakteriſirt, gehört zu den Problemen, die noch ihren Lytiker erwarten. Uebrigens iſt das Thema eben ſo ſchwierig als angenehm zu löſen. Mit einer hiſtoriſchen Relation der Stellen, in denen Ariſtophanes als Kritiker ſich zeigt, iſt es nicht abgethan; ſie iſt nützlich, aber nicht befriedigend. Es muß ſo zu ſagen die äſthetiſche Atmoſphäre, welche die ariſtophaniſchen Komödien aushauchen und dem Leſer jenen zauberiſchen Eindruck zurücklaſſen, als ſei er von einer Luſtreiſe durch atiſches Gebiet zurückgekehrt, gleichſam daguerreotypirt werden. Dazu gehört aber nicht bloß Sonnenſchein und eine Platte mit Jod, ſondern — man erlaube das Wortſpiel — eine Platte, hinter der ſchon ariſtophaniſcher Geiſt ſitzt.

Wenn ich ſagen darf bei der Lectüre des Ariſtophanes wohl mit Bewußtſein oberwähnte Atmoſphäre eingeathmet zu haben, ſo kann ich mich nicht der Fähigkeit rühmen jenen Genuß durch eine gewandte Darſtellung der ariſtophaniſchen Aeſthetik auch Andern zu verſchaffen. Muß ich daher zum Voraus bekennen, daß meine Arbeit nicht zu den befriedigenden gehört, ſo darf ich doch vielleicht noch hoffen, daß ſie eine nützliche ſei; was ſie im höchſten Grade ſein wird, wenn ſie unter den hochachtbaren und gelehrten Anweſenden einen befriedigenden Bearbeiter erwecken ſollte.

Die erſte Frage bei der ariſtophaniſchen Kritik wird ſein: „Ging Ariſtophanes bei ſeinem Urtheil von feſten Principien aus oder nicht?" Da er keine Theorie der Literaturgattungen geſchrieben hat, ſo müſſen wir dieſe Frage, wofern ſie ſich nicht aus ſeinen Komödien beantworten läßt, unerörtert laſſen. Der Dichter ſpricht aber allerdings hie und da Grundſätze aus, welche für ſein klares Bewußtſein von dem Weſen der Literaturgattungen zeugen. So bedingt er z. B. an einem dramatiſchen Dichter als nothwendige Subſtanz, daß er denſelben Charakter (freilich nur in der Idee, in der ſchaffenden Phantaſie) haben müſſe, den er ſchildern will. Zwar iſt dieſer Grundſatz nur komiſch angebracht, indem der Dichter ihn dem Agathon (Thesmoph. 147 sqq.), der wegen ſeines weibiſchen Charakters, ſeiner Lebensart und Kleidung beſpöttelt werden ſoll, in den Mund legt; aber die ernſtliche Wahrheit des Grundſatzes liegt hinter dem Scherze. Indem Agathon, um den Einklang ſeines Charakters und ſeiner Poeſie zu entſchuldigen, ſich auf Ibykos, Anakreon, Alkäos und Phrynichos beruft (Thesm. 160 sq.), deren Poeſien ebenfalls ihrer Lebensart entſprochen hätten, trifft der ſtets ſpottluſtige Komiker gleich den Philokles, der als häßlicher Menſch auch Häßliches, den Xenokles, der als ſchlechter Menſch auch Schlechtes, und den Tragiker Theognis, der als froſtiger Menſch auch Froſtiges gedichtet hätte. Alles Gemachte und Erkünſtelte iſt in den Augen des Ariſtophanes etwas Nichtiges, Dunſtiges und Wäſſeriges, wie wir nachher bei der Charakteriſirung des Dithyrambikers Kineſias ſehen werden.

en zweiten Grundsatz stellt der Dichter in den Fröschen (1058 ff.) auf, wo er den
sagen läßt: — — ἀνάγκη
Μεγάλων γνωμῶν καὶ διανοιῶν ἴσα καὶ τά γε ῥήματα τίκτειν κτλ.
Sprache soll dem behandelten Stoffe conform sein.
ittens stellt Aristophanes als Zweck der Poesie die Bildung und Veredlung des Volkes
in den Fröschen 1053 ff., wo Aeschylos den Euripides wegen des unsittlichen Stoffes
agödien tadelt, mit dem Grundsatze, daß der Dichter das Böse verhüllen und nicht zur
llen müsse. Diesem Grundsatze gemäß ist das selbstgefällige Geständniß des Aristopha-
Besserung des Publikums berufen zu sein zu erklären. So spricht er in den Acharnern
seine Verdienste um das atheniſche Volk aus und verkündet, daß selbst der persische
hm Aufmerksamkeit geschenkt und ausgesprochen habe; daß diejenigen Griechen die
en seien, die sich von ihm berathen lassen würden; aus diesem Grunde möchten auch
taner Frieden mit Athen machen, um mit der Insel Aegina den Dichter für sich zu
n. (Auf Aegina hielt sich Aristophanes auf, der übrigens damals noch pseudonym auf-
wohl schwerlich vom großen Könige beachtet war.) Der Dichter appellirt daher ans
55 ff.) ihn nicht aufzugeben, er verspreche dafür es zu seinem Heile zu belehren. Bitter
eklagt sich Aristophanes in den Wespen (1015 u. 1044 ff.), daß die Athener seine Wol-
ten durchfallen lassen, und rechnet es ihnen zum Schimpf an, daß sie seine schönen Verse
en lehrreichen Inhalt verkannt hätten; er ermahnt sie künftig die Dichter zu ehren, die sich
ung des Volkes angelegen sein ließen, und deren Lehren wie wohlriechende Früchte in Kisten
ahren; dann würden die Athener selbst, wie die Kleider, nach Vernunft (δεξιότης) riechen.
Mehr wie diese drei Grundsätze haben wir nicht finden wollen, weil in ihnen die Grund-
einer Theorie der Poesie gegeben sind. Erstens nämlich bedingt Aristophanes die poetische
anz oder den dichterischen Geist, durch welchen ein Dichten erst subsistirt; zweitens
prache oder die objective Form des Geistes; drittens den Zweck oder die praktische
er Poesie. Diese im Aristophanes zum vollen Bewußtsein gekommenen Grundsätze, wozu
eine eigene Vollkommenheit in der Poesie kam, berechtigten ihn als ästhetischer Richter
eten, und seine Urtheile lassen uns zur Genüge ersehen, daß er nur mit steter Vergegenwär-
jener Grundsätze urtheilte, nicht aber, so sehr auch seine wie Blitze aus heiterer Luft einfallen-
ißelhiebe nach willkührlicher Laune schmecken, das oberflächliche Geschwätz der Lytiker und
samkeit affectirenden Tischgenossen nachahmte, weil es Mode war.

In keiner andern Komödie hat Aristophanes die Literatur und besonders die dramatische
Gegenstande der Beurtheilung genommen als in den Fröschen. Als er sie abfaßte,
eschylos schon todt, Euripides eben gestorben (405 v. Chr.) und Sophokles, zwar
bend, aber in einem Alter von mehr als 90 Jahren, hatte seine Dichterlaufbahn beschlos-
d starb auch bald (403). Die Tragödie war somit als abgeschlossen zu betrachten (in den
en 868 f. heißt es ganz richtig, daß mit Euripides die Tragödie zu Grabe gegangen sei),
eser Abschluß erlaubte eine Vergleichung der drei vorzüglichsten Dichter, sowie eine Betrach-
er Ursachen des Verfalls der dramatischen Literatur. — Dieser Umstand gibt dem Dichter
lassung zu der scherzhaften Scene im Anfang der Frösche, daß er nach dem Tode des
los und Sophokles den Dionys in die Unterwelt steigen läßt, um von dort einen guten

Dichter heraufzuholen. Herakles erinnert zwar den Dionys an den noch lebenden Jophon, Sohn des Sophokles, an Agathon, Xenokles, Pythangelos (V. 86 f.); aber an allen hat Dionys etwas auszusetzen.

Zu diesem Mangel an guten Dichtern kam der Ueberfluß an schlechten, den Aristophanes für seine muntere Laune benutzte. Das Dichten war an der Tagesordnung und gehörte zur Mode derer, die gebildet scheinen wollten. Das Wesen dieser Modepoesie, die sich in sentimentalen und trivialen Sujets gefällt, schildert Aristophanes in den Vögeln (1300 ff.), und allerliebst ist die Zeichnung eines Gelegenheitsdichters (901—953), dessen Kunst, die eben nicht weit her ist und nur in Nachahmungen (κατὰ τὸν Ὅμηρον, κατὰ τὰ Σιμωνίδου, Πινδάρειον ἔπος), in Reminiscenzen und hohlen Phrasen besteht, im eigentlichen Sinne des Wortes betteln geht (928 u. 931). Diese Dichtlust trieb die jungen Leute auch zu Versuchen im Drama, und die Väter rühmten sich in den Baderstuben, wie ihre Söhne sich auf's Tragödienmachen verständen (Vögel 1444 f.). Daher konnte auch Herakles dem Dionys (Frösche 86 ff.), der wegen Tragödiendichter in Verlegenheit ist, sagen: „Gibt es denn nicht sonst noch junge Leute, mehr als Tausende, die Tragödien schreiben und um ein ganzes Stadion geschwätziger als Euripides sind?" Sie waren freilich auch so! so! und Dionys schildert (Frösche 92 ff.) ihre Producte als die Nachlese der Weinärnte, als Museen der Schwalben (d. i. als barbarische Poesie), als Verderbniß der Kunst u. dgl. So etwas, wie Euripides, meint Dionys, verständen sie nicht zu sagen. — Es folgen nun euripideische Phrasen (V. 98 ff.), für die Dionys ganz eingenommen ist, welche aber Herakles als dummes Zeug verwirft.

Euripides ist es auch hauptsächlich, auf welchen Aristophanes in den Fröschen, wie in den Vögeln, Thesmophoriazusen und Acharnern seine Witzpfeile abdrückt, und es scheint, als wäre der Komiker in seinem Urtheile über Euripides parteiisch. Genauer besehen, ist aber die Wahrheit des aristophanischen Urtheils nicht zu verkennen. So wie der Dichter in den Wolken den Sokrates als Repräsentanten der Sophisten aufgestellt hat, ohne doch gerade denselben als wirklichen Sophisten zu verketzern, so hat er in den Fröschen den Euripides als Repräsentanten der schlechten Tragiker hingestellt, ohne gerade ihm alle die Fehler aufbürden zu wollen, welche von den gleichzeitigen Dramatikern begangen wurden. Aristophanes wollte den Fall der Poesie zur Anschauung bringen, der im Zeitgeiste begründet war; er bedurfte als Repräsentanten der Poesie wie des Zeitgeistes einer Notabilität, um die sich die komische, aber ernstlich gemeinte Veranschaulichung der Verdorbenheit im Privat- und öffentlichen Leben, in Kunst, Poesie, Philosophie, Rhetorik drehte. Wer will es dem heitern Muthwillen des Aristophanes verdenken, wenn er gerade den Volksliebling Euripides zum Angelpunkte wählte, der eben so wenig ganz frei von dem Einfluß der Gegenwart geblieben war, so wenig er der wirkliche Inbegriff aller Fehler seiner Zeit ist? Wahrheit und Dichtung gehen in dieser Komödie durcheinander, und Aristophanes trifft somit einerseits den Euripides wirklich als Mitschuldigen am Verfall der Literatur, als andererseits derselbe durch die hyperbolische Verketzerung, zur unähnlichen Carricatur verzerrt, nicht mehr der Bezeichnete und allein Angegriffene ist. Ebenso meint Stallbaum in der schöngeschriebenen Prolusio de persona Bacchi in Ranis Aristophanis etc. (Lips. 1839. 4.), daß gerade das Ansehn, in welchem Euripides beim Volke stand, und der allgemeine Schmerz über seinen

Tod dem Ariſtophanes ein Grund wurde dieſen Dichter zu verſpotten. Indem der Komiker das Volk aufmerkſam machte, daß es einen in dem verdorbenen Zeitgeiſte ganz aufgegangenen Dichter verehre und ſomit auch den Zeitgeiſt ſelbſt mit allen ſeinen Producten billige und bewundere, will er dem Publikum ſeinen Irrthum aufdecken und dieſes wegen ſeines falſchen Geſchmackes geißeln.

Auf dieſe Verderbtheit und Verkehrtheit des Geſchmacks zielt Ariſtophanes hin, wenn er in den Fröſchen (782.) auf des Xanthos Frage: „ob ſich nicht Andere gegen die Ungebühr des Euripides, welcher des Aeſchylos Ehrenplatz ſich angeeignet hatte, ausgeſprochen und ſich des Aeſchylos angenommen hätten?" den Aeakos antworten läßt:

Ὀλίγον τὸ χρηστόν ἐστιν, ὥσπερ ἐνθάδε,

wie auch hier, unter den Zuſchauern nämlich, gibt es ja nur wenige Vernunft! Weiterhin, wo Aeakos ſcherzhaft darauf aufmerkſam macht, daß die muſiſche Kunſt nach der Waage abgeſchätzt werden ſoll, und zur Ausmeſſung der Verſe Richtmaaß, Elle und andere Inſtrumente vorgebracht werden, fragt Xanthos: „Wer denn entſcheiden ſoll?" — Das iſt eben das Schwierige, erwiedert Aeakos; es ſind keine klugen Leute zu finden, und Aeſchylos ſtimmt ſogar nicht einmal mit den Athenern überein; bei Abwägung und Würdigung der dichteriſchen Naturen verfällt man hier nur in leeres Geſchwätz; darum iſt das Urtheil dem Dionyſ überlaſſen worden. — Hier liegt der wahre Gedanke zu Grunde, daß über ein Drama, eine dem Dionyſ geweihte Poeſie, auch nur ein von dieſem Gott durchdrungener Geiſt richten könne.

Wenn nun Ariſtophanes in den Fröſchen, wo hauptſächlich die dramatiſche Literatur zur Sprache kommt, den Euripides zum Helden wählte, ſo hätte er keinen beſſern wählen können. Denn dieſer war der vom Volke geliebte und bewunderte Günſtling; und weshalb? Weil er ſich dem Volke accommodirte. Euripides ſpricht ſelbſt mit Verkennung der Großartigkeit der äſchyleiſchen Tragödien und der in ihnen auftretenden Perſonen (Fröſche 917 ff.) alſo: „Ich bringe nicht ſtumme Perſonen auf die Bühne wie Aeſchylos, der ſeinen Achill und ſeine Niobe, um das Publikum in Spannung zu erhalten, verhüllt vorführte, dabei zahlreiche Chöre ſingen läßt, während die Helden ſchweigen oder nur einige ſchwülſtige Worte vorbringen, die das Publikum nicht verſteht. In meinen Tragödien (930 ff.) kommen keine Wunderthiere vor, kein Wortſchwall und aufgeblähte Redensarten; dieſe habe ich erſt abgemagert, und habe meine Tragödien mit Liederchen, Geſprächen und Büchergelehrſamkeit gewürzt; habe den Prolog (958 ff.) eingeführt, das Weib, den Knecht, den Herrn, die Jungfrau, die Matrone nicht unthätig und ſtumm auf die Bühne gebracht, und mich dadurch eben volksfreundlich (*δημοκρατικός*) gezeigt." Das aber war es gerade, was Ariſtophanes nicht billigen konnte, und dieſe mehr ochlokratiſche als demokratiſche Bewunderung geißelt Ariſtophanes damit, daß er (Fröſche 780 ff.) den Euripides in der Unterwelt von einer Schaar nichtswürdiger Menſchen, wie Betrüger, Diebe, Vatermörder u. dgl., mit Enthuſiasmus empfangen werden läßt; ſolche ſeien es, meint er, die ſich an den verſchmitzten Reden des Tragikers, mit welchen das Schlechte vertheidigt werden kann, ergötzten. — Man bemerke übrigens, daß in obigen Worten des Euripides, wo er ſeine Muſe mit der des Aeſchylos vergleicht, zugleich auch etwas Ernſt liegt, und Ariſtophanes hier auf die bausbäckige Sprechweiſe der äſchyleiſchen Helden ſchielt, die er (nach Etym. M. p. 526, 24.) wegen ihrer Härte (*σκληρότης*) auch einmal mit einer Thierhaut verglich (*οἶμαι γὰρ αὐτὸν κόλλοπι ἐοικέναι*).

Beſonders war es auch das moraliſirende Raiſonnement, welches in den Tragödien des Euripides dem Publikum gefiel und vom Euripides mit philoſophiſcher Gravität (man vgl. den Anfang der Thesmophor.), mit breitem Dialoge und zierlicher Geſchwätzigkeit (*εἰπεῖν κομψευριπικῶς* Ritter 18.) ſo mundrecht gemacht wurde. Aber die Moral des Tragikers mißfiel gerade dem ſcheinbar ſchmähſüchtigen und unzüchtigen Ariſtophanes. Fr. Jacobs (Vermiſchte Schriften Thl. 3. S. 41. vgl. S. 43 u. 319.) ſagt zur Ehrenrettung des Ariſtophanes: „Es verdient bemerkt zu werden, daß es die Komödie war, die das ſittliche Gebrechen der euripideiſchen Manier aufgedeckt und gezeigt hat, und daß dieſes Gebrechen, das der modernen Welt häufig wie ein Vorzug erſchien, am unerbittlichſten von demjenigen gezüchtigt worden iſt, deſſen eigene Sittlichkeit dem gemeinen Urtheile nach in dem übelſten Rufe ſteht." — Die biderbe Natürlichkeit des Ariſtophanes nimmt ſeitdem auch kein Unbefangener mehr für Unſittlichkeit; aber auch Euripides ſcheint mir nicht ſo ſehr an ſittlichen Gebrechen zu leiden, daß er von Seiten des Ariſtophanes einen literariſchen Todtſchlag verdient hätte. Auch wollte Ariſtophanes den Euripides gar nicht allein treffen; die vermeinte Unſittlichkeit lag im Zeitgeiſte, und dieſen züchtigt Ariſtophanes, obſchon er fühlbare Seitenhiebe auf den gegen den Zeitgeiſt gefälligen Euripides thut. Da aber eben Euripides die Volksſtimme für ſich hatte, konnte der Komiker nicht anders als Doppelhiebe thun, auf den Euripides und das Publikum zugleich. Dabei durfte er aber nicht ungerecht verfahren, da auch Er wieder von der Stimme des feingebildeten und leicht reizbaren Publikums abhängig war. Dieſes mußte als *θεαταὶ δεξιοὶ, οἷς ἡδὺ καὶ λέγειν* (Nubb. 517.), möglichſt befriedigt werden, wenn der im theatraliſchen Wettſtreite auftretende Komiker ſich ſeines Sieges vergewiſſern wollte. Seine Kritik der politiſchen wie literariſchen Erſcheinungswelt durfte weder parteiiſch noch ungeſchliffen an Inhalt wie im Ausdrucke ſein; ſeine Worte *) mußten wie die der Redner (vgl. Cicer. Orat. 8.) abgewogen und fern von aller Leidenſchaftlichkeit ſein. Dieß iſt auch bei Ariſtophanes der Fall; wenn man nur ſeinen Worten die komiſche Maske oder die carrikirte Form behutſam abnimmt, ſo kann man ſich auf ſein Urtheil verlaſſen. Ariſtophanes war gewiß nicht der einzige Gegner des Euripides; dieſer philoſophiſche Tragiker aber hatte auch wieder Männer, wie Sokrates und Plato, zu Freunden, deren Augen doch auch ziemlich hell ſahen. Mit beiden, Verehrern und Feinden des Euripides, durfte es der Komiker nicht verderben, und wollte es auch nicht, da beide ſein Publikum ausmachten. Es ſpricht ſich dieſe Abſicht des Dichters und das Urtheil des Publikums auch deutlich aus (Fröſche 1411.), wenn Dionys als Schiedsrichter nicht zu entſcheiden wagt, wer beſſer ſei, Euripides oder Aeſchylos; es wären welche, ſagt er, die den Einen für weiſe hielten und an dem Andern ſich ergötzten.

Ganz frei von boshafter Stichelei iſt freilich Ariſtophanes nicht, aber Wahrheit liegt doch immer ſeinen Worten zu Grunde. Wenn z. B. Aeſchylos (Fröſche 1515 ff.) ſich für den erſten und den Sophokles für den zweiten Dichter erklärt, ſo iſt dieß ſowohl Urtheil des Komikers als des Publikums; nur Euripides kommt wie gewöhnlich, da er einmal als Sündenbock für den Zeitgeiſt büßen muß, am ſchlechteſten weg; er wird ein *πανοῦργος ἀνὴρ καὶ ψευδολόγος καὶ*

*) Athen. I, p. 30. B. *ὁ Πράμνιος — οὔτω Ἀριστοφάνης οὐχ ἥδεσθαι Ἀθηναίους φησὶ λέγων τὸν Ἀθηναίων δῆμον οὔτε ποιηταῖς ἥδεσθαι σκληροῖς καὶ ἀστειφείαν, οὔτε Πραμνίοις σκληροῖαν οἴνοις — — —.*

βωμολόχος genannt. Der Grund davon lag in der bedeutenden Persönlichkeit des Euripides, der mit Beharrlichkeit das neue Princip der Aufklärung von der Bühne herab den jungen Seelen einflößte und allseitige Theilnahme fand.

Aus dem bisher Gesagten geht schon zur Genüge hervor, wie des Aristophanes ästhetische Kritik eben so sehr durch Grundsätze wie durch Rücksichten motivirt war, und es ist zu bemerken, daß eine Kritik ohne Rücksichten ungenießbar ist, weil ein abstractes Urtheil ohne concrete Wahrheit bleibt. Aristophanes faßt die Literatur auf, wie sie ist, und spricht unwillkührlich den Eindruck aus, den sie auf ihn macht, ohne in tiefe Theoreme sich zu verlieren; und da sein ganzer Charakter eine gesunde Komik ist, so ist zwar sein Urtheil komisch, dabei aber auch kerngesund. Will ich mir den Aristophanes seinem Publikum gegenüber vergegenwärtigen, so denke ich mir einen Hofnarren, der seinem tyrannischen Gebieter die Wahrheit ins Gesicht lacht, und zwar so, daß er in demselben Augenblicke durch die Kraft der Wahrheit seinen Herrn verwundet und gleich wieder durch seine treuherzige Miene heilt, ehe der Zorn ausbricht.

Wir sagten früher, daß Aristophanes sein Urtheil bald über den Stoff, bald über die Sprache, bald über die Behandlung beider abgebe, und haben bisher dieses auch bereits schon gesehen. Einige Beispiele mögen dieses noch näher beleuchten.

Statt des großartigen Stoffes, großartig behandelt, wie es Aeschylos und Sophokles thaten, gibt Euripides (sagt der Komiker in den Fröschen 950 ff.) zierliche Verschen, voller Geschwätzigkeit (1081 ff.), Büchergelehrsamkeit; vom Herrn bis zum Hausgesinde läßt er alle sprechen und stellt überhaupt das gewöhnliche Alltagsleben (983 — 1003. 1075 f.) mit seinen Ränken (1063 f.) und Liebeshändeln (1056 f. 1089 f.) dar. Besonders greift Aristophanes das stehende Thema des Weiberhasses (herrlich persiflirt in den Thesmophoriazusen), die Bettel- und Lumpenhelden u. s. f. mit vieler Feinheit und Bitterkeit an. So fragt Dikäopolis in den Acharnern (410 ff.) den in einer Schwebe sitzenden Euripides, was er mache? ob Lahme, oder Bettler in Lumpen gehüllt, mit langen Reden? von denen sich Dikäopolis eine nebst Bettlergewand ausbittet. Solche Bettler und Lahme waren Oeneus (Acharn. 419.), der blinde Phönix (421.), Philoktet (424.), der hinkende Bellerophon (427. vgl. 146. Thesmoph. 23 f.), der Myser Telephos (430.), Thyest und die Juno (133 f.). Sehr naiv sagt nun Dikäopolis (484.), nachdem er dem Euripides die nöthigen Lumpen abgebettelt hat und die Rednerbühne vor sich sieht, zu sich selbst: „Nu, was stehst du noch? hast du nicht den ganzen Euripides eingesogen?" (ἔστηκας; οὐκ εἶ καταπιὼν Εὐριπίδην;).

Außer den Euripides trifft sein Spott in Bezug auf den Stoff auch die Komiker Phrynichos, Lykis und Ameipsias (Frösche 13 f.), welche jedesmal Lastträger in die Komödie brächten, und diese Klage wiederholt sich in den Wolken (533 ff.), wo er sagt, daß die Komiker an allzuplumpen Witzen und zotigen Darstellungen litten, an übertriebenen Klagen (dem bekannten *lού, lού!*), an Wiederholungen desselben Sujet u. s. f.

An Agathon verspottet er (Thesmoph. 101 ff. vgl. 147 f.) den Schwulst und sophistischen Pomp der Sprache, indem er die weichliche Poesie nachahme. Man vergleiche das harte Urtheil über Karkinos und seine Söhne (Friede 775 ff.); über den Tragiker Theognis (Acharn. 11 u. 138 ff.), der als solch ein frostiger Dichter geschildert wird, daß bei Aufführung

ſeiner Stücke es in Thrakien ſchneite und alle Flüſſe zufroren; über Melanthios und Morſimos (Friede 786 ff. Ritter 701.), welcher letztere, der Sohn des Philokles (Vögel 281.), nicht allein zu den Verbrechern verdammt wird, die im kothigen Pfuhle der Unterwelt ſich wälzen, ſondern auch der ſoll dahin kommen, welcher je eine Phraſe von Morſimos abgeſchrieben (Fröſche 151. vgl. Frieden 782.) oder ein Waffenlied (κυβίχη) des Kineſias gelernt hat. Dieſer Kineſias, Sohn des Meles (Plat. Gorg. p. 502. A. ibique Stallb.), war ein unglücklicher Dithyrambendichter, deſſen Nichtigkeit Ariſtophanes auf die ergötzlichſte Weiſe in den Vögeln (1371—1409.) hervorhebt. Er fliegt himmelan zum Olymp und in den Lüften ſchwebend haſcht er nach nebligen, ſchneeſtöbrigen neuen Liedern; denn von den Wolken herab hängt die Kunſt der Dithyrambiker, die Luftiges, Nebliges, Blauglänzendes beſingen. Im Luftreiche lebend wünſcht der Dichter mit Windeshauch über die Meeresfläche dahin zu ſchweben, ſo wie er auch durch die Luft ſchwebend — von der Bühne ſich wieder entfernt. Auch im Frieden (807 f. vgl. Schol. ad Ran. 153.) werden die Dithyrambiker mit Luftwandlern verglichen. (Vgl. die Parodie des Stoffes der Wolkenſänger in Nubb. 335 sqq.)

Solche Notizen bedürfen der weiteren Bearbeitung, um den Ariſtophanes als äſthetiſchen Kritiker zu charakteriſiren. Ein Hauptübelſtand dabei iſt nur, daß wir bloß das Urtheil des Ariſtophanes noch übrig haben, aber nicht die beurtheilten Dichtungen, daß wir ſomit die Triftigkeit der ariſtophaniſchen Kritik weder beweiſen noch widerlegen können.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß auch die Philoſophen, Sophiſten und Redner bei Ariſtophanes nicht frei ausgingen. Nur tritt hier die Kritik auf das Gebiet der Moral. Die Philoſophen und Sophiſten ſind es, auf welche der Komiker anſpielt, wenn er von Abſetzung der alten Gottheiten und von ihren Menſchlichkeiten (Friede 826.), ſo wie von dem gänzlichen Unglauben (Ritter 32. die naive Frage des Demoſthenes an den frömmelnden Nikias: *ἐτεὸν ἡγεῖ γὰρ θεούς;*) mit oft heilloſer Zunge ſpricht; aber auch ſonſtige Anſichten der Philoſophen perſiflirt er, wie z. B. die Meinung Einiger, daß die Seele nach dieſem Leben ein Stern werde, mit Anſpielung auf des Chiers Jon dithyrambiſches Lied *Ἀοῖος* (Friede 835.). Wie die Dithyrambendichter werden die Sophiſten (Wolken 330 ff.) in der Geſellſchaft mit Wahrſagern, Aerzten, Haarkünſtlern, kykliſchen Chordichtern, Aſtronomen und anderen Faulenzern als von den Wolken lebend und ernährt dargeſtellt. Den niedrigen Zweck der Sophiſtik, unter allen Umſtänden nur den eigenen Vortheil zu erſtreben, heben die Worte des Strepſiades (Wolken 438—451.) und die Rede des *Ἄδικος* grell genug hervor, und eine treffliche Charakteriſtik der ſophiſtiſchen Redekünſtler, die mit ihrer Zunge ſäen, ärnten und dreſchen, gibt Ariſtophanes in den Vögeln (1095 ff.). Die rechtlichen Alten, die noch vor Marathon (Acharn. 698 ff.) mitgefochten haben, werden von jungen Laffen vor Gericht gehänſelt, mit gewählten und künſtleriſchen Reden geſchlagen (Acharn. 685 f.) und um ihr Hab und Gut gebracht. Gegen die gleißneriſchen, mit ſchönen Worten ſchmeichelnden Redner ſind hauptſächlich die Acharner (633 ff.) gerichtet, und Ariſtophanes rechnet es ſich als Verdienſt an ſchon früher gegen dieſelben aufgetreten zu ſein. Die ganze Sippſchaft von Zungendreſchern wird geſchildert in dem einzigen Phäax (Ritter 1377 ff. *Δεξιὸς ὁ Φαίαξ κτλ.*), ſo wie die Eitelkeit ſich für einen Redner zu halten, wenn man einmal mit mühſeliger Anſtrengung eine Rede memorirt und öffentlich gehalten hat, an dem Kleon (Ritter 346 ff.) lächerlich gemacht wird.

Indem alſo Ariſtophanes durch Berückſichtigung der Literatur in ſeinen Komödien uns nicht nur eine reiche und oft die einzige Quelle literar-hiſtoriſcher Notizen geworden iſt, ſondern auch als ein ſcharfer und geſchmackvoller Kritiker der Literatur daſteht, iſt er neben Plato mit als der unmittelbare Vorgänger der in der alexandriniſchen Zeit ſichtbarer hervortretenden und in den Didaskalien ſich zunächſt ankündigenden Literaturgeſchichte anzuſehen."

Director Hartung aus Schleuſingen erklärt ſich im Allgemeinen mit dem Redner einverſtanden; doch ſei auf das Urtheil des Ariſtophanes über Euripides eben ſo wenig wie auf das über Sophokles zu geben. Daß Ariſtophanes dem Volke geſchmeichelt, beweiſe nur, daß er den Zeitgeiſt richtig gewürdigt habe.

Den Beſchluß der öffentlichen Vorträge in der dießjährigen Verſammlung machte Profeſſor **Ohm** aus Berlin mit einer Darlegung ſeiner Verſuche dem calculativen Theil der Mathematik eine wiſſenſchaftlichere Grundlage zu geben, ſo wie über die darauf gegründete Methode des mathematiſchen Unterrichts an gelehrten Schulen. Nachdem er ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen hatte, 1) daß jede gelehrte Bildung auf Kenntniß des Alterthums, ſeiner Sprache und Geſittung gegründet ſein müſſe, 2) daß aber für die Gegenwart dieſe Bildung nur einſeitig genannt werden könnte, wenn ſie nicht auch einen wiſſenſchaftlichen, den geiſtigen Menſchen erfaſſenden mathematiſchen Unterricht in ſich aufnehmen wollte, ließ ſich derſelbe über den Zweck, den Umfang und die Methode des letzteren, wie folgt, aus:

„Der Zweck des mathematiſchen Unterrichts an gelehrten Schulen kann nicht darin beſtehen, daß man eine Reihe mathematiſcher Wahrheiten mit oder ohne ihre Beweiſe einlernt; ſondern es ſoll das Denkvermögen des Schülers allmählig immer mehr und mehr geübt und dadurch der Schüler ſelbſt nach und nach immer mehr befähigt werden die mathematiſchen Wahrheiten ſelbſtthätig aus ſich heraus entwickeln zu können. Der Schüler ſoll in der gelehrten Schule eben ſo wenig Mathematiker als Philolog werden, ſondern er ſoll bloß ſeine geiſtige Kraft nach allen Richtungen hin möglichſt bilden und ſtärken. Daß vom Stoff ſo viel hängen bleibt und gerade dasjenige, was äußere Anforderungen wünſchenswerth oder nothwendig machen, iſt zuletzt eine Kleinigkeit, die, ohne gerade ängſtlich danach ſtreben zu müſſen, faſt von ſelber ſich macht.

Was den Umfang des mathematiſchen Unterrichts an gelehrten Schulen betrifft, ſo muß ich zuvörderſt bemerken, daß die Rechenkunſt und das Zeichnen mit Zirkel und Lineal eben ſo wenig zu dem mathematiſchen Unterrichte gezählt werden können, als man etwa die Zimmermannskunſt dazu zählen wird. Das gemeine Rechnen iſt eine mechaniſche Fertigkeit, eben ſo nöthig den Männern wie den wirthlichen Hausfrauen; es muß daher ſolches in den unteren Claſſen der gelehrten Schulen getrieben werden; nur möge man dieſen Unterricht von dem mathematiſchen am allerſtrengſten ſondern, und darum gebe man ihn auch nicht unter dem Titel der Mathematik, wie dieß an ſo vielen Anſtalten zur Zeit noch geſchieht; noch weniger aber gebe man dieſen Unterricht mit Zuziehung mathematiſcher Wahrheiten, namentlich nicht mit Zuziehung einer ſogenannten Lehre der Proportionen, da jede Halbheit an ſich ſchon ſchädlich iſt. — Man

iſt im Rechnen hinreichend bewandert, ſobald man eine, aber recht ſehr große Fertigkeit und Gewandtheit in den ſogenannten 4 Species mit ganzen Zahlen und Brüchen ſich verſchafft und in recht vielen einfachern Beiſpielen die Wirkſamkeit des Multiplicirens und Dividirens erkannt hat. — So wie bei einer zweckmäßigen Erziehung das Kind an alles das bloß gewöhnt wird, was deſſen ſpäter erwachende Vernunft erſt beſtätigt und gut heißt; eben ſo müſſen die Regeln des gemeinen Rechnens vorläufig bloß anſchaulich gemacht und hinreichend (mechaniſch) eingeübt werden, bis der ſpäter folgende wiſſenſchaftliche Unterricht in der Mathematik dieſe Regeln ſelbſt erſt, jede an ihrer rechten Stelle, erfindet und deren Anwendung rechtfertigt.

Ganz das Analoge läßt ſich vom Zeichnen mit Zirkel und Lineal ſagen. Iſt die Zeit dazu vorhanden, ſo mag man den Schüler gleichzeitig mit dem Rechnen auch im Handhaben des Zirkels und Lineals üben; geſchieht ſolches zweckmäßig, ſo wird ſich derſelbe ſpäter in begrenzte Räume leichter hinein denken können. Man ſondere aber auch dieſen Unterricht von dem mathematiſchen (geometriſchen) genau und ſorgfältig ab.

In den 4 oberſten Claſſen einer gelehrten Schule werde dagegen ſtreng wiſſenſchaftlicher, alſo wirklich mathematiſcher Unterricht getrieben, und zwar 1) Euklidiſche Geometrie mit Einſchluß der Körperlehre; 2) eine Zahlenwiſſenſchaft (über deren Weſen ich mich eben hier noch näher auslaſſen muß) und deren Anwendung auf die Entwickelung der Rechnungsregeln; endlich 3) Anwendung des Calculs auf die Geometrie d. h. Trigonometrie und die erſten Elemente der analytiſchen Geometrie. Wie weit man in jeder dieſer Diſciplinen vorſchreiten könne, wird vielleicht aus der jetzt folgenden Betrachtung über die „Methode des Unterrichts" kürzer und bequemer ſich abnehmen laſſen.

In Bezug auf die „Methode" unterſcheide ich zunächſt den geometriſchen Theil der Mathematik von dem calculativen. In dem Vortrage der Euklidiſchen Geometrie würde ich den Weg des Euklides ſelbſt nicht befolgen, weil ich a) alle Betrachtungen (z. B. die des Incommenſurablen), welche mehr in das Gebiet der Speculation gehören, weglaſſen, und dann b) weil ich die Stetigkeit, alſo die beliebige Theilbarkeit des Raumes, alſo auch z. B. die Möglichkeit einer Dreitheilung des Winkels, obgleich wir ſolche mit Zirkel und Lineal nicht ausführen können, als unbedingt zuläſſig annehmen würde.

Unter dieſen Vorausſetzungen fällt ein größerer Theil deſſen, was im Euklid ſteht, von ſelbſt fort; einen andern Theil desſelben Buches, welcher die Stelle einer damals noch nicht vorhandenen Zahlenwiſſenſchaft vertritt, hat man ſeit Jahrhunderten ohnedieß ſchon immer unberückſichtigt gelaſſen; ſo bleibt zuletzt eine Summe von 30—40 einfachen geometriſchen Wahrheiten, welche gleichſam das Gerippe der Geometrie bilden, und es iſt nun die Aufgabe des Lehrers dieſes Gerippe aus ſeinen Theilen in der rechten, naturgemäßen Ordnung an einander zu reihen und — zu beleben. Wie ich ſelbſt ordne, iſt aus meinen Lehrbüchern zu erſehen; und auf welche Weiſe ich das Beleben dieſes Gerippes verſuche, dieß hier näher anzugeben verbietet mir der Umſtand, daß ich die uns vergönnte Zeit zu dem wichtigeren Theil meines heutigen Vortrages bewahren muß. Ich muß mich daher mit der einfachen Bemerkung begnügen, daß ich die Figuren in ihrem allmähligen Entſtehen und nicht im Zuſtande der Erſtarrung betrachte, und daß ich nie dogmatiſire, ſondern den Schüler ſeine Entwickelungen ſtets ſelbſt vornehmen laſſe.

So viel heute von dem geometriſchen Theil des mathematiſchen Unterrichts; was dagegen den calculativen Theil betrifft, ſo hat ſich das Material zu dieſem Unterrichtsgegenſtande erſt in den letzten zwei Jahrhunderten herausgebildet, und kaum ſind es mehr als einhundert Jahre, daß die Elemente desſelben ſich trennten, um ſich einander entgegenzuſtellen. Clairaut, Euler u. ſ. w. haben endlich dieſe Elemente in Lehrbücher zu ordnen begonnen, und dieſe großen Männer fanden rüſtige Nachfolger; man ſuchte die ſich oft feindlich gegenüber ſtehenden Maſſen möglichſt zu verſöhnen und zu vereinigen, um eine Einheit zu erreichen, welche zu gleicher Zeit als allgemein förderndes Bildungsmittel dienen könnte. Dank ſei hier geſagt den großen Geiſtern, wie den fleißigen Arbeitern, die ſo viele und ſo wichtige Vorarbeiten, ohne welche ein weiterer Fortſchritt nicht möglich geweſen wäre, uns hinterlaſſen und dargeboten haben.

Von hier ab theilen ſich die Mathematiker in zwei Claſſen; die einen haben die großartigen und herrlichen Anwendungen des Calculs im Auge, namentlich auf die Mechanik des Himmels, ſo wie auf die Phyſik im Allgemeinen, die faſt eben ſo ſehr als Religion und Philoſophie das Herz erheben und den Menſchen zu einem feſtern Glauben an einen allmächtigen Schöpfer und Weltregierer führen; und dieſer Claſſe, zu welcher wir auch faſt alle die größeren Mathematiker Frankreichs zählen müſſen, liegt die weitere Auffindung praktiſcher Regeln und Vorſchriften natürlich und mit Recht näher als ihre innere wiſſenſchaftliche Begründung, da die Abwege, in welche dieſer Mangel an Sicherheit in den Elementen führte, bis jetzt immer nur gering geweſen ſind, bald bemerkt und mittelſt verbeſſerter Regeln eben ſo leicht vermieden wurden.

Die andere Claſſe von Mathematikern umfaßt die Lehrer, welche Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit mit Eifer und pädagogiſcher Kunſt in ſich vereinigen. Dieſe konnten mit dem Zuſtand des calculativen Theils der Mathematik, als Unterrichtsgegenſtand, ſich nicht zufrieden geben. — Der loſe Kitt, der die einzelnen Theile des geſammten Materials zuſammenhielt, zerbröckelte leicht an einfachen Fragen eines noch unverkünſtelten Schülers. Eine hochverehrte Verſammlung erlaube mir, um dieß in der Kürze möglichſt anſchaulich zu machen, einiges hieher Gehörige aus meiner eigenen Erfahrung anzuführen.

Vor nun bald 30 Jahren docirte ich an einer deutſchen Univerſität, nicht ohne Beifall und auch nicht ohne Erfolg. Während ich aber von Jahr zu Jahr die Zufriedenheit meiner Zuhörer immer mehr mir erwarb, wurde ich mit mir ſelbſt und meinen Leiſtungen immer unzufriedener; denn ich fühlte, daß ich nicht wahrhaftig ſei, daß ich an manches, was ich meinen Zuhörern deutlich zu machen ſuchte, ſelber nicht glaubte. Was die Null ſei, was eine Gleichung? — ich ſelber wußte es nicht; — einen allgemeinen Begriff vom „Rechnen" zu geben war mir unmöglich; — die negativen Größen quälten mich und die imaginären Größen, dieſe contradictio in adiecto, ſetzten mich in Verzweiflung. Ich verfiel endlich auf den Gedanken dieſen Begriffen in ihrer geſchichtlichen Entſtehung gründlicher nachzuſpüren. Die Verfolgung dieſes Gedankens führte mich nach mehrjähriger Anſtrengung endlich ſo weit zum Ziele, daß ich zu hoffen begann, und von dieſer Zeit an gelang es mir dem Calcul eine Zahlenwiſſenſchaft zu Grunde zu legen, welche mir für den höheren Schul-Unterricht im Calcul nothwendig zu ſein ſcheint, weil nur durch ſie erſt alle oft weit verſtreuten Einzelheiten in eine wiſſenſchaftliche Einheit ſich auflöſen.

Ueber dieſe Zahlenwiſſenſchaft, aus welcher alles Rechnen, das gemeine bürgerliche wie das allgemeinſte des Mathematikers, ebenmäßig hervorgeht, gebe ich nun noch folgende Andeutungen.

In den Anwendungen des Calculs zur Vergleichung der Größen erſcheint die Größe als benannte Zahl. Allgemeiner als dieſe iſt die unbenannte Zahl, die wiederum nur als ganze Zahl exiſtirt. Dieſe Zahlen laſſen ſich paarweiſe verbinden. Der Calcul hat es nun nie mit den Größen ſelbſt, ja kaum mit den unbenannten Zahlen, ſondern nur mit den Geſetzen dieſer (logiſchen) Zahlenverbindungen zu thun. Dieſe Verbindungen ſelbſt ſind 1) die Addition, 2) die Multiplication und 3) die Potenzirung, aber jede dieſer Verbindungen geſchieht nur im Verſtande, d. h. man kann nur an die Zahl denken, welche durch irgend eine dieſer drei Verbindungen aus zwei gegebenen Zahlen hervorgeht; ſie kann nie hervorgebracht oder, wie man ſich gewöhnlich ausdrückt, wirklich gefunden werden, denn die gedachte Zahl iſt bereits die wirkliche.

Jede dieſer Verbindungen hat die allgemeinen Eigenſchaften einer rein logiſchen Verbindung. So wie man nämlich von den beiden Elementen a und b zu irgend einer logiſchen Verbindung c übergeht, ſo kann man auch von c aus durch a hindurch zu b, aber auch durch b hindurch zu a wieder zurückkehren. Daher hat jede directe Verbindung zwei von einander weſentlich getrennte indirecte Verbindungen in ihrem Gefolge. Der rein logiſche Gegenſatz in triplo, in welchem dieſe drei Verbindungen zu einander ſtehen, kann nun, in Formeln ausgedrückt, zur objectiven Anſchauung gebracht werden dadurch, daß man alle drei Verbindungen durch entſprechende Zeichen vorſtellt (welche die beiden verbundenen Elemente in ſich aufnehmen), und nun die durch den Gegenſatz bedingte Aufhebung und Vernichtung des Zuſammengeſetzten, alſo die Identität des Zuſammengeſetzten mit dem Einfachen, durch das Zeichen der Gleichheit, welches richtiger das Identitäts-Zeichen genannt werden dürfte, ausdrückt.

Mit dieſen Formeln, in dreifacher Anwendung auf die drei oben genannten directen Zahlenverbindungen gedacht, würde die Zahlenwiſſenſchaft abgeſchloſſen ſein, wenn man nicht auch noch die Eigenſchaften und den Zuſammenhang der drei directen Zahlenverbindungen an ſich und unter ſich zu betrachten hätte. — Die Addition zeigt uns eine einzige Haupteigenſchaft, nämlich daß in ihr die Elemente vertauſcht werden können. Die nächſte Folge davon iſt, daß ihre beiden, in der Idee von einander getrennten indirecten Verbindungen äußerlich in eine einzige zuſammenfallen, die wir Subtraction nennen können. Dieſelbe Haupteigenſchaft zeigt ſich auch ſpäter bei der Multiplication; daher äußerlich auch nur eine einzige indirecte Verbindung, welche wir die Diviſion nennen. Dagegen erfreut ſich die Potenz dieſer Haupteigenſchaft des Addirens und des Multiplicirens nicht, und deßhalb bleiben die beiden indirecten Verbindungen, welche der Potenz ihr Daſein verdanken, auch äußerlich von einander getrennt und verſchieden, und man kann die eine die Radication, die andere die Logarithmation nennen. Aeußerlich ſtehen alſo 7 Zahlenverbindungen da, deren Nothwendigkeit wir anerkennen müſſen.

Hat man aber dieſe allgemeinen Geſetze der 7 Zahlenverbindungen auf dieſe Weiſe in Formeln hingeſtellt und zwar in ihren einfachſten Typen, ſo nämlich, daß immer nur drei Elemente a, b, c eingehen, und ſo, daß jede ſolche Type (von uns Formel oder Gleichung genannt) eine Identität der auf beiden Seiten des Gleichheitszeichens vorhandenen Reihen von Verbindungen ausſpricht, ſo folgt von ſelbſt

1) Jede dieſer Gleichungen iſt eine logiſche Wahrheit, unabhängig von der Bedeutung der Elemente a, b, c, die in ihr vorkommen und welche nur als Träger benutzt worden ſind, um durch ſie die Verbindungen ſelbſt (objectiv) anſchaulich machen zu können.

2) Dieſe logiſche Wahrheit bleibt alſo immer und unverändert dieſelbe, welche Bedeutung dieſen Trägern a, b, c auch künftighin untergelegt werden mögen. Dieſe Typen oder Gleichungen werden daher die mannichfaltigſten Modificationen erleiden können, nach den mannichfaltigen Bedeutungen, welche die Träger a, b, c annehmen werden.

3) So oft aber in einer ſolchen Type die Form der einen Seite des Gleichheitszeichens eine wirkliche unbenannte ganze Zahl ausdrückt, ſo oft muß die Form auf der andern Seite des Gleichheitszeichens nothwendig dieſelbe Zahl ausdrücken, eben weil beide Seiten identiſche Formen ſind.

Hiermit iſt aber die Zahlenwiſſenſchaft beendigt, und ihrer beliebigen Anwendung auf allgemeine Unterſuchungen ſteht gar nichts mehr im Wege. In der Form $a - b$ ſteckt die Null und auch die Form $0 - b$, die man kürzer durch $- b$ vorſtellt, indem man ſich den Minuenden 0 (Null) dazu denkt. In der Form $a + b$ ſteckt die Form $0 + b$, die man häufig auch bloß durch $+ b$ vorſtellt. In der allgemeinen Form $\frac{a}{b}$ ſteckt der beſondere Fall, den man Bruch nennt; und in der allgemeinen Form $\sqrt{b}$, ſteckt der beſondere Fall $\sqrt{-a}$. Die allgemeinen Geſetze der Formen $a + b$, $a - b$, $a \cdot b$, $\frac{a}{b}$, a^b, $\sqrt[b]{a}$, $\log^a b$ ſind zu gleicher Zeit die Geſetze für die Null, für die ſogenannten additiven und ſubtractiven (poſitiven und negativen) Ausdrücke, für die ſogenannten gebrochenen Zahlen, wie für die ſogenannten imaginären Ausdrücke. — Die ſpeciellen Regeln für das Rechnen mit der Null, mit den poſitiven und negativen Ausdrücken, mit den Brüchen und den imaginären Ausdrücken ſind dem Schüler nicht zu geben, ſondern er leitet ſich ſolche, ſo oft er ſie braucht, aus den gedachten, in Formeln ausgedrückten allgemeinen logiſchen Wahrheiten mit einem einzigen Blicke ab. Alles Rechnen geſchieht dabei mit dem Gefühle der vollkommenſten Sicherheit; denn „Rechnen" iſt eben nie etwas Anderes als ein Anwenden der oben hingeſtellten logiſchen Wahrheiten zur Umformung gedachter (alſo wirklicher) Zahlenverbindungen. — Will man aber aus gedachter Zahlenwiſſenſchaft das gemeine bürgerliche Rechnen, und zunächſt das Rechnen mit unbenannten Zahlen (welches allein vorkommt) ableiten, ſo muß man noch die Definition der 9 Ziffern, ſo wie die ſyſtematiſche Zuſammenſetzung jeder größern Zahl aus dieſen Ziffern mittelſt der drei directen Zahlenverbindungen (d. h. das ſogenannte Zahlenſyſtem), als ein hier noch ſpeciell eingehendes Element, hinzufügen.

Die Anwendungen dieſer Zahlenwiſſenſchaft ſind eben ſo einfach als leicht. Jede mit Zahlen vorzunehmende Verbindung wird, ſobald ſie gedacht iſt, äußerlich durch die entſprechende Bezeichnung ſichtbar gemacht; dann werden dieſe Formen mittelſt der oben erwähnten Formeln oder Gleichungen in andere, identiſche Formen umgeformt, bis die gewünſchte, dem gerade vorliegenden Zweck entſprechende Form ſich herausgeſtellt hat. Dieß Umformen aber heißt „rechnen".

Um dieß Letztere durch das allereinfachſte Beiſpiel zu erläutern, wollen wir 21 und 35 addiren. Die verlangte Zahl iſt zunächſt ausgedrückt durch die Form $21 + 35$ oder $(20 + 4) + (30 + 5)$; dieſe Form wird aber dann umgeformt in $(20 + 30) + (1 + 5)$, während nach der Definition der Ziffern $4 + 5 = 6 + 3 = 7 + 2 = 8 + 1 = 9$, und nach dem Geſetze $am + bm$

$= (a + b)m$, auch $20 + 30 = 2.10 + 3.10 = (2 + 3).10 = 5.10 = 50$ ist. Dieß weitere Umformen gibt daher für unsere Zahl zuletzt die Form $50 + 9$ oder 59, welche Form die gewünschte, nämlich die nach dem Zahlensystem geordnete ist."

Die Kürze der gegebenen Zeit erlaubte die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes für den Augenblick nicht. Der Redner behielt sich deßhalb vor denselben, im Falle er hinreichendes Interesse haben dürfte, bei einer anderen Versammlung der Philologen und Schulmänner noch einmal zur Sprache zu bringen.

Der Vicepräsident bedauerte, daß bereits die für die Dauer der Sitzung bestimmte Zeit verflossen, und deßhalb eine ausführlichere Debatte über diesen interessanten Vortrag nicht gestattet sei. Dennoch forderte er die anwesenden Mathematiker und namentlich den Nestor unter denselben, Hofrath Kries, seinen Lehrer und Collegen und Freund, auf eine kurze Darlegung seiner Ansicht über diese Methode zu geben. Dieß veranlaßte den Hofrath Kries zu der Erklärung: Der verehrte Redner habe seine Methode vortrefflich dargestellt, der Gegenstand aber sei zu wichtig, als daß er aus dem Stegreif etwas Erschöpfendes darüber zu sprechen im Stande sei. Nicht eine Methode könne als die einzige und allgemein anzuwendende angesehen werden; auch auf dem Gebiete der Mathematik führten mehrere Wege zur Wahrheit.

Jetzt waren sämmtliche Gegenstände, die bei der dritten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zur Besprechung kommen sollten, erledigt, und der Vice-Präsident erklärte, nachdem er eine gedrängte Uebersicht der Verhandlungen gegeben hatte, die ordnungsmäßigen Arbeiten der Versammlung für beendigt. An diese Erklärung reihete er mit sichtbarer Rührung gesprochene Worte des Dankes für die vielfache Nachsicht und die allseitigen Beweise der Liebe und Freundschaft, wodurch ihm die Mühe der Geschäftsleitung erleichtert und die Tage der Versammlung zu den glücklichsten seines Lebens geworden seien. Auf die Frage, ob irgend ein Mitglied der Versammlung noch etwas vorzutragen wünsche, erhob sich Hofrath Thiersch und indem er die Hoffnung aussprach, daß die nächste Versammlung zu Bonn gleich günstige, anregende und wahrhaft erhebende Erfolge, wie die gegenwärtige, haben werde, empfahl er derselben mit Zustimmung der Anwesenden die Berathung über die für ein fruchtbareres und umfassenderes Studium der Sprachen wünschenswerthe Herstellung einer deutsch-lateinisch-griechischen Parallelgrammatik, die, auf gemeinsamen Elementen beruhend, in innerlicher Verbindung der Sprachen den Parallelismus durchgängig beobachte. Groß, setzte er hinzu, seien die Schwierigkeiten, die unnützen Wiederholungen, die schädlichen Verschiedenheiten, die mannichfachen Widersprüche, welche dem grammatischen Studium aus der getrennten und abweichenden Behandlung jeder der einzelnen Sprachen erwachsen, und bei Zurückführung der Grammatik auf eine ihnen gemeinsame Basis, Gliederung und Anordnung könnten diese Schwierigkeiten leicht um zwei Drittheile verringert, könnte allein eine fruchtbare Grammatik gewonnen werden. Wie die drei Sprachen im Innern eine seien und sich nach durchgehenden Analogien etymologisch und syntaktisch gleichmäßig entfalten, so könnte es auch die Grammatik; dabei müsse dieselbe Terminologie und Eintheilung, dieselbe Folge der Lehren, bis auf die Paragraphen übereinstimmend,

dieſelbe typiſch wiederkehrende Form der Begriffsbeſtimmungen und Erklärungen herrſchen, in der deutſchen Grammatik ſchon die Grundlage der lateiniſchen, in dieſer die der griechiſchen enthalten ſein, ſo daß die neu eintretende nur als die Anwendung des Allgemeinen auf den beſondern, den frühern analogen Stoff erſcheine. Beſonders den jungen Gelehrten, den Epigonen *), empfehle er die Anbahnung und Erforſchung der zu dieſem Ziele führenden Wege.

Demnächſt ſprach Hofrath Thierſch im Namen der Verſammlung und mit deren vollſter Zuſtimmung die Gefühle Aller in folgenden Worten aus: „Es bleibt nichts übrig als den gefühlteſten Dank auszuſprechen gegen den edlen und milden Oberherrn des Landes, der uns mit ſo viel Huld empfangen und mit ſo viel Herablaſſung behandelt hat. Sein fürſtliches Gemüth hat deutſcher Gelehrſamkeit die höchſte Achtung erwieſen; ſtreben wir darnach, ſeine Meinung von uns zu rechtfertigen und die deutſche Wiſſenſchaft dieſer Ehre würdig zu machen. Dank den würdigen Dienern des Landesherrn, die durch ihre Gegenwart die Verſammlung geehrt, den Vorſtehern der ſtädtiſchen Gemeine und den Mitgliedern des ſtädtiſchen Comité, welche mit einander gewetteifert haben unſern Aufenthalt durch ihre Bemühungen ſo angenehm und erfreulich als möglich zu machen. Möge die Freundlichkeit, die ſie uns erwieſen, in ihren Kindern ihnen vergolten werden; mögen die Schulen des Landes immer ſchöner gedeihen! Dank dem ehrwürdigen Präſidenten und Vice-Präſidenten, welche mit ſo viel Einſicht die Geſchäfte der Verſammlung geleitet und durchgeführt haben!"

Dieſem Danke ſchloß Profeſſor Hermann aus Marburg den Vorſchlag an, daß der Vorſtand durch die Verſammlung noch zu beſondern Dankadreſſen an den Durchlauchtigſten Herzog und an die Bewohner Gotha's ermächtigt werden möge, was Alle freudig genehmigten.

Demnächſt ſchloß der Präſident die Verſammlung mit folgender Rede:

„Hochzuverehrende Herren!

Die ſchönen Tage von Aranjuez neigen ſich zu Ende; ein Theil von denen, die ſie durch ihre Gegenwart zu Tagen der Freude und Belehrung gemacht haben, iſt ſchon von uns geſchieden; die meiſten der Uebrigen ſchicken ſich zur Abreiſe an, und wir können ſie nicht entlaſſen, ohne ihnen unſern Dank und unſre Wünſche zur Begleitung zu geben. Mögen ſie mit wohlwollenden Gefühlen ſcheiden; mögen ſie auch in der Ferne der frohen Theilnahme gedenken, die ihre Anweſenheit bei den Einwohnern dieſer guten Stadt, unter allen Ständen erregt, die ſich ſelbſt dem ſchönen Geſchlechte, das meiſt unſern Studien fern ſteht, mitgetheilt hat. Allerdings zwar lag ihre Quelle zum Theil in der Seltenheit der Erſcheinung einer ſo zahlreichen Verſammlung gelehrter Männer desſelben Faches aus den verſchiedenſten Cantonen des Vaterlandes; erhöht und befeſtigt aber wurde ſie durch das Intereſſe an der Mannichfaltigkeit der verhandelten Gegenſtände; veredelt endlich durch die Wahrnehmung der Würde, der Freiheit und des Anſtandes, womit die Verhandlungen auch bei entgegengeſetzten Anſichten geführt wurden. Dieſe Vereinigung anziehenden Stoffes mit den lebendigſten Formen des Vortrags und der Debatten, denen

*) So waren die zahlreichen jüngern Pfleger der claſſiſchen Studien in einem Toaſte bei dem Mittagsmahle am vorhergehenden Tage bezeichnet worden.

die humanſten Geſinnungen einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Bildung zum Grunde lagen, dieſe würdige Haltung, die ſich nicht einen Augenblick in Ihren Verhandlungen verleugnet hat, wird bei Allen, die als Zeugen dabei gegenwärtig geweſen, oder davon hören werden, ohne Zweifel beitragen die Zahl der Freunde unſerer Wiſſenſchaft zu vermehren und zugleich den alten Wahn zu widerlegen, daß die Philologie ſich zwar mit dem Namen der Humanität ſchmücke, der Wahrheit nach aber ein Arſenal der Zwietracht ſei.

Mit dem ſchönen und edlen Gefühle ein ſolches Urtheil begründet zu haben werden Sie, verehrteſte Herren, von hier ſcheiden. Möge es die Fortſetzung dieſes Vereines bis in ſpäte Zeiten begleiten und die edeln Abſichten, mit denen er geſtiftet worden, auch fernerhin fördern. Mögen Sie dabei auch unſer und der Aufnahme gedenken, die Sie in dieſer Stadt gefunden haben, in der ſich, wie beſchränkt auch ihr Umfang und wie beſcheiden ihre Anſprüche ſind, doch lebendige Liebe zu den Wiſſenſchaften und bereitwillige Anerkennung geiſtiger Vorzüge als ein unvergängliches Erbe Ernſt des Frommen und des unvergeßlichen zweiten Ernſtes bis auf unſre Tage fortgepflanzt hat.

Mit Dankbarkeit und Freude erkennen wir unſerer Seits die Ehre, die uns durch die Theilnahme von mehr als einer Univerſität und zahlreichen Gymnaſien geworden iſt; von Leipzig zuerſt, dem alten Wohnſitze claſſiſcher Gelehrſamkeit und bis auf den heutigen Tag ihrem ſchönſten Heiligthume, deſſen Hierophanten, Gottfried Hermann, wir hier nicht ohne gerechten Stolz zum erſten Male begrüßt haben; von Jena, der Säugamme einer ſo großen Anzahl unſerer Mitbürger; von Berlin und Bonn, von Roſtock und Zürich, von Halle, das uns den berühmten Herausgeber des Suidas, von München, das uns den geiſtreichen Stifter dieſes Vereins geſendet hat; von Marburg, wo Plato einen neuen Herold ſeiner tiefſinnigen Weisheit, von Tübingen, wo Pauſanias, von Heidelberg, wo die Philoſtraten einen sospitator gefunden haben; von Erlangen, Gießen, Kiel und Baſel; von Göttingen endlich, das noch über den frühzeitigen Tod eines und über den in ſo vieler Rückſicht beklagenswerthen Abſchied mehrerer Notabilitäten trauert. Indem wir uns aber der Anweſenheit ſo vieler ausgezeichneter Univerſitätslehrer erfreuen, unter denen wir auch mehr als einen Sohn dieſer Stadt und dieſes Landes achtungsvoll begrüßen; indem wir nicht weniger uns des zahlreichen Beſuches ſo vieler vortrefflicher Lehrer an Gymnaſien erfreuen — zu zahlreich, um hier einzeln und namentlich erwähnt zu werden — müſſen wir doch die Abweſenheit mehrerer berühmten Bürger der philologiſchen Republik beklagen, deren Ankunft zum Theil erwartet und zugeſagt war; unſers gelehrten Freundes, des eben ſo rüſtigen als jovialen Veteranen Creuzer aus Heidelberg; des raſtlos thätigen Welcker aus Bonn; des ſcharfſinnigen Döderlein aus Erlangen; des Comthur Eichſtädt, der den Verein von ſeinem Ritterſitze aus mit einer Ode in claſſiſcher Sprache begrüßt hat; unſers gelehrten Landsmannes Dübner endlich, der von Paris aus, wo er mit dem rühmlichſten Eifer die Verbreitung claſſiſcher Gelehrſamkeit fördert, unſers Vereins freundlich gedacht und ihn mit einer gelehrten kritiſchen Schrift beehrt hat. Endlich beklagen wir auch die Hoffnung nicht erfüllt zu ſehn, den Mann hier zu begrüßen, unter deſſen Auſpicien dieſer Verein in Göttingen gegründet worden, Alexander von Humboldt, dem vor unzähligen Andern Geiſt und Gemüth im reichſten Maaße, Wiſſenſchaft im weiteſten Umfange, Schärfe der Beobachtung, Tiefe der Forſchung und mit dem Allem die Gabe der Rede, das sapere und fari verliehen iſt; wir müßten, ſage ich, tief beklagen ihn nicht hier zu begrüßen, wenn ihn nicht eben jetzt ſein

von freudigen Hoffnungen begeiſtertes Vaterland als einen wohlwollenden, beglückenden Genius der Wiſſenſchaft und Weisheit in der Nähe ſeines erhabenen Monarchen zurückhielte.

Mein Gemüth iſt allzu bewegt, als daß ich ausſprechen könnte, was mich bei dem Rückblick auf die vergangenen Tage erfüllt, und die Freude über den gedeihlichen Fortgang des Vereins und ſeiner Beſtimmung, nicht nur die Wiſſenſchaft, deren Namen er trägt, ſondern durch ſie Alles, was in dem Leben der Menſchen groß und edel iſt, zu fördern und zu beleben, in Worten auszudrücken. Nehmen Sie vorzüglich deßhalb unſern Dank, verehrteſte Herren, die durch eigene belehrende Vorträge oder durch Eingehn auf die Vorträge Anderer ein erfreuliches Leben in unſre Sitzungen gebracht und hierdurch die allgemeine Theilnahme erhalten haben. Wie ſehr damit die Bedeutſamkeit des Vereins erhöht und erweitert wird, iſt ſchon vorhin von mir angedeutet worden. Aber auch das iſt der Erwähnung werth, daß durch ihn gegenſeitige Achtung der Einzelnen vermehrt, manches Anſtößige weggeräumt und ausgeglichen, alte Freunde zuſammengeführt, neue Freundſchaften geſchloſſen worden.

Vieles Andere könnte noch erwähnt werden, aber die Zeit drängt mich zum Schluſſe. So endige ich alſo mit dem, was den Anfang dieſer Sitzungen gemacht hat, mit verehrungsvollem Danke gegen des regierenden Herrn Herzogs Durchlaucht für die dem Vereine und ſeinen Verhandlungen auf die mannichfaltigſte Weiſe bewieſene Theilnahme; gegen das hohe Miniſterium und die würdigen Behörden des Hofes und der Stadt; beſonders auch gegen das ſtädtiſche Comité, deſſen verehrte Mitglieder mit der größten Bereitwilligkeit und Umſicht Alles, was dem Vereine förderlich ſein konnte, bedacht und eingerichtet haben; gegen Alle endlich, welche die Verhandlungen desſelben durch ihre Gegenwart und den ihnen geſchenkten ausdauernden Antheil geehrt haben.

Endlich kann ich es meinem Herzen nicht verſagen, wenn es auch nicht ganz der Form angemeſſen ſein ſollte, im Namen des ganzen Vereines und dem meinigen insbeſondere meinem alten Freunde und Collegen Roſt hier am Schluſſe öffentlich den innigſten Dank für die Bemühungen zu ſagen, durch die er zur allgemeinen Zufriedenheit vor dem Zuſammentritte des Vereines und während desſelben Alles geordnet und geleitet hat, was mir zu ordnen und zu leiten obgelegen hätte. Mir hat ein betrübtes Loos nichts anders geſtattet als durch perſönliche materielle Gegenwart meine Untauglichkeit zu der mir verliehenen Würde herauszuſtellen. Dabei aber trage ich kein Bedenken auch, was der Sache nach demüthigend für mich war, zu den günſtigen Ereigniſſen meines Lebens zu rechnen, weil es mir vergönnt geweſen iſt das Geſchäft, das ich zu vollbringen nicht vermocht hätte, in die geſchickteſten Hände zu legen. Gott ſei Dank dafür!

Hiermit wird die dritte Verſammlung des philologiſchen Vereins für geſchloſſen erklärt."

Mit innigem Dankruf gegen den hochverehrten Greis erhob ſich die Verſammlung.

Beilagen.

A.

AD

SODALES PHILOLOGOS

QVVM

SOLEMNEM CONVENTVM GOTHAE AGEBANT.

Quo vos carmine prosequar,
Quos iam Gotha vocat, Pieridum sacra
Sedes et Charitum domus? —
Laeti depositis rite laboribus
Intrate! Heic habitant dii. —
Magnis excipiunt plausibus advenas
Exculti artibus incolae,
Vrbisque eximias non sine iubilis
Dotes pandere gestiunt.
Noscendi cupidis quot volucer dies
Offert grata Sodalibus!
Sunt qui magnificas bibliothecae opes,

Cura dispositas nova,
Mirantur, veterum et prisca volumina
Solerti excutiunt manu.
Hic firmis properat scandere gressibus
Montem, sidereos pius
Quo Princeps toties prospiciens poli
Cursus, auspice Zachio,
Immortale sui nominis aureis
Astris inseruit decus.
Numorum ille cupit viscre copias,
Queis idem patriae pater
Suerat tristitiam pellere temporum.
Quaerenti vacuas catis
Horas colloquiis fallere, plurimi
Adsunt comiter hospites,
Miscentes lepidis seria cum iocis
Inter sobria pocula.
Sic quod quisque petit, largius accipit,
Et diversa sequi placet.
Vnum (praevideo) mox vehementius
Incendet studia omnium.
Continget Sociis Principis optimi
Introire palatium,
Adspectare novam, quam stator artium
Diffudit, opulentiam,
Sermonesque avidis imbibere auribus,

Vena divite profluos.
Ernestina per hunc Gloria clarior
Fulget: Gloria Filium,
Heredem solii, subsequitur domi,
Dum Frater valida manu
Lauro vincta gerit sceptra Britanniae.
Haec ecquis reputet silens? —
Felices Socii, quos patria procul
Tantis Gotha beat bonis!
Me tardat senium, me Genius iubet
Tranquilla otia quaerere,
Semotumque domo non sinit, ut prius,
Dextram iungere dexteris.
In rus me retuli: ruris amoenitas
Imbellem ad citharam vocat,
Gothana ut Sociis gaudia gratuler.

Ex agro Benndorfino d. XXIV. Septemb. a. MDCCCXL.

E.

B.

Aus einem im August eingegangenen Briefe des Herrn Director Jacob in Lübeck an Fr. Jacobs.

Vielleicht iſt Ihnen bekannt geworden, daß von unſerm Lehrercollegium ausgehend ſeit 1834 ein Verein nordiſcher Schulmänner beſteht. Da nun vor zwei Jahren der in Göttingen gegründete deutſche Verein zum erſten Male in Nürnberg zuſammentrat, ſo wurde von hier aus ein Vorſchlag dahin geſandt, der weſentlichen Nutzen verſprach, aber in Folge der Zeitverhältniſſe dort ohne Erfolg bleiben mußte. Ich erlaube mir denſelben nochmals Ihnen vorzulegen, verehrteſter Herr Hofrath, und Ihren Betrachtungen anheim zu geben, ob Sie unſere Anſichten über ſeine Zweckmäßigkeit theilen, ſeine Ausführbarkeit für möglich und meinen Antrag auf ſeine Ausführung für räthlich halten.

Schon in unſerm kleinern, und doch noch zu großen, Kreiſe hatte es ſich fühlbar gemacht, daß eine gleichmäßige Theilnahme Aller wegen Ortsentfernung, Koſten und Amtspflichten nicht wohl möglich ſei. Noch viel mehr muß dieß bei einem ſo umfänglichen, als der deutſche Verein iſt, der Fall ſein. Daraus folgt, daß auch durch ihn nur ein, freilich großer, Vortheil erreicht werden kann, der, den perſönliche Berührung und Erregung Gleichſtrebender mit ſich führt. Auf den zweiten, nicht minder bedeutenden, eine zuſammenhängende Thätigkeit und Einwirkung auf Andre, muß er verzichten. Denn wollte er, was ſo nahe liegt und ſo wünſchenswerth iſt, irgend einen bedeutenderen Plan mehrere Verſammlungen hindurch verfolgen, ſo würde er, in Folge der wechſelnden Theilnehmer, die nicht alle mitten in der Sache ſtehn, gar bald die niederſchlagende Erfahrung machen, daß Mißverſtändniß und Verwirrung ihm überall in den Weg treten. Deßhalb ſchien es höchſt wünſchenswerth, wenn ſich, wo möglich, der zur Sprache gekommene deutſche Verein eine Stellung und Wirkſamkeit verſchaffen könnte, die dieſem weſentlichen Mangel abhülfe. Vielleicht nun iſt es auf folgendem oder einem ihm ähnlichen Wege möglich.

1) Der Verein erklärt ſich in einigen, z. B. 9 ſeiner Mitglieder, die durch Geſinnung und pädagogiſche und wiſſenſchaftliche Leiſtung hervorragen, für permanent. Dieſer Ausſchuß beſteht aus Univerſitäts- und Gymnaſiallehrern.

Anmerk. Da er in fortwährendem Verkehr mit einander und den kleinern Vereinen ſteht, ſo wäre wünſchenswerth, daß die Mitglieder in einer oder mehrern nahe liegenden Univerſitätsſtädten wohnten.

2) Dieſer fordert auf, daß ſich durch ganz Deutſchland kleinere Vereine bilden, ſo es nicht etwa die Regierungen verbieten, klein genug für regelmäßige Theilnahme der Mitglieder und groß genug zu mannichfaltiger geiſtiger Belebung. — Wo Vereine gemißbilligt werden, würde vielleicht doch nicht die thätige Theilnahme einzelner Schulen und ihrer Lehrercollegien an den Zwecken des Vereins unterſagt werden.

3) Dieſe überreichen ſämmtlich nicht zu magere, gedruckte Protokolle ihrer Verhandlungen an den Ausſchuß in ſo viel Exemplaren wenigſtens, als Vereine da ſind, und empfangen dagegen von dieſem die ſämmtlichen Protokolle der andern Vereine zu weiterer Benutzung unter einander.

Anmerk. Zu raſcherer und einfacherer Mittheilung möchte räthlich ſein, daß die kleinern Vereine alle um Michaelis gehalten würden und die Einrichtung träfen, daß vier Wochen nach

der Verſammlung ſpäteſtens die Protokolle beim Ausſchuß eingingen. Sie könnten dann etwa Weihnacht mit den andern zurückgehend bis zur nächſten Verſammlung unter den einzelnen Mitglieder- und Lehrercollegien für eine Vorbereitung zur Durchſprechung daſelbſt circuliren.

4) Der Ausſchuß ſchlägt zugleich Gegenſtände zur Berathung vor, wie ſie ihm, als dem, der im Mittelpunkte ſteht, aus den Richtungen der einzelnen Kreiſe beſonders zeitgemäß und wichtig erſcheinen.

5) Nach drei Jahren ruft er, ſo weit thunlich, zu gemeinſamer Berathung über die gewonnenen und zu gewinnenden Reſultate ſämmtliche Vereine zuſammen, nachdem ein Vierteljahr vorher an ſie — in ſo vielen Exemplaren, als Schulen u. ſ. w. Theil nehmen — ein Verzeichniß der Berathungsgegenſtände geſandt iſt. Welcher Verein nicht erſcheinen oder durch ein oder mehrere Mitglieder vertreten werden könnte, hat das Recht ſeine Anſicht oder Stimme durch ein andres Vereinsmitglied zur Sprache und Geltung zu bringen.

Anmerk. Die Zeit für ſolch eine Generalverſammlung würde vielleicht am Beſten in den Sommer, die Hundstage, verlegt, wo theils die Meiſten — alle drei Jahre einmal — erſcheinen können, theils die Michaelisthätigkeit nicht unterbrochen wird.

6) Was auf dieſen Verſammlungen durch bedeutende Stimmenmehrheit beſchloſſen iſt, hat für alle Vereinsmitglieder bindende Kraft. Wer ſich dem nicht fügen will, hat ſeine Proteſtation dagegen mit Gründen belegt dem Verein zu übergeben.

Anmerk. Gegenſtand für ſolche Beſchlüſſe kann natürlich nur das werden, was im Kreiſe des Vereins, ohne Berührung der Regierungen, liegt. Der weite Umfang dieſes Kreiſes wird ſich erſt aus der Erfahrung ergeben. Beiſpielsweiſe nenne ich: Einführung gründlicher Schulbücher; Vertrieb derſelben und andrer gelehrter Arbeiten durch den Verein ſelbſt, ohne Zwiſchentreten des Buchhandels, zum Vortheil des Verfaſſers und des Vereins; Ausmerzung ſchlechter Schulbücher, die zur Ungründlichkeit und Trägheit verleiten; gemeinſames und kräftiges Entgegentreten gegen verderbliche Zeitrichtungen, ſei es in der Wiſſenſchaft oder in der Geſinnung oder Unſitte der Jugend, und im Gegentheil Förderung jedes Tüchtigen. Vieles dieſer Art könnte der bedeutenden moraliſchen Kraft eines ſolchen Vereines — einer universitas unſrer Zeit — gelingen, wenn er ſich von ſeinem Entſtehen an würdig, beſonnen und conſequent zeigt.

Vieles, was ſich durch dieſe Richtung des Vereins für Sammlung zerſtreuter Kräfte auf einen Zweck thun ließe, übergehe ich als in die Augen ſpringend und füge nur hinzu, daß dieſe Andeutungen, die ſich an die von Göttingen 1837 ausgegangene „Aufforderung zum Beitritt zu einem Vereine von Philologen und Schulmännern" anlehnen, in aller Beſcheidenheit vorgelegt, bei näherer Betrachtung durch ausgezeichnete und umſichtige Männer gewiß vielfältig ſich berichtigen und erweitern laſſen. Eine außerweſentliche Kleinigkeit darf ich vielleicht noch berühren, die Aufbringung der Koſten zur Beſtreitung der Correſpondenz für das Erſte. Jeder kleinere Verein wird ſogleich das Bedürfniß einer Caſſe zu ähnlichen Zwecken in ſeinem Kreiſe fühlen; — in dem unſern iſt der Beitrag Jedes, das Jahr Anweſenden, von einer Mark = 8 guten Groſchen mehr als ausreichend. Dieſe Caſſen könnten durch verlangte Frankirung durch die kleinern Vereine und unfrankirte Rückſendung durch den Ausſchuß in Anſpruch genommen werden. Für anderweite Ausgaben würde ein geringer Beitrag der dießmal Gegenwärtigen wohl ausreichen auf eine kurze Zeit. Denn wenn erſt der Verein, was nicht lange ausbleiben kann, ein öffentliches Organ in einer Zeitſchrift gegründet hat, wenn er den Vertrieb werthvoller Schulbücher und andrer Werke übernimmt, ſo wird aus daher zu nehmenden Procenten ſogar eine ziemliche Caſſe zu Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Zwecke und Arbeiten zu begründen ſein.

Diese Pläne und Ansichten, verehrtester Herr Hofrath, die uns sehr am Herzen liegen, wünschten wir Ihnen zu gütiger Beurtheilung und, wenn Sie es thunlich fänden, zu weiterem Gebrauch bei Ihrer dießjährigen Versammlung in Gotha vorzulegen. Wir haben das unbedingte Zutrauen zu Ihnen, daß, was Sie darüber beschließen, Recht sein wird. Die nordischen Schulmänner vereinigen sich dießmal bei uns in Lübeck, sonst würde sich gewiß einer von uns beehren Ihrer Versammlung beizuwohnen und den Plan weiter vorzulegen; doch habe ich ihn in seinen Umrissen schon in Schwerin 1838 dem Herrn Director Peter mitgetheilt, der damals einen dem unsern ähnlichen Verein in seinem Umkreise zu gründen geneigt war.

Daß sich dem Unternehmen viele Schwierigkeiten entgegenstellen, entgeht uns nicht. Aber soll man deßhalb auch nicht einen Versuch machen? Zumal wenn seine Erfolge so großartig und segensreich wären, als sie uns vorschweben? Auch daß viel und großer Mißbrauch von den bedeutenden Kräften eines solchen Vereins von Männern, denen die Erziehung der Jugend anvertraut ist, gemacht werden kann, ist wahr, aber nicht wahrscheinlich, wenn ich nicht ein zu großes Zutrauen in meine Amtsgenossen in Deutschland setze. Vielmehr könnte derselbe dem widerwärtigen Cliquenwesen und manchem boshaften kleinlichen Umtriebe siegreich ein Ziel setzen und als geistiger Zollverband ein großartiges Band für ganz Deutschland werden.

Auszug

aus einem

am Tage vor Eröffnung der Versammlung eingegangenen Briefe vom Herrn Director Jacob an Fr. Jacobs.

Erlauben Sie gütigst auch jetzt noch Ihnen Folgendes vorzutragen.

In Ihrem Vereine liegen die Keime der großartigsten Gesammtheit aller wissenschaftlichen Kräfte, wie ich sie schon als eine wahre universitas literarum bezeichnete. Denn die Schule gibt die Elemente aller Wissenschaften und nährt sich an ihnen und steht fortwährend zu ihnen in dem innigsten Verhältniß. Es kann ihr also nur höchst ersprießlich sein, wenn die Universität ihren Berathungen beisteht, nicht nur in ihren philologischen, sondern in allen ihren Mitgliedern. Die Schule wiederum wird durch ihre Vorbereitungen für die Universität derselben stets werth und wichtig bleiben müssen.

Hieraus ergibt sich ferner, daß unser Verein beide Thätigkeiten der Wissenschaft in sich trägt, sowohl diejenige, welche in das Leben übergeht, als die, welche die Erweiterung der Wissenschaft selbst sucht. Er sollte sich deßwegen nicht nur dieser zwei Corporationen bemächtigen, wiewohl diese ihrer Natur nach sein Sammelplatz immer sein werden, sondern auch der mehr vereinzelten Kräfte. Wie groß dadurch sein Anwachs an Kraft werden müßte, will ich nur durch Anführung zweier Zierden unsrer Stadt andeuten, des Herrn Dr. Heise, Präsidenten unsres Appellationsgerichtes, und des Herrn Dr. Bluhme, Rathes an demselben Gerichte. Von da aus aber ist der Schritt sogleich gethan, die schon zusammengetretenen Vereine der Naturforscher, der Landwirthe, der Apotheker u. s. w. zu ersuchen ihre gesammten Kräfte mit uns zu vereinigen. Sie sollten natürlich dadurch nicht im Mindesten in ihren Eigenthümlichkeiten gestört werden; sondern unsre Bitte ginge wohl nur dahin, die Resultate ihrer Thätigkeit an

unſern permanenten Ausſchuß gelangen zu laſſen, die übrigen der andern Vereine dafür entgegen zu nehmen und dadurch 1) einen Mittelpunkt für das jetzt Zerſtreute zu gewinnen, 2) aber wo irgend ein gemeinſames Bedürfniß der Wiſſenſchaft oder des Lebens zu fördern wäre, dieß mit gemeinſamer Kraft zu tragen oder wegzuweiſen. Dieß aber zu erreichen würden Anfragen und Aufgaben gegenſeitig zu ſtellen ſein, deren Löſung erſt in den kleineren Vereinen verſucht, dann aber bei der Generalverſammlung, wo möglich, beendet würde.

Ich wage in das Detail dieſer Vorſchläge nicht einzugehn, ſchon um Ihre koſtbare Zeit, namentlich in dieſen Tagen, nicht zu ſehr in Anſpruch zu nehmen. Auch, dünkt mich, liegt Alles darin ſchon enthalten, „daß der deutſche Verein permanent iſt, was kein andrer." Von da aus ergibt ſich deſſen Wirkſamkeit von ſelbſt.

Meine Frage, verehrteſter Herr, würde alſo darauf hinaus gehn: darf ich annehmen, daß dieſe Anſichten, wenigſtens in ihren Hauptlinien, Ihren Beifall finden? dürfen alſo unſre Statuten ſo geordnet werden, daß ſie ſich an ſie anlehnen? Mich dünkt, es wäre ein ſchönes Werk, wenn es Ihnen gelänge den Grundſtein zu einem ſo großartigen Gebäude zu legen. Freilich iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen, und der babyloniſche Thurmbau iſt ein niederſchlagender Vorgang; aber deßwegen hat noch kein wackrer Mann zu bauen aufgehört.

C.

Antrag

des

Herrn Dr. Carl Fr. Barth auf Kleinhänchen, Neradiz und Neuhoff bei Bautzen.

Die Schwierigkeit die zum Verſtändniß der alten Claſſiker nöthigen Auslegungen aller Zeiten und Länder ſich zu verſchaffen; der hohe Preis dieſe Hülfsmittel zu erkaufen, ja die Unmöglichkeit die ſelten gewordenen Ausgaben ſich ſelbſt anzuſchaffen; vor allen andern aber die Nützlichkeit eines ſolchen Unternehmens, wo die erſten Philologen Deutſchlands ſich vereinigen, um das wahrhaft für alle Zeiten brauchbare, in den vielen einzelnen Bearbeitungen zerſtreut liegende Gute, mit Uebergehung alles ſchlechten Mittelgutes, zur Erleichterung des eben durch die Menge der dargebotenen Hülfsmittel immer ſchwieriger, koſtſpieliger und zeitzerſplitternder werdenden Studiums der Alten zuſammenzuſtellen, damit das, was man früher vielleicht für wichtig hielt, aber jetzt auf dem hohen Standpunkte der Philologie, durch welche unſer deutſches Vaterland ſich unter allen gebildeten Nationen des Continents ſo hoch geſtellt hat, als ferner unbrauchbar erkannt, der Vergeſſenheit, wenigſtens dem Verſchluß unſerer öffentlichen Bücherſammlungen übergeben werde, hat eine Geſellſchaft Gelehrter zu dem Entſchluſſe vermocht das Vorzüglichſte dieſer alten und neuern Commentatoren zu ſammeln und zuſammenzuſtellen, daß es einen über alle Claſſiker ſich verbreitenden Commentar bilde, einen **Apparatus criticus et philologicus**, eine **Bibliotheca classica**.

Dieſem nicht bloß für Deutſchland, ſondern für die ganze literariſche Welt berechneten Werke, dem man noch vor dem Beginn Schutz vor jedem Nachdruck und freien Eingang im Auslande, namentlich nach England und Frankreich, aber auch nach andern Ländern zu verſchaffen ſuchen wird, denkt man folgende Einrichtung zu geben:

1) Sollen die Noten und abweichenden Lesarten der vorzüglichsten Ausgaben ganz ohne Abkürzung geliefert werden, so daß man also beim Besitz dieses Werkes jene theuern Ausgaben völlig entbehren kann.

2) Alle Bemerkungen werden mit Anführung des Namens des Verfassers in der Sprache wiedergegeben, der sich der Verfasser selbst bediente, weil bei einer Uebersetzung leicht eine Veränderung des Sinnes zu befürchten wäre; daher diese Erklärungen griechisch, lateinisch, englisch, französisch und italienisch abgefaßt sein können; nur wo etwas aus einer andern, weniger bekannten Sprache aufgenommen wird, soll dann eine lateinische Version beigefügt werden.

3) Jeder Zusatz, welchen sich die Bearbeiter erlauben, soll mit [ ] eingeschlossen werden, um ihn von fremdem Eigenthum genau zu unterscheiden.

4) Da, wo spätere Ausleger das Frühere (mit oder ohne Anführung des Verfassers) benutzten, wird nur das beigefügt, was sie mehr oder besser ausführten, wobei sich sehr oft das Hinzugefundene entweder in den ältern Commentar (mit Angabe des Verfassers) einschieben oder in kurzen Bemerkungen unterſetzen lassen wird.

5) Jeder einzelne Theil des Werkes bildet ein für sich bestehendes, einzeln verkäufliches Ganze, wenn dieses auch wieder aus mehrern Bänden (welche zusammengehören und nicht einzeln verkauft werden) bestehen sollte. Da bei mehrern Autoren die Anzahl der Bände, welche die verschiednen Commentare enthalten, nothwendig mehrere sein müssen, so wird doch auf diese Weise jeder nur nach Bedürfniß sich das anzuschaffen nöthig haben, was er gerade für die Gegenwart braucht. Denen jedoch, welche auf das Ganze subscribiren, sollen ansehnliche Vortheile zugesichert werden.

6) Obgleich das Ganze nach einem Plane bearbeitet und in einer Form gedruckt werden soll (worüber noch mit Zuziehung der Herren Verleger weiter unterhandelt werden soll), so ist es doch deßwegen nicht erforderlich, daß das Ganze ein Verleger übernehme, so wie auch das Werk selbst nur durch Verbindung mehrerer Gelehrten (welche sich alle über den Plan, den sie bei Ausarbeitung des Werkes befolgen wollen, noch vor dem Beginn vereinigen werden) entstände. Jeder der an diesem Unternehmen theilnehmenden Verleger wird ein für sich bestehendes, seinem Verlage eigenthümliches Werk liefern, jeder auch sich mit dem Gelehrten, dem er die Ausarbeitung überträgt, wegen des zu bewilligenden Honorars selbst zu vereinigen haben. Eben so wird auch jeder Mitarbeiter selbst für die Herbeischaffung der ihm nöthigen Hülfsmittel sorgen, obgleich sich alle verbindlich machen sich wechselseitig dabei möglichst zu unterstützen. Um jedoch zu verhüten, daß nicht mehrere dasselbe Werk bearbeiten, wird die Leitung des Ganzen einigen Mitarbeitern besonders übertragen werden, denen jedesmal das zu bearbeitende Werk angezeigt wird. Daß ein Verleger auch mehrere einzelne Theile des ganzen Werkes zugleich bearbeiten lassen könne, versteht sich von selbst.

Wohl ist der Einwand vom buchhändlerischen Standpunkte aus: „daß man von den einzelnen Theilen der Sammlung einen sehr ungleichen Absatz erwarten müsse," gegründet, doch dafür ist auch wohl zu erwarten, daß das Ganze nicht so schnell zu Stande kommen und daher, wenn das Unternehmen überhaupt Anklang findet, das allgemein Beliebte das weniger Gesuchte mit unterstützen würde. Auch wird und kann ein solches Werk von einer solchen Ausdehnung nur durch die vereinten Kräfte unserer ersten Buchhandlungen des In- und Auslandes ausgeführt werden.

7) Besonders wird man darauf bedacht sein, kleinere, zerstreut liegende, gelegentlich gemachte Bemerkungen und Recensionen, aus Hermann's Viger, aus Lobeck's Phrynichus u. s. w., gehörigen Orts anzuführen und einzuschalten, wozu das gemeinsame, gleichzeitige Bearbeiten

Mehrerer, welche dieſe gelegentlich gefundenen Bemerkungen einander mittheilen, viel beitragen kann.

Beſonders dieſen Punkt halten wir für ſehr wichtig; gerade dadurch, daß das unter einem großen Schutthaufen verborgene Goldkörnchen hervorgeſucht wird, wird für alle nach uns Lebende viel Zeit und Mühe erſpart. Es liegt am Tage, daß es nur dadurch möglich ſei dieſen Zweck zu erreichen, wenn ſich mehrere einzelne, mit dieſem oder jenem alten Autor durch längeres Studium vorzüglich vertraut gewordne Männer vorzugsweiſe der Bearbeitung des gewählten Claſſikers hingeben.

8) Als Text ſollen dabei die Tauchnitz'ſchen Stereotypausgaben deßwegen zu Grunde gelegt werden, weil dieſe in allen Händen ſind, auch die vulgata lectio ohne kühne Abweichungen enthalten, woran ſodann die Varianten andrer Ausgaben bequem geknüpft werden können.

9) Auch dem Commentar wird man das jetzt beliebte Format geben, weil ſich auf dieſe Weiſe dem Ganzen mehr Gleichheit ertheilen laſſen wird, indem auch die kleinern Werke der Alten, einzeln bearbeitet, noch immer ein dem Ganzen verhältnißmäßiges Bändchen bilden werden.

Alle werden geleimt und gut geheftet in einem farbigen Umſchlage mit hinten aufgedrucktem Titel (ſo daß alſo durch dieſe Einrichtung jeder weitere Einband erſpart wird) ausgegeben. Kein Theil ſoll die Stärke von 600 Seiten um viel überſteigen und das Ganze nöthigenfalls lieber in 2 Theile getrennt werden. Ein genauer Inder über die in den Noten enthaltenen Gegenſtände ſoll nicht fehlen. Auch die dem Werke etwa beigegebenen Kärtchen, Pläne und Kupfer ſollen nur dieſes Format erhalten.

D.

Antrag

des

Herrn Profeſſor F. V. Fritzſche aus Roſtock.

Ich glaube in dem Sinne Vieler zu reden, wenn ich mir erlaube den Wunſch auszuſprechen, daß dieſer hochgeehrte philologiſche Verein über einen, wie es ſcheint, recht wichtigen Gegenſtand abzuſtimmen beliebe. Sollten nicht außer den protokollariſchen Verhandlungen und den vorzuleſenden Schriften *auch noch andre wiſſenſchaftliche Abhandlungen* anderer Mitglieder des Vereins gedruckt werden? Wir würden dann ein bleibendes Denkmal dieſes ſchönen Vereins beſitzen, ein Denkmal, welches zugleich der Wiſſenſchaft einen weſentlichen Dienſt leiſten und unter uns ſelbſt den wahrer Humanität ſo förderlichen Gemeingeiſt beleben müßte.

Wird dieſer Vorſchlag überhaupt gebilligt, ſo kann die Art der Ausführung wohl keine Schwierigkeit machen. Um nämlich ſo viele Mitarbeiter als möglich zu gewinnen, werden die kleinſten Epigramme und größere, nur nicht allzu lange, Schriften gleich erwünſcht ſein; die Herren Verfaſſer werden beliebig in deutſcher oder lateiniſcher Zunge reden; der Druck wird etwa erſt nach Monatsfriſt beginnen können, damit auch diejenigen Mitglieder, welche nicht zufällig eine paſſende Schrift fertig liegen haben, in den Stand geſetzt werden ſich die zur Ausarbeitung nöthige Zeit zu nehmen. Die Redaction aller einzuliefernden Schriften werden hoffentlich die Herren Geheime Hofrath Fr. Jacobs, Profeſſor Dr. V. Chr. Fr. Roſt, Profeſſor Dr. E. Fr.

aun zu übernehmen die Güte haben. Ich bin bereit eine Abhandlung einzusenden der Billigung, Verwerfung, Abänderung der Herren Redactoren unbedingt zu en.

erum censeo Acta conventus Gothani, si quae scribi iusseritis, optimo carissi- Principi, cuius tanta erga nos fuit liberalitas, quantam uno ore omnes praedicamus, la esse. Praeterea etiam Gothanis, hoc est ei urbi, quae nos suavissimo hospitio erit, quemadmodum spero, gratiae quodammodo referendae locus. Quae enim ex novo nstituto pecunia redierit, ea praeclare collocabitur, si eius ope gymnasii Gothani bibliothecam i, alumnis eius stipendia constitui aliasque res florentissimi illius gymnasii augeri placuerit.

E.

n Schluſſe veröffentlichen wir nach dem Wunſche vieler Mitglieder des Vereins den en Trinkſpruch, welchen Herr Collaborator Ph. H. Welcker bei der Mittagstafel ctober ausbrachte.

CONVIVIS DOCTISSIMIS.

Doctorum studium subito convivia mutant.
Sic quoque mutati nos, nova turba, sumus.
Non *Cicero* nunc, sed *cicer* oblectabit edentes.
Edimus in coena nil, *edimus*que tamen.
Caesaris haud *Gallos legimus*, *galli* tamen alas
Et pectus *legimus* dilacerante manu.
Scena nec hîc Sophoclis placet; est nam *coena* parata;
Nec iuvat hîc aliquid *scribere*, sed *bibere*.
En, est *ius* nobis *carum*, *caro cara*; nec ipsi
Carmen, sed *carnem* quaerimus atque *garum*.
Non *stomachum* ingentem magni miramur Achilli,
Sed *nostrum*, in tot ovans qui gerit arma feras.
Scilicet aggreditur tauri iam terga, vel apros
In mensa immensa; praedaque cervus adest.
Non Statii petimus Silvas: hîc est lepus assus;
His tamen in mensis est *lepus* atque *lepor*.
Qui gaudent *libris*, ab iisdem *Liber* ametur,
Et nostrûm quivis a fame *liber* eat!
Huc *ave* propitia venisti, Docta Caterva:
Patria rite tibi Gothaque dicit: *Ave!*
Et bene sit cunctis, queis cor *sapit* atque palatum,
Et bene sit Gothae, Docta Caterva, Tibi!

Verzeichniß der Mitglieder

der

dritten Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner in Gotha.

(Geordnet nach ihrer Einzeichnung in das Album.)

1. Friedrich Jacobs, der Zeit Präſes.
2. Dr. Val. Chr. Fr. Roſt, Stellvertreter des Präſes.
3. Dr. Karl Gottlieb Bretſchneider, Oberconſiſtorialdirector u. Generalſuperintendent zu Gotha.
4. Dr. Eduard Jacobi, Oberconſiſtorialrath zu Gotha.
5. Dr. Friedrich Thierſch, k. b. Hofrath u. Profeſſor aus München.
6. Dr. Ernſt Friedrich Wüſtemann, Profeſſor am Gymnaſium in Gotha.
7. Adolf Bube, Oberconſiſtorialſecretair zu Gotha.
8. Wilhelm Elſter, Rector am Gymnaſium zu Clausthal.
9. Dr. Heinrich Julius Urban, Conrector am Gymnaſium zu Clausthal.
10. Karl Schädel, Subconrector am Gymnaſium zu Clausthal.
11. Dr. Kries, Hofrath und Prof. zu Gotha.
12. Dr. Chriſt. Ferdinand Schulze, Profeſſor zu Gotha.
13. Dr. Eduard Köllner, Profeſſor zu Göttingen.
14. Dr. Auguſt Beck, Oberlehrer am Realgymnaſium zu Gotha.
15. Dr. Ludwig Kayſer, Privatdocent an der Univerſität zu Heidelberg.
16. Dr. Friedrich Kayſer, Pfarrvikarius in Heidelberg.
17. Karl Heinrich Haſſenſtein, Oberlehrer am Realgymnaſium zu Gotha.
18. G. Bernhardy, Profeſſor in Halle.
19. Raphael Kühner, Conrector zu Hannover, Dr. ph.
20. Dr. Heinrich Habich, Collaborator am Gymnaſium zu Gotha.
21. Dr. Fr. Berger aus Gotha.
22. Dr. H. Th. Kühne, Lehrer der Mathematik am Gymnaſium zu Gotha.
23. Carl Groſch, Stadtgerichtsrath zu Gotha.
24. Carl Anton Bretſchneider, Profeſſor am Realgymnaſium zu Gotha.
25. Dr. Karl Ernſt Georges aus Gotha.
26. Dr. L. v. Jan, Profeſſor aus Schweinfurt.
27. Carl Friedrich Nägelsbach, Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.
28. Johann Heinrich Millenet, Profeſſor am Gymnaſium zu Gotha.
29. Bernhard Schmid, Dr. theol. und Miſſionar in Oſtindien, aus Jena.
30. Joh. Chr. Gottl. Richter, Dr. aus Nordhauſen.
31. Eduard Haage, Conrector in Ilfeld.
32. Chriſt. Gotthold Neudecker aus Gotha, Dr. phil. u. ord. Mitglied d. hiſt.-theol. Geſellſchaft zu Leipzig.
33. Dr. Friedr. Aug. Ukert, Profeſſor und Bibliothekar in Gotha.
34. Dr. Friedrich Ritſchl, Prof. in Bonn.
35. Dr. F. W. Schneidewin, Profeſſor aus Göttingen.
36. Dr. Friedrich Beck, Lehrer d. fr. u. engl. Sprache an der Handelsſchule zu Gotha.
37. Dr. Gottfr. Wilh. Hertel, Rector des Gymnaſiums zu Zwickau.
38. Dr. Eberhard, Profeſſor aus Coburg.

39. Schneider, Collaborator an dem Gymnaſ. zu Coburg.
40. Förtſch, Studienlehrer von Augsburg.
41. Dr. Hechtfiſcher, Studienlehrer aus Bayreuth.
42. Collegienrath Dr. Lipmann.
43. Profeſſor Dr. Krüger, Director aus Braunſchweig.
44. Profeſſor Dr. Emperius, am Carol. zu Braunſchweig.
45. Dr. G. Regel, Collab. am Gymnaſium zu Hildesheim.
46. Karl Regel, Privatlehrer in Laubach.
47. Joh. H. Traug. Müller, Director des Realgymnaſiums zu Gotha.
48. Th. Fr. G. Reinhardt, Profeſſor zu Hildburghauſen.
49. Dr. Gottfried Hermann aus Leipzig.
50. Profeſſor Dr. Jacob aus Pforta.
51. Dr. Geppert aus Berlin.
52. Director Imanuel aus Minden.
53. Dr. E. S. Unger aus Erfurt.
54. Profeſſor Dr. Lachmann aus Berlin.
55. Dr. Georg Aenotheus Koch, Oberlehrer aus Leipzig.
56. Dr. Ludwig Breitenbach aus Schleuſingen.
57. F. B. Fritzſche aus Roſtock.
58. O. F. Fritzſche, Profeſſor aus Zürich.
59. Dr. J. G. Kreyſſig, Prof. aus Meißen.
60. Dr. Fr. Kraner, Oberlehrer aus Meißen.
61. Dr. Cron, Studienlehrer in Erlangen.
62. Dr. M. Ohm, Prof. ord. an der Univerſität Berlin.
63. Director Pabſt aus Arnſtadt.
64. Profeſſor Bärwinkel aus Arnſtadt.
65. Collaborator Hoſchke aus Arnſtadt.
66. Collaborator Uhlworm ebend.
67. Collaborator Uhlworm ebend.
68. Director Rothert aus Lingen.
69. Profeſſor Ullrich aus Hamburg.
70. Dr. Aug. Straubel aus Gotha.
71. Conrector Hopf aus Hamm in Weſtphalen.
72. Profeſſor Zachariä aus Göttingen.
73. Bertram, Gymnaſiallehrer zu Gotha.
74. Dr. Brandis, Aſſeſſor aus Hildburghauſen.
75. Profeſſor Dr. Stickel aus Jena.
76. Dr. v. Pansner, Staatsrath und Ritter aus Arnſtadt.
77. Dr. Lechner, Rector des Gymnaſ. zu Hof.
78. Dr. Krahner, Lehrer am Gymnaſium im Kloſter U. l. Fr. in Magdeburg.
79. Dr. Parreidt, Lehrer am Gymnaſium im Kloſter U. l. Fr. in Magdeburg.
80. Dr. G. F. Grotefend, Director des Lyceums in Hannover.
81. Dr. C. L. Grotefend, Collaborator aus Hannover.
82. Welcker, Gymnaſiallehrer in Gotha.
83. K. Roſt, Pfarrer zu Remſtädt.
84. Kieſelhauſen, Garniſonpred. in Gotha.
85. Dr. Fabri, Profeſſor am Gymnaſium zu Nürnberg.
86. Dr. Peter, Director des Gymnaſiums zu Meiningen.
87. Dr. Kritz, Prof. am Gymnaſ. zu Erfurt.
88. Dr. Straß, Director des Gymnaſiums zu Erfurt.
89. Dr. Besler, Profeſſor des Gymnaſiums zu Erfurt.
90. K. Schöppach, Gymnaſiallehrer aus Meiningen.
91. C. H. Wenig, Director der ſtädtiſchen Oberſchule zu Erfurt.
92. Dr. Haun, Director des Gymnaſiums zu Mühlhauſen.
93. Dr. Ameis, Subconrector am Gymnaſium zu Mühlhauſen.
94. Fr. J. Frommann aus Jena.
95. Dr. Thierbach, Profeſſor am Gymnaſium zu Erfurt.
96. Diakonus Rauch aus Arnſtadt.
97. Dr. Schwanitz, Gymnaſiall. v. Eiſenach.
98. H. Fritzſche, Dr. phil. aus Leipzig.
99. Dr. Mahr, Profeſſor am Gymnaſium zu Eiſenach.
100. Dr. Aler. Wittich aus Eiſenach.
101. Dr. Wilh. Rein, Profeſſor in Eiſenach.
102. Dr. Auguſt Witzſchel, Gymnaſiallehrer aus Eiſenach.

103. Dr. Ch. Sommer, Prof. aus Rudolſtadt.
104. Lobegott Samuel Obbarius, Profeſſor aus Rudolſtadt.
105. Dr. Julius Cäſar, Privatdocent zu Marburg.
106. Dr. Guſtav Zenker, Vorſteher eines Inſtituts zu Jena.
107. Ulrich von Zech aus München.
108. Friedrich Vierſchrodt aus Gotha.
109. Dr. Hermann Weißenborn, Privatdocent in Jena.
110. Reinthaler, Vorſteher des Martinſtifts in Erfurt.
111. Ferdinand Hand, Profeſſor in Jena.
112. F. A. Nüßlin von Mannheim.
113. Mothſchiedler, Superintendent aus Friedrichroda.
114. Dr. Wilhelm Weißenborn, Profeſſor in Eiſenach.
115. Dr. Ernſt Lieberkühn, Gymnaſiallehrer in Weimar.
116. Dr. Conſtantin Scharff, Gymnaſiallehrer in Weimar.
117. Dr. Gernhard, Conſiſtorialrath und Director des Gymnaſiums zu Weimar.
118. Dr. Vent, Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar.
119. Dr. Weber, Profeſſor am Gymnaſium zu Weimar.
120. Dr. Fiſcher, Profeſſor am Gymnaſium zu Hildburghauſen.
121. Director Hartung aus Schleuſingen.
122. Dr. Franz Spitzner, Director aus Wittenberg.
123. Dr. Max Schmidt, Rector der latein. Schule u. Condir. der Frank. Stiftungen in Halle.
124. Dr. Theodor Schmid, Gymnaſialdirector zu Halberſtadt.
125. Dr. Theodor Herold, Prof. u. interim. Rector der Kloſterſchule Roßleben.
126. Dr. Friedrich Ellendt, Director aus Eisleben.
127. Dr. L. Wieſe, Profeſſor am Joachimsth. Gymnaſium zu Berlin.
128. C. Fr. Brenske, Adjunct am Joachimsth. Gymnaſium zu Berlin.
129. Dr. Mönch, Oberlehrer am Gymnaſium zu Eisleben.
130. Joach. Günther, Collab. am königl. Pädagogium in Halle.
131. Friedrich Peucer, Oberconſ.-Präſident in Weimar.
132. F. E. Chr. Bach, Conſiſtorialrath und Superintendent in Ohrdruff.
133. Profeſſor Oſann aus Gießen.
134. Dr. Weber, Director aus Caſſel.
135. Dr. Schubart aus Caſſel.
136. Profeſſor Walz aus Tübingen.
137. Dr. Th. Bergk aus Caſſel.
138. Schimmelpfeng, Gymnaſiallehrer aus Caſſel.
139. Dr. Karl Friedrich Hermann, Prof. in Marburg.
140. Dr. Fr. Gerlach, Prof. und Bibliothekar in Baſel.
141. Dr. Laur. Lerſch aus Bonn.
142. Rector Volkhart aus Bockum in der Grafſchaft Mark.
143. Gymnaſiallehrer Hatham aus Arnſtadt.
144. Etatsrath Prof. Nitzſch aus Kiel.
145. Hofrath Prof. Ritter aus Göttingen.
146. Profeſſor Weber aus Bremen.
147. Director Wiedaſch aus Ilfeld.
148. Dr. Ahrens aus Ilfeld.
149. Dr. Volckmar aus Ilfeld.
150. Collaborator Hahmann aus Ilfeld.
151. Collaborator Kornmann aus Gotha.
152. Oberſchulrath Kohlrauſch aus Hannover.
153. Dr. Kerſt aus Gotha.
154. Director Ranke aus Göttingen.
155. Sickel, Collaborator in Roßleben.
156. Director Seebode zu Gotha.
157. Dr. Braunhard aus Greußen.
158. Dr. Genthe aus Eisleben.
159. Dr. Gräfenhan aus Eisleben.
160. Schulrath Krügelſtein aus Ohrdruff.
161. Profeſſor Pahl aus Tübingen.
162. Profeſſor Scheidler aus Jena.
163. Profeſſor Danz aus Jena.

164. Professor Göttling aus Jena.
165. Diaconus Pfitzner aus Gotha.
166. Dr. Bippart aus Leipzig.
167. Schultheiß aus Nürnberg.
168. Vicepräsident Röhr aus Weimar.
169. Oberlehrer Dr. Kieser aus Sondershausen.
170. Pfarrer Heyder in Gotha.
171. Pfarrer E. F. Möller aus Döllstedt.
172. Diaconus Demmer in Gotha.
173. Pfarrer Anacker von Töttelstädt.
174. Pfarrer Credner von Wölfis.
175. Rector Schrickel aus Göttingen.
176. Director Dr. Funkhänel aus Eisenach.
177. Dr. Schmiedt aus Roßleben.
178. Professor Briegleb aus Eisenach.
179. Oberlehrer Lommatzsch aus Keilhau.
180. Professor Dr. E. v. Leutsch aus Göttingen.
181. Director Dr. Münscher in Hersfeld.
182. Dr. Wiskemann in Hersfeld.
183. Gymnasiallehrer Gies aus Hersfeld.
184. Professor Schall aus Stuttgart.
185. Conrector Krügelstein aus Ohrdruff.
186. Conrector Müller aus Naumburg a. S.
187. Dr. Loers, Gymnasialdirector in Trier.
188. Pastor Bödeker aus Hannover.
189. Pastor Fleischhauer aus Teutleben.
190. Superintendent Hey aus Ichtershausen.
191. Dr. Hummel aus Göttingen.
192. Professor Schnitzer aus Heilbronn.
193. Dr. Geffers aus Göttingen.
194. Dr. Möller, Geh. Archiv-Secret. u. Secret. an der Bibliothek in Gotha.
195. K. Ch. v. Wüstemann, Geh. Rath aus Altenburg.
196. Professor Hansen aus Gotha.
197. Dr. Ludwig Storch aus Gotha.
198. Pfarrer Beck aus Gotha.
199. Dr. Schulze, Pfarrer aus Langenhain.
200. Consistorialrath v. Plessen aus Ohrdruff.
201. Pfarrer Cramer in Emleben.
202. Oberlehrer Dr. Palm in Leipzig.
203. Prof. Dr. Herling aus Frankfurt a. M.
204. Superintendent Dr. Holzapfel a. Bensshausen.
205. Thöl, Professor in Göttingen.
206. Dr. Th. Rumpel, Gymnasiallehrer in Halle.
207. Director Dr. Kästner in Celle.
208. Dr. Allihn aus Halle.
209. C. A. Noback, Lehrer an der Handelsschule in Erfurt.
210. Friedrich Noback, desgl.

Digitized by Google

Verhandlungen

der

vierten Versammlung

deutscher

Philologen und Schulmänner

in

Bonn 1841.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1842.

Digitized by Google

Vorwort.

Indem der Unterzeichnete in Folge des ihm gewordenen Auftrages die vorliegenden Verhandlungen dem Druck übergibt, liegt ihm ein doppelter Wunsch besonders nahe: daß es ihm bei denjenigen Erörterungen, für welche keine gefälligen Mittheilungen der verehrten Redner selbst benutzt werden konnten, einigermaßen gelungen sein möchte, aus den, der Natur der Sache nach nicht immer ausreichenden Andeutungen der schriftlichen Protokolle den Sinn der Vortragenden wenigstens annäherungsweise zu treffen; — wo dieß aber trotz diplomatischer Treue oder auch rathender Conjectur nicht geglückt sein sollte, wie vielleicht S. 83, daß ihm da wohlwollende Nachsicht nicht entstehen möge.

Bonn, Februar 1842.

F. Ritschl.

Digitized by Google

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat *);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande **) liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

(Folgen die Unterschriften.)

*) Nach dem Beschlusse der dritten Versammlung können Vorträge, die vom Blatte gelesen werden sollen, nur dann Berücksichtigung finden, wenn dieselben dem jedesmaligen Vorstande einige Zeit vor Eröffnung der Versammlung zugeschickt worden sind. S. die Verhandlungen der dritten Versammlung (Gotha 1841) S. 79 f.

**) welcher aus einem Präses und einem Vice-Präses besteht. S. ebenda S. 43.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Bonn, am 29. September 1841.

Die vorbereitende Sitzung wurde früh 8 Uhr vom Professor Ritschl, als Vicepräses der dießjährigen Versammlung, mit wenigen einleitenden Worten eröffnet, die ungefähr diese waren:

„Hochansehnliche Versammlung! Die vorjährige Versammlung beschloß, daß in Zukunft zwei statt eines Geschäftsführers gewählt, und so das, was bis dahin nur als Ausnahme vorgekommen war, zur Regel gemacht werden sollte. Auf eine schmerzliche Weise hat sich die Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung sogleich im ersten Jahre bewährt, indem durch die Abwesenheit unseres allverehrten Präses, meines theuern Freundes und Collegen Welcker, die Verpflichtungen, welche jene Wahl auflegt, auf mich übergegangen sind, den das ehrende Vertrauen der Versammlung zum stellvertretenden Geschäftsführer ernannte. Erlauben Sie mir zunächst, hochverehrte Anwesende, die Empfindungen, welche ihn bei der Abreise bewegten, und die er Ihnen auszudrücken mich sowohl mündlich als noch in diesen Tagen brieflich auf das Angelegentlichste beauftragte, für heute in einen herzlichen Gruß zusammenzufassen, den er Ihnen sendet, nähere Mittheilung aber der Eröffnung unserer ersten öffentlichen Sitzung vorzubehalten. Auch in anderer Beziehung wollen Sie mir gestatten, mich heute rein auf das Geschäftliche zu beschränken, und nur mit einem Worte Ihre geneigte Aufmerksamkeit auf mein eigenes Verhältniß zu lenken. Geraume Zeit nur auf secundäre Beihülfe und Mitwirkung vorbereitet und eingerichtet, bin ich, da ich es am wenigsten erwartete, in den Fall gekommen, den ganzen Umfang der Geschäfte allein übernehmen zu müssen, und bin durchdrungen von dem Gefühl, wie sehr ich in allen Stücken Ihrer Nachsicht bedarf und bedürfen werde. Indem ich diese Nachsicht erbitte, gestehe ich, daß ich ihr zugleich vertraue, in der Ueberzeugung, Sie werden, wo die That nicht ausreicht, den guten Willen gelten lassen, dessen ich mir mit eben solcher Lebendigkeit, wie der unzureichenden Kraft, bewußt bin. Und so lassen Sie es uns guten Muthes mit einander versuchen, und hoffen, daß das erhebende Gefühl einer so schönen Gemeinschaft die etwa hervortretenden Mängel übertragen werde."

Nachdem hierauf die Statuten des Vereins verlesen worden waren, wurde zur Wahl der Büreaubeamten geschritten. Auf den Vorschlag des Vorsitzenden wurden Professor Fiedler aus Wesel, Professor Wilberg aus Essen und Dr. Lersch aus Bonn zu Secretären der dießjährigen Versammlung ernannt und nahmen diese Wahl mit freundlicher

Bereitwilligkeit an. Indem die Verlesung des Namenverzeichnisses der bis dahin eingetroffenen Mitglieder aus bewegenden Gründen an das Ende der Sitzung verlegt wurde, durfte jetzt, da den statutenmäßigen Anforderungen zum Zusammentritt des Vereins Genüge geleistet war, in Gemäßheit der höchsten Orts ertheilten gnädigen Genehmigung die vierte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für gesetzmäßig constituirt erklärt werden.

Hiernächst gebot die Dankbarkeit, der zahlreichen und allseitigen Begünstigungen, deren auch diese vierte Versammlung sich erfreute, anerkennende und rühmende Erwähnung zu thun. Der Vorsitzende pries zuerst die Gnade Sr. Majestät des Königs, Höchstwelcher auf die, nicht dankbar genug zu verehrende Verwendung des Wirklichen Geheimen Staatsministers Herrn Eichhorn Excellenz, nicht nur die landesherrliche Genehmigung huldreichst ertheilt, sondern auch zur würdigen Durchführung der Vereinszwecke, so wie zur gastlichen Bewirthung der Versammelten in hochherziger Munificenz die Summe von 1000 Rthlr. zur Verfügung gestellt hatte.*) Der Vorsitzende dankte ferner dem aus Mitgliedern der Universität und der Stadt (den Herrn Oberbürgermeister an der Spitze) gebildeten Comité, welches keine Mühwaltung, keine Hingebung gescheut hatte, um den erwarteten Gästen einen angemessenen Empfang und zufriedenstellenden Aufenthalt zu bereiten; dem Herrn Rector Magnificus und Hochlöblichen Senat der Königlichen Universität für die geneigte Bewilligung der akademischen Aula zum Versammlungssaal; den Herren Directoren der akademischen Institute und der städtischen Lese- und Erholungsgesellschaft für die freundliche Gewährung des freien Zutritts zu den Sammlungen und dem Lesekabinet; den löblichen deutschen Zeitungsredactionen für die unentgeltliche Aufnahme der den Verein betreffenden öffentlichen Bekanntmachungen; der liberalen Direction der Kölnischen Dampfschifffahrtsgesellschaft für die besondere Rücksichtsnahme, mit welcher ein eigenes Boot, zur Beförderung der Versammelten nach Königswinter, aus dem regulären Dienst war genommen worden; endlich dem sehr geehrten vorjährigen Präsidium, welches mit Rath und That die Vorbereitungen zu der dießjährigen Versammlung gefördert hatte.

Alsdann wurden die dem Verein gebotenen Widmungen und Darbringungen zur Kenntniß der Versammlung gebracht. Es wurden zunächst vertheilt die dem Präsidium zu dieser Verwendung eingehändigten Exemplare (1) eines lateinischen Begrüßungsgedichtes an die werthen Gäste von Dr. Düntzer; (2) der neuen „Beschreibung des akademischen Kunstmuseums zu Bonn", durch welche Aufmerksamkeit der Verfasser, Professor Welcker, auch aus der Ferne seine Theilnahme vergegenwärtigen und sein Andenken mit einem sichtbaren Zeichen erneuen wollte; (3) der von Dr. Dübner aus Paris schon im vorigen Jahre eingesandten, aber zu spät

*) Allgemein war der Jubel, in welchem sich das enthusiastische Dankgefühl der Versammlung bei dem an demselben Tage in Königswinter stattfindenden Festmahle auf Anlaß eines Toastes Luft machte, der etwa so lautete: „In ehrfurchtsvollem Dankgefühl gedenken wir des hochherzigen Fürsten, welcher, mit begeisterter Neigung und tiefer Kennerschaft den Interessen moderner Bildung und der Blüthe moderner Kunst zugewendet, daneben den unvergänglichen Werth des klassischen Alterthums vom großartigsten und umfassendsten Standpunkte würdigt, und durch solche Würdigung die erhebende Bürgschaft gewährt, daß diesen Studien wiederum auf eine lange Reihe von Jahren hinaus ihre Stellung als ewiges Fundament und wesentliche Ergänzung aller edlern Menschenbildung gesichert sei. Se. Majestät, unser erlauchter Herr und allverehrter König, der diese Versammlung seines gnädigen Schutzes gewürdigt hat, er lebe hoch!"

eingetroffenen Bearbeitung von Philodemi fragmenta περὶ ποιημάτων. Außerdem waren zwei an die Verſammlung gerichtete Anträge zur Empfehlung und Förderung litterariſcher Unternehmungen von je einem Probeexemplar begleitet, welche die Verleger, die Herren Göpel und Köhler in Stuttgart, dem Verein zum Geſchenk gemacht hatten, nämlich (4) „Hellas und Rom: Vorhalle des klaſſiſchen Alterthums in einer organiſchen Auswahl aus den Meiſterwerken ſeiner Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen; nach den beſten vorhandenen Uebertragungen herausgegeben ꝛc. ꝛc. von K. Fr. Borberg" und (5) „Süddeutſche Schulzeitung für Gelehrten- und Realſchulen, herausgegeben von Friſch, Keim, Pfaff, Schall, Schmid" (2ter Jahrgang). Beide Werke wurden, da der Verein ſtatutenmäßig keinerlei Sammlung beſitzt, auf den Antrag des Vorſitzenden der Bibliothek des Bonner Gymnaſiums überwieſen.

Hieran ſchloß ſich ſchicklich die Erwähnung, Vorzeigung und Empfehlung der, auf Beſtellung der vorjährigen Verſammlung von dem Gothaiſchen Künſtler Helfricht gearbeiteten, in mehrern hundert Exemplaren eingeſandten Denkmünze mit Otfried Müllers Bildniß auf der Vorderſeite, und einer angemeſſenen Inſchrift auf der Rückſeite. Zugleich wurde angekündigt, daß auch von der, im vorigen Jahre vorgelegten Denkmünze mit F. A. Wolfs Bildniß noch eine Anzahl von Exemplaren für diejenigen bereit liege, deren Wünſche damals nicht befriedigt werden konnten.

Es folgte jetzt die Aufzählung der angemeldeten Vorträge:

1) In wie weit ſind die jetzigen materiellen Richtungen den klaſſiſchen Studien gefährlich? von Dr. Kreuſer aus Köln.
2) Ueber einen Mangel jetziger Kritik, nebſt ſkizzirter Geſchichte der griechiſchen Sprache, von Demſelben.
3) Ueber die griechiſche Lectüre und deren Verbindung mit der griechiſchen Culturgeſchichte auf der oberſten Stufe der Gymnaſialbildung, von Oberſtudienrath Dr. Dilthey aus Darmſtadt.
4) Cicero's Nachrichten über die Servianiſchen Centurien, mit den entſprechenden des Livius und Dionyſius verglichen und gewürdigt, von Prof. Dr. Ritter aus Bonn.
5) Ueber Rudhardt's „Plan einer äußern und innern Vervollſtändigung der grammatiſchen Methode, die klaſſiſchen Sprachen zu lehren", zu beliebigem Gebrauch ſchriftlich eingeſandt von Dr. Fritſch in Wetzlar.
6) Ueber den Nutzen, den die deutſche Philologie geäußert hat auf die Behandlung der altfranzöſiſchen und provençaliſchen Litteratur, Vortrag in franzöſiſcher Sprache von Baron de Roiſin aus Bonn.
7) Ueber parallele Behandlung der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Grammatik — (ein Gegenſtand, welcher das vorige Mal (ſ. Verhandll. S. 115) von Hofrath Thierſch, mit Zuſtimmung der in Gotha Anweſenden, der dießjährigen Verſammlung zur Berathung empfohlen worden war) — vom Lehrer J. H. J. Bartelmann aus Offenbach.

Der Vorſitzende äußerte die Vermuthung, daß die geringe Zahl der angemeldeten Vorträge vielleicht von einem Misverſtändniß der durch Beſchluß der vorjährigen Verſammlung in die Statuten aufgenommenen Beſtimmung herrühren möge, wonach die nicht frei zu haltenden Vorträge dem Vorſtande einige Zeit vor Eröffnung der Verſammlung zugeſandt werden ſollen. Er lehnte die etwaige Interpretation dieſes Beſchluſſes, als wenn dadurch im Entfernteſten eine

Censur beabsichtigt werde, durch die Erklärung ab, daß lediglich zum Behuf einer angemessenen Vertheilung des Stoffes auf die beschränkte Zeit eine vorgängige Beurtheilung der Ausdehnung jener Vorträge wünschenswerth sei, und forderte zu nachträglichen Anmeldungen auf. Demnach erbot sich zu einem Vortrag

8) über den Unterricht in der lateinischen Grammatik Prof. Dr. Fiedler aus Wesel.

Desgleichen ließ sich auf den Antrag des Hofrath Thiersch, mit welchem der Vorsitzende und Prof. Dr. Lassen (der denselben Antrag von sich abgelehnt hatte) ihre Bitten vereinigten,

9) Director Dr. Grotefend aus Hannover, obwohl nicht vorbereitet, geneigt finden, von Fellows jüngst erschienenen Reisewerken über Lyciens Sprache und Alterthümer einen übersichtlichen Bericht abzustatten.

Später, nachdem der Verlauf dieser vorbereitenden Sitzung auf eine ehrende Erwähnung Näke's und Niebuhr's geführt hatte, leitete Hofrath Thiersch die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf den, im dankbaren Gedächtniß Aller mit jenen beiden eng verknüpften Namen Heinrich, und in Folge ausdrücklich ausgesprochenen, von der Versammlung getheilten Wunsches erklärte sich nachträglich

10) Dr. Heinrich aus Bonn zu einer Mittheilung über den litterarischen Nachlaß seines verewigten Vaters bereit.

Hieran schloß sich die Ankündigung derjenigen kürzern Vorträge, welche sich auf Verhandlungen der vorjährigen Versammlung bezogen und als Vermächtnisse dieser auf die dießjährige Versammlung übergegangen waren, nämlich: 1) Bericht des Prof. Dr. Haase aus Breslau über einen Verein zur Ausbeutung auswärtiger Bibliotheken für philologische Zwecke; 2) Bericht des Prof. Dr. Ritschl über das Unternehmen eines Codex palaeographicus; 3) Bericht des Dr. Züllig aus Heidelberg über die Suringar'sche Preisaufgabe.

Indem hierauf zu verschiedenen, an den Verein gerichteten Anträgen übergegangen wurde, brachte der Vorsitzende 1) nachstehende, von Prof. Welcker schriftlich zurückgelassene Mittheilung zur Kenntniß der Versammlung:

„Herr Fellows, dessen beide Reisen nach Lycien die besondre Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher erregten, hat mir zu wissen gethan, daß, im Falle der deutsche Philologenverein junge Männer nach Lycien schicken würde, er mit Vergnügen bereit sei, ein solches Unternehmen zu unterstützen. Auch für die Benutzung seiner Entdeckungen hofft er Alles von deutschen Gelehrten, und würde gern manche nützliche Winke und Fingerzeige geben, wenn Jemand die Untersuchungen in Kleinasien weiter verfolgen sollte. Wenn auch die Aussicht nicht ist, daß für jetzt unser Verein Reisen oder andre den Wissenschaften förderliche, kostspielige Unternehmungen veranlassen und unterstützen könnte, so ist ein so achtbares Anerbieten doch nicht mit Stillschweigen zu übergehn."

In Beziehung hierauf bemerkte Hofrath Thiersch, daß ein junger Gelehrter aus Berlin sich bereits auf dem Wege nach Lycien befinde, und hoffte, daß es möglich sein werde, demselben die betreffende Nachricht noch nach Athen nachzuschicken. 2) Wurde ein Vorschlag des Dr. Urlichs aus Bonn zur Begründung eines „Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" angekündigt und eine Berathung dieses Vorschlages genehmigt.

Sodann kamen zur Erwähnung die an den Vorstand von Verfassern oder Verlegern gestellten Anträge zur Empfehlung litterarischer Unternehmungen, von denen theils Prospecte eingegangen

waren, die unter die Anweſenden vertheilt wurden, theils fertige Exemplare, die zur Anſicht und etwaigen Erwerbung ausgelegt wurden. Es betrafen dieſe Anträge 1) Berberg's Hellas und Rom, und 2) die ſüddeutſche Schulzeitung: ſ. o.; 3) Aug. Ravenſtein's (in Frankfurt a. M.) geographiſche Reliefs von Deutſchland; 4) Nackii Opuscula philologica (Bonn b. E. Weber); 5) die neue Folge des Rheiniſchen Muſeums für Philologie von F. G. Welcker und F. Ritſchl (Frankfurt a. M. bei J. D. Sauerländer). Hiermit ließen ſich noch die Mittheilungen verbinden, daß von den, die vier Facultäten darſtellenden, Götzenbergerſchen Freskomalereien der Aula, in welcher die Sitzungen des Vereins ſtattfanden, ſowohl gedruckte Erklärungen als in Kupfer geſtochene Abbildungen auf der Tribüne ausgelegt und zu den beſtehenden feſten Preiſen zu haben ſeien; und daß Herr Baurath L. Lange aus Darmſtadt mit dankenswerther Liberalität der Verſammlung den Genuß bereiten wolle, ſeine ſehr intereſſanten Originalzeichnungen griechiſcher Landſchaften in der zu dieſem Zweck eingeräumten Neben-Aula aufzuſtellen und der freien Beſchauung der Anweſenden während der folgenden Tage darzubieten.

Nachdem der Vorſitzende noch die nothwendigen Berathungen über die Wahl des nächſten Verſammlungsortes und Vorſtandes, ſo wie über den Druck der Verhandlungen für eine der öffentlichen Sitzungen angekündigt hatte, beantragte er auf Anlaß vielfach laut gewordener Wünſche, daß der ſchöne Vorgang früherer Verſammlungen, hervorragenden Verdienſten um die Philologie ein öffentliches Anerkenntniß zu widmen, auch für die dießjährige möge feſtgehalten werden. Demgemäß wurde beſchloſſen, 1) daß auch der nächſten Verſammlung eine, von dem Medailleur Helfricht in Gotha zu prägende Denkmünze, und zwar mit Niebuhr's Bildniß, vorgelegt werde, wofern durch einen hinlänglichen Abſatz der Müller-Medaille erſt die Koſten dieſes Unternehmens gedeckt ſein würden; 2) daß dem Profeſſor A. W. von Schlegel als Ausdruck der Geſammtempfindung der Verſammlung eine Addreſſe in lateiniſcher Sprache überreicht werde. Oberſchulrath und Archivdirector Dr. Friedemann aus Idſtein hatte, vom Vorſitzenden veranlaßt, die Güte gehabt, einen Entwurf aufzuſetzen, der von ihm verleſen und von den Anweſenden einſtimmig angenommen wurde.

Auf den Grund der bisherigen Mittheilungen konnte nunmehr zur Feſtſtellung der Tagesordnung für die öffentlichen Sitzungen fortgeſchritten werden, und wurden die dießfälligen Vorſchläge des Vorſitzenden, vorbehaltlich etwaiger Modificationen, die durch nicht im Voraus zu überſehende Zwiſchenfälle erforderlich werden dürften, von der Verſammlung genehmigt.

Schließlich gab der Vorſitzende ausführliche Auskunft und Anweiſung über Art und Anordnung aller an dieſem und den drei folgenden Tagen ſtattfindenden perſönlichen Zuſammenkünfte und geſelligen Vergnügungen. Die gedruckten Liſten der bis dahin eingetroffenen 163 Mitglieder wurden vertheilt, die Namen der letztern verleſen, und gleichzeitig den Einzelnen die Einladungskarten zu dem, in Folge Königlicher Munificenz in Königswinter veranſtalteten Feſtmahle eingehändigt.

II.

Protokoll

der

erſten öffentlichen Sitzung.

Bonn, am 30. September 1841.

Der Vorſitzende eröffnete früh 9 Uhr die Sitzung mit einer Anrede an die Verſammlung, deren weſentlicher Inhalt folgender war:

„Zunächſt iſt es das doppelte Gefühl befriedigter Erwartung und erwartungsvoller Freudigkeit, womit ich heute den hochanſehnlichen Kreis begrüße, den ein vor nunmehr einem Luſtrum gefaßter glücklicher Gedanke ins Leben rief. Es war ein Gedanke, geboren von der Begeiſterung eines Feſtjubels, der durch ein hartes Geſchick nur allzubald in Trauer, ja in Jammer verkehrt werden ſollte; ein Gedanke, zündend mit der Wirkung des Momentes, aber ſeine elektriſche Kraft ungeſchwächt fortpflanzend ſchon in das fünfte der rollenden Jahre, durch alle Gaue Deutſchlands, über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. In ſteigendem Maße ſehen wir die Theilnahme an dem ſchönen Verbande wachſen. Nicht nur die uns mehr oder weniger benachbarten deutſchen Kernländer, Weſtphalen, Heſſen, Baden, Würtemberg, Baiern, Naſſau, Hannover, Thüringen, ſowie das uns beklagenswerther Weiſe halb entfremdete Luxemburg, ſehen wir zu harmoniſcher Einigung ſich in unſerm Rheinlande zuſammenfinden, und die politiſche wie geiſtige Metropolis unſeres Staates in würdigſten Repräſentanten vertreten; auch die blutsverwandte Schweiz hat uns ihre Boten geſendet; Holland und Belgien verſetzt uns in die Zeiten der Hemſterhuis und Valckenaer zurück; das der deutſchen Berührung ſo lange entzogene Ungarn bezeugt ſeinen Antheil durch einen von der Univerſität zu Peſth und der gelehrten Nationalgeſellſchaft ausdrücklich bevollmächtigten Abgeordneten; und iſt es auch zum Theil mehr Zufall, daß wir Paris, England, Nordamerica, ja ſelbſt Weſtindien in unſern Reihen vertreten ſehen, ſo iſt es doch ein glücklicher Zufall, den wir in der Bedeutung eines guten Omen nehmen. Wenn von dieſer Seite ein ſo überraſchender Erfolg der dießjährigen Einladung zu dem Gefühl einer befriedigten Erwartung unſtreitig berechtigt, ſo wirkt eben dahin eine gar erfreuliche Erfahrung des geſtrigen Tages. Es iſt dieß die genügſame Laune, mit welcher die werthen Gäſte, was wir ihnen von Vorkehrungen und Anordnungen zu geſelliger Heiterkeit und vergnüglichem perſönlichen Verkehr als δόσις ὀλίγη τε φίλη τε zu bieten hatten, freundlich aufgenommen haben. Mögen Sie, was etwa unſerſeits hierin mangelhaft und unzureichend geblieben, auf einer andern Seite aufwiegen, aufwiegen durch den gediegenen Gehalt ihrer geiſtigen Darbringungen: ſie ſind das, dem wir mit erwartungsvoller Freudigkeit entgegenſehen.“

„Möchten ſich auf den Ausdruck dieſer freudigen Empfindungen meine einleitenden Worte beſchränken dürfen. Durch Eines wird leider die befriedigte Stimmung getrübt. Nicht Viele von Ihnen, Sie alle, gewiß alle ohne Ausnahme, vermiſſen mit mir ſchmerzlich Denjenigen, dem

dieſe Stelle, die erſt durch ihn würdig ausgefüllt ſein würde, nach Wahl und Verdienſt gebührt, unſern vortrefflichen Welcker; vermiſſen in ihm den theuern, hingebenden Lehrer, den treuen, männlichen, charaktervollen Freund, den liebenswürdigen, milden, ſtillvergnügten Geſellſchafter, die Zierde der Univerſität, den anregenden, erweckenden, poeſiereichen Wortführer der Wiſſenſchaft. Niemand aber kann das Geſchick, das ihn von uns entfernt hält, mehr beklagen als er ſelbſt. In ſeinem Auftrage, den er noch geſtern brieflich wiederholt hat, nehme ich mit wenigen Worten die Aufmerkſamkeit der hochanſehnlichen Verſammlung für ſeine perſönlichen Verhältniſſe in Anſpruch: da die bloße Möglichkeit einer Misdeutung ihn auf das Aeußerſte beunruhigte."

„Als im vorigen Herbſt Bonn zum Sitze der dießmaligen Zuſammenkunft und Er zum Vorſitzenden in Vorſchlag gebracht werden ſollte, machte er auf die Wahrſcheinlichkeit aufmerkſam, daß eine ſeit zwanzig beabſichtigte Reiſe, mit der er kaum noch länger ſäumen dürfe, eine Reiſe in die klaſſiſchen, nach langer Barbarei wiedergeborenen Gefilde, in das Land ſeiner wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Begeiſterung, gerade in dieſem Jahre würde zur Ausführung kommen können, wünſchte jedoch um nichts weniger, daß die Stadt Bonn, die Univerſität, die Provinz der ihr zugedachten Ehre nicht verluſtig ginge. In der That brachte ihm dieſes Jahr die Erfüllung des langgenährten Reiſewunſches, und da für dieſen Zweck die klimatiſchen Verhältniſſe die Benutzung gerade des Monats September überaus räthlich machen, ſo würde er jetzt ſchon längſt unter einem andern Himmel athmen, wenn nicht zufällige, nicht von ihm abhängige, doch unüberwindliche Hinderniſſe ihn bis in dieſen Monat hinein hier gehalten hätten. Schon fing er an, dieſem unfreiwilligen Bleiben die günſtige Seite abzugewinnen und ſich auf die Genüſſe unſerer Zuſammenkunft zu freuen, als eine neue Störung, ein nicht unbedenkliches körperliches Leiden, dazwiſchen trat. Schon an ſich gebot ſtrenge ärztliche Anordnung möglichſte Antheilloſigkeit an den unvermeidlichen körperlichen, geiſtigen, gemüthlichen Aufregungen eines ſo vielbewegten Zuſammenſeins, vollends des Präſidiums; zur unerläßlichen Pflicht aber wurde ſolche Entſagung, wenn nicht alle Ausſicht auf die Ausführung des, ein ganzes Mannesleben vorbereiteten Reiſeplanes gefährdet werden ſollte. So iſt ihm nichts übrig geblieben, als ſich zur Stärkung ſeiner angegriffenen Geſundheit, um ſich überhaupt nur zu befähigen zur griechiſchen Wanderung, nach Bad Ems zurückzuziehen, und nur ſeinen herzlichſten Gruß durch mich zu ſenden; es ſei mir erlaubt, aus ſeinem Schreiben wenigſtens das Schlußwort mitzutheilen: „„Was ich als unerſetzlich zu beklagen habe, iſt das Wiederſehen und Zuſammenſehen ſo vieler meiner alten Freunde und insbeſondere meiner lieben Zuhörer, ſo mancher darunter, mit denen bei fortgeſetztem Verkehr oder durch Briefe ich in ausgeſprochen freundſchaftlichem Zuſammenhange geblieben bin. Mögen denn dieſe die Erinnerung, welche Händedruck und freundliches Geſpräch erwecken, wenn ſie meinen herzlichen Gruß empfangen, auch im Stillen in ſich hervorrufen."" — Wäre er anweſend geweſen, ſo hätte er dieſe Verſammlung eröffnet in der würdigſten Weiſe; es war ihm eine Herzensſache, zu einem ſo empfänglichen und einſichtsvollen Kreiſe ſich auszuſprechen über ſeine, durch ein ſo reiches wiſſenſchaftliches Leben gereiften Anſichten und Ueberzeugungen über das Verhältniß der Philologie und des klaſſiſchen Alterthums zu der heutigen Welt. Er beabſichtigte auf meine angelegentliche Bitte dieſen Vortrag als Eröffnungsrede des heutigen Tages durch ſeinen Stellvertreter leſen zu laſſen; er verſprach noch in einem geſtern Abend eingetroffenen Briefe, daß das Manuſcript vor heute früh 9 Uhr eingehen ſollte; es iſt bis dieſen Augenblick nicht angelangt. Trifft es ein, ſo darf ich mich gewiß der allgemeinen Zuſtimmung

alten, wenn ich um die Erlaubniß bitte, den Vortrag im Laufe dieser Sitzungstage ngemessenen Zeit noch mitzutheilen."

ir aber, den die vorjährige Versammlung mit dem Amte der Stellvertretung beehrt das Gewicht der Verpflichtungen, die durch die Abwesenheit meines Collegen auf mich en sind, doppelt schwer aufs Herz. Ein großer, wo nicht der größte Theil der ver- vesenden besteht aus Männern, die ihre Bildung hier empfangen haben, und mit ihren n Erinnerungen an den geistigen Pflegern ihrer Jünglingsjahre hängen. Um aus dem reise der eigentlich philologischen Lehrer und Meister nicht herauszugehen: selbst hier ei unvergeßliche Namen, mit dem Ruhme der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Univer- bar verwachsen, die ein beklagenswerthes Geschick allzufrüh aus der Reihe der Leben- t hat: Heinrich und Näke sind nicht mehr. Auf den dritten, der allein übrig ist n engern Kreise, würden die zahlreichen Schüler alle Pietät und Liebe wie in einen kt gesammelt haben. Auch er fehlt in diesen festlichen Tagen, und damit dem Gefühl digung, welche persönlicher Anhalt gibt als ein Mittelpunkt für den Cultus des Her- att dessen finden Sie an der Stelle, die, wenn es der Himmel anders gefügt hätte, jenen Veteranen einnehmen würde, einen jüngern Mann und einen Neuling, zu dem keinerlei nähere Beziehung mitbringt, für Ihre Empfindung, wie ich mir nicht ver- ichsam einen Eindringling, dem im rheinischen Boden feste Wurzel zu schlagen die Kürze erseins noch nicht vergönnt hat. Hier gilt es also vor Allem Ihre Nachsicht, die ich ern angesprochen habe, und Ihr Vertrauen, mit welchem jedes persönliche Verhältniß, ihen soll, anheben muß, noch ehe es verdient, noch ehe es gerechtfertigt ist. Lassen Sie en, daß das Verhältniß, in welches ich durch das Bindeglied unseres deutschen Vereines n neuen Landsleuten getreten bin, dazu beitrage, daß ich Ihnen nicht mehr ein Fremder ich der Ihrige werde; erlauben Sie mir, daß ich die vorübergehende Stellung, in die zu Ihnen gesetzt bin, gleichsam als den feierlichen Akt meiner dauernden Nationalisirung n darf."

Und hiermit wende ich mich von den persönlichen Beziehungen, deren flüchtige Berüh- ie mir verzeihen und dadurch den ersten Beweis Ihrer Nachsicht geben wollen, zu unserm Werke selbst."

Nachdem das zweite Verzeichniß eingetroffener Philologen und Schulmänner verlesen, und en Vorsitzenden noch ein unterdeß angebotener Vortrag von Prof. Dr. Walz aus Tü- über antike Wandmalerei angemeldet worden war, bestieg der festgestellten Tages- gemäß Oberstudienrath **Dilthey** die Tribüne, und hielt **über die griechische Lee- nd deren Verbindung mit der griechischen Culturgeschichte auf der ober- tufe der Gymnasialbildung** nachstehenden Vortrag:

„Die Talente und Verdienste, welche ich in diesem hochachtbaren Kreise repräsentirt sehe, mir Schweigen auferlegen, wenn es der einzige Zweck dieses Vereins wäre, geweihte aus dem Munde der Hohenpriester unserer Wissenschaft zu vernehmen. Tiefe Gedanken s Wesen und die Bestimmung der Philologie, über die schrankenlose Unendlichkeit des , was Griechen und Römer uns bieten, Gedanken, welche das Reich des Wissens erweitern,

die Seele heben, den Eifer kräftigen und Zweck und Mittel unſeres Wirkens veredeln, von dem Sonnenlichte der Genialität durchleuchtet, haben wir in unſerm Kreiſe ſeit vernommen und werden wir noch vernehmen von Creuzer, Hermann, Jacobs, Thierſch, Zell und Andern, deren hellſehende Pſyche durch den Zauberſtab des Genies Welten a erſtehen läßt. Soll ich es wagen, die Aufmerkſamkeit und Theilnahme dieſer würdigen lung von den Sonnenhöhen der Ideen, aus den Tiefen der gelehrten Forſchung al und auf die umgebende Wirklichkeit hinzuleiten, die neben vielem Schönen und Erhal auch ſo viel Mangel und Halbheit, Zerwürfniß und Verfall darbietet? Es mag dies ni weg erfreulich ſein, aber es ſcheint darum nicht minder nothwendig und dem Zweck de entſprechend. Denn wie Welt und Zeit auf das Studium energiſch einwirken, ſo ſoll Studium auf Welt und Zeit einwirken, und die Ueberzeugung, daß dieſe Reaction ein tem größere Intenſität gewinnen müſſe, hat ohne Zweifel denen beigewohnt, welchen und Daſein des Vereins und den Genuß unſerer diesmaligen Verſammlung verdanken. ſeelte ſie der Genius der Georgia Augusta, welcher das Culturleben des letztverfloſſe hunderts zwar nicht auf neue Principien und Organismen begründet, aber die vorhanden und gewonnenen Reſultate durch alle Adern der Bildung fortgeleitet und in ſtets e Umſchwung erhalten hat. Auf dem Grabfelde ihres erſten Jahrhunderts iſt von den dieſes Vereins ein Fruchtfeld angebaut worden, deſſen Erzeugniſſe, von unſern Händen der Welt zu gut kommen ſollen. Was von einſamer Meditation geſchaffen früher nur len und Schriften für Einzelne zugänglich wurde, das iſt durch das perſönliche Zuſam der Wiſſenſchaftgenoſſen, die durch wechſelſeitigen Austauſch ihrer Ideen, Entdeckung ſchlüſſe und Vorſchläge gemeinſam mit einander denken und durch einander wirken, als cher Beſtandtheil der höheren Bildung auch äußerlich der Welt ſichtbar geworden und durch eine öffentliche Anerkennung gewonnen, in welcher eine mächtige Stütze ſeines liegt; es wird nunmehr, von einer durch Einigung ſtarken Corporation mit gemeinſame gehalten und gehoben, um ſo ſicherer den Stürmen Trotz bieten können, welche der Umſchwung politiſcher, ſocialer und didaktiſcher Verhältniſſe am Horizonte der Zeit hera hat. Der Verein würde Halt und Ziel ſeines Beſtehens gefährden, wenn er, wie ihm worden, nur die reine Wiſſenſchaft zum Object ſeiner Thätigkeit machen, ihre Fort aber durch den öffentlichen Unterricht, ihre Anwendung aufs Leben und ihren Einfluß heutige Weltbildung außer Acht laſſen wollte. Nicht ein kaltes, ſtarres, todtes Wiſſen, lehrten Notizen und Citaten zuſammengewebt und mit Abſtractionen und Parallelen verbi wir zu erhalten und zu mahnen berufen, ſondern ein Wiſſen, was im blühenden Lebe mit den vielgeſtaltigen Intereſſen der Gegenwart, mit dem Geſammtfortſchritt der G befreundet, was menſchliche Verhältniſſe durchdringt und geſtaltet, und ſeine ſchönſten und Früchte nicht allein in Gelehrſamkeit, ſondern auch in Herz und Phantaſie, in Ge Liebe, in Muth und Thatkraft zur Reife bringt. Wir begeben uns, wie Göthe ſagt Wiſſen und die Wiſſenſchaft, um deſto ausgerüſteter ins Leben wiederzukehren, und uns ſoll nicht bloß das Leben begleiten, ſondern es auch zu leiten verſtehen. Möchte ich hi rechtfertigt erſcheinen, wenn ich durch meinen Vortrag nicht die Wiſſenſchaft zu erhöhen ſie für das Leben fruchtbarer zu machen verſuche."

„Es iſt eine bekannte, von uns Allen gemachte Erfahrung, daß die claſſiſchen

ndere das griechische Element derselben sich nicht gleicher Gunst, wie früher bei dem Geschlechte erfreuen, vielmehr von einem großen Theile desselben auf dem Gebiete ichts angefeindet und verdrängt werden. Graecia barbariae lento collisa duello, dies hauspiel, welches tausendfältig wechselnd in Leben und Schrift uns entgegentritt, und dabei die Kräfte der Zerstörung, die mit tausend Armen des Briareus in das Leben oft mächtiger, als die der Erhaltung und Verbesserung. Grund und Wesen dieses zu erörtern, oder Andersdenkende zu widerlegen, ist nicht meine gegenwärtige Absicht. ger gedenke ich eine eitle Wehklage über gegenwärtige Zustände zu erheben. Ἀνάγκη αχητέον, und wo nur wahre Meister der classischen Bildung auftraten und inmitten nbaren Unordnung und Zerstörung die stillen Gesetze fortschreitender Bildung festhielben sie auch noch immer tüchtige Schüler gezogen, da hat sich durch diese ihre Thätigdlnendliche verzweigt, da hat es ihnen an ehrender Anerkennung in ihren Kreisen noch lt, und am wenigsten ist es geglückt, ihnen die Gefühle dankbarer Verehrung in den n der von ihnen gebildeten jüngeren Generation zu entfremden, da bedurfte es höchdes entschlossenen Widerstandes gegen die Willkühr egoistischer Absichten, oder tigung von Irrthümern und Vorurtheilen, welche der eignen Anschauung entbehden wirklichen Zustand mißkennend, auf Reminiscenzen aus längst entschwundenen der eignen Jugendbildung gegründet waren. Aber noch weniger gedenke ich, die Gehellenischen Genius durch eine Lobrede zu verherrlichen. Innerhalb unseres Kreises Eulen nach Athen, Holz in den Wald tragen; außerhalb scheint die Lobpreisung der gerade dadurch, daß sie in allen Formen sich stets wiederholen muß, den Beweis zu aß sie für sich allein nicht genügende Ueberzeugung zu bewirken vermag. Versuchen wir durch innere Gestaltung und Behandlung auf die öffentliche Meinung einzuwirken und hr immer neu auftauchenden Antagonismus zu einer heilbringenden Regeneration des en Studiums umzuwandeln."

Wie man unserer Nation überhaupt und in allen Beziehungen oft den Vorwurf gemacht ihr bei aller Sinnigkeit der Speculation doch der praktische Sinn fehle, daß sie Kraft e des Geistes nur in der Welt innerer Anschaulichkeit bewähre, aber dagegen unbehülfverfällig und langsam sich erweise, wo es darauf ankommt, ihre Theorien in der wirkli lt zu realisiren, ihren Tendenzen die entsprechende Richtung, dem geistigen Betrieb rechte id rasche Förderung zu gewähren, so pflegt auch die philologische Forschung und das Studium in gleiche Kategorie gestellt zu werden. „Auch dieses", glaubt man oft, „sei Art, indem es von der Behandlung einer halben Variante bis zur Construction der Principien zwar jene innere Durchdringung bewähre, welche die Wissenschaft zur vollend andern Völkern unerreichbaren Gestaltung geführt, aber sie auch denen, die außerhalb ebietes, oder im Vorhof ihres Tempels stehen, in höherem Grade unzugänglich gemacht Je mehr subjective Ansichten und negative Resultate vorherrschend werden, um desto winde das feste Besitzthum, dessen Nutznießung auch dem Laien Jahrhunderte hindurch zu urde. Statt eine Summe gelöster Probleme und gewonnener Wahrheiten zu sammeln, mit dem festen Gepräge anerkannten Werthes einen sichern Curs durch die gebildete Welt werde ein bis zum Monde hinanfragender Ossa und Olymp von Theorien und Hypothe ethürmt, der als Träger der kühnsten Phantasiebilder gleichwohl am meisten der Gefahr

ausgesetzt sei, von dem Blitzstrahl eines neuen Genius zerschmettert zu werden. Seitdem die Alles zersetzende Kritik Homer's Persönlichkeit vernichtet und seine Helden in Sonnengötter verwandelt, die altrömische Geschichte in das Gebiet der Volksdichtung verwiesen, das Leben Jesu für einen Mythus erklärt, lange als classische Meisterwerke bewunderte Producte als durch Interpolation corrumpirte oder ganz untergeschobene Machwerke von Sophisten und Rhetoren anerkannt, die alte als an rohen Aeußerlichkeiten haftende Grammatik über Bord geworfen, die gesammte Sprach- und Wortforschung an die unscheinbarsten indogermanischen Wurzelfasern angeknüpft habe, seitdem überall so viel analysirt, distinguirt und combinirt werde, daß die Wirklichkeit und Möglichkeit der Dinge unter den Händen entschlüpfe, und die einfach großartigen Formen der antiken Welt nicht sowohl begriffen, als vielmehr nur in der subjectiven Luftspiegelung einer geistreichen Fata Morgana von fern geschaut wurden; seitdem sei auch das Element des alterthümlich philologischen Glaubens und Wissens verringert, und Halt und Festigkeit desselben in den Gemüthern der Menschen vermindert worden. Wie die Sprache nach der Ansicht eines berühmten Staatsmannes dem Menschen verliehen sei, um seine Gedanken zu verbergen, so diene Vieles zum Verständniß der classischen Literatur dazu, sie schwerer verständlich zu machen, und je mehr der Esoteriker in ihr Stoff zu neuen Entdeckungen und Beziehungen finde, um so mehr erblicke der Exoteriker in ihr nur einen Wechsel von Meinungen und Behauptungen, die ihm alle gleich wahr und gleich falsch erscheinen, weil wie in den Notis variorum immer nur Recht behalte, wer zuletzt das Wort führe." — Zwar haben wir alle Ursache, gerade dies als die Palingenesie der Wissenschaft zu feiern, daß sie nicht ein Abgeschlossenes und für Jedermann Greifbares producirt, sondern jede Errungenschaft nur als Folie einer neuen Gestaltung benutzt, nur als Mittelglied einer in's Unendliche fortschreitenden Progression gelten läßt. Aber allerdings scheint mit dem Werthe dieser inneren Entfaltung die Möglichkeit äußerer Verbreitung in gesicherten Formen und Weisen in umgekehrtem Verhältniß zu stehen. Darum mag es nicht undienlich sein, auf Hindernisse hinzudeuten, welche in der Mitte stehen zwischen der hohen Vollendung unserer philologischen Cultur und der Empfänglichkeit derer, die in unsern gelehrten Schulen ihre Bildung erhalten und an den classischen Studien Weltverstand, Urtheil, Geschmack und praktische Tüchtigkeit entwickeln. Ihnen thut es aber vor Allem noth, daß sie sich hingeben den Alten, sie in sich aufnehmen, von ihrem Wesen durchdrungen werden und von zerstückeltem Meinen und negativer Resignation sich erheben zu lebendiger Anschauung und selbstständiger Ergreifung der classischen Welt in ihren wahrsten und lehrreichsten Gebilden und Verhältnissen, daß sie in ihr leben und weben nicht wie in einem fremden, sondern wie in dem eignen Element, daß sie seien ihres Geschlechtes."

„Irre ich nicht, so läßt sich dieses Ziel durch Lehrer wie durch Bücher nur auf der Grundlage eines möglichst sichern, sprachlich historischen Wissens und eines daraus entspringenden fertigen und gewandten Könnens erreichen. Die Grundlegung der ersten Elemente ist es, von deren Gediegenheit Halt und Dauer des ganzen Gebäudes classischer Bildung abhängt. Wo in ihnen der Besitz bewußtloser Fertigkeit fehlt, da gelangt die sprachliche Technik nimmer zum Abschluß, und die bittere Wurzel der Gelehrsamkeit wuchert durch alle Bildungsstufen fort, statt daß sie bald einen kräftigen Stamm treiben sollte, dessen Zweige allein süße Früchte zu erzeugen vermögen. Die grammatische Vorhalle wird zur bleibenden Wohnung, statt daß der reifende Jüngling aus ihr bei Zeiten in den Tempel der Literatur übertreten sollte."

aß aber das Pantheon der griechischen Literatur in seinem gesammten Umfang unsern
Jünglingen meist unbekannt bleibt, daß sie von den Reichthümern seiner Ausstattung
Ahnung erhalten, daß ihre Erkenntniß sich nur auf wenige Autoren und Bruchstücke
und daß diese nicht so ausgewählt und zusammengestellt sind, wie es nöthig wäre, um
nismus des hellenischen Genius zu begreifen, das Charakteristische aller Zeiten und
r Anschauung zu bringen und zu selbstständiger Neigung und Forschung hinzuleiten,
eint die hauptsächlichste Ursache davon zu liegen, daß das griechische Studium in seiner
en Wichtigkeit verkannt wird und auf eine große Anzahl nicht jenen durch das Leben
nden Reiz der Anziehung ausübt, den es für jeden völlig Eingeweihten auf immer behält.
rd die edlere Empfänglichkeit ihre bildendsten Eindrücke weniger von dem massenhaft
cherten, als von sachgemäßer Sonderung und Behandlung entlehnen, und wie überall
ier der feinere Sinn mehr auf die Qualität als die Quantität gerichtet sein, und es
it gerechtfertigt werden, daß bisher mehr die Frage, wie man lesen, als was man lesen
Erörterung gewürdigt wurde. Erwägt man indessen, daß gerade hier das Wie? von
s?, die Qualität von der Quantität wesentlich bedingt wird, so möchte auch die Be-
von Umfang und Auswahl der Lectüre nicht als untergeordnet erscheinen. Die grie-
iteratur zeichnet sich dadurch aus, daß ihre werthvollsten Productionen weder auf ein
erfließendes goldnes Zeitalter, noch auf einen ausschließlich classischen Dialekt, noch auf
Stylgattungen und Wissenschaften beschränkt sind. Soll sie darum in ihrer Eigenthüm-
erkannt und bewundert, soll ihre allseitige Durchdringung durch unsere Culturzustände
en, ihre Unentbehrlichkeit für das geistige und praktische Bedürfniß der Wahrnehmung
erückt werden, so müssen auch die für die Lectüre gewählten Stücke die Totalität ihres
s repräsentiren, jede Lichtphase ihrer Cultur, jeder Dialekt, jede Sprach- und Stylform,
ch sie bewerkstelligte Entfaltung von Wissenschaft und Kunst, jedes ihr angehörige phi-
che und religiöse Glaubensbekenntniß seine eigenthümlichen Ansprüche geltend machen.
nag es beim ersten Anblick schon nach äußerlichen Rücksichten unthunlich erscheinen, den
g in diesen Ocean der Literatur zu stürzen, statt ihm den Labetrank aus dem lauteren
uell weniger, unter dem gemeinsamen Culminationspunkt der Classicität stehender Autoren
en. Aber der Kern der Classicität zersetzt sich in einen zu alleiniger Nahrung nicht ge-
Spiritus, wenn wir ihn ausschließlich aus der Periode des classischen Atticismus be-
in dessen Literatur wir vergebens so umfassende und für die Jugend geeignete Repräsen-
suchen, wie das goldne Zeitalter der Römer sie in Cicero und Horaz darbietet. Freilich
die Leistungen der Zeit von Perikles und Phidias bis auf Demosthenes und Lysippos herab
das Polargestirn bleiben, nach dem wir hinzusteuern haben, um die Nacht der Geister zu
en. Aber ein classischer Himmel von Hellas, um von der Sonne Homer's nicht zu reden,
nakreon und Theokrit, Plutarch und Lucian, ohne die in der Anthologie glänzenden Sterne
und vierter Größe ist verödet und freudenlos. Wir wollen nicht auf die alte Streitfrage
nmen, ob ganze Autoren oder Chrestomathien gelesen werden sollen. Längst ist entschie-
ß das Eine zu thun, das Andere nicht zu unterlassen sei, und die Aufgabe kann nur sein,
Vermittelung beider Manieren begründetes Verfahren durchzuführen. Homer und Hero-
ürfen keiner Chrestomathien; Dramatiker, Philosophen und Redner können weder ganz
noch aus abgerissenen Stellen begriffen werden; ihre Natur fordert, daß immer ein ganzes

möglichſt unverſtümmeltes Kunſtwerk, eine ganze Tragödie, Komödie, eine ganze Rede oder Abhandlung ausgehoben werde. Lyriſche, bukoliſche, elegiſche, gnomiſche, epigrammatiſche Dichter, Sammler von Fabeln, Anekdoten, Sprüchwörtern und vermiſchten Geſchichten bieten kleine oft in wenigen Zeilen abgerundete Ganze, deren wenige meiſt genügen, um ihre Bekanntſchaft zu vermitteln. Epiker, Geſchichtſchreiber und Geographen geſtatten mit ſeltenen Ausnahmen nur fragmentariſche Zerſtückelung und Aushebung einzelner Stellen, eben ſo, nur in weit geringerem Maaße, Mathematiker, Aſtronomen, Naturforſcher und Mediciner, die zwar nicht als Techniker ihres Fachs, aber doch als literäriſche, ſchon von den Arabern hoch gefeierte Notabilitäten des erſten Ranges, wie als Styliſten und Urheber der wiſſenſchaftlichen Kunſtſprache einige Rückſicht verdienen, zumal ſo weit auch ihre Werke der Hauch claſſiſcher Philoſophie, Beredſamkeit und Poeſie durchduftet. Neben den bibliſchen Büchern des neuen Teſtaments endlich, deren Lectüre in der Urſprache mit Recht zur Baſis des gelehrten Religionsunterrichts dient, werden einige paſſende Stellen aus der Septuaginta, den apokryphiſchen Büchern und den Werken der größten apoſtoliſchen Väter, Kirchenväter und chriſtlichen Dichter die faſt vergeſſene Thatſache zum Bewußtſein bringen, daß die griechiſche Sprache auch als Mutterſprache unſerer religiöſen und theologiſchen Cultur die höchſte Achtung verdient, und die Ueberzeugung begründen, daß ihr Studium allein die heilbringendſte Vermittelung zwiſchen der Cultur des claſſiſchen Heidenthums und des bibliſchen Chriſtenthums zu gewähren *), allein die althergebrachte Gemeinſchaft und Verbindung von Theologie und Philologie zu erhalten vermag."

„Ueberblicken wir nun, was in unſern Schulen bis jetzt in griechiſcher Sprache geleſen wird, ſo ſind es überall nur wenige Autoren, wie Homer, Herodot und einige Schriften des Xenophon, welche einer allgemeinen, wohlverdienten, auch nimmer zu beſchränkenden Gunſt ſich erfreuen. Was außerdem hinzukommt, iſt von den pädagogiſchen Anſichten der Behörden, von den literäriſchen Neigungen der Lehrer, von der jedesmaligen Befähigung der Schüler, von Erlangung paſſender und wohlfeiler Texte, von dem Gebrauch dieſer oder jener Chreſtomathie, überhaupt von Zeit und Umſtänden abhängig, welche vom Zufall beherrſcht werden. Zeigt ſich dieſer einigermaßen günſtig für Einzelnheiten aus Anakreon, Iſokrates, Theokrit, Bion, Moſchos, Strabon, Plutarch und Lucian, ſo iſt dagegen für Pindar und die größten Geiſter Athens, für die Tragiker, Ariſtophanes, Thucydides, Platon und Demoſthenes noch am wenigſten allgemein Bahn gebrochen, vielmehr durch bekannte Verordnungen in einem großen Theile Deutſchlands deren Betreibung in den gelehrten Schulen unterſagt, oder auf wenige Ausnahmen beſchränkt werden. Das Univerſalgenie des Ariſtoteles, der Weltverſtand des Polybios, die erhebende Kritik des Longinos, die Blüthe der Stoa, wie ſie unter der Sclavenhülle des Epiktet und in dem Purpur des Marc Aurel ſich entfaltete, lernt der Studirende nur vom Hörenſagen kennen, und während in unſern Chreſtomathien überall Stücke ſich vorfinden, deren Wahl eine unglückliche

*) „Wie vorzügliche und noch immer ſelbſt-liturgiſch anwendbare Stylmuſter ſogar die durch pia fraus verrufene Literatur der apoſtoliſchen Väter darbietet, hat z. B. die in den Denkſchriften des Friedberger Predigerſeminars befindliche treffliche Abhandlung von Fertſch über die apoſtoliſchen Conſtitutionen nachgewieſen. Dagegen wird freilich die chriſtliche Poeſie der Griechen wenig oder nichts darbieten, was dem ſo herrlich ausgebildeten Kirchenhymnus der Lateiner an die Seite geſetzt werden könnte, deſſen Beachtung den Gymnaſien neuerdings angelegentlich empfohlen worden iſt."

werden muß, drängen sich dem Kenner der griechischen Literatur fast aus allen namhaf-
ren Erinnerungen auf an einzelne gehaltvolle Partien, von denen er bedauert, daß sie
tlichen Lectüre bis jetzt unerreichbar geblieben sind. Zwar haben die auf Fragmenten-
g gerichtete Thätigkeit und die werthvollen Bearbeitungen der lyrischen, iambischen, ele-
gnomischen und epigrammatischen Dichter auch diese Gebiete den Schulen zugänglich ge-
nd fortwährend bieten die Fundgruben des Athenäos, Clemens Alexandrinus und Stobäos
usgebeuteten für sie passenden Stoff. Aber leider war die für Schulen gebotene Aus-
d Zusammenstellung nicht von der Art, daß in didaktischer Hinsicht ein günstiger Erfolg
erzielt werden konnte. Gerade der Umstand nämlich, daß ganze Sammlungen von jeder
ichtungsarten gefertigt wurden, welche für längere Zeit der poetischen Lectüre ausschließ-
toff gewähren sollten, mußte ihre Wirkung vernichten, und die schönsten Blumen, die in
rten der griechischen Literatur blühen, wurden farb- und geruchlose Pflanzenmumien, in
e Herbarium einer nach Rubriken gleichmäßigen Inhalts geordneten Sammlung zusam-
eßt. Eine Lectüre von lauter Epigrammen hinter einander ist ein Gastmahl aus lauter
und Salz bestehend, und wenn vollends das Salz dumm wird, wenn matte, nichtssagende,
Ideenkreise entfremdete Brocken tautologisch gehäuft, wenn die Körner nicht zum Säen
eut, sondern aus vollem Sacke auf eine Stelle ausgeschüttet, und selbst davon noch Stücke
zinellem und anmuthigem Sachgehalt, wie die mathematischen Epigramme, ausgemärzt
dann entschwindet auch der letzte Dank, den Lessing für diejenigen seiner Epigramme
, die er im Pulte zurückbehalten."

„Soll der sorgfältige Fleiß, welcher das Alterthum erforscht und die aus dem literäri-
chiffbruch des Mittelalters geretteten Trümmer seiner Literatur zu Tage fördert, nicht
es Capital in den Händen der Gelehrten bleiben, sondern mittelst des öffentlichen Unter-
inſen tragen, welche zur Verbesserung und Verschönerung des gegenwärtigen Zustandes
ellschaft verwendet werden, so ist vor Allem ein geläutertes Gefühl für das bildende
im Detail der alten Autoren zu wünschen. Der Gelehrte geht hier nicht ganz auf
Wege mit dem Lehrer. Jener sucht die Wissenschaft, dieser die Bildung, jener streift
enwart ab, um das Alterthum in ungetrübter Reinheit darzustellen und nur in dessen
Sinn und Geiste zu empfinden und zu urtheilen; dieser wendet das Alterthum auf die
art an und darf dabei nicht die Summe der Erfahrungen verleugnen, welche die jetzige
r dem Alterthum voraus hat. Der Gelehrte soll Wort und Schrift der Alten in unver-
Aechtheit darstellen, der Lehrer soll es populariſiren, d. h. nicht in appretirter Triviali-
dem Kleinmarkt des Lebens und der Pfennigliteratur umsetzen, um die ventosae plebis
damit zu erjagen, sondern es den Gemüthern und Neigungen der ihm anvertrauten Ge-
befreunden und in ihnen die edelsten Lebenskeime damit befruchten. Horatium in quibus-
erpretari nolim, dieses Wort des Quintilian gilt dem Lehrer nicht bloß vom Horaz,
von allen Autoren, nicht bloß in Beziehung auf sittliche Decenz, sondern auch in Allem,
ie Empfänglichkeit der Jugend und die Fassungskraft des heutigen Weltverstandes weder
s Genie des Autors noch durch Geist und Kunst seines Interpreten erregt werden kann.
riften der alten Autoren stehen hierin für unsere umgewandelten Zeitverhältnisse nicht
s die biblischen Schriften, welche der Theolog in ihrer Gesammtheit durchdringt, wäh-
Religionslehrer nur das dem heutigen Bedürfniß Dienliche zur Belehrung und Erbauung

auswählt. In Dinter's Schullehrerbibel sind mit A, B, C diejenigen Texte bezeichnet, i der Volksschule gelesen werden müssen, gelesen werden können und nicht gelesen werde Wenn auch der freiere Geist der gelehrten Schule eine äußere Abgränzung der Art als dige Fessel verschmäht, so geschieht dies doch nur in der Voraussetzung, daß jenes auf E Menschenkenntniß beruhende Abc, oder die Fertigkeit im Treffen der richtigen zwische und Hyperbel liegenden Mensur dem gelehrten Lehrer ohnehin beiwohne. Wir müssen die Forderung geltend machen, daß aus dem Reichthum der griechischen Literatur nicht Beste, sondern nur das Erste und Beste, das nach umsichtiger Erwägung Ausgesuchteste türe gewählt, und daß jedes in unsere Mustersammlung aufgenommene Stück entweder und Inhalt vollendet als die beste Nahrung des jugendlichen Geistes sich bewähre, od Vermittelung einer literärischen Bekanntschaft und als Substrat für daran anzuknüpfen tige und anziehende Belehrungen aus der alten Literatur, Sprache und Kunst seine Recht finde."

„Zwar möchte es scheinen, daß die Kenntniß der griechischen Literatur auch dur von der Lectüre gesonderten Unterricht sich ertheilen ließe, und gern mag man zugestel solche Vorträge oft mit Nutzen gehalten worden sind. Aber theils wird bei der durch di der Unterrichtsgegenstände veranlaßten Bedrängniß unsere Zeit selten die nöthige Zeit währen, theils fehlt einem solchen Unterricht doch großentheils die befruchtende Kraft, nur von Sachen reden lehrt, die nie gesehen, von Abstractionen, die nie empfunden wenn er bloß Namen und Verdienste in Worten demonstrirt, ohne sie wirklich in eine pielus von Styl- und Leseproben anschaulich zu machen und dadurch zum Studium, zu ahmung und zur eignen Production Anlaß zu geben, und überall ist man heut zu Tag geneigt, den Werth von Schriftstellern anzuerkennen, deren Ruhm nur aus dem einförmi derhall fremder Zeugnisse vernommen wird."

„Wollen wir aber Literaturgeschichte und Lectüre so mit einander verbinden, d durch einander Aufklärung, Interesse und Haltung gewinnen, so ist die Ordnung, in we Lesestücke zusammengestellt werden, von der höchsten Wichtigkeit. Unsere Literaturgeschich sich darin, nach theoretischen Principien die Dicht- und Sprecharten zu sondern und na und Inhalt in Classen und Abtheilungen zu bringen. Aber die Natur, die in den Geiste hat nicht für die Tabulatur dieses Fachwerks ihre Producte aus besondern Kapseln un des Gehirns hervorgehen lassen, sondern Alles als ein untrennbares Ganzes aus der d Tiefe und Quelle der Beseelung gebildet, und nur in dieser Gesammtheit der Erscheinun Leben und Kunst, Sprache und Schrift der Autoren den bildsamen Zögling der Griech erwünschten Ziele führen. Hinweg also für unsern Zweck mit jener Zerstückelung, w Cicero unter 7 verschiedenen Rubriken aufführt und den Aristoteles in einen Philosophen, mann, Rhetor, Grammatiker, Pädagogen, Mathematiker, Physiker, Zoologen, Medicine nomen, Epistolographen, Hymnen- und Elegiendichter decomponirt, um die zerstückten Gl in verschiedenen Schubladen des Systems aufzubewahren. Nicht ein fertiges und abgesc sondern ein von dem Zögling nach erlangter Sachkenntniß und mit eigner Erwägung zu des System ist dem Zweck der Selbstthätigkeit gemäß. Immerhin mag er nach bes Lectüre daran seine Kräfte versuchen und sich nach selbstständigen Combinationen in sein orientiren; aber die einzig passende Anordnung, in welcher die Lesestücke unserer Musters

auf einer Stufe, wo er dem niederen Bedürfniß des Fortſchreitens vom Leichten zum Schweren entwachſen iſt, ihm vorgelegt werden können, iſt die chronologiſche. Sie allein entwickelt naturgetreu den geſammten Lebensproceß des griechiſchen Genius und nöthigt ihn, in allen Proteusgeſtalten ſeiner Metempſychoſe von uns gefeſſelt Rede und Antwort zu ertheilen von dem Augenblicke, wo er als ein höheres Weſen fertig und vollendet im Homer, wie Athene aus dem Haupte des Zeus hervortritt, bis er mit der Verwandlung der Sophienkirche in eine türkiſche Moſchee erſtirbt, um ſeine Apotheoſe in Erweckung und Durchdringung der heutigen Cultur Europa's und in Wiedererhebung des alten Griechenvolkes unter dem Scepter des baieriſchen Otto zu feiern. Dann auch die byzantiniſche Zeit möchte ich nicht gänzlich ausſchließen, und ſelbſt der Ort, an dem wir uns befinden, beſtärkt dieſe Ueberzeugung durch die Erinnerung an Niebuhr's und ſeiner Mitarbeiter unſterbliche Verdienſte um die byzantiniſche Literatur; auch die byzantiniſche Zeit iſt reich an den ſchönſten Herbſtblumen griechiſcher Claſſicität, ihre Sammelwerke ſind die unerſchöpflichen Fundgruben claſſiſcher Literatur, und mitten in der Barbarei des Mittelalters begegnen wir am Hofe zu Konſtantinopel oft noch einem reinen und eleganten Atticismus. Auf ihrem Grund und Boden zeigen ſich neben den romantiſchen Volksbüchern des Mittelalters, neben idylliſchen Geſtalten, wie Leander und Hero *), Daphnis und Chloe, neben den in den Sagen aller Zonen volksbeliebt gewordenen ſieben Schläfern von Epheſos — Julianos und Libanios als die letzten Vorkämpfer des Heidenthums, Euſebios, Athanaſios, Baſilios, Gregorios und und Chryſoſtomos als die ſiegreichen Herolde des Chriſtenthums, nicht bloß die σχίσματα der Kirche, ſondern auch die von dem trefflichen Prokopios geſchilderten κτίσματα der byzantiniſch-germaniſchen Kunſt, die Algebra des Diophant und der Juſtizpallaſt der Baſilika, die Ἀρχοντίσσα τῆς Ρωσσίας, die aus dem Taufbade zu Konſtantinopel griechiſche Cultur nach Kiow und Nowgorod verpflanzt, Ρομπέρτος πανουργότατος, Βαϊμοῦντος Ταραντῖνος und die übrigen kreuzfahrenden Helden der Anna Komnena, Φρεδέριχος ὁ τῶν Ἀλαμανῶν ῥήξ, der ſeine deutſche Heldenſeele in den Fluthen des Kalykadnos aushaucht, und οἱ τοῦ καλοῦ ἀνέραστοι βάρβαροι, welche mit zündender Lunte das franzöſiſche Syſtem der Weltplünderung zuerſt an den herrlichſten Werken der griechiſchen Kunſt in Konſtantinopel erprobten, und alle dieſe Gebilde der Geſchichte, Kirche, Kunſt und Romantik ſind, wenn auch nicht claſſiſche, doch welthiſtoriſche Objecte der griechiſchen Literatur, welche im griechiſchen Unterricht mindeſtens eben ſo viel Rückſicht verdienen, wie im deutſchen das Vaterunſer des Ulphilas, der Schwur der Könige und Völker bei Straßburg, der Erfurter Judeneid und die Lieder der Minne- und Meiſterſänger."

„Drei mäßige Bände ſcheinen hinreichend, um an den chronologiſchen Faden die Perlen der griechiſchen Literatur in der angedeuteten Weiſe vollſtändig an einander zu reihen, und zwei Jahre mit einer täglichen Lehrſtunde auf der oberſten Stufe des Gymnaſiums ungefähr genügend, um dieſe Analekten wo nicht völlig, doch in ihrem weſentlichen und claſſiſchen Gehalte im Unterricht zu bewältigen. Homer, Herodot und alle zur gewöhnlichen Lectüre in den Mittelclaſſen dienende Schriften werden nur ſo weit berückſichtigt, daß die in der Reihenfolge ihnen gebührende Stelle nicht ganz leer bleibt. Dagegen wird neben einer vollſtändigen dramatiſchen Tetralogie (vielleicht am paſſendſten beſtehend aus Aeſchylus' Prometheus, Sophokles' Elektra,

*) „Sofern nämlich Muſäos als Zeitgenoſſe des Longos angenommen wird."

Euripides' Iphigenia in Aulis und Aristophanes' Wolken) eine möglichst vollständige Auswahl dessen geboten, was aus Hesiodos, Anakreon, Theognis, Pindar, Thucydides, Platon, Isokrates und Demosthenes unzweifelhaft sachgemäß erscheint. Die zahlreichen Autoren griechischer Lyrik, Elegie und Komödie, die Dichterinnen, Philosophen, Sophisten, Gesetzgeber, Historiker u. s. w., die als literärische Magnaten nach dem Verlust ihrer Werke nur noch in dem Ruhm ihres Namens und in geringen Bruchstücken ihrer Schriften fortleben, werden eine vorzügliche und das Mißgeschick dieses Verlustes möglichst ausgleichende Begünstigung erfordern, damit aus ihren Fragmenten alles Brauchbare und allgemein Interessante aufgenommen werde. Die Blumen der Anthologie werden, über das gesammte Feld der Literatur zerstreut, an ihrem Fundorte um so schöner gedeihen und das Ganze mannichfarbig beleben. Für die späteren Zeiten wird die Auswahl in demselben Maaße beschränkter, in welchem der classische Geist und Werth abnimmt. Wo bei einem Autor, wie großentheils in der grammatischen Literatur, Zweckdienliches zu finden nicht gelingt, oder ächte Bruchstücke vielleicht niemals vorhanden waren, wird wenigstens der Name in den Catalogus auctorum eingetragen und damit die Stelle bezeichnet, wo die begleitende Literaturgeschichte seiner zu gedenken hat. Einladend wäre zwar der Gedanke, von hier aus auch einen gebahnten Weg in das Gebiet der griechischen Kunst zu eröffnen; aber leider läßt der Verlust fast der gesammten griechischen Kunstliteratur und die Salebrosität des Pausanias wenig Hoffnung dazu übrig. Doch werden einige Bilder des Philostratos (z. B. die Fabeln um Aesop, der Nil, Memnon, die Wasserlandschaft, Phaethon, Achills Erziehung, Pindars Geburt u. s. w.) die Kunstschilderungen der Anthologie und einige Proben aus dem von unserm verehrten Präsidenten angekündigten codex palaeographicus um so dankenswerther sein."

„Freilich wird auf diese Weise die Lectüre fortschreiten von dem lyrischen Dichter zum Geographen, von dem Geschichtschreiber zum Dramatiker; es werden die Autoren mit ihren classischen Musterstücken wie mit ihren Sprach- und Stylproben in seltsamer Mischung von Form und Inhalt, von Dialekt und Confession neben einander stehen; aber diese scheinbare Unordnung ist nichts anders, als die großartige Mannichfaltigkeit der Natur oder des die Natur verschönernden englischen Gartens im Gegensatz gegen die regelrecht zugeschnittenen Beete und abgestutzten Pagoden des französischen Geschmacks. Sie wird den Studirenden, aller erschlaffenden Monotonie entledigt, mit immer neuen Reizen wechselnder Mannichfaltigkeit fesseln, ohne daß es ihr an einem in Zweck und Tendenz liegenden Princip der Einheit gebricht, sie wird jene concordia discors darstellen, deren geheimnißvolles Walten alle Gestaltungen der Welt und des Lebens durchdringt, in welcher Alles ein Lebendiges ist für die Lebendigen, nicht schematisirende Buchstabenweisheit für wechselnde Theorien und Systeme, für einen Schwall von winkelsummenden Observationen, über wenige Capitel eines einzigen Autors ausgegossen. Erwägen wir die Thatsache, daß das Classische bei den Griechen nicht auf eine kurze Uebergangsperiode von rohen Anfängen zu schnellem Verfall beschränkt ist, sondern in verschiedenen Zeiträumen verschiedene Formen des Classischen zur Ausbildung gelangt sind, und nehmen wir dazu, was hier freilich schon als ausgemacht vorausgesetzt wird, daß die Uebungen im Griechischschreiben nicht, wie im Lateinischen eine stylistische, sondern überall nur eine grammatische Tendenz haben sollen und folglich auch nicht eines auf wenige Autoren beschränkten stylistischen Normativs bedürfen, so wird die Besorgniß nicht aufkommen, daß durch eine so ausgedehnte Lectüre das classische Element von der Masse erdrückt, und an die Stelle einer wahrhaft bildenden Concentration ein buntes und

s Allerlei geſetzt werden könnte. Vielmehr handelt es ſich nur um eine Erweiterung
gung der claſſiſchen Lectüre, um eine geläuterte Auswahl der dazu dienlichen Stoffe,
zweckmäßige Zuſammenſtellung und Verbindung mit einer auf Anſchauung und Styl-
ründeten Kenntniß der griechiſchen Literatur und um Abfaſſung eines Werkes, welches,
n Anforderungen entſprechend, zur Lectüre auf der oberſten Stufe des Gymnaſialſta-
zur Mitgabe für Studium und Leben überhaupt geeignet ſei. Wenn es gelingt,
k mit jener Fülle und Gediegenheit der Auswahl darzuſtellen, welche nicht das Ergeb-
eberflächlichen Zuſammenraffens, ſondern nur die Frucht eines die geſammte Literatur
enden Studiums und eines durch lange Erfahrung gebildeten praktiſchen Sinnes und
n kann, ſo muß es die griechiſche Sprache und Literatur, auf eine umfaſſende und feſte
des Wiſſens geſtützt, als Bildungsmittel in Werth und Wirkung ſteigern, ihr neue
und Freunde in vermehrter Anzahl gewinnen, deren Talente zu ſelbſtſtändiger Forſchung
Gebiete orientiren und ſo den ferneren Betrieb dieſes Studiums durch eine neue,
bensſtrömung befördern und die Achtung und Liebe deſſelben bei der gebildeten Welt
Es wird ein ſolches Werk uns die Pflicht erleichtern, die geſammte Literatur des hoch-
Volkes der Griechen wohl kennen und treulich ſchätzen zu lehren, und in ihrer Behand-
dem Schwankenden, Manirirten, Ueberladenen zu dem Begründeten, Geübten, Gefühl-
ugehen, den wahren Fortgang zu beſchleunigen, ohne ihn auf der glatten Fläche des
smus und der Pfuſcherei hinzuſchleifen. Dieſer Gewinn, auf innerem Werthe beruhend
äußerer Möglichkeit ſich beſcheidend, ſcheint groß genug, um dabei auf die Künſte jener
ten Verzicht zu leiſten, welche den Geiſt der deutſchen Autoren in Miniaturbändchen
teſſenz deſtillirt feil bieten, oder nach franzöſiſcher Manier eine Sammlung abgeriſſener
hförmig auf einander gehäufter Pieçen mit kanoniſcher Auctorität zu ausſchließlichem
e ſtempeln. Denn in Sachen der Wiſſenſchaft und der Bildung frommt kein Mauth-
ne Vulgata, kein Glaubensſymbol, kein Geiſterbann, um Sinn und Herz daran zu ver-

Die Idee, welche mir vorſchwebte, iſt für die deutſche Proſa bereits realiſirt worden
en meiner ausgezeichnetſten Schüler, Dr. Heinrich Künzel, in ſeinen drei Büchern deut-
ſa in Sprach- und Stylproben von Ulphilas bis auf die Gegenwart."

ach Beendigung dieſes Vortrags äußerte der Vorſitzende, daß er es als Aufgabe ſeiner
erkenne und feſthalten werde, die Form der Debatten zu leiten, nicht aber mit ſeinen
Meinungen und Einwürfen in ſie einzugreifen. Auf ſeine an die Verſammlung gerichtete
, eine Discuſſion der mit vieler Lebendigkeit entwickelten Anſichten des Redners zu er-
hob ſich Director Dr. Thierſch aus Dortmund, und entgegnete: der Hauptgrundſatz
ectüre der Alten ſei, den Schüler in den Geiſt eines Schriftſtellers eindringen zu laſſen,
durch längere Beſchäftigung und vertrautere Bekanntſchaft mit demſelben möglich ſei.
o eindringliches Studium ſei fruchtbringend und wahrhaft bildend. Mit dieſem Grund-
ne der eben dargelegte Plan, ſo geſchickt und geiſtreich er auch entwickelt worden ſei,
m Widerſpruche zu ſtehen; denn er führe den Schüler in zu Vielerlei und in Nichts

Wenn irgendwo, ſo gelte bei der Lectüre das multum, non multa. Jenes Eilen von
hriftſteller zum andern, oder von einer flüchtigen Bekanntſchaft zur andern laſſe nirgends
verden, überall nur koſten, aber nicht genießen, und könne daher nicht wohl jene

Geistesbildung gewähren, die man von der Beschäftigung mit jenen alten Unsterblichen erwarte.

Der erste Redner gab den aufgestellten Grundsatz zu, glaubte aber, daß Eines das Andere nicht ausschließe, daß daneben sehr wohl auch der litterarhistorische Gesichtspunkt mit Nutzen verfolgt werden könne. Den behaupteten Nachtheil einer solchen Chrestomathie müsse er leugnen, da er ja nicht Fragmente, sondern nur abgeschlossene Musterstücke, die immer ein Ganzes bildeten, aufzunehmen beabsichtige. Was er vorgeschlagen, werde ja auch beim Unterricht im Deutschen befolgt, und die nützliche Sammlung aus deutschen Prosaikern und Dichtern aller Zeiten, die einer seiner Schüler veranstaltet habe, habe sich als diesem Zwecke entsprechend bewährt, ohne jene Gefahr zu bringen.

Director Thiersch war dagegen der Meinung, es lasse sich diese Parallele nicht rechtfertigen. Die Sammlungen aus deutschen Schriftstellern verschiedener Zeitalter, unter welchen wohl neben der angeführten und vielleicht vor ihr die Wackernagelsche Erwähnung verdiene, seien nicht zu einem Studium der deutschen Sprache in dem Sinne, in welchem das Griechische erlernt werde, abgefaßt, sondern mehr zum Verständniß der Geschichte der deutschen Litteratur.

Als hierauf Oberstudienrath Dilthey auf die Sammlung von Ideler und Nolte zum Behuf der Erlernung des Französischen provocirte, bemerkte derselbe Gegner, daß er, ohne darum die Debatten verlängern zu wollen, auch diese Parallele aus einem ähnlichen Grunde nicht gelten lassen könne. Denn das Französische werde in andrer Absicht auf den Gymnasien gelehrt, als das Griechische, und diese erfordere gerade, daß der Schüler bei Erlernung des Französischen zum Gebrauch zugleich durch eine Blumenlese in den großen Reichthum der französischen Litteratur eingeführt werde.

Jetzt nahm Hofrath Thiersch das Wort, und ließ sich in eine umfassendere Erörterung ein, deren Hauptmomente folgende waren *). „Es sei der historische von dem pädagogischen Standpunkte zu scheiden. Auf jenem könne nur wünschenswerth erscheinen, dem geschichtlichen Unterricht durch eine Auswahl beachtungswerther Schriftwerke aus den verschiedenen Perioden, die er berühre, zu Hülfe zu kommen; ja das sei ein gutes Mittel, jenen meist schematischen Geschichtsunterricht mit etwas mehr Saft und Kraft aus dem geistigen Leben des Volkes während seiner verschiedenen Perioden zu erfüllen, und Hr. Oberstudienrath Dilthey würde seine verdienstlichen Leistungen auf dem Fache der classischen Litteratur vermehren, wenn er die Ausführung eines solchen chrestomathischen Handbuches nach seinem Plane liefern wollte. Etwas Anderes aber sei es, wenn die Sache von pädagogischer Seite betrachtet werde. Auf dieser widerstreite der Vorschlag der alten wohlbegründeten und durchaus festzuhaltenden Anforderung, den Jüngling besonders auf den höheren Stufen des Gymnasialstudiums durch den öffentlichen Unterricht allein mit Werken eines durchaus lautern und edeln Geistes, mit Reinclassischem zu beschäftigen, durch das allein die Schärfung seines Urtheils, die Läuterung seines Geschmacks und die Veredlung seiner Gesinnung, so weit sie von diesem Zweige der Studien abhängen, können erzielt werden. Die Ausführung jenes Vorschlages nun würde die diesem wesentlichen Zweck bestimmte Zeit und Mühe für Studien in Anspruch nehmen, durch die er nothwendig zerstreut, verwirrt

*) Die Fassung dieser, wie der meisten übrigen Erörterungen des Herrn Hofrath Thiersch, ist aus den Beilagen zur Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 12., 15. und 23. October 1841. entlehnt worden.

zug auf jene höhere Anforderung versäumt, ja geschädigt werden würde. Man kenne
Gebot, daß kein Wort gegen Sitte und Scheu in die Mauer dringen solle, innerhalb
n Knabe ist. Res sancta puer! Es gebe aber auch eine ästhetische Keuschheit und
e Unschuld des Geistes, welche mit gleicher Sorgfalt vorzüglich bei den Jünglingen
hont und gepflegt werden, und die in dem Maße verletzt werde, als das ihm zur Be-
urch den Unterricht Angebotene oder Zugemuthete sich von der Norm der hohen, reinen
hen Schönheit wahrer Classicität entferne und der Ermattung, der Verarmung und zuletzt
terkeit im Denken und Darstellen anheimfalle, von welcher herabkommende oder herab-
Völker in ihren Schriftwerken, in den Spätlingen ihrer Litteratur gemeiniglich den
en ein trauriges Erbtheil zurücklassen. Dagegen könne keinem Anstand unterliegen,
t allen Jünglingen einer gelehrten Schule, aber doch den schon geistig und ästhetisch
gestärkten, besonders denjenigen unter ihnen, welche Schicksale und innere Entwicklung
zum besondern Gegenstand ihrer Studien machen würden, ein solches Handbuch zu
achtung und Anwendung, sei es in der letzten Zeit ihrer Gymnasialstudien, sei es beim
uf die Universität, in die Hände zu geben."

chdem sich mit dieser Beschränkung seines Vorschlages Oberstudienrath Dilthey im
hen einverstanden erklärt hatte, trat noch Oberschulrath Dr. Friedemann auf und
r habe seit langer Zeit mit seinem werthen Freunde und Collegen Dilthey das Bedürf-
lt und dieselbe Erfahrung gemacht, daß viele Schüler beim Uebergange zur Universität
großen Schatze der griechischen Litteratur nur eine geringe, oder eine todte Kenntniß
Es sei eine richtige Bemerkung Cousin's und Villemain's, daß man bei den philologi-
ndidaten häufig finde, wie sie viel über die Schriftsteller, aber wenig in ihnen gelesen
Man habe sich also auch in der Schule zu hüten, hohle Köpfe zu bilden, indem man
viel über die Litteratur, und zu wenig von ihr gebe. Er billige daher eine Ehre-
nur müsse sie nach einem andern und zwar viel kleinern Maaßstabe angelegt sein. Ein
and dürfte hinreichen, um eine Anschauung von den Hauptmomenten der griechischen
chichte zu geben.

ch hiergegen hatte Oberstudienrath Dilthey nichts einzuwenden, zeigte sich vielmehr ganz
den. — Der Vorsitzende erklärte hierauf, als sich kein Opponent mehr fand, die
über diesen Gegenstand mit der Bemerkung für geschlossen, daß die Discussion in beson-
nlicher Weise durch eine Ausgleichung scheinbar entgegenstehender Ansichten zu Ende
worden sei.*)

---

s folgte nunmehr der Vortrag des Lehrers **Bartelmann über parallele Behand-
r deutschen, lateinischen und griechischen Grammatik:**

Dr. Hofrath Thiersch hat in der vorjährigen Versammlung die parallele Behand-
deutschen, lateinischen und griechischen Grammatik empfohlen; er hat besonders auf
ierigkeiten, unnützen Wiederholungen, schädlichen Verschiedenheiten, ja Widersprüche
m gemacht, welche dem grammatischen Unterrichte aus der getrennten und abweichenden

---

*) es vielmehr eine scheinbare Ausgleichung wirklich entgegenstehender Ansichten war, erhellt aus einer
träglich eingesandten Erwiderung des Herrn Dilthey, welche auf dessen Wunsch, nach deshalb
eholter Genehmigung des Herrn Thiersch, unten anhangsweise abgedruckt ist.

Behandlung jeder der einzelnen Sprachen erwachsen; bei Zurückführung der Grammatik dieſer Sprachen auf eine ihnen gemeinſame Baſis, Gliederung und Anordnung könnten dieſe Schwierigkeiten leicht um zwei Drittheile verringert, könnte allein eine fruchtbare Grammatik gewonnen werden. Wie die drei Sprachen im Innern Eine ſeien und ſich nach durchgehenden Analogieen etymologiſch und ſyntaktiſch gleichmäßig entfalten; ſo könnte es auch die Grammatik: dabei müſſe dieſelbe Terminologie und Eintheilung, dieſelbe Folge der Lehren, bis auf die §§. übereinſtimmend, dieſelbe typiſch wiederkehrende Form der Begriffsbeſtimmungen und Erklärungen herrſchen, in der deutſchen Grammatik ſchon die Grundlage der lateiniſchen, in dieſer die der griechiſchen enthalten ſein, ſo daß die neu eintretende nur als die Anwendung des Allgemeinen auf den beſonderen, dem früheren analogen Stoff erſcheine."

„Dieſe Worte ſprechen ein lange und wohl überall gefühltes Bedürfniß aus, daß es mit dem grammatiſchen Unterrichte in den gelehrten Sprachen anders werden müſſe; zugleich aber weiſen ſie auch auf das Heilmittel hin, wodurch es beſſer werden kann — die parallele Behandlung der Grammatik. Die unnützen Wiederholungen, die Verſchiedenheiten, Widerſprüche werden aufhören, vor Allem aber das innere Verhältniß der Grammatik der drei Sprachen gefördert werden, wenn im grammatiſchen Unterrichte die grammatiſchen Verhältniſſe der drei Sprachen in ihrer wechſelſeitigen Beziehung auf einander und in ihrer gegenſeitigen Begründung und Stützung dargeſtellt und aufgefaßt werden. — Hier handelt es ſich nun um die Frage, wie die parallele Behandlung praktiſch zu erreichen ſei."

„Die Grammatik iſt bisher meiſtens von der Form ausgegangen; die Unterſcheidung der Redetheile wurde von der Form hergenommen und dieſe Unterſcheidung zur Grundlage der ganzen Grammatik gemacht: daher wurden Verhältniſſe, die durch gemeinſame Formen ausgedrückt werden, zuſammengeſtellt und zuſammen behandelt, ohne Rückſicht darauf, ob ſie nach ihrer Bedeutung auch wirklich zuſammengehörten. Alles dies mochte dauern und glich ſich aus, ſo lange jede Sprache für ſich getrieben wurde. Es kann aber nicht mehr bleiben, ſobald die Grammatik der drei Sprachen im Zuſammenhange ſoll gelehrt werden. Die Verhältniſſe der Bedeutung ſind in allen drei Sprachen dieſelben, die Ausdrücke für die Verhältniſſe aber häufig verſchieden, wie denn z. B. der Genitiv im Griechiſchen und Lateiniſchen, der das Prädicat ausdrückt, im Deutſchen gewöhnlich durch eine Präpoſition, das Verhältniß des attributiven Genitivs in allen drei Sprachen oft durch eine Präpoſition, der objektive Genitiv im Lateiniſchen und Griechiſchen oft durch andere Caſus oder Präpoſitionen und umgekehrt ausgedrückt wird. Nach der Gleichheit der Formen läßt ſich die Grammatik der drei Sprachen nicht parallel behandeln. Oder wie will man den accus. in καλὸς τὸ πρόσωπον, den ablat. in pulcher facie, und die Präpoſition in: ſchön von Geſicht der Form nach zuſammenſtellen? oder den ſogenannten griechiſchen genit. absol., den latein. ablat. absol., den altdeutſchen dat. absol., den neudeutſchen accusat. absol. z. B. in: den Hut in der Hand, trat er zur Thüre herein —? doch wohl nicht unter ein Kapitel vom casus absolutus, ein Ausdruck, der ja eigentlich eine contradictio in adiecto in ſich ſchließt."

„So bleibt denn nur übrig, die gemeinſamen Verhältniſſe der Bedeutung, die den Formen zum Grunde liegen, aufzuſuchen und dann nachzuſehen, wie dieſe Verhältniſſe ſich in den drei Sprachen in gleichen oder ungleichen Formen darſtellen. Suchte man bisher eigentlich nur das auf, was in der fremden Sprache von der Mutterſprache verſchieden war, und es unter Regeln zu faſſen; ſo reicht dies bei der parallelen Behandlung der Grammatik nicht mehr aus. Die

Sprachen gemeinsamen Verhältnisse müssen aufgefunden werden d. h. es muß dem
en Unterrichte ein System zu Grunde gelegt werden."
wird nun wohl von vielen Seiten eingewendet werden, das System gehöre nicht in
, sondern auf das akademische Katheder. Die Einwendung hat Recht, wenn man die
ersteht, als solle 10—12jährigen Kindern das System verdeduzirt werden. Allein so
gemeint und dies wird auch schon als unmöglich von selbst unterbleiben. Hier han-
nur von einem systematischen, oder wenn man lieber will, organischen Unterrichte
n solchen, der der Natur des Lehrstoffes und der Natur des Erkenntnißvermögens
dessen letztes Resultat denn freilich Erkenntniß des Systems sein soll. Zunächst aber
darauf an: Ist eine parallele Behandlung der Grammatik ohne die Erkenntniß der
chformen zu Grunde liegenden Sprachverhältnisse möglich? Und wenn das, wie ich
gesucht, nicht möglich ist: dann die zweite Frage: Was sind die Sprachverhältnisse an-
die Gesetze, nach denen sich die Sprache bildet, und können diese ohne ihren gegensei-
ammenhang erkannt werden? Dieser Zusammenhang der Verhältnisse oder Gesetze der
aber ist ein System oder Organismus. — Daß die Sprache überhaupt nach bestimm-
ndelbaren Gesetzen bildet, ohne willkürliche Abweichung — das ist wohl ein Satz, den
e s e r Versammlung ohne Furcht, bestritten zu werden, aussprechen darf. — Es müssen
G e s e t z e der Sprache erkannt werden d. h. das natürliche System der parallelen Be-
der Grammatik zum Grunde liegen. Die Gesetze der Sprache werden aber eigentlich
n nur in der Muttersprache. Die Grammatik der Muttersprache muß also, wie auch
ath Thiersch bemerkt hat, dem grammatischen Unterrichte in fremden Sprachen voraus-
— Haben wir nun eine deutsche Grammatik, die auf dem natürlichen Systeme ruhend,
ndlage der Grammatik fremder Sprachen dienen könnte?"

Die neuere Grammatik, deren Unterschied von der alten ich oben darin setzte, daß sie
n der Form, sondern von der Bedeutung ausgeht, hat nun wohl nicht nur ihren Begrün-
dern auch ihren glücklichsten Bearbeiter in Becker gefunden. Wo es sich von der Reform
mmatischen Unterrichtes in den alten Sprachen handelt, da muß sich der Streit um Becker's
atik drehen. Für das Deutsche ist der Streit so ziemlich entschieden; die namenswerthen
her der deutschen Grammatik schließen sich überall an Becker an, und selbst die Gegner
so viel von ihm auf, daß sie dem, wider den sie reden, selbst zeugen müssen. Das Sy-
begründen und gegen vielfache Einwendungen zu vertheidigen, ist hier weder der Ort, noch
Amtes: seit 20 Jahren liegt es Jedem vor, und noch kenne ich keinen Angriff, der es mit
iderlegung ernst gemeint, geschweige denn es erschüttert hätte. Auch ist das nicht die
von wenigen Worten, sondern widerlegt kann Becker's System nur werden durch ein
. Wo eine Idee, wie die vom Organismus der Sprache, mit so einfacher Consequenz
führt ist, da schneiden kleinliche Häkeleien an Einzelheiten nicht in's Fleisch."

„Man hat neuerdings der neueren Grammatik die historische Schule entgegengesetzt, und
r ein Compliment gemacht, um mit scheinbarem Rechte die andere herabsetzen zu können.
eweist nun freilich nichts weiter, als daß man entweder die Eine oder die andere oder
icht kennt. Die organische Grammatik ist mit der historischen Forschung noch nirgend in
t gerathen und kann es auch nicht wohl, da sie recht gut weiß, daß der Grund und Bo-
af dem sie fußt, die historische Forschung ist. Hand in Hand mit dieser Entgegensetzung

oder eigentlich daſſelbe iſt ein anderer Vorwurf, daß die organiſche Grammatik a priori conſtruire, und die unendlich reiche Sprache auf das Prokruſtesbett einiger Abſtractionen zwänge. Allerdings ſind und müſſen die Geſetze der Sprache die Geſetze des Denkens ſein, obwohl freilich keine formale Logik, und die Logik ſelbſt hat neuerdings erſt anerkannt, daß ſie von der Sprache noch zu lernen habe. Und der Grammatik den Vorwurf machen, daß ſie den unendlichen Reichthum und die unendliche Freiheit der Sprache in ihren Abſtraktionen begreifen wolle, hat eben ſo viel Sinn, als dem Muſiktheoretiker übel zu nehmen, daß er den unendlichen Reichthum der Töne und ihrer Combinationen auf das mathematiſche Geſetz zurückführt."

„Wenn wir die Bedeutung des grammatiſchen Unterrichtes auf unſern Schulen im Allgemeinen ſo hoch anſchlagen, und ihm nicht nur ſekundäre Wichtigkeit beilegen als Mittel, um durch die Sprache zur Erkenntniß des Alterthums durchzudringen, ſondern abſoluten Werth zuſchreiben als formalem Bildungsmittel; ſo haben wir doch beſonders wohl die Syntax im Auge. Die Etymologie handelt von den Formen, die Syntax von der Bedeutung der Formen; wie die organiſche Grammatik nun überall darauf beſteht, von der Bedeutung auszugehen, ſo legt ſie das größte Gewicht auf die Syntax. Man mache ihr aber nicht den abſurden Vorwurf, der ſich auch wohl hat vernehmen laſſen, als verſäume ſie das Erlernen der Formen über ihre Analyſe; freilich aber verlangt ſie, daß der grammatiſche Unterricht in etwas mehr beſtehe, als bloßer Formenlehre. Auf die Syntax alſo kommt es beſonders an bei einer Reform des grammatiſchen Unterrichts, nicht ſowohl auf die Etymologie, wo bei der großen Dunkelheit, beſonders der lateiniſchen Sprache, zu deren etymologiſcher Erkenntniß kaum erſt der Grund gelegt iſt, theils aber auch eine ſo ausgebreitete Gelehrſamkeit gehört, daß ſie ſchwerlich den Schülern kaum überliefert werden, wohl vor der Hand nichts Anderes zu thun übrig bleibt, als die Formen, wie bisher, ſtrikt auswendig lernen zu laſſen; — was der einzelne Lehrer nach eigener Einſicht und Vermögen ſeinen Schülern Sicheres von der etymologiſchen Ableitung lateiniſcher Wörter und Formen hinzufügen will, muß ihm überlaſſen bleiben, nur vergeſſe man nicht, daß die Formen vor allen Dingen erſt gewußt werden müſſen und daß ihr etymologiſches Verſtändniß für den Schüler Nebenſache bleibt. *Verſtehen* aber ſoll er ihre ſyntaktiſche Bedeutung, und dieſe ſyntaktiſche Erkenntniß der Wort- und Satzformen, meine ich, iſt es, was durch die parallele Behandlung der Grammatik ſoll gefördert werden. Thöricht wäre es, zu leugnen, daß dieſe nicht auch bei der alten Grammatik ſei erreicht worden — hat man doch bei uns in Deutſchland ſeit Jahrhunderten dieſe Bedeutung der Grammatik, als formalen Bildungsmittels, erkannt und gewürdigt. Wir leugnen aber, daß man den Zweck der formalen Bildung durch Grammatik auf dem nächſten direkten Wege angeſtrebt habe. Eine überſichtliche Erkenntniß der Syntax war ſchon darum nicht wohl möglich, weil man nur Das bemerkte, was von der Mutterſprache abwich; noch nachtheiliger aber wirkte der ganz verkehrte Weg, den man einſchlug und der auch jetzt noch ſeine Vertheidiger findet, die fremde Sprache an ſich, unvermittelt durch die Mutterſprache, erkennen zu wollen. Erkennen zu *wollen*, ſage ich; denn daß es nicht gelang, daß der Lernende die Sache immer erſt in dem Analogon der Mutterſprache erkennen mußte, ehe er ſie in der fremden Sprache *verſtand*, iſt ein unleugbarer pſychologiſcher Vorgang; nahm die Erkenntniß aber nicht dieſen Weg, nun ſo lernte der Schüler auch wohl am Ende die Regel anwenden, wurde aber dadurch nicht in ſeiner Bildung befreit, ſondern, wie durch Alles, was man unverſtanden aufnimmt, *gehemmt* und die Wirkung des grammatiſchen Unterrichtes war der beabſichtigten geradezu entgegengeſetzt. Im

also mußte der Schüler bei jeder Regel die Analogie an der Mutterſprache für
llziehen — aber wie? Ob die Analogie richtig oder falſch war, das ließ ſich nicht
a die alte Grammatik auf die Mutterſprache keine Rückſicht nahm. Ferner, da die
atik die gleichen Formen ohne Rückſicht auf ihre Bedeutung zuſammenſtellte, ſo blieb
r ſo lange ein Funke von Verſtändniß, als er in der Mutterſprache das Analogon
o ihm das aber ausging, wie z. B. beim accusativus c. infin., wurde ihm mit der
n Regel wieder ſtatt eines Bildungsmittels ein Impedimentum beigebracht. Aber
uch wirklich das Analogon in der Mutterſprache entdecken; immer war dies ein Zu-
beabſichtigtes, unbewußt und unklar, während doch alle formalen Bildungsmittel ihren
darin haben, das Bewußtſeyn, die Schärfe des Sinnes zu wecken."

rade umgekehrt geht daher die neuere Grammatik zu Werke: ſie geht von der Mutter-
, und da ja Sprechen und Denken Eins iſt, kann ſie hier die Geſetze der Sprache in
Durchſichtigkeit aufweiſen; dann zeigt ſie, welchen Ausdruck dies ſelbe Geſetz ſich
den Sprache geſchaffen hat und knüpft daran endlich die idiomatiſchen Abweichungen
en Sprachen, die ſie aber auch noch zu erklären ſucht, indem ſie zeigen kann, wie die
derſelben Verhältniſſe in verſchiedenen Sprachen ſich verſchieden geſtalten kann. Das
r. Hofrath Thierſch, wenn ich nicht irre, ausgeſprochen in den Worten, daß die
rammatik die Grundlage der fremden abgeben müſſe."

enn ſich nun auch vorausſetzen läßt, daß gegen dieſe allerdings radikale Umkehr des
hen Unterrichtes, nach der nicht mehr von der Form, ſondern von der Bedeutung aus-
, kein erheblicher Einwand wird gemacht werden; ſo iſt denn doch noch die weitere
erledigen, in wie weit ſich Becker's Grammatik unmittelbar für die fremden Sprachen
laſſe. Ich rede hier, wie geſagt von der Syntax, die mir das Wichtigſte ſcheint;
eine ich, iſt die Eintheilung in die Syntax vom einfachen und zuſammengeſetzten Satze,
es einfachen Satzes in die Syntax der 3 Satzverhältniſſe wohl dasjenige, was der
der Sprache eine klare Ueberſichtlichkeit geben wird. Becker führt nämlich, wie bekannt,
indung von Begriffen in dem Satze auf die Verbindung eines Verbs mit ſeinem Sub-
es Adjektivs mit einem Subſtantiv, und eines Subſtantivs mit einem Verb oder Ad-
ück und nennt dieſe drei Verbindungen oder Satzverhältniſſe prädikatives Satzverhältniß,
inen Gedanken, attributives und objektives Satzverhältniß, welche Begriffe ausdrücken."
Hier liegt nun der Vorwurf ſehr nahe, daß ich, indem ich dieſe Eintheilung der Syntax
e, mich eines Vergehens ſchuldig mache, das der Becker'ſchen Schule, und leider wohl
Recht, vorgeworfen iſt, nämlich dem lebendigen Syſtem einen todten Schematismus zu un-
t. Was dieſen Vorwurf im Allgemeinen betrifft, ſo darf er nur nicht über's Ziel hin-
en und die Grammatik ſelbſt treffen wollen; denn wir erleben alle Tage, daß die
lich freieſten Richtungen des menſchlichen Geiſtes, ſobald ſie von Andern nicht aufge-
ſondern nur äußerlich angenommen werden, den Menſchen nicht befreien, ſondern knechten.
es denn auch wohl mit der Grammatik Einigen ergangen ſein, die den von ihr gebotenen
fgenommen haben, ohne ihn erſt wieder in Fluß zu bringen und im Fluſſe zu erhalten.
ben es ſich aber ſelbſt zuzuſchreiben, weil ſie die Warnung und das Grunddogma der
Grammatik, daß Alles zur Form und todt wird, ſobald die Bedeutung nicht mehr erkannt
ht beherziget haben. Was aber meinen Vorſchlag im Beſondern betrifft, ſo mache ich

ihn, weil ich glaube, daß dieſe Eintheilung der Syntax und die Zurückführung aller Verbindungsformen auf die drei Satzverhältniſſe der erſte und nothwendigſte Schritt iſt, um die ſyntaktiſchen Verbindungen zu erkennen; daß dies auch zum todten Schematismus führen könne, darf ich nicht leugnen; das wird aber auch kein Vorſchlag hindern. Wenn die alte Grammatik bei ihrer unnatürlichen Methode ihre gewaltigen Reſultate erreichte, weil der Tüchtige auch trotz der Methode durchdringt; warum ſollten denn auch nicht die Anhänger der neueren Grammatik trotz ihrer Methode zuweilen dem Schematismus verfallen? — Die Becker'ſche Eintheilung der Syntax iſt aber darum von ſo großer Wichtigkeit, weil mit ihr eine durchſichtigere, lebendigere Erkenntniß der ſyntaktiſchen Verbindungen Hand in Hand geht, weil ohne ſie die parallele Behandlung der Grammatik gradezu unmöglich wird. Durch ſie wird man gezwungen, die Verhältniſſe, die nicht der Form, ſondern der Bedeutung nach zuſammen gehören, zuſammenzuſtellen; durch ſie lernt man nicht bloß die idiomatiſchen Abweichungen der fremden von der Mutterſprache, ſondern, was wichtiger iſt, ihre weſentliche Gleichheit kennen; durch ſie iſt es möglich, allmählich die Syntax dem Schüler als wiſſenſchaftliches Syſtem vorzuführen, das Ziel, wonach alles Erkennen ſtrebt; durch ſie endlich wird der Blick für die Nüancirungen der verſchiedenen Sprachidiome aufs feinſte geſchärft, und die Grammatik ſo die beſte Vorſchule zur Aeſthetik. Wie geſagt, nicht der Schematismus der Eintheilung läßt dieſe Aufnahme der Eintheilung der Syntax ſo wünſchenswerth erſcheinen, ſondern weil in ihr der Lehrer einen beſtändigen Impuls hat, von der Form auf die Bedeutung überzugehen und durch ſie der todte Regelkram endlich dem lebendigen Verſtändniß weichen muß. Wie man auch über den beſondern Inhalt von Beckers Grammatik denken mag — der Streit darüber muß auf einem andern Kampfplatze ausgefochten werden; der erſte Schritt zu einer parallelen Behandlung der Grammatik bleibt die Erkenntniß der der ſyntaktiſchen Verbindung zum Grunde liegenden Grundverhältniſſe."

„Wie ſteht es nun aber mit der praktiſchen Brauchbarkeit der Becker'ſchen Grammatik, auf fremde Sprachen angewendet? Solcher Stimmen, die dieſe Grammatik für das Deutſche zu ſchwer halten, werden nämlich alle Tage weniger, und der Einwurf, daß man Kindern die Grundverhältniſſe nicht klar machen könne, wird immer mehr durch die That widerlegt, wobei wohl zu beachten, daß für die erſten Stufen des Unterrichtes Ausdrücke, wie Begriff, Beziehung u. ſ. f., mit concreteren, ſinnlicheren nicht nur können, ſondern wohl ſelbſt müſſen vertauſcht werden; die Hauptſache, die Anſchauung der Verhältniſſe, in ihren urſprünglichen Formen wenigſtens, kann geweckt werden. Vorwürfe, wie man ſie hier und da hört, daß durch die Reflexion über die Sprache der kindliche Sinn gleichſam befleckt werde, ſind gradezu abſurd: Räſonniren und vages Meinen einerſeits, ſtarres Schematiſiren andererſeits greifen beide die Lebenswurzel an; es mag viel nach beiden Seiten hin unter dem Vorwande Becker'ſcher Grammatik geſündigt ſein. Die wahre Becker'ſche Grammatik aber dringt auf's Verſtändniß, und richtiges, wenn auch begränztes Verſtändniß, iſt, was der Seele des Kindes ſowohl, als des Mannes Noth thut. Man vergeſſe doch nicht, wie alle von der Grammatik geforderten Abſtraktionen immer unmittelbar am lebendigen Satze vollzogen und in ihm nachgewieſen werden, wobei ich beſonders auf die Betonung, aus der ſich im Grunde alle grammatiſchen Verhältniſſe ableiten laſſen, und die jedem Kinde deutlich iſt, aufmerkſam mache. Oefter aber kommt wohl der Fall vor, daß Lehrer dieſe Grammatik auch für fremde Sprachen anwenden möchten, dieſe Anwendung aber mit großen, ja unüberſteiglichen, Hinderniſſen verknüpft finden. Dieſe Schwierigkeiten werden

nüberſteiglich bleiben, ſo lange nicht der grammatiſche Unterricht mit der Grammatik ſprache anfängt. Unſere Mutterſprache iſt glücklicherweiſe ſo reich gegliedert, daß e Verhältniſſe der alten Sprachen in ihr kein Analogon fänden; das Analogon liegt gleich zur Hand, oft auf einem ganz anderen Gebiete der Sprache; der in der ſeiner Mutterſprache geübte Lehrer wird es aber zu entdecken wiſſen. Ja ich bin der daß ein Lehrer nicht ſicher ſein darf, daß ſeine Schüler eine beſondere idiomatiſche der fremden Sprache begriffen haben, wenn er ihnen nicht dazu eine, wenn auch nalogie in der Mutterſprache nachweiſt. Wenn einer von Ihnen, m. H., jemals einem deſſen Mutterſprache z. B. den Gebrauch der Modus nicht ſo rein, wie unſere und die chen, ausgebildet hat, z. B. einem Engländer die Lehre vom Conjunktiv in der deut- den alten Sprachen hat erklären müſſen, ſo wird er ſelbſt wiſſen, welchen unendlichen eiten er da zu begegnen gehabt hat."

bei Bedingungen alſo ſetzen wir als unerläßlich zur parallelen Behandlung der Gram- Schulen: man fange mit der deutſchen Grammatik an, und der Lehrer der alten Spra- genau die Grammatik ſeiner Mutterſprache. Auf welche Weiſe man dann am beſten gehen möchte, laſſen Sie mich in wenigen Worten noch auseinanderſetzen, eine Weiſe, ht darum einige Beachtung verdiente, weil ſie durch eine ziemlich lange Erfahrung ſich at und auf das ſtrikteſte der Becker'ſchen Grammatik ſich anſchließt."

Wir ſetzen alſo voraus, der Schüler kenne die Grundverhältniſſe der deutſchen Syntax — iter, als was ein Subjekt, Prädikat, Attribut, Objekt iſt, und kenne die deutſche Flexion. nt der lateiniſche Unterricht. Zunächſt übe man die Flexionsformen ein. Die Schüler n Grammatik, wir wiederholen es, ſind nicht ſo thöricht zu glauben, daß Deklinations- ugationsformen nicht auf das ſicherſte, ja mechaniſch gewußt werden müßten. Man die Formen nicht lernen, ohne, wenn auch keine ausführliche Erklärung ihrer ſyntak- deutung, die doch immer nur ungenügend wäre, beizufügen, doch die entſprechenden m Deutſchen hinzuzunehmen. Ob man den Unterricht mit dem Verb oder Subſtantiv — im Grunde kommt wenig darauf an, da weder das Eine noch das Andere allein für wendet werden kann, der natürliche Anfang freilich mit dem Verb gemacht wird. Beim t ſich der Unterſchied der alten und neuen, oder wenn man lieber will, der ſtarken und ſchwachen Conjugation, zu deren erſter alle Verben der 3ten und einige der 2ten, zur andern alle er erſten und 4ten und die meiſten der 2ten Conjugation gehören, anwenden und mit n aus dem Deutſchen: Ablaut, Mangel des Bindevokals u. ſ. w. erklären. Beim Sub- eße ſich auch dieſe Unterſcheidung treffen, indem man die beiden erſten Deklinationen zur , die drei übrigen zur ſtarken Deklination zöge; doch wird die Eintheilung in 5 De- n, wie die alten Grundregeln, noch immer nöthig bleiben, ſo lange wir nicht Geſchlecht inationsform mit einiger Sicherheit auf die Ableitung zurückführen können. Endlich die Flexion des Adjektivs ein. Sobald nun aber der Schüler einigermaßen konjugiren niren kann, laſſe man ihn überſetzen aus der fremden in die Mutterſprache und umge- iſt jetzt ſchon im Stande, alle 3 Satzverhältniſſe anzuwenden. Alles aber, was er laſſe man ihn analyſiren nach den Kategorien der 3 Satzverhältniſſe und ſehe bei rſetzungsſtücken nur darauf, daß ſie die Satzverhältniſſe in ihren eigentlichen Ausdrucks- darſtellen, für das Subject und Object ein Subſtantiv oder Pronom, für das

Attribut ein Adjektiv. Jetzt greift der grammatiſche Unterricht bei den Sprachen aufs ſchärfſte ineinander. Hand in Hand mit dem Deutſchen zeige man nun für die lateiniſche Sprache die uneigentlichen Ausdrücke der verſchiedenen Satzverhältniſſe, und gehe immer weiter in die beſonderen Gliederungen derſelben ein, in die verſchiedenen Arten des Attributes, des Objektes; immer aber hebe man das hervor, was beiden Sprachen gemeinſam iſt. Endlich kommt man auf die wirklichen Verſchiedenheiten, die mit der Verſchiedenheit der Anſchauung beider Sprachen gegeben ſind — das Idiomatiſche. Ueber den Anfang dieſer letzten Entwickelung läßt ſich Nichts genau beſtimmen, da Manches hier ſchon früher bei paſſenden Gelegenheiten kann vorweggenommen werden; ein Ende iſt aber natürlich gar nicht zu ſetzen, da wir ja Alle noch immer bemüht ſind, das Idiomatiſche der fremden Sprache uns mehr und mehr anzueignen, und damit begreiflicherweiſe nie fertig werden. Das bisherige Maaß und Ziel des hiſtoriſchen Wiſſens unſerer Schüler und ihrer Fertigkeit in der lateiniſchen Sprache bleibt daſſelbe; hinzutreten ſoll nur die Entwickelung des Bewußtſeins über die Sprache, das um ſo ſchärfer ſein wird, je inniger die Beziehung der fremden Sprache auf die Mutterſprache iſt; dies Bewußtſein aber kann am Ende der Gymnaſialbildung zu einer gewiſſen Abrundung gelangen und iſt, bei der Verwandtſchaft, ja Identität der Geſetze des Denkens mit denen der Sprache, die beſte, weil concrete Propädeutik zur Philoſophie. — An die zweite Stufe der Entwickelung ſchließt ſich die Lehre vom zuſammengeſetzten Satze, da der Nebenſatz ja ebenfalls ein uneigentlicher Ausdruck eines Satzgliedes — eines Subjektes, Objektes oder Attributes iſt. Hier beſonders iſt ein beſtändiges Zurückgehen auf die Analogie der Mutterſprache unerläßlich, wenn irgend ein Verſtändniß ſoll erzielt werden; denn hier treten zuerſt zwei Hauptpartieen der Grammatik auf, die zu den ſchwierigſten gehören: die Lehre von den Modis und der Synonymik der Conjunktionen. In beiden Rückſichten ſind die Grammatiken noch durchweg mangelhaft, und die Rückkehr auf das Deutſche iſt das einzig mögliche Mittel der Erkenntniß, vor Allem beim Unterrichte, da ſich die Verhältniſſe des Modus als die allerzarteſten und die durch die Conjunktionen ausgedrückten Verhältniſſe der Sätze oft ſchwer unter Definitionen zuſammenfaſſen laſſen, wenigſtens nicht unter ſolche, die das Faſſungsvermögen des Schülers nicht überſtiegen. Da bleibt nur als die einzige Annäherung an das Verſtändniß die Erkenntniß durch Analogie. Beim Unterrichte im Griechiſchen gehe man im Weſentlichen denſelben Weg; er wird um ſo leichter werden, da man ſich bei ihm, der ja 3—4 Jahre ſpäter als der lateiniſche pflegt angefangen zu werden, auf die doppelte Analogie der deutſchen und lateiniſchen Sprache beziehen kann."

„Faſſen wir nun noch einmal zuſammen, was zur Erreichung des vorgeſteckten Zieles einer parallelen Behandlung der Grammatik der drei Sprachen unerläßlich erſcheint, ſo muß, damit die Aufgabe überhaupt denkbar werde, die bisherige Weiſe, jede einzelne Form nach ihrem verſchiedenen Gebrauche zu erklären, aufgegeben werden: denn eine parallele Grammatik nach den Formen läßt ſich in keine Form faſſen; alſo müſſen die den oft verſchiedenen Formen der einzelnen Sprachen zu Grunde liegenden gemeinſamen Verhältniſſe der Bedeutung aufgefunden werden. Dieſe Verhältniſſe laſſen ſich, wenn nicht allein, doch am klarſten in der Mutterſprache erkennen; die Grammatik der Mutterſprache muß alſo aller Grammatik fremder Sprachen vorangehen. Becker's Eintheilung der Syntax folgt mit ſolcher Einfachheit aus dem Begriffe des Satzes als einer Einheit und dem Begriffe der einzelnen Begriffs- und Wortformen, und iſt ſogleich ſo unmittelbar für die fremden Sprachen zu verwenden, daß ſie auch bisher kaum einen

Widerſpruch erfahren hat. Ich wiederhole es, es kann nicht meine Abſicht ſein, den Streit hier über Einzelnheiten der Becker'ſchen Grammatik zu erregen; über manche Punkte, z. B. grade Modus- und Caſuslehre, ſind Differenzen und werden ſobald nicht gehoben werden. Meine Abſicht aber iſt auch nur, zu zeigen, daß ohne Aufſtellung der ſyntaktiſchen Grundverhältniſſe — und meines Wiſſens exiſtirt keine andere, als die Becker's — die parallele Behandlung der Grammatik der drei Sprachen zu den frommen Wünſchen gehören wird."

Zuerſt erhob ſich jetzt Hofrath Thierſch, deſſen in Gotha gegebener Anregung die Aufnahme dieſes Gegenſtandes Seitens der dießjährigen Verſammlung verdankt wurde, und erwiderte: „Die Meinung bei Anregung dieſes Gegenſtandes ſei nicht geweſen, die grammatiſche Behandlung der alten Sprachen von der deutſchen in der Art abhängig zu machen, daß das für dieſe Angenommene für jene maaßgebend ſein ſolle. Zwar werde die deutſche Grammatik in dem Unterricht den andern überall vorangehen, wo man der Anſicht huldige, daß die deutſche Sprache auch auf den tieferen Stufen des Unterrichts grammatiſch müſſe behandelt werden; doch ſchließe ſelbſt dieſer Gebrauch nicht aus, daß auch bei paralleler Behandlung der drei Sprachlehren einer jeden ihre Autonomie bewahrt bleibe und jede von ihren eigenen Anfängen, wenn ſchon mit Wiederholung des allen gemeinſamen und gleichſam typiſchen Theils ihres Inhalts beginne, und auch ohne Beiziehung oder Vergleichung der andern durchgeführt werde. Etwas Anderes ſei vergleichende Grammatik der drei Sprachen, etwas Anderes parallele Behandlung ihrer Sprachlehren. Jene ſei theoretiſch, dieſe praktiſch, ſetze die vergleichende Grammatik als Lehre und Syſtem voraus, und ordne gleichmäßig und übereinſtimmend mit Rückſicht auf den Unterricht dasjenige, was ſich zufolge der vergleichenden Unterſuchung als entſprechend oder analog dargeſtellt habe. Dieſes Analoge aber finde ſich in Formenlehre und Syntaxis in einer ſolchen Ausdehnung, daß es möglich ſcheine, die drei Grammatiken nicht nur in den Hauptlehren, ſondern ſelbſt in den Unterabtheilungen und Paragraphen übereinſtimmend durchzuführen, ohne der Autonomie der einzelnen Sprache und ihrer Sprachlehre zu nahe zu treten. Auch müſſe darauf beharrt werden, daß dieſe parallele Behandlung ebenſo auf die Formlehre wie auf die Syntax bezogen werde. Es ſei wohl allgemein angenommen, daß die Sprachen urſprünglich nur Eine Deklination und Eine Conjugation haben. Es gelte ſofort, den durch dieſe Wahrnehmung als einen gemeinſamen gebotenen Stoff in's Auge zu faſſen, aus ihm die Verzweigung der Sprachen und mehrfachen Formen zu zeigen, und aus dem, was ſich in ihnen als das Urſprüngliche darſtelle, endlich einmal auf feſtere Beſtimmung des Anomalen zu kommen und das Geſetz deſſelben aufzufinden. In der Syntax ſei nach ſeiner Ueberzeugung ein unbeſtreitbares Syſtem noch nicht gefunden, auch durch Becker nicht, deſſen grammatiſche Verdienſte er übrigens bereitwillig anerkenne. Daß zwiſchen den einzelnen Sätzen keine andern Verhältniſſe ſtattfinden könnten, als zwiſchen einzelnen Begriffen, ſei ſeine ſchon früher ausgeſprochene Ueberzeugung: die ſyntaktiſchen Lehren ſeiner Grammatik der griechiſchen Sprache beruhten darauf; ob aber darum die einzelnen Sätze ſelbſt ein Analogon einzelner Begriffe in der Art ſeien, daß ſie unter der Bezeichnung der Nomina könnten begriffen und nach dem Princip dieſer Bezeichnung das ganze Syſtem könne durchgeführt werden, das ſcheine ihm noch keineswegs ausgemacht und großen Bedenklichkeiten unterworfen. Doch nicht davon handle es ſich jetzt, über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit irgend einer Methode zu entſcheiden, ſondern den Vortheilen der Parallelbehandlung für den Unterricht

Anerkennung zu verſchaffen und auf ihre Herſtellung zu dringen. Jeder werde dabei den Grundſätzen folgen, die ihm als wahr ſich darſtellten. Allerdings ſei, wenn es zur Ausführung komme, Widerſtreit der Anſichten und Behandlung zu erwarten; aber dieſer könne der Sache ſo wenig als ſeine Folgen der Jugend erſpart werden. Bei der Regſamkeit auf dem pädagogiſchen Gebiet würden die guten Erfolge nicht ausbleiben, und am Ende die beſſere Gliederung, größere Uebereinſtimmung und weſentliche Erleichterung des claſſiſchen Unterrichts der Jugend zu gut kommen."

Daran ſchloſſen ſich die Aeußerungen des Prof. Bäumlein aus Maulbronn: „Indem ich der Bemerkung des letzten verehrten Redners, daß bei Entwerfung von Parallelgrammatiken jeder beſondern Grammatik ihre Autonomie geſichert werden müſſe, vollkommen beitrete, glaube ich noch weiter darauf hinweiſen zu müſſen, daß der gemeinſame Schematismus, welcher den einzelnen Grammatiken zu Grunde gelegt werden ſoll, nur auf das Allgemeinſte ſich beſchränken dürfe, ſofern jede tiefer greifende Durchführung deſſelben zur Folge haben würde, daß das Poſitive der gegebenen Sprache verflüchtigt, ihr eigenthümlicher Organismus verwiſcht würde. Wenn die Grammatik keine andere Aufgabe hat, als die geſetzmäßige Thätigkeit des in der Entwicklung der Sprache unbewußt ſchaffenden Geiſtes zum Bewußtſein zu bringen, ſo thut es, um dieſen Geiſt in ſeinem eigenen Weſen recht zu erkennen, vor Allem noth, daß man mit Liebe und Hingebung in den eigenthümlichen Organismus jeder Sprache eingehe, und aus ihr ſelbſt heraus ihre Grammatik conſtruire, ſtatt einen fertigen Schematismus auf ſie überzutragen."

Noch ergriff Gymnaſiallehrer Rees von Eſenbeck aus Saarbrücken das Wort und ſprach ſich etwa in dieſem Sinne aus: „Die von Hofrath Thierſch ſo geiſtrich und anregend bevorwortete parallele Behandlung der ſprachlichen Unterrichts auf Gymnaſien iſt ſicherlich unbedenklich und ganz der geiſtigen Natur wie der Einheit des Unterrichts angemeſſen, ſo weit ſie die allgemeine und allen Sprachen gemeinſame Grundlage des ſprachlichen Stoffs betrifft, wie die verſchiedenen Redetheile, die Grundbeſtandtheile des Satzes, das Verhältniß von Haupt- und Nebenſatz, die Grundarten der letztern, die Erweiterung des Wortbegriffs zum Satzbegriff u. ſ. w. Inſofern hierfür allgemeine Geſetze der Gedanken- und Sprachbildung, die als ſolche in jeder Sprache geſetzgebend wiederkehren, vorliegen, kann der Lehrer kaum anders als für das analoge Verhältniß einer analogen Behandlung ſich bedienen. Aber auch ſchon innerhalb dieſer Gränzen ſcheint es mir pädagogiſch wichtig, den durch die Sache gebotenen natürlichen Parallelismus nirgends abſichtlich, hinweiſend hervortreten zu laſſen. Die Gefahr liegt allzu nahe dem Lehrer und in Folge davon noch näher dem Schüler, den ſprachlichen Stoff nicht als Individuelles, Concretes für ſich, ſondern als ein Material für allgemeine Denk- und Sprachformen zu betrachten. Es liegt die Gefahr zu nahe, zu einer — wenn der Ausdruck hier paſſend iſt — philoſophiſchen Grammatik zu kommen, die über dem concreten Sprachſtoff ſchwebe, während die Aufgabe des ſpeciellen Sprachſtudiums auf den Gymnaſien nach dieſer Seite die ſein möchte, durch möglichſt concrete, individualiſirende Behandlung jeder einzelnen Sprache den Schüler zu eindringendem Verſtändniß der einzelnen Sprachgeiſter und eben dadurch zu einem nothwendig und natürlich daraus reſultirenden Verſtändniß des gemeinſamen Sprachgeiſtes zu führen. Aus dieſem Grunde ſcheint mir ein über jene allgemeinſten Principien alles Sprachbaues hinausgehender Parallelismus jedenfalls höchſt bedenklich. Um ſo bedenklicher, als die Neigung, das Weſen jeglicher Betrachtung wie jeglichen Gegenſtandes in allgemeinen Abſtractionen zu ſuchen, in Verbindung

gelschen Philosophie und in Folge davon nur zu vorherrschend auch im Jugendunter-
rden ist, wie ich in meinem eignen Amtsleben an mir selbst erfahren und kaum jetzt
Neigung Herr werde. So vortrefflich Beckers grammatische Werke ihrem wissenschaft-
alte nach sind, so scheinen gerade sie mir jene Neigung, in allem grammatischen Un-
n vorne herein die philosophischen oder vielleicht richtiger, die allgemein sprachlichen
d Principien wissenschaftlich methodisch in praktisch nachtheiliger und den Entwick-
en des jugendlichen Geistes schwerlich ganz angemessener Weise hervortreten zu lassen,
efördert, auf diesem Gebiete vielleicht sogar provocirt zu haben. Man wird vielleicht
geraumer Zeit, da jene durch ihn angeregte Behandlung der Grammatik erst in ihrer
Entwicklung begriffen ist, finden, wie sie nur in der Hand sehr vorsichtiger und ge-
Lehrer nicht nachtheilig wirken möchte auf fertige, freie, lebensfrische Bewegung in den
achen."

e Erwiderungen des ersten Redners auf alle diese Einwürfe kamen im Wesentlichen auf
rung hinaus, daß der Punkt, auf den es ihm vorzüglich ankomme — daß nämlich die
hältnisse der drei Sprachen dieselben seien und sich also parallel müßten behandeln
von Allen zugegeben werde; ob man dabei von der deutschen oder von der lateinischen
wie auch vorgeschlagen worden, ausgehen müsse und könne, darüber müsse wie über
der Versuch entscheiden.

er Vorsitzende suchte jetzt die bisherigen Verhandlungen über den Gegenstand zusammen-
und eröffnete die Aussicht, daß, wenn eine fortgesetzte Durchsprechung desselben gewünscht
ollte, dazu eine passende Gelegenheit auf Anlaß eines noch bevorstehenden Vortrages
andtem Inhalt sich finden werde. Zugleich zeigte er an, daß die nun eintretende kurze
r Betrachtung der im Nebensaale aufgestellten griechischen Ansichten und Architecturge-
s Herrn Baurath Lange, denen auch Hofrath Thiersch das Zeugniß sehr charakter-
reue ausgestellt habe, beliebig benutzt werden könne.

Nach der Pause betrat Dr. **Kreuser** die Tribüne, und sprach **über einen Mangel** (philologischer) **Kritik.** In ausführlicher Darlegung und mit dem Feuer auto-
scher Beredsamkeit entwickelte er,*) „wie unsere Lehre von den Dialekten unvollständig sei
fach auf Vorurtheilen beruhe. Wer seien unsere Quellen? Grammatiker und Scholia-
erer Zeiten, als griechisches Wesen, ja die Sprache schon, wenn nicht ganz, doch
e abgestorben waren. Solche Leute, gleich den lateinischen Mönchen des Mittelalters,
ne kompetenten Zeugen, und wäre es z. B. dem Deutschen eine Riesenaufgabe, seine
in den zahllosen noch lebenden Mundarten festzustellen, so wäre die Lösung der
Aufgabe in einer wenigstens zurückgehenden Sprache schon für Alexandriner ungleich
ger gewesen. Ueberhaupt vergesse man, daß alles Leben der Veränderung unterliege, und
das Lateinische von Plautus bis auf Horaz, das Deutsche von den Minnesängern, ja
is auf unsere Zeit, und jede andere Sprache gleichmäßig geändert, und da das Leben ein
fluß ist, ändern müssen, so werde auch die griechische Sprache von der allgemeinen

---

: folgende Skizze rührt von der gefälligen Mittheilung des Redners selbst her.

Lebensnothwendigkeit keine Ausnahme gemacht, also sich verändert haben. Nun schreiben aber die Griechen von Alexander bis auf Constantin, ja im Ganzen bis auf die Türkenzeit, weniger gut oder auch geistreich, dieselbe fast unveränderte Sprache. Was sei also daraus zu schließen? Entweder eine stillstehende Sprache, die nicht möglich sei, oder eine gelehrte Schriftsprache, die gleich dem mittelalterlichen Latein je nach den Handhabern besser oder schlechter gehandhabt wird. Die Schriftsprache, die bei allen Volksstämmen, neben den Volksmundarten (der stehenden Sprache) als fortschreitende sich ausbildet entweder durch geistliches oder politisches Uebergewicht (Beweise sind die kastilische, voreinst blühende provenzalische, jetzt der langue d'Oui gewichene langue d'Oc u. s. w.) gab Veranlassung zu einer Uebersicht der Geschichte der griechischen Sprache. Homer und die alten Priestersänger sind das älteste, was wir besitzen. An ionische Mundart wird gedacht, aber mit Unrecht. Welche ionische Mundart ist nämlich gemeint, da Herodot (I) vier kenne, sich gegenseitig unverständliche? Und wäre nicht der Streit über das Vaterland Homers ein toller gewesen, wenn das lebendige Griechenthum mit seinen Ohren das Vaterland hätte heraushören können? Wie ferner wäre der Dichter überall auch bei Nichtionern verständlich gewesen, und, versetze man sich in's Leben, würde der Norddeutsche Rheinischplatt oder Nürnbergerisch und so weiter jeder Andere eine fremdartige Mundart nicht gleich als fremdartig erkennen? Das Jonische stehe daher nicht auf den festesten Füßen; vielmehr sei Homer in der Sprache geschrieben, die man die älteste Schriftsprache der Griechen nennen könne. Alle erste Schriftsprache wurde bei allen Völkern durch die Religion ausgebildet, so auch bei den Griechen. Musaios, Orpheus, Bakis und sonstige priesterliche Sänger hatten in dieser Sprache ihre religiösen Schriften geschrieben; daher ihre Heiligkeit und Weihe. Nicht blos Homer, sondern alle Dichter, alle Orakel halten bis nach Christus und dem lukianischen Orakelmann dieselbe Sprache bei, die durch den Cultus geweiht war. So erkläre sich nun auch, warum in Böotien Hesiodos, in Sikelien Stesichoros, Xenophanes, Empedokles, in Korinth Eumelos, in Megara Theognis, in Athen Solon u. s. w. diese sogenannte ionische Mundart gebrauchten und verstanden wurden; ja selbst Herodot und seine Vorgänger, so wie auch der Dorer Hippokrates aus Kos folgen noch der alten Sitte und schreiben in der geweihten Schriftsprache. Mit der Zeit des Hippokrates und dem peloponnesischen Kriege treten andere Elemente auf, im Westen (Großitalien und Sikelien) der Doriemus, leider größtentheils mit seiner reichen Entwickelung und Lebensfülle unbekannt; daher auch vom Redner nur kurz berührt. Dagegen in Osten tritt Athen an die Spitze von Hellas; Künste, Philosophie, aber auch Handel und Gewerbe treten an die Stelle der Religion, und der Zeit des Epikur liegt mehr an der Herrschaft des schwarzen Meeres, als den in ihrer Seligkeit schon wankenden Göttern. Athens Geist und Geschichte verschlingt das übrige Hellas; auch die attische Sprache tritt an die Spitze des Griechenthums. Wer aber glaubt, die attische Sprache sei die Volkssprache der Athener und keine Schriftsprache gewesen, den können zwei Männer wohl belehren, die über Attisches wohl mitsprechen dürfen. Demosthenes nämlich und Xenophon in seinem Staate der Athener und Lakedämonier behaupten geradezu, daß keiner schlechter spräche, als die Athener, weil sie selbst mit allerlei Handelsvolk sowohl zu Hause als auf eigenen Fahrten verkehrten und ihren Mischmasch entlehnten. Zudem entwickelte sich um dieselbe Zeit eine wissenschaftliche Sprache, die, z. B. die stoische, so arg war, daß nach dem Zeugnisse des Cicero selbst ein Grieche dieses Griechisch nicht verstehen konnte."

„Mit Philipp und Alexander ging das griechische Volk und seine Freiheit zu Grunde. Was Freiheit im Reiche des Geistes sagen will, bezeugt die Geschichte aller Völker. Wie der geistige Zustand beschaffen war, lehrt das Gefühl der Griechen, die nach Alexander nur an's Erhalten der Vorzeit dachten, nicht an's Schaffen einer Zukunft, nur an Nachahmung vergangener Muster, die Gegenwart war aufgegeben, die Zukunft mit ihr, das Heil lag nur in der Vorzeit. Ist auch einzelnes löbliches Streben anzuerkennen, so sank das Griechenthum doch unablässig, obgleich es sich mit den makedonischen Waffen über Asien, Aegypten, Thrake und sonstige Barbarenländer verbreitete, ja in Aegypten an dem griechelnden Hofe eine neue Volkssprache hervorrief, die uns in der Uebersetzung der 70 Dolmetscher vorliegt. Um dieselbe Zeit blühten bekanntlich in Alexandreia das Siebengestirn und die Gelehrsamkeit; aber auch sie sind beredte Zeugen einer stehen wollenden, d. h. zurückgehenden Sprache, die sogar durch Accente gefesselt ward, als ob die lebendige Auffassung des Ohres nicht mehr genügt hätte. Diese Nothwendigkeit, welche die Accente oder die Benutzung früherer musikalischer Zeichen hervorrief, läßt sich nur aus dem Sinken der gebildeten Sprache erklären, die mit der Volkssprache im Widerstreite lag. Und in der That wenn die griechische Sprache unter den Alexandrinern nicht vorwärts schritt, so mußte sie wie alles Menschliche zurückschreiten, und in wie kurzer Zeit eine Sprache auf den Hund kommen kann, lehrt uns Deutschland vom dreißigjährigen Krieg bis auf Klopstock. Das Accentwesen scheint aber anfangs nur spärlich bei Homer und sonstigen ältesten Dichtern angewandt worden zu sein, später aber erst im Einzelnen und Ganzen sich entwickelt zu haben, bis es schon zur Zeit eines Quintilian geordnet scheint. Tritt dieses Accentwesen mit der Wurzel (denn nur die Wurzelbetonung giebt in allen unvermischten und selbstständigen Sprachen das Verständniß) in Widerstreit, so zeuge dies gerade für das Verderbniß und das Sinken der Sprache, und dem Griechischen sei dasselbe Schicksal widerfahren, was alle verlateinerten Mischsprachen befallen hat, die mit dem Verständniß der Wurzel auch die richtige Betonung verloren haben."

Da über diesem Vortrage die Zeit schon sehr vorgerückt war, so beschränkte sich der Redner auf eine Skizze des Folgenden, zeigte, „wie der Römer schon das Griechische im Itacismus empfieng, wie zur Zeit des Augustus ein Dionysius de compositione verborum, bald Pollux eine Synonymik schrieb, ein Harpokration demosthenische Wörter, Andere Anderes erklärten; wie also solche Erklärungen für nothwendig gachtet wurden, die lebendige Sprache also zum Verständnisse nicht mehr hinreichte. Zwar wird immer die κοινὴ fortgeschrieben, sogar von Nichtgriechen (Beweis Nikolaus aus Damaskus, Strabo aus Kappadokien, Justinus aus Sichem, Josephus aus Jerusalem, Dio und Arrian aus Bithynien, Pausanias aus Kappadokien, Lukian aus Samosata u. s. w.); aber ob die κοινὴ Lebens- und nicht vielmehr Schriftsprache war, sei sehr zu bezweifeln. Wenigstens erkläre z. B. Plutarch den Griechen oft Wörter und Dinge, deren Kenntniß man bei jedem Griechen nothwendig voraussetzen müßte, wenn die Sprache noch eine lebendige gewesen wäre. Fast gerathe man weiter, als Korai, der die Anfänge des Neugriechischen bekanntlich schon im vierten Jahrhundert fand, und in der That sei der Zeitraum von Alexander bis Plutarch (über vier volle Jahrhunderte) hinreichend, das allmälige Versinken der Sprache zu erklären. Den Todesstoß habe die griechische Sprache durch Constantin erhalten. Im barbarischen Lande war der Mittelpunkt für Griechenthum jetzt gegeben, und die geisteströdtende Wichtigkeit überwiegender Hauptstädte sei hervorzuheben und lasse sich an

Frankreich erläutern. Um so lähmender ward aber das neue Byzanz für Griechenland, als es eigentlich dem Hofe nach eine lateinische (denn Justinian gab als griechischer Kaiser sein Gesetzbuch für die griechische Welt nicht in griechischer, sondern lateinischer Mundart), der Geistlichkeit nach eine eine testamentalisch griechelnde Stadt war, die überdies noch eine Menge sonstiger Elemente von Gothen, Bulgaren u. s. w. gleich in sich aufnahm. Daraus entstand ein wunderlicher Mischmasch, der in allen Byzantinern vom ersten bis zum letzten sichtbar ist, wie sehr auch Viele sich bemühen, rein Griechisch zu schreiben, und alles Fremdartige auszumerzen. Um diese Zeit nun müsse das Griechische entweder sterbensnahe oder schon todt gewesen sein, das Neugriechische dagegen, wie auch Korai glaube, schon in seiner Entwickelung fest gestanden haben, wenn auch die Schriftsteller noch altgriechisch fortschrieben und die Sprache des Lebens unberücksichtigt ließen, so viel thunlich war. Unter andern Beweisen sei der Freund des demostheniſirenden Libanius, Kaiser Julian, anzuführen, der den Christen, um ihnen die Streitwaffen zu nehmen, alle παίδευσις ἑλληνικὴ verbot. Wie war aber diese zu verbieten, wenn die Sprache noch lebendig und auf Straßen und Markt zu hören war? Eben so sei Photios mit seinem ewigen ἀνεγνώσθη, seinem Empfehlen heidnisch weltlicher und christlich geistlicher Schriften, sein Tadeln an Stil und Wort nur denkbar in einer todten und gelehrten Sprache, keineswegs in einer lebendigen, wo das Leben, und nicht der todte Buchstabe Lehrer ist. Mit den Komnenen stehe nach Fauriel und sonstigen Untersuchungen das Bestehen des Neugriechischen fest. Indessen schrieb man bis zur Ankunft der Türken in der gelehrten Welt altgriechisch fort, studirte das Altgriechische schon aus Nothwendigkeit wegen der heiligen Bücher, sammelte Lexica wie die Mönche Suidas und Hesychius, aus ältestem und neuem Kram, kommentirte wie der Bischof Eustathius, Tzetzes und so viele Schulmänner (ächt barbarisch Scholiasten genannt), mußte endlich dem Drange des Lebens weichen, und der Volkspoesie der Hauptstadt und ihrem (Stadt-) politischen Verse Zugeständnisse machen, bis endlich in der Verwirrung der Zeiten die Gasmulen- (Maulesel-) Sprache auftauchte und zuletzt die Türken altgriechische Sprache und Herrschaft endeten. Der Kritik sei darum zu rathen, sorgfältig die Zeiten ächter lebendiger und unächter sprachtodter Zeiten zu unterscheiden; vorzüglich aber müßten die Scholiasten schlecht wegkommen, und sei auch zuzugeben, daß sie Nachklänge aus dem Alterthume gerettet haben mögen, so seien sie doch im Ganzen als ziemlich unzuverlässig und unbrauchbar bei Seite zu schieben."

Der Vorsitzende fand sich nach Anhörung dieses Vortrages veranlaßt, sein lebhaftes Bedauern auszusprechen, daß er dem schon erklärten Grundsatze treu bleiben und des eigenen Dreinredens sich enthalten müsse, konnte jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er sich wundern würde, wenn nicht mehr als Einer der verehrten Anwesenden fände, daß aus übertriebenen Prämissen die übertriebensten Schlüsse gezogen seien. Jedenfalls erscheine es wünschenswerth, daß ein so herzhafter Angriff auf allgemeine Ansichten, die bisher als Fundamente der philologischen Praxis gegolten hätten, nicht, ohne daß zugleich einer Abwehr desselben gedacht werden könne, in den Jahrbüchern des Vereins verewigt werde. Wiederholter Einladung nachgebend, ließ Hofrath Thiersch sich bewegen, das Wort zu nehmen, und der entwickelten Ansicht eine andere entgegenzustellen. Auf die Durchführung seines Widerspruchs erklärte er sich nicht einlassen zu können, indem dieser mit dem Anfang beginne und mit dem Ende aufhöre. Er wolle nur bemerken, daß die griechische Sprache weder zu den Zeiten der Macedonier noch der Römer

oder Byzantiner, daß ſie überhaupt nie geſtorben ſei, daß ſie ſogar jetzt noch lebe und aus alter Wurzel neue Kräfte ziehe. Allerdings habe Entartung, Feindſeligkeit und Barbarei der Sieger von Griechenland Volk und Sprache geſchädigt, zerrüttet; aber es gelte davon, was in dem ſchönen Epigramm der Weinſtock zum Bock ſagt, von dem er benagt wird:

„Nagſt du mich auch bis zur Wurzel, doch werd' ich wieder entſproſſen,
Wein zu ſpenden, o Bock, wenn zu dem Opfer du fällſt."

Es ſei natürlich, daß jene Alterirung auch in die Schriftdenkmäler eingedrungen: das habe Niemand je verkannt, eben ſo wenig, wie die Abweichung des ſpätern Griechiſchen von dem frühern; aber etwas Anderes ſei dieſes, und das Behaupten vom Aus- und Abſterben der Sprache, welches eben ſo wie das Ausſterben oder das Ausrotten und Ausmorden der griechiſchen Nation nur in den Köpfen mißverſtehender und ſich überſtürzender Geſchichtsdeuter der neueſten Zeit gefunden werde. Gut aber ſei es immerhin, auf jenen Unterſchied der in den Büchern niedergelegten Gräcität, dort der ächten und lautern, hier der ſpäteren und alterirten, nachdruckſamer hinzuweiſen, als es gewöhnlich geſchehe. Vorzüglich ſei dieſes ein Stoff für eine Geſchichte der griechiſchen Sprache, und zu wünſchen, daß ihre Ausarbeitung nicht zu lange mehr verſchoben bleiben möge."

Einige begeiſterte Schlußworte, die ſich hieran ſchloſſen, veranlaßten den erſten Redner zu der Entgegnung, wie es ihm nur um Wahrheit zu thun ſei und er gern eines Beſſeren ſich belehren laſſe, auch fern ſei von der neumodiſchen Sucht, durch Neues lieber auffallen zu wollen, als an dem Feſtbegründeten feſtzuhalten. Seine Anſichten hätten ſich aber durch langjährige Forſchungen bei ihm zur Ueberzeugung geſtaltet, und wenn manche Behauptung fremd, ja ketzeriſch erſcheine, ſo möchte eine ruhige Prüfung den Schein bald vernichten. Deshalb biete er der künftigjährigen Verſammlung einen ſchriftlichen Auszug ſeines umfangreichen Werkes dar, und verpflichte ſich, ſeinem geehrten Freunde Thierſch dieſen vorab mitzutheilen, damit er beurtheilen möge, ob die Arbeit der Aufmerkſamkeit der Gelehrten würdig ſei, ob nicht. — Freundlich erwiderte Dieſer, daß ſeine Anſichten Hrn. K. längſt bekannt ſeien, und da er in die vorgetragenen Anſichten nie einſtimmen werde, ſo widerrathe er, ihn zum Richter und Fürmund zu ernennen. — Um ſo beſſer, erwiderte K., da auf dieſe Weiſe die Prüfung nur um ſo ſchärfer ſein werde, und er K., wo es ſich um die Wahrheit handle, ſeine kleine Perſönlichkeit wie auch ſeine Behauptungen zu gering achte, um Berückſichtigung zu verdienen.

Nach dieſem freundlichen und verſöhnenden Schluß der Discuſſion ſprach Baron **de Roiſin** sur la coopération active et efficace, que la philologie allemande accorde à la philologie française dans la restauration des littératures Provençales et Romanes, et sur l'opportunité de faire mieux connaître en France les travaux critiques et philologiques de l'Allemagne in folgender Weiſe:

„Mrs. Nous ne venons point ici renouveler l'éloge de la philologie. Son mérite n'est pas contesté, et l'on reconnoit que, s'il est une science, ... un flambeau! .. destiné à projeter une vive lumière dans la nuit des temps historiques, c'est la philologie linguistique; car les langues! ..

Facies non omnibus una, sed qualis decet esse sororum —

les langues sont un livre qui contient l'histoire de la nationalité des peuples, de l'affinité

des races et qui permettra peutêtre quelque jour d'entrevoir de plus près l'unité primitive de la grande nation. Longtemps il est resté fermé, on l'a ouvert, on n'a pas saisi le vrai sens des mystérieuses leçons qu'il renfermoit . . . on l'a denaturé; mais la philologie est venue et elle a restitué de belles pages. Nul doute qu'elle ne dote encore, et richement, le trésor des connaissances humaines."

„Mrs. Nous oserons prendre sur nous de vous adresser quelques mots au nom de la philologie française, bien que nous n'ayons pas l'honneur d'être ici son fondé de pouvoir, bien que nous ne puissions compter dans ses rangs que comme un membre indigne et complettement ignoré."

„Vous le savez, Mrs., les savants français n'ont pas manqué de zèle et de talent alors qu'il s'agissoit d'illustrer, d'aprécier le legs précieux de l'antiquité, les littératures grecques et latines, ou encore, cette littérature française, dite classique, qui en était l'imitation."

„Mais dans nos derniers siècles, si satisfaits d'eux mêmes, un superbe dédain avoit condamné à l'oubli une littérature éminemment nationale, celle des trouvères: la Romane. Justice a été faite de cette ingratitude; et la philologie française marche aujourd'hui d'un pas ferme et assuré dans une nouvelle carrière; elle a repris l'œuvre des Bénédictins. *) Ordre admirable! qui eut peutêtre à lui seul amené ce résultat; qui a fait beaucoup: qui eut fait immensément, si une révolution n'étoit venue, pour ainsi dire, le balayer du sol. Une révolution! (Mrs. certains faits sont bons à rappeler quelquefois) qui le 22 Février 1793 sur la proposition de Condorcet, et par décret d'urgence, fit brûler sur la place des piques 347 volumes et 39 boîtes de documens, et notez le, ce même décret autorisoit les départemens à suivre l'exemple de la capitale, à brûler leurs archives."

„Nous n'abuserons pas de vos momens, Mrs., en énumérant ici les causes, qui ont amené en France cette réaction, ce retour avide vers le passé, cet amour du moyen âge, qui est dévenu de l'engouement, car il a envahi le cabinet du savant et le boudoir des Parisiennes. Mais il en est une, que nous signalerons, parce qu'elle vous touche de près."

„Sous l'empire, à cette époque, où on lisoit fort peu les trouvères, où l'on ne pouvoit guère pratiquer la philologie qu'à la manière du premier grenadier Latour d'Auvergne: qui après avoir fait le long du jour le coup de fusil avec l'ennemi, travailloit le soir à un glossaire en 14 langues: à cette époque, dis-je, une voix puissante s'est élevée et n'a cessé de retentir pendant longues années. Elle sollicitoit la France de réouvrir les catacombes, où gisoient ignorés pour la pluspart les débris de sa grandeur littéraire au moyen âge. Cette voix étoit celle de l'Allemagne; un de ses premiers organes c'étoit le poëte Uhland."

Aussi est-ce avec infiniment de raison, que Ferdinand Wolf de Vienne a dit: „C'est „un Allemand, qui a signalé le premier toute l'importance de l'ancienne épopée française, et „qui faisant preuve d'une profondeur de jugement d'autant plus éminente, d'une sagacité d'au„tant plus rare, qu'il n'avoit que bien peu de matériaux à sa disposition, l'a caractérisée de „main de maitre."

Uhland écrivoit en effet en 1812: „La langue romane française a enfanté un cycle

*) Selon la belle expression de Chateaubriand: „ces hommes du passé gothique et des vieilles abbayes, qui sembloient avoir composés les chartes qu'ils déchiffroient."

ent épique . . . la reproduction d'une époque puissamment héroique; la création faisceau de traditions nationales; l'objectivité; le développement progressif de l'action ; la couleur de style que réqueroit le sujet; enfin l'emploi constant du rhythme ıpproprié au rhythme musical: tels sont les traits distinctifs, qui établissent une ana- e les chansons de gestes, les rhapsodes homériques et les Nibelungen."

Nibelungen! Mrs., ce nom rappéle une illustration philologique, qui se trouve au ıous; selon l'expression française d'un Allemand (d'Eckstein), „un beau génie, qui ces poëmes, et leur donna un caractère d'unité et de régularité."

a reconnu, poursuit Uhland, dans les épopées de Ch. M. et de ses pairs un des buleux les plus remarquables. L'Allemagne accorde le caractère épique au roman fils Aymons, qui accuse une origine française. Nos voisins eux mêmes ont tant bien donné leurs vieux romans comme l'épopée du temps. Mais personne n'a encore é jusque ici la sphère d'activité, l'affinité mutuelle, la forme primitive de ces éton- oductions, et les opinions accréditées en France sur l'épopée ont mis obstacle à e appréciation."

ous pourrions encore citer un article d'Ébert, à la fin duquel il renouvelle le voeu, andes épopées romanes soient enfin exhumées de la poussière des bibliothèques."

noble appel a été entendu. Une ardente milice formée à l'école des chartes: les Michel, les Paulin Paris, les Jubinal, les Edward Leglay, Arthur Dinaux et une foule adonnent avec ferveur à cette entreprise de patriotisme littéraire." *)

qu'a fait l'Allemagne? qu'ont fait les Bekker, les Keller, les Rosenkranz, Schmidt nlevé à la science, Mone, Schnakenburg, Wolf de Vienne, Wolf d'Jena? se sont- ltés d'applaudir à ces efforts? du simple rôle de spectateurs?"

on, Mrs., ils ont accordé à la philologie française la coopération la plus efficace, estituant à la France, par la voie de l'impression, des poésies filles de la muse ro- lis égarées sur le sol germanique; soit en élaborant avec cette consciencieuse indu- n leur reconnoit en matière de recherches, des traités didactiques ou grammaticals, en soumettant au creusét d'une saine et judicieuse critique les nombreux produits sse française."

lon nombre d'entre vous, Mrs., auront parcouru ces nouvelles publications, éxécutées te la correction, tout le luxe de l'art typographique, qui vous offrent successive- s chansons historiques, véritables mémoires du temps, qui suffisoient à un Bertrand pour trancher des questions de guerre et de paix, qui rendent souvent à la gloire ration ignorée ou méconnue; ces complaintes d'amour, où l'on trouve de l'afféterie pensées, dans l'expression, mais qui témoignent néanmoins de la naiveté du cœur; ces fabliaux, petits tableaux de genre, esquisses de la vie privée, enfin ces gran- sons de gestes, drames palpitans, aux proportions hardies qui ne sont pas, il est vrai, de l'époque que vouloit chanter le trouvère, mais bien de celle où il a chanté, mais nt néanmoins d'un reflet de l'ère héroique et sur lesquelles plâne l'ombre majestueuse

*) ublions pas que la Belgique fournit d'excellens auxiliaires: les de Reiffenberg, les Willems, Ser- e etc.

de Charlemagne et de ses pairs, ces hardis apôtres, qui préchoient l'évangile l'é
la main."

„Hébien, Mrs., vous aurez peutêtre éprouvé un sentiment de reconnoissance po
pénibles labeurs de ces paléographes, qui aidés des lumières philologiques sont parve
restituer des textes parfois indéchiffrables. Peutêtre aurez vous dit: „Honneur à la phil
française! . . . ah croyez le bien, s'il avoit pu vous entendre, l'écho du monde savant
auroit répondu: „Honneur! . . honneur aussi à la philologie allemande!"

„Il est une soeur de la littérature romane, qu'on appelle la provençale, l'occitanier
laquelle on a voulu attribuer la suprématie. Car s'il est un vieil axiome, qui nous dit:
du nord que nous vient la lumière, il en est, qui tiennent un autre language, il en es
voudroient nous dire, qu'elle nous vient des Arabes. La question a donné lieu à un vér
tournoi, où d'illustres champions ont échangé de beaux coups de lance: Raynouard, Faur
l'abbé de la Rue."

„Cette littérature des troubadours, plus heureuse que celle des trouvères, obti
meilleur heure l'avantage d'une restauration; c'étoit, pour ainsi dire, l'œuvre d'un seul h
de Raynouard."

„Hébien, dans cette autre arène l'Allemagne vient encore à la France, les mains
gées d'offrandes. Mr. de Schlegel a donné dans le temps un opuscule, qui a fait viv
regretter, qu'il n'ait pas choisi de briller dans cette carrière plutôt que dans toute autre.

„Mais, il est un autre savant, que j'oserais à peine nommer, s'il se trouvoit dans
enceinte, tant sa modestie égale son mérite; qui a suivi la voie frayée par Raynou
trouvé beaucoup à glaner après ce grand maitre, a su aggrandir le champ d'investigati
un mot, qui a reculé la limite, où la philologie française avoit planté son drapeau. La F
a perdu son Raynouard, l'Allemagne possède encore le sien: c'est assez faire entendre
j'ai voulu désigner le professeur Diez de l'université de Bonn. Ses travaux ont reçu un
tribut d'éloges d'un petit nombre de savans français; il ne tiendra pas à nous, qu'ils ne
bientôt plus répandus."

„Et maintenant, Mrs., si je n'ai pas lassé votre indulgence, une dernière considé
Les relations sont formées, et tendent à devenir plus intimes entre les savans des deux na
entre Paris et les grandes villes universitaires; dans l'intérêt de la science ce n'est pas

„En France la province tend par le fait à secouer la centralisation littéraire de l
pitale. Paris, bien qu'il ne l'avoue pas toujours, sait mettre à profit la collaboration des
vinces. Partout le gout des fortes études a jetté de profondes racines, partout surgi
tige vigoureuse, pleine de série et d'avenir. Pour ne vous parler que du nord de la F
vous n'ignorez pas, que la Flandre, l'Artois, la Picardie, que les villes de Lille, Valenci
Douai, Cambrai, St. Omer, Arras, Amiens possèdent des Sociétés savantes, qui comptent
leur sein des hommes pleins de savoir, studieux, assidus, sans cesse occupés à interrog
monumens, dont l'incertaine chronique ne satisfait pas leur zèle consciencieux, sans
occupés à rassembler, à coordonner les matériaux d'histoire locale, qui permettront pl
d'écrire une histoire de France a peu près complette en toutes ses parties, à reconnoi
fixer les caractères distinctifs des dialectes, leur domaine territorial; étude si importante
Charles Nodier n'a pas craint de dire: „si les patois étoient perdus, il faudroit créer une

„démie pour les retrouver“; enfin, qui ne dédaignent pas, loin delà, une excursion dans le domaine étranger. Car dernièrement encore un membre de la société des sciences et arts de Lille, le docteur Leglay, archiviste général du département, a publié la correspondance de l'empereur Maximilien d'Autriche et de sa fille Marguérite, retrouvée par lui dans l'immense dépot d'archives des comtes de Flandre, et fera bientôt paroitre celle d'un ambassadeur de Charles quinze à la cour de France.“

„Or, Mrs., nous le demandons: n'est-il pas infiniment à regretter, que de tels hommes ne soient pas à même de consulter tant d'ouvrages lumineux, tant d'articles de haute critique répandus a profusion dans les revues allemandes, que les éxigences pécuniaires de l'époque ne permettent pas aux bibliothéques provinciales d'acquérir?“

„Il arrivera donc, que le savant de Toulouse, l'antiquaire de la Normandie ou de la Morinie, et le philologue d'Heidelberg ou Gottingue se rencontreront dans une recherche, et ignoreront, qu'ils pouvoient s'aider peutètre mutuellement?“

„Nous voudrions, Mrs., remédier à cet état de choses, autant qu'il peut être donné à un seul de le faire; nous avons résolu de faire connoître en France par voie de résumés, d'analyses ou de traductions les travaux de la critique et de la philologie allemande en ce qui concerne les littératures romanes et provençales, et encore en ce qui concerne l'histoire du nord de la France et de la Belgique, particulièrement l'époque des Franks et des Gaulois. Car c'est ici, que la philologie allemande peut venir puissamment en aide à l'historien français; elle y est venue.“

„Mr. Hermann Müller, professeur à Würzburg, a cherché à déterminer le territoire salique, et c'est principalement à la philologie qu'il emprunte ses déductions.“

„Ainsi, pour en citer deux exemples, il s'est demandé ou étoit situé ce fameux Disbarg qui a provoqué une si longue polémique; (car on a cru retrouver tour à tour le berceau de la monarchie française, le chateau d'où Clodion marcha sur Cambrai, dans Duisburg au delà du Rhin, dans Deusburg près Bruxelles et Dist près de Louvain;) quand les Franks avoient occupés un territoire Gaulois, quand ils y avoient succédé aux Romains (Gast, hospes). S'agissoit-il d'appliquer des dénominations, ils pouvoient s'y prendre de trois manières: 1) en créer de nouvelles, ce qui ne devoit guère avoir lieu que par suite de nouvelles fondations; car un ancien nom devoit survivre dans la bouche des indigènes; la dénomination choisie par le conquérant n'est pas toujours adopté par le tributaire. 2) ils germanisoient le nom en vigueur; les exemples en sont trop nombreux et trop connus pour les rappeler. 3) si le nom présentoit un sens intelligible, ils le traduisoient.“

„Ainsi en Lorraine les chartes vous donnent comme synonimes *Wotansberg, comes de Godenesberg, comes Wadanimontis, Fanum mercurii, vaudemont.* Or que peut signifier Disbarg? *Dis* est le génitif de *Di, Diu = tiu* ancien H. all. *ziu* qui signifie *Mars.* Les Franks ont dit *Distag. dies martis. barg* repond à *berg*, comme *karl* à *kerl;* il signifie montagne, mais il a pu répondre a *templa, templis.* Disbarg c'est donc *Fanum martis*, le chef lieu du *pagus Fanomartensis*, de siège du *praefectus Lactorum nerviorum*, aujourd'hui *Famars* près Valenciennes.“

„Voici une autre règle étymologique. Les dénominations empruntées à l'embouchure d'une rivière sont formées du mot *Mund* (bouche). En terre salique l'*n* est conservé.

Chez les Frisons, les Anglosaxons l'*n* disparoit, et la preuve: nous trouvons dans le domaine de la loi salique: *Dendermonde*, *Rupelmonde*, *Wuvelmonde*. Hors de là, sur le littoral de la Flandre maritime: *Dixmude*, *oppidum de Dicasmuth*, en Angleterre *Portsmouth*, *Falmouth*."

„Mr. Müller soulève encore dans un autre ouvrage des hypothèses d'une haute importance. Les habitants du pays de Liège offrent une physionomie, un caractère méridional. Ce n'est pas dans le nord de la France, que vous pourrez trouver un type équivalent; il vous faudra gagner le midi. Or au temps de César les peuples, qui occupoient cette contrée, étoient-ils des Germains? Mr. Müller en doute, et bien que notre opinion ne soit d'aucun poids dans la balance, nous en doutons comme lui."

„Les *Eburones*, les *Segni*, *Caeresi*, *Condrusi*, *Paemani* ne sauroient être des Germains."

„César connoissoit les caractères distinctifs des Gaulois et des Germains; il nous montre les premiers comme ayant des rois, un sacerdoce, les Germains comme n'ayant pas de chefs permanens en temps de paix, comme ne reconnoissant pas de sacerdoce. Et cependant les Éburons ont deux rois, dont les noms Cativoleus et Ambiorix n'ont certainement rien de Germanique. Comment se fait-il alors que César cherche à détruire en détail la nation éburonienne, et convoque les peuples voisins a cette œuvre de destruction? comment se fait-il que les Germains viennent piller leurs frères? Alors que les Eburons, forcé de s'expatrier, gagnent le Rhin, pourquoi ne pas chercher asile chez les Germains de l'autre rive? pourquoi cingler au loin vers des territoires inconnus? Ils n'étoient Germains que de nom; ils étoient les antécesseurs des Germains dans le pays de Liège, les *Vorgermanen*."

„Mais, le temps nous presse, nous ne voulons pas traiter ces questions, nous vous indiquons les deux ouvrages de Mr. Müller, nous espérons que quelques uns d'entre vous voudront bien les lire; ils ont pour titre: l'un *Der Lex Salica etc. Alter und Heimath*, l'autre: *die Marken des Vaterlandes*."

En terminant, Mrs., en vous remerciant de l'hospitalité bienveillante accordée aux paroles de l'étranger, nous rappelons notre projet; c'est une tache à laquelle nous nous sommes préparés de longue main. Aux doctes professeurs de cette université nous avons demandé des conseils, ils nous ont répondu par des encouragemens. Nous avons fait un premier pas, nous allons poursuivre, sinon avec gloire, du moins avec constance. Puissions nous ne pas rester trop en arrière d'un but utile et honorable; mais en réfléchissant à la difficulté de l'entreprise en égard à notre incapacité, nous ne pouvons nous empêcher de nous écrier avec Varron: „neque eo, quo pervenire volumus, semitae tritae, neque non in tramitibus „objecta quaedam quae euntem retinere possint." Varro de lingua latina."

Der Vorſitzende dankte dem Redner im Namen der deutſchen Landsleute für die in ſeinem beredten Vortrage geäußerten freundlichen Geſinnungen, ſo wie für die Anregung zur nähern Verknüpfung der wiſſenſchaftlichen Intereſſen Deutſchlands und Frankreichs, und erklärte, da die für dieſen Tag beſtimmten Gegenſtände der Sitzung erſchöpft waren, dieſe für geſchloſſen.

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Bonn, am 1. October 1841.

Die heutige Sitzung konnte in besonders erfreulicher Weise eröffnet werden. Es war unterdeß die verheißene Rede des abwesenden Präsidenten, Prof. **Welcker**, eingetroffen, in welcher derselbe seine Ansichten **über die Bedeutung der Philologie** entwickelt hatte. Diesen Vortrag hatte jetzt Prof. Wilberg die Güte zu lesen, wie folgt:

„Bey jeder der vorhergegangenen ähnlichen Versammlungen ist die Philologie im Allgemeinen oder in ihrem Verhältnisse zu Richtungen und Erscheinungen der Zeit betrachtet worden. Doch kann es nicht befremden, wenn ich auch jetzt auf dieses Thema zurückkomme, da die große geistige Bewegung der Zeit auf jeden Gegenstand allgemeiner Wichtigkeit den Blick immer von Neuem hinreißt und selten eine Ansicht nach allen Seiten hin zu einem gewissen Abschluß in der Meynung kommen läßt. Auch ist die Philologie eine Wissenschaft, über die sich aus fremden Standpunkten nach allgemeinen Begriffsconstructionen leicht einseitig oder schief urtheilen läßt, da sie ihre eignen Anstrengungen und innere Erfahrungen erfodert, um bey der Vergleichung mit andern großen Interessen und Foderungen der Gegenwart nicht unter ihrem Werth angeschlagen zu werden. Daher es für uns Philologen rathsam seyn wird, über unsere gemeinsame Angelegenheit uns immer mehr unter uns selbst zu verständigen und zu befestigen, um sie desto kräftiger nicht nur verfolgen, sondern auch vertreten zu können."

„Gar manche Besorgnisse über die Zukunft der philologischen Studien sind rege geworden, von denen ich die für ganz leer halten muß, die durch blinde Angriffe eines der Frage nicht gewachsenen einseitigen Eifers, sey es für die Künste des Erwerbs, oder für eine bloß technische Abrichtung für den Staatsdienst, oder für den Ultraliberalismus und eine völlige Wiedergeburt der Zeiten, die alles Alte in der Erinnerung auslöschen würde, oder für eine Predigt des abstracten Begriffs an alles Volk, oder für die Zwecke virorum obscurorum, wenn es auch deren einige giebt, oder für die absolute Germanisirung unserer mit der Cultur der alten Welt verwachsnen edlen Nation, häufig entstanden sind. Wirklicher Abbruch aber scheint der Philologie zu geschehn durch die großen neuen Entwicklungen der wißbegierigen Zeit. Doch scheint es mehr so als wirklich der Fall ist. Die von unzähligen fleißigen und geschickten Händen jetzt neu angebauten Gebiete aller Sprachen, aller Litteraturen und aller Geschichte dürfen wir als unsere Colonieen betrachten, die, indem sie unsre Bevölkerung vielleicht mindern und uns gewiß in ihren Köpfen ein unberechenbares Capital entziehn, doch in dem Verkehr, den sie mit dem Mutterlande weislich unterhalten werden, auf dieß wohlthätig zurückwirken müssen. Dabey ist allerdings

auch der große Einfluß der Naturstudien, seitdem sie in einem neuen Geist und mit so von der Welt noch nie gesehenem Eifer getrieben werden, auf die Grammatik, als eine Naturgeschichte der Sprachen, in Anschlag zu bringen."

„Weit entfernt von allen jenen Aengstlichkeiten sehe ich den gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaft als den glücklichsten und hoffnungsreichsten an. Er kann dieß nur seyn durch die Aussicht auf Wirkung auf die Welt und Vermehrung des geistigen Schatzes der Menschheit. Eine Wissenschaft darf nicht geschätzt werden nach dem Glanze, den ihr augenblicklich eine größere Anzahl berühmter Gelehrten zu geben, noch nach dem Aufsehn, das die Neuheit oder auch ein neuer Aufschwung zu machen pflegen; sondern allein nach ihrer innern Würde, nach den Gesichtspunkten, die sie erfaßt hat, nach der Idee, deren sie sich bewußt geworden ist. Sie könnte unter der Ungunst der wankelmüthigen und leicht irregeleiteten Welt viel leiden und auf eine kleine Anzahl von Anhängern und Pflegern zurückgebracht werden, ohne an ihrem inneren Leben dadurch zu verlieren. Wo dieß ist, da erstarkt oft die Kirche unter dem Drucke. Gerade auf Zeichen dieses inneren Lebens gründen sich meine heiteren Ansichten über die Philologie. Was Heyne und Wolf im Begriff auffaßten, die vollständig und nach allen Seiten umfassende Kenntniß des Griechischen und Römischen Alterthums, zum tieferen Verständnisse des eigenthümlich Größten und Schönsten darin und alles Einzelnen in seinem lebendigen Zusammenhang, dieß zu verwirklichen sind schöne Anfänge gemacht, wobey die auf mehreren Punkten sichtbaren Fortschritte der Methode, eine größere Planmäßigkeit die Ausführung sehr befördern werden. Gleichzeitig nahm an Tiefe und Genauigkeit die Kenntniß der Sprachen zu, welche ferner zu erweitern und zu vermehren eine zu reizende Aufgabe ist, als daß sie nicht ergriffen werden sollte. Daß die sprachlichen und die historischen Studien sich einander durchdringen und durch allseitige Alterthumsstudien die Philologie sich mit der philosophischen, historischen und Kunstwissenschaft des Zeitalters im Zusammenhang erhält, dadurch hat eine lebendigere Kenntniß der Alten sich vorbereitet und schon weit verbreitet: und die Folge davon muß seyn, daß sie in einer neuen, innerlichern und geistigeren Art des Einflußes auch zurückwirken auf die Intelligenz und Bildung der Zeit."

„Gleichwohl würden wir den Tag, wo einst auch diese heilige Veste sänke, weniger entfernt zu denken berechtigt seyn, wenn in der Wolfischen Darstellung das Wesentliche der Philologie vollständig ausgesprochen wäre. Sie kann nicht verhindern, da man die untergelegte Absicht und eingemischte Andeutungen nicht zu berücksichtigen schuldig ist, daß rasch fliegende Geister schon jetzt uns verkünden, die Philologie sey alte Historie, dahin dränge sich die Geschichte der Philologie, während wieder andre sie sich zur Sprachwissenschaft gestalten oder in die allgemeine Sprachwissenschaft übergehn sehn. Auch der allgemeinen Litteraturgeschichte, Kunstgeschichte, Mythologie könnten bei der Erbvertheilung ihre Ansprüche nicht streitig gemacht werden. Andre Betrachtungen leiten uns auf einen ganz andern Weg."

„Die alten langen Streitigkeiten sowohl über Humanismus und Realismus, als über das Classische und Romantische, sind so gut wie geschlichtet, man darf den Verträgen entgegensehn, die mit praktischer Einsicht und wissenschaftlicher Umsicht werden abgefaßt, wenn auch nicht überall gleichmäßig befolgt werden. Man ist, wie oft nach Eroberungs- und Vernichtungskriegen, nach natürlichen Gesetzen der Dinge und einer gegenseitig erprobten Vertheilung der Kräfte, über Punkte einig geworden, wonach beyde Theile recht wohl bestehen können. Unterdessen aber hat sich mit einer größern Klarheit als je, und die weit mehr bedeutet als der vorher noch unerschüt-

terte Glaube, herausgestellt, was und wie viel wir von den Griechen allein oder am besten zu lernen haben, worin sie unübertroffen sind und seyn werden. Wenn Klopstock als Greis sagte: „die Alten waren und sind meine Lehrer," und Lessing: „Betritt der Alten sichre Wege," so ist diese ewige Mustergültigkeit erst durch die That in Göthe zur vollen Wahrheit geworden, der aus seiner ächt Deutschen Natur und aus allen Quellen neuerer wie alter Weisheit und Dichtung den Gehalt in seinem Busen geschöpft, die Form in seinem Geist aber den Alten abgesehn hat. Auch Schiller, der einst bekannte, es sey der Mühe werth, gelebt zu haben, wenn man den 23. Gesang der Ilias las, wäre ohne die Alten nicht Schiller gewesen, und andre der neuesten Dichter, die noch seltener als er an jene auffallend erinnern, erkennen doch ihre Nachahmungswürdigkeit und Unnachahmlichkeit an und haben ihren Einfluß erfahren, wie Byron, Tegnér und andre. Nur in einer so großen Epoche der Poesie und der Bildung, auf welche das Menschengeschlecht lange zurückschauen wird, konnte sich das wahre Verhältniß, welches die Cultur des Alterthums für alle Folgezeit behauptet, mit erhöhter Deutlichkeit zu erkennen geben. Es giebt eine Nachahmung, welche todte Geburten schafft, und eine, worin alle Bildung besteht, die eine innerliche Verschmelzung des eigenen, des National- und Zeitgeistes mit dem Besten der Vorzeit ist. Was kann äußerlich betrachtet unähnlicher seyn als Dante und der, den er fromm als seinen Führer verehrt? Die höchsten Vorbilder wirken oft nur wie elektrisch, ohne sich stofflich mitzutheilen. Die Eifersucht der durchgängigen Unabhängigkeit und Ureigenthümlichkeit in Absicht auf Poesie und Kunst ist verkehrt; denn je größer die Mittel der eigenen Nationalität und Originalität sind, um so weniger laufen diese bey der Bewunderung und Aneignung des Fremden Gefahr: sie bereichern sich nur. Ein heiliges Land der Religion erkennen in allen Landen die Völker an, statt, wie die früheren, ihre Religion bey sich selbst ihren Anfang nehmen zu lassen. Auch ein heiliges Land der Poesie und Kunst (ich gebrauche den Ausdruck eines sehr christlichen Bischofs) gelten zu lassen, sollte wenigstens nicht als Hinderniß des Patriotismus und selbstkräftigen Aufstrebens angesehn werden. Unser Volksstamm zumal zeigt durch die Sprache, durch die ursprünglichen freyen gesellschaftlichen Ordnungen, durch Naturgefühl, poetische und speculative Anlage und älteste Religion eine besonders enge Verwandtschaft mit dem der Hellenen: den Vorsprung in geistiger Bildung verdankten diese zum guten Theil den unvergleichlichen Länderstrichen ihrer Ansiedlung; Geisteskräfte und Persönlichkeiten wie bey ihnen, werden unter keiner andern Nation wieder gefunden: wer wird dieß bestreiten? Wenn nun wirklich unter solchem Volk und in einem jugendlichen Weltalter der Menschengeist und des Menschen Hand Werke hervorgebracht hat, die gleich den Wundern und den Lieblichkeiten der Natur Empfindung und Nachdenken wecken und einen größeren Maßstab des in sich Vollendeten abgeben, als irgend andre, so gehören sie aller Welt an, die sie fassen mag, näher noch dem sprachverwandtesten Volke. Der Wahn, der dieses verkennt, ist nicht anders als spießbürgerlich zu nennen. Man könnte eben so gut als jener Vorbilder der großen Erfindungen der Urzeiten, von der Schrift oder der Stählung des Eisens an, sich zu enthalten beschließen. Nein auch von dem, was die Griechen, die Bezwinger der Kentauren und der Barbarey, in die Welt eingeführt haben, mögen die dazu befähigteren Völker nur immerfort so viel ihnen gemäß ist, ohne Neid und mit Dank sich zu Nutz machen: was sie auch sonst schaffen und sind, sie werden wohl dabey fahren. Mit vollster Ueberzeugung rufen wir den halbvergessenen Namen des classischen Alterthums zurück, als des bildungsreichsten und in den wichtigsten Beziehungen allein oder am besten bilden-

den. In dieſem wohlbegründeten Prädicat liegt der Grund, warum die Philologie nicht als ein Abſchnitt in die Hiſtorie übergehen kann. Noch immer bleibt die alte, mehr als die neuere oder aus dieſer die irgend einer einzelnen Nation, eine Weltlitteratur: die erſte Litteratur der Welt nannte ſie unlängſt einer der berühmteſten franzöſiſchen Gelehrten. Sehen wir uns überhaupt in Bezug auf das hier angenommene claſſiſche Anſehn derſelben nach der Meynung der Welt um, ſo wird es erlaubt ſeyn, vor den Kindern des Tages und dem Gewühl unſerer litterariſchen Agora vorbeyzugehn, die von dem Neuen und Neueſten bewegt wird. In einer Zeit, worin ſo viel, ſo Mannichfaltiges und Großes geſchieht und ſich bereitet, und weil die Völker einander ſo viel näher gerückt ſind, die Bewegung noch gewaltiger auf die Köpfe wirkt, ſind Mißverſtändniß, Verrechnung, Ueberſpannung natürlich: ſelbſt einiger Fanatismus gegen das Alte, und die Philologie iſt glücklicherweiſe nicht von geſtern, dürfte nicht unerwartet ſeyn: man erinnere ſich nur, daß durch des hochherzigen Joſephs II. Reformen eine Zerſplitterungs- und Zerſtörungswuth gegen alte Kunſtwerke, Documente und Bücher veranlaßt wurde. Auch denkende, zum Theil von wohlverſtandner Vaterlandsliebe ſtark angetriebene Männer, wie etwa Weizel (der aus der Bibliothek, welcher er vorſtand, die alten Ausgaben der Claſſiker als veraltet ausſchied), Börne, Menzel, Wienbarg, ſelbſt der edle Pfizer, klagten oder klagen über eine einſeitig philologiſche Richtung unſerer Zeit; entweder weil ihnen das Alterthum verſchloſſen geblieben, oder weil ſie die Beſtimmung, welche die Philologie haben kann und ſoll, nicht genug erfüllt vor ſich ſahen. Auf den Standpunkten dagegen, die durch ernſte und umfaſſende geſchichtliche und wiſſenſchaftliche Studien erreicht werden, ſehen wir Männer der verſchiedenſten Klaſſen in hinreichender Anzahl, die der auf dem Boden der Philologie ſelbſt gewonnenen Ueberzeugung nicht Zweifel und Widerſpruch entgegenſetzen, ſondern ihre volle Zuſtimmung geben."

„Unter dem Schilde des Claſſiſchen demnach geſellt ſich die Philologie als eines der Elemente aller höheren Bildung und Nationalerziehung — welches in der Schule aufgenommen iſt nicht bloß weil es für ſie einzig zweckmäßig iſt, ſondern auch weil es auf jene einzuwirken bald aufhören würde, wenn es nicht in dieſer bewahrt bliebe — zu dem andern Element, welches wir als das nationale im engern Sinne bezeichnen können, und worunter wir mit der vaterländiſchen Sprache, Litteratur und Geſchichte alles dasjenige verbinden, was die Nation aus der modernen Wiſſenſchaft, Poeſie und Litteratur überhaupt ſich angeeignet und ſelbſt entwickelt und geſchaffen hat. Zu dem dritten, welches in dem Chriſtenthum und allem demjenigen, was von ihm insbeſondere ausgeht und abhängt, beſteht, hat die Philologie nicht minder ein bedeutendes Verhältniß, ein ſolches, wodurch ſich der alte Name der humaniſtiſchen Studien vollkommen rechtfertigt, wenn er, gleichwie der andre, in ſeinem wahren und vollen, aber auch zugleich nach allen Seiten richtig beſchränkten Sinne verſtanden wird. Die Religion der Geduld, der Liebe und Verſöhnlichkeit und der Hoffnung, als des Beſten und Höchſten, iſt nicht eine Schule der geiſtigen Bildung und der Künſte, und berührt nur ſehr allgemein die Pflichten des thätigen, des bürgerlichen, des mannhaft kämpfenden Lebens. Auch die Kirche hat aus ſich die vom Evangelium ausgeſchloſſene Sphäre der Ausbildung aller natürlichen Anlagen, nach den verſchiedenen Erforderniſſen des Lebens und der Völkerzuſtände, vorzüglich die der höheren Menſchlichkeit, nicht zu ihrer Sorge gemacht, und wann es geſchehen, da geſchah es gerade vermittelſt der humaniſtiſchen Studien. In dem Streite der Theologen gegen dieſe und für die alleinige Aufrechterhaltung der alten, von der Kirche gepflegten Wiſſenſchaften in den Schulen

rieth Erasmus die beyderseitigen Gaben zusammenzutragen, die humanen oder die feineren Wissenschaften, bonas litteras, nicht zu unterdrücken, durch diese aber, indem sie sich der Ehre Christi unterordnen, bessere und nützliche Menschen zu erziehen. Daß unter Justinian die Athenischen Schulen geschlossen und der Forschungsgeist unterdrückt wurde, hat die Welt nicht verbessert. So durchgreifende Wirkungen von irgend einer Seite her hat die heutige Welt in den Ländern, die uns hier angehn, keineswegs zu fürchten. Doch so gewiß das entschiedene Uebergewicht eines einzelnen Standes, es sey der Priester, des Adels, der Krieger, des Handels und Gewerbs, oder auch das irgend einer geistigen Richtung, als der Theologie, der Scholastik, der unphilosophischen Gelehrsamkeit, oder das der ergötzlichen Künste, für sie selbst allmälig zur Ausartung, für das Ganze zum Schaden und Verderben führt, so wichtig ist es, fort und fort ein gewisses Gleichgewicht zu bewahren und daß durch Kraft und Nachhaltigkeit einer jeden in der Natur und Gesellschaft begründeten Hauptrichtung das Maß gesetzt und die Wage gehalten werde. Es ist thöricht, irgend einer freudigen Thätigkeit der Geister, auch wenn sie augenblicklich in größerem Umfang als den sie immer behaupten kann ausgeübt wird, mit Misbilligung oder Misgunst zuzusehn, anstatt kräftig auf der eigenen Bahn nach einem wohlbekannten Ziele vorzuschreiten. Nicht des Gegenstrebens, sondern der Gegengewichte bedarf es zum Heil der Gesellschaft. Die durch die Classiker seit der Periode der Reformation erweckte humanistische Thätigkeit und Bildung ist vor Zeiten selbst in protestantischen Landen durch die Theologen auf eine bedauernswerthe Art gehemmt und unterdrückt worden: wenn die Philologie, als classische und humanistische, sänke (denn daß sie bloß als gelehrte übrig bliebe, könnte nicht gar viel helfen), so dürfte selbst heutiges Tags, wo wir weit mehr ein ruhiges und friedliches Gedeihen als eine leichtsinnige Befehdung der Theologie zu wünschen haben, eine Gefahr für die Zukunft zu berücksichtigen seyn. Ich habe nie die dogmatische und mystische Speculation in ihrem Rechte verkannt, wenn auch manche ihrer jüngsten Adepten sie auf bedenkliche Art zu erfassen scheinen; noch weniger verkenne ich diejenigen, die, bey einem frommen Gemüthsleben und gewöhnt an die geistigen Genüsse und Reizmittel ganz anderer Litteraturen, durch die Alten, diese Naturkinder, abgestoßen werden. Wenn aber je die Zeit kommen sollte, wo hierarchisch-mystische Beschränkung von Neuem drohte, dann wird es ein Glück seyn, wenn eine kräftige Philologie in einigen Kreisen alles menschlich Schöne und Frische bey Ehren erhält, die Wunder des unbeengten Genius deutet, die geistige sowohl als bürgerliche Freyheit und Gesetzmäßigkeit, das μηδὲν ἄγαν, die reine Natur in Einfalt und Wahrheit, die Kraft und die Anmuth nachweist, die aus dem Alterthum in so bestimmten Zügen hervortreten, überhaupt die Geister, wenn die Theologie sie allzusehr im voraus für den Himmel in Beschlag nähme, zu irdischer freudiger Tüchtigkeit zu erziehn sucht. Alle heiligen Bücher und Satzungen aller Völker haben Systeme allegorischer, subjectiver Auslegungen nach sich gezogen; auch die unsrigen erfuhren in früheren Jahrhunderten diese Deutungsweise, und daß wir sie jetzt in ihrem reinen Sinn und Gehalt verstehen, ist die Frucht der von und an den Alten erlernten Kritik und historischen eigentlichen Exegese, die auf sie übergetragen wurden; eine Frucht der Reformation, die auch die deutsche katholische Theologie nicht verschmäht, die zu pflegen sie vielmehr sich rühmlich mit bestrebt. Sänke die Philologie an innerer Kraft und Thätigkeit und an äusserem Ansehn, zugleich dann an Breite ihrer äusseren Wirksamkeit, unvermeidlich würde in gleichem Verhältniß, nach dem natürlichen Hange der Menschen, unphilologisch, bald zu oberflächlich, bald zu spitzfindig in der Auslegung zu verfahren, die

Schrift nicht mehr richtig und nach ihrem Geiste verstanden werden, nicht so wie sie ihre ersten Leser verstanden oder verstehen sollten."

„Wenn das ineinandergreifende Verhältniß dieser drey Bildungsobjecte, des christlichen, philologischen und nationalen oder neuzeitigen, nur im Allgemeinen zugegeben werden, so darf hier über Maß und Umfang eines jeden, nach der Verschiedenheit der Schulen und der Talente, so wie der in diesem Sinne Gebildeten selbst und ihrer Bestimmung für die Litteratur, die Wissenschaft und das höhere thätige Leben, ganz hinweggegangen werden. Aber über das Grundverhältniß selbst, unter den der Philologie gegebenen Bestimmungen, werden nicht Alle einverstanden oder im Reinen seyn, ohne darum darüber zu schwanken, ob die Basis des gelehrten Schulunterrichts philologisch seyn und bleiben solle, und ob die Alten auch künftig unter allen den täglich sich mehrenden Gegenständen der historischen Kenntniß und Untersuchung bey den Meisten einen Vorrang behaupten werden. Zu viel vereinigt sich um dieß zu erzwingen. Die Griechische Sprache hat unstreitig die höchste Vollendung des Baues erreicht unter allen, wie auch der, welcher die meisten ergründet und verglichen hat, W. von Humboldt, bezeugt, und worin ihre und der Lateinischen Sprache Vorzüge und das Erweckliche und Bildsame des Unterrichts in ihnen liege, ist Niemanden mehr unbekannt. Die Geschichte dieser Völker, da wir hier von der Bibel abzusehn haben, ist reicher an dem, was die Jugend, was allgemein den Menschen anziehn und belehren kann, als irgend eine und bildet zugleich in gewissem Sinne den Mittelpunkt des historischen Wissens überhaupt. Die Griechische Litteratur ist einzig in der Weltgeschichte durch den Organismus, womit sie sich als ein naturgemäß in allen Theilen vollständig entwickeltes Ganzes, in und aus sich selber erwachsen, darstellt, so daß sie in sich die Theorie aller Haupt- und vieler Nebenarten einschließt. Ueber ihre Dichter geben die größten Dichter aller Zeiten Zeugniß, über ihre Redner und Geschichtschreiber sind vornehmlich die besten der Englischen zu hören. Allein durch die Griechen wurde, um dieß mit Niebuhrs Worten zu sagen, das Schöne in bildender Kunst dem Menschengeschlecht offenbart. Ihre Staatsformen herrschen in mittelbarer oder unmittelbarer Anwendung fort, und was in der Politik Polybius bedeute, an welchem schon Casauben noch mehr den politischen als den Sinn für den Styl geübt wissen wollte, hat jüngst ein noch trefflicherer als berühmter Publicist in einem Schulprogramm sehr schön nachgewiesen. Den Begriff als Begriff zu handhaben und der Speculation Sicherheit zu geben, lehrten zuerst sie der Welt, und Platon und Aristoteles werden den Philosophen auch dann noch bilden, wenn der Ausbau der Deutschen Philosophie vollendet seyn wird. In ihren Schriften ist die Grundlage aller exacten Wissenschaften enthalten, und das andre Hauptorgan aller Wissenschaft, ausser der Logik, die Kritik, übten zuerst sie in mannichfaltiger Anwendung; dieß in Zeiten, worin, da Staat und Poesie abgelebt waren, an den Wissenschaften, unter denen die Philologie, die Alterthumsgelehrsamkeit nicht die letzte war, sich die Geister erprobten. Durch die Griechische Bildung wurde die Aufnahme des Christenthums, das sie durch das Pythagoreische Ideal der ὁμοίωσις τῷ θεῷ, durch die Sokratische, alles Heidenthum überwindende φιλανθρωπία, durch ihre Gottes- und Unsterblichkeitslehre, durch die Milde der Sitten vorbereitet hatten, im nächsten Kreise der Völker vermittelt. Die Sprache Roms trug es dann weiter hin, von dessen Imperatorenherrschaft noch die Kraft nachgewirkt hat, ein Weltreich der Kirche zu gründen. Geschmack und Gesinnung der Menschen im Allgemeinen müßten in der That sich sehr ändern, wenn die Erscheinung solcher Völker, mit der aller andern vermischt und der zu den

fähigen und wißbegierigen Köpfen gezählt werden könnte, welcher verſchmähte ſich näher und aus ihren Schriften ſelbſt mit ihnen bekannt und vertraut zu machen, wenn die Jugendblüthe der Menſchheit allen vorſtrebenden Menſchen, etwa mit der Erinnerung ihrer eigenen Jugend, ein gleichgültiger und ſchaler Gegenſtand werden ſollte. Mit dieſem veränderten Sinn müßte ſich insbeſondre bey uns noch eine große Kraft des Jacobinismus verbinden, um das Band aufzulöſen, wodurch unſre Theologie, unſre Rechtswiſſenſchaft, unſere geſammte litterariſche Cultur, die Ausbildung unſrer Poeſie, unſrer Sprache mit den Alterthumsſtudien bis dahin verknüpft geweſen ſind. Vielmehr zeigt jede neue Erwägung von einer neuen Seite, und jedes neue Project einer Radicalreform unſerer höheren Schulen, die mit aller höheren Bildung und mit der Wiſſenſchaft natürlich immer in Beziehung ſtehen ſollen, durch neue Unausführbarkeiten und Unzweckmäßigkeiten, daß die claſſiſche Bildung ein bleibender Beſtandtheil der allgemeinen und gelehrten ſeyn muß, der durch nichts ganz erſetzt werden könnte, ohne den das Ganze immer einſeitig, ſchwankend, ſeltſam und undauerhaft erſcheint. Die Wiſſenſchaften haben im Staat und in der Nation einen geſchichtlichen Boden wie alles Andre. Gleich feſt und unverſetzbar wie der phyſiſche, den wir, auch wenn er uns nicht gefällt, zu behalten gezwungen ſind, iſt dieſer Boden nicht. Doch den Zuſammenhang gewaltſam zu durchſchneiden, nach rein rationaliſtiſchen Combinationen des Augenblicks oder nach Zwecken der Macht die alten Eichen zu fällen, um die leeren Flächen mit vornehmerem oder zierlicherem Gepflänz zu beſamen, kann nur Reue zur Folge haben. Unter unſern heutigen Staatsmännern in Deutſchland ſind wohl einige, die nicht mehr durch die Schule der Philologie und Geſchichte, wie die früheren, giengen, fähig, während ſie einzelnes Alte gern feſthalten, andres Alte unbedenklich abzuſtellen oder abgeſchafft zu verlangen, ohne nur zu ahnden, wie revolutionär das Verfahren ſey. Es gibt Regierungen, welche nur den Zwecken des Dienſts und des Verkehrs, dem Nützlichen und Anwendbaren alle Schulen beſtimmt ſehn möchten, und nicht in Anſchlag bringen, was die freye Ausbildung des Menſchen, was jenes nicht realiſirbare Capital werth iſt, das in der Erbſchaft der Jahrhunderte beſteht und ohne die Alterthumsſtudien bald ſtark einſchwinden würde, wie wir an benachbarten Völkern ſehn, die es jetzt wiederzugewinnen wünſchen und ſtreben, und wie gewiß durch die Unterdrückung der Philologie die jetzt unter uns merkwürdig und glücklich verbreitete philoſophiſche und poetiſche Bildung abnehmen und einem Amerikaniſchen Induſtrialismus und Geldgeiz Platz machen würden, wie gewiß mit der Geringſchätzung des Alten, das in der That groß, verſtändig und gut war, die Sucht des Neuen und des Wechſels, auch wenn ſie nichts wirklich Großes noch Gutes brächten, ſteigen muß."

„Auf die Form der Philologie hat es keinen Einfluß, ob man ſie als die Wiſſenſchaft des Claſſiſchen und des Humanismus, nach ihrer höchſten Einheit und innerſten Weſenheit, oder weniger idealiſch als Studien auffaßt, die aus den verſchiedenſten Urſachen in den gelehrten Schulen begründet und in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und der höheren Geiſtesbildung aufrecht erhalten und in Wirkſamkeit gebracht werden ſollen. Der Umfang und die Theile bleiben nach beyden Anſichtsweiſen dieſelben, wenn auch Behandlung und Ausführung ſich unterſcheiden werden. Der Grundſatz aller Wiſſenſchaft vom Einzelnen zum Ganzen vorzudringen, alle verſchiedenen Seiten zu betrachten, die Sprache und den Inhalt, das Aeuſſere und das Innere, wird von beyden Seiten zugegeben, eine vollſtändige Kunde der Nationalbildung der Griechen und Römer und aller Umſtände und aller Schickſale, unter deren Einfluß ſie geſtanden, gefodert, wie ſie von der jeder andern Nation ſich geſtaltet hätte, deren Litteratur und Geſchichte Jahrhunderte

hindurch der Gegenſtand der Forſchung und der Freude, erſt aller Gelehrten, dann einer beſondern Klaſſe von Gelehrten, geweſen wäre. Auch kommt es hier nicht in Betracht, ob die Sonderung und Anordnung der Theile, aus denen dieſe umfaſſende Kunde ſich zuſammenſetzt, auf unverbeſſerliche Art vollführt iſt oder nicht. Nun hat das Streben nach Umfaſſung und gründlicher, in ſich abgeſchloſſener Behandlung aller verſchiedenen Materien die Thätigkeit der Philologie ſehr vermehrt und ſie innerlich, wie ich ſchon bemerkte, gefördert. Aber Einheit als Wiſſenſchaft hat ſie dadurch nicht erhalten; vielmehr iſt nur deutlicher geworden, daß ſie, was man ihr vorgeworfen hat, mera rerum cognoscendarum congeries ſey, wobey indeſſen zugeſtanden werden muß, daß mit demſelben Wort auch der ſcharfſinnig conſtruirte Begriff einer Wiſſenſchaft im engeren Sinne füglich verbunden werden kann. Die Einheit der Philologie iſt nicht wiſſenſchaftlich, ſondern hiſtoriſch, die einer gebildeten Welt, eines Weltalters innerhalb eines beſtimmten Ländergebiets, und ſie erfodert daher, wenn zu andern Wiſſenſchaften einzelne Anlagen genügen, die oft um ſo mehr hervorſtechen, als ſie andere ausſchließen, eigentlich alle, ſo daß Niemand ein ganzer Philologe ſeyn, und nur die Philologie ein Ganzes abgeben und darſtellen kann, das im Geiſte reproducirte Alterthum ſelbſt. Dazu bedarf es des grammatiſchen und des hiſtoriſchen Geiſtes, des philoſophiſchen und des poetiſchen, des Kunſtſinns und des techniſchen Geſchicks, des idylliſchen Sinns und des Sinns für Politik und Finanzwiſſenſchaft, des mathematiſchen und des naturhiſtoriſchen Talents, des Sammlerfleißes und der Begeiſterung, der Grübeley und der Divination, des Verſtändniſſes tiefer religiöſer Gefühle und Ahnungen und des frivolſten Lebens, und was nicht alles noch mehr? So daß man wohl mit Quinctilian ſagen mag: grammatica (die ja auch als die ganze Philologie verſtanden worden iſt) plus habet in recessu, quam fronte promittit."

„Demzufolge iſt die Philologie eher ein Fach zu nennen, die Philologen ein Stand, ungefähr wie die Aerzte, deren Fach, wenn es nicht durch das praktiſche Bedürfniß beſtünde, von der Theorie zerriſſen und unter die Naturwiſſenſchaften ausgetheilt werden könnte. Auch die Philologie iſt ein Fach nur durch das Bedürfniß der edleren Völker und der zum Höheren aufſtrebenden, den Geiſt nicht auſſer Acht laſſenden Geſellſchaft: wie ſie theoretiſch zu vertheilen und unterzubringen ſey, hat man ſich ſchon überlegt und iſt nicht ſchwer einzuſehn. Ohne den praktiſchen Theil hat die beſte philologiſche Encyklopädie ein ſonderbares Anſehn. Dieſer angewandte Theil geht nicht bloß das Lehrfach in den verſchiedenen Kreiſen, vom Gymnaſium an, nach Wahl und Behandlung der Lehrobjecte und der an ihnen zu bildenden Fähigkeiten, bis zu der wünſchenswürdigſten Wirkſamkeit der Verwaltungsbehörden in Bezug auf den Gegenſtand an; ſondern umfaßt auch die gelehrte Praxis, wodurch theils äußerlich die Denkmäler der Litteratur und der Künſte in Bibliotheken und Muſeen geſammelt und bewahrt werden, theils innerlich — ſo weit auch dieſe meiſt mit mehr Eifer als Plan geübte Praxis ſich nach dem, was geſchehn iſt und geſchieht, beſtimmen, und nach dem, was geſchehn ſollte, überblicken und regeln läßt — in Wirkſamkeit d. h. in Verſtändniß und Anwendbarkeit erhalten werden. Denn viel bedürfen ſie, um innerlich wohl erhalten zu bleiben, Reinigung, Herſtellung und Auslegung durch Kritik und Gelehrſamkeit und reicher Wiſſenſchaft des Alterthums — den beliebten Ausdruck in dieſe Beziehung zu ſtellen — um dem Verſtändniß und Bedürfniß eines jeden Zeitalters auf verſchiedene Weiſe näher gebracht zu werden, und zu dieſen Zwecken mannichfaltiger Hülfsbücher, die fortdauernd der Verbeſſerung, andrer für andere Zeiten, fähig und bedürftig ſeyn werden. Die freyen litterariſchen Thätigkeiten werden hier betrachtet unter dem Geſichtspunkt, daß ſie für einen

wichtigen Staatszweck, für die Geſundheit und Blüthe der vorgeſchrittenen Menſchheit erfoderlich ſind; und wenn wir unter dem ſo frey geübten und ergriffenen Beruf uns ein Amt denken, das, wenn es nicht frey verwaltet würde, angeordnet werden müßte, ſo macht es keinen weſentlichen Unterſchied, daß dieß Amt durch Theorie und daß es faſt ausſchließend von denſelben, die auch im Lehramte ſtehn, verwaltet wird. Immerhin bildet, wie der mündliche Unterricht eine lebendige Pflanzſchule, ſo die litterariſche Thätigkeit ein Conſervatorium der Philologie, welches von der ausgedehnteſten Art und mannichfach zuſammengeſetzt ſeyn muß, wenn es auf die Dauer der Aufgabe genügen ſoll. Wie es am beſten beſtehn werde, überſichtlich und mit verhältnißmäßigem Bezug auf das Princip, zu beſtimmen, kann ein reichhaltiges Kapitel einer philologiſchen Encyklopädie abgeben. Lateinſchreiben, das ſeit langer Zeit oft ſo einſeitig und oberflächlich beurtheilt worden, und kunſtmäßiges Ueberſetzen in die Mutterſprache nehmen darin eine doppelte Stelle ein, indem beyde zum Eindringen in die Sprache und in den Sinn, den Styl und die Form die vorzüglichſten Mittel abgeben, zugleich aber, jenes zur gleichmäßigſten und allgemeinſten Verſtändigung über viele Dinge unter den Philologen aller Länder, dieß zur Verbreitung der Kenntniß und der Bildung des Alterthums im weiteren Kreis unentbehrlich ſind, wie denn die Ueberſetzungen der Griechen ins Latein, einſt im Wetteifer unternommen und ſelbſt von einem der Päpſte befördert, und in unſern Tagen die der Griechen und der Römer ins Deutſche unermeßliche Wirkungen hervorgebracht haben. Doch nichts vom Einzelnen weiter."

„Wenn unter ſolchen Geſichtspunkten die Philologie aufgefaßt wird, ſo nimmt ſie allerdings eine Würde und Weihe an, wie ſie der berufene Philoſoph, der ächte Dichter empfindet, in dem Gefühle, nicht ein Geſchäft auszuüben, ſondern auf die Geiſter zu wirken, wie ſie der Theologe behauptet, der für ein Reich Gottes auf Erden, in Liebe, Ergebung und Duldung, Tugend und Hoffnung, lebt, der Arzt, der von dem Materiellen, das er behandelt, ſich nicht ſelbſt beherrſchen läßt, ſondern ſich mit Liebe der leidenden Menſchheit widmet, der Juriſt, der ſichs zur Pflicht macht zu wehren, daß nicht die Geſetze und die Rechte zur Krankheit und Plage ausſchlagen."

„Die Vielſeitigkeit der Philologie, die Polymathie, welche ehmals den Philologen, jetzo die Philologie ausmacht, ſchließt keineswegs ausſchließende Richtungen und abgeſonderte Virtuoſität aus, welche die größten Wirkungen hervorbringen, und es würde nur nachtheilig ſeyn, wenn die allgemeinere Anerkennung ihrer Natur und Beſtimmung im Ganzen den Einzelnen bey der Wahl ſeines beſonderen Weges und Antheils verführen und an verſtändiger Selbſtbeſchränkung hindern könnte, da übler als alles Halbwiſſen, Halbkönnen und Verwirrung ſind. Dieſer Gefahr muß vorgebeugt werden. Sonſt aber und an ſich geht aus dieſer Vielſeitigkeit der Philologie, aus ihrer in unſern Tagen erneuten und verſtärkten Thätigkeit ſich mit allen Wiſſenſchaften und mit der geſammten mannichfaltigen Bildung der Zeit in Verbindung zu ſetzen und zu erhalten, der Hauptgrund der im Eingang geäußerten Erwartung hervor, daß auch der Einfluß von ihrer Seite auf die Welt nicht in Abnahme, ſondern im Wachſen begriffen ſey. Allerdings liegt es vor Augen und es iſt natürlich, daß durch die mit wunderbaren Kräften ſo raſch ſich bewirkende Ausdehnung der geſchichtlichen und Sprachforſchung über die Welt, die gewiß ihre weltgeſchichtliche Bedeutung behaupten wird, ſo wie durch die neuen Schätze einer philoſophiſch und poetiſch ſo äußerſt productiven Zeit, das Alte nicht bloß die ſelber im Neuen thätigen, ſondern auch die große Menge derer, die nicht viel mehr als von dem Gerüchte dieſer Dinge berührt wurden, weniger zu beſchäftigen oder ihnen zu bedeuten anfieng. Auch die glücklich er-

wachte und durch die entdeckte Kraft der Gemeinſamkeit neu belebte Induſtrie und der aus langem Schlummer ſich erhebende bürgerliche Sinn und Nationalſtolz ſind neue gewaltige Erſcheinungen. Wird der Freund der Alten der letzte ſeyn, daran freudigen Antheil zu nehmen? Aber dieſe Blüthen können und werden reifen, ohne daß darum Deutſchland ſofort zu einem Sybaris oder Capua werde; und eine Ordnung des Gemeinweſens kann ſich vollenden, die dem geſetzmäßigen und gutmüthigen Deutſchen genügt und eine Dauerhaftigkeit der Zuſtände herbeyführt, welche mit allen Künſten des Friedens auch die Studien des Alterthums nur begünſtigt. Oder ſollte wohl bey vermehrter Nationalwohlfahrt und Kraft die gütige Natur uns die guten Köpfe mißgönnen, die aus freyem Wiſſens- und Bildungstriebe die alte Welt zu faſſen und zu würdigen begierig und fähig wären? Ich beſchränke bey dieſer Betrachtung mich gern auf Deutſchland und die ihm zunächſt verwandten Völker: Raumes genug, um ein menſchheitliches Bildungsprincip zu ſtützen und zu bewahren. Und was jene Richtung des philologiſchen und hiſtoriſchen Sinns in die Weite und auf Alles betrifft, ſo iſt zu vermuthen, daß wenn nach und nach der Erdraum durchmeſſen und auf vielen Punkten gründlich durchſucht iſt, das Aufſehn, das unter den Zeitgenoſſen ſo großartige und glückliche Unternehmungen und Entdeckungen machen, auch die Vergleichung und die Würdigung nach Beziehungen auf die Menſchenbildung überhaupt wieder an die Reihe kommen wird. Man wird ſehn, ob nicht dann ſich noch entſchiedner für Jedermann bewährt, daß den Germanen das Helleniſche näher angeht als alles Aſiatiſche, daß die unermeßlichen Flächen und Steppen ermüden, die Hochgebirge der Cultur immer von Neuem anziehn, und daß Geiſteswerke, denen alle jetzt gebildeten Völker ihre Bildung zum großen Theil verdanken, darum unvergänglicher Wirkung gewiß ſind, daß eine verbreitete Kenntniß des Chineſiſchen uns mit dem Chineſiſchen anſtecken würde und das Kawi, Mandſchu, Tamuli durch einige wenige Forſcher zureichend für den Zweck des geiſtigen Fortſchritts im Allgemeinen ergründet werden möchten. Für dieſe Zeiten, die wohl kommen werden, möge unſre Philologie, in unverwirrtem Bewußtſeyn ihrer dauernden Beſtimmung, im Gefühl ihrer Kraft und im feſten Glauben an ſie, ungeirrt durch Meynungen und Partheyungen des Augenblicks, fortfahren ſich thätig zu erweiſen und alle Hülfsmittel eines höheren Verſtändniſſes vorzubereiten, wodurch auch den Nachkommen eine unmittelbare Kenntniß der Alten — denn wer verſteht ſie ganz ohne die Sprachen? — geſichert und erleichtert werde. So wird praktiſch die Frage, in wie weit die Alterthumsſtudien lehrreich und die Alten maßgebend ſeyen, am beſten gelöſt werden. Wenn dieſer Tag einer erhöhten Theilnahme der Welt und eines ſteigenden Einfluſſes der Alten kommt, dann wird leicht zu erkennen ſeyn, wie ſchnell mit den Vorurtheilen gegen ſie und ihr Studium in dieſen letzten Zeiten die Nachtheile davon ſich verloffenbart haben. Man hielt dieſe Studien für leere Zeitverſchwendung und entſchlug ſich des Ernſtes und der Beharrlichkeit, die ſie erfodern und erziehen; für fremdartig, und ergab ſich der Nachahmung einer andern ausländiſchen Bildung, die den Vorzug der Neuheit und der Eingänglichkeit bey der Menge, aber auch offene und verborgene Schäden genug hat. Die dabey zum Vorſchein kommenden Keime einer neuen Barbarey, ſo wie auch andererſeits manche Erſcheinungen in einem Theil der philoſophiſchen Litteratur und einer mattgeiſtigen Poeſie, auch der Wuſt mancher exegetiſchen Commentare und manches andre können zeigen, welche Gefahren es bringt die Alten zu verachten und die Philologie in der Schule zu verabſäumen."

„Bey dieſem Vortrage, den ich hier ſchließe, will ich die hochverehrte Verſammlung bitten, weniger auf das Einzelne zu ſehen, wobey ſich den erfahrnen und höchſt erfahrenen Zuhö-

rern, vor denen er gehalten zu werden die Ehre hatte, unter einer Fülle von Thatsachen und Bemerkungen zur Ergänzung, gewiß auch viele Einwendungen darboten, und die Mängel der eilfertigen Ausführung zu entschuldigen: dem Zusammenhang und Halt des Ganzen hingegen ihre strengste Prüfung zu widmen."

Allgemein war der sichtbare Ausdruck der Befriedigung, welche diese erhebende und tiefgedachte Darstellung den Anwesenden gewährt hatte.

Es wurde jetzt übergegangen zu der Wahl des Ortes und Vorstandes für die im Herbst 1842 abzuhaltende fünfte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Der Vorsitzende erwähnte die in solcher Beziehung laut gewordenen, ziemlich auseinandergehenden Wünsche, und machte auf die verschiedenartigen Rücksichten aufmerksam, die bei diesen Berathungen bisher genommen worden und auch dießmal nach Möglichkeit zu vereinigen seien. Nachdem Baiern, Baden, das herzogliche Sachsen, jetzt auch Preußen den Verein in seinem Schooße aufgenommen, auch zwischen Süden und Norden immer ein gewisser Wechsel stattgefunden, bot sich der nächsten Beachtung vor Allem Würtemberg dar, dessen Philologen und Schulmänner dem Verein seit seinem ersten Zusammentritt stets eine vorzügliche Theilnahme gewidmet hatten. Auf Grund mündlicher Erkundigungen und Mittheilungen durfte daher Ulm als ein Allen zusagender Versammlungsort, und Rector Dr. Moser daselbst nebst Prof. Dr. Walz aus Tübingen als wünschenswertheste Geschäftsführer, der erstgenannte in der Eigenschaft eines Präses, der zweite in der des Vicepräses, bezeichnet werden. Der desfallsige Antrag wurde von der Versammlung mit entschiedener Stimmenmehrheit angenommen und Prof. Walz ersucht, bei seiner Regierung und den städtischen Behörden das Erforderliche einzuleiten, so wie Herrn Moser dem Wunsche des Vereins geneigt zu machen: welchen Auftrag derselbe, nach einigen von Hofrath Thiersch gewandt erwiderten Bemerkungen, gern zu übernehmen erklärte.

Auf den weitern Antrag des Vorsitzenden wurde beschlossen, von der Bereitwilligkeit des Buchhändlers Herrn Weber in Bonn, den Druck und Verlag der dießjährigen Verhandlungen des Vereins zu übernehmen, mit Dank Gebrauch zu machen. *) Mit der Redaction derselben wurde nach bisherigem Vorgange der dermalige Vicepräses beauftragt.

---

*) Erst am 6. October ging der nachstehend abgedruckte Antrag ein, den vielleicht die fünfte Versammlung des Vereins in nähere Berathung zu ziehen für gut findet. „Die Redaction der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft und der Gymnasialzeitung erlaubt sich folgenden Antrag an die verehrliche Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu stellen:

„„daß es nämlich derselben gefallen möge, ihre Verhandlungen und Beschlüsse durch die Zeitschrift mittheilen zu lassen.""

Diese Art der Publication dürfte sich in jeder Hinsicht als zweckmäßig empfehlen. Die Zeitschrift ist geeignet, die Anträge und Wünsche Einzelner sowohl als auch die Verhandlungen und Beschlüsse der Versammlungen schnell zur Kunde des theilnehmenden Publikums zu bringen. Sehr viele der an der Versammlung theilnehmenden Philologen und Schulmänner sind entweder Mitarbeiter an der Zeitschrift oder nehmen doch sonst von dem genannten Blatte Kenntniß; für diese dürfte es daher sehr angenehm und erwünscht sein, wenn sie mit der Zeitschrift zugleich jene Verhandlungen des Ver-

In Betreff der projectirten Denkmünze auf Niebuhr (ſ. Protokoll der vorbereitenden Sitzung) war ſo vielſeitige Theilnahme und zugleich der ausdrückliche Wunſch, das Unternehmen unabhängig von dem Abſatz der Müller-Medaille ins Leben treten zu laſſen, laut geworden, daß es zweckdienlich erſchien, dieſe Angelegenheit in beſtimmter Geſchäftsform zu ordnen. Sie wurde demnach einem Schüler des Verewigten, Dr. Capellmann aus Düſſeldorf, der ſich dazu freundlich bereit zeigte, in der Art überwieſen, daß derſelbe ſich der Sammlung der erforderlichen Subſcriptionen unterziehen, ſeiner Zeit unter Vermittelung des dießjährigen, ſo wie des vorjährigen Vicepräſes, mit dem Gothaiſchen Medailleur ſich in Verbindung ſetzen, und durch ſolche Mühwaltung ſich den Dank des Vereins erwerben ſollte.

Hierauf kam der in der vorbereitenden Sitzung angekündigte Antrag des Dr. **Urlichs** an die Reihe. Demgemäß entwickelte derſelbe ausführlicher den Vorſchlag zur **Begründung eines Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande**, beſtimmt, für möglichſte Erhaltung antiker Denkmale, ihre Erklärung und Bekanntmachung, und, ſoweit es angehe, ihre Aufſtellung in öffentlichen Sammlungen Sorge zu tragen, ſowie auf Belebung der allgemeinen Theilnahme an den Alterthümern des Landes hinzuwirken.

Der Redner ſuchte zuerſt zu entſchuldigen, daß „unter vielen bedeutendern Männern er mit einem ſolchen Vorſchlage auftrete. Von einem längern Aufenthalte in Italien zurückgekehrt, wolle er durch denſelben in ſeiner Heimath von Neuem heimiſch werden: und die anregende Gegenwart der ausgezeichnetſten Mitſtrebenden ermuthige auch denjenigen, welcher ſonſt ſeine Ueberzeugung in ſeiner Bruſt ſchüchtern verſchließen würde. Er habe in Rom als Mitglied des dort blühenden Inſtituts für archäologiſche Correſpondenz geſehen, wie Ausgezeichnetes ein Verein von Männern, welche einzeln als Fremde nicht hoffen durften, eine allgemeinere Wirkſamkeit zu erlangen, eben durch jene Vereinigung leiſte. Jenes Inſtitut werde größtentheils von Deutſchen geleitet; es habe mit nationalen Vorurtheilen und Mißtrauen zu kämpfen gehabt; es gebiete keineswegs über glänzende Geldmittel, da es ſich lediglich von dem Abſatze ſeiner Bekanntmachungen erhalte — und dennoch erfreue es ſich jetzt der allgemeinen Theilnahme von Italienern und Fremden, habe in allen einigermaßen wichtigen Orten ſeine Correſpondenten und erſtrecke ſeine Wirkſamkeit nicht allein über das geſammte Italien, ſondern über die ganze klaſſiſche Welt: eine Wirkſamkeit von einer ſolchen Bedeutung für Chorographie und Topographie, ſo wie für Kunſt und Alterthümer, daß O. Müller ſagen durfte, mit der Gründung des archäologiſchen Inſtituts hebe eine neue Periode der Archäologie an. Von jener ſegensreichen Wirkſamkeit erfüllt, ſei der Redner nach dem Rheine zurückgekehrt, in eine Gegend, welche — man wolle ſich nicht überheben, aber doch mit Ausnahme des ſüdlichen Frankreichs an klaſſiſcher Wichtigkeit und Reichthum von dort gefundenen Kunſtwerken es mit jedem Landſtriche diesſeit der Alpen aufnehmen könne. Hier aber beſtehe bis jetzt keine Einrichtung, welche bewirke, daß die zahlreich und täglich entdeckten

---

eins erhielten. Die anderen Herrn Theilnehmer des Vereins, welche ſich nicht in dieſem Verhältniſſe zur Zeitſchrift befinden, werden die Verhandlungen deſſelben abgeſondert beziehen. Der Herr Verleger, welcher mit dem Antrage, den wir hier an die Verſammlung gelangen laſſen, einverſtanden iſt, hat ſich bereit erklärt, denſelben dadurch zu unterſtützen, daß er die Verhandlungen um ein Bedeutendes billiger liefern will, als dieß bisher geſchehen konnte."

Alterthümer bekannt, ja daß ſie erhalten würden. Sie finden ſich zerſtreut, ſie zerſtreuen ſich, wenn ſie gefunden ſeien. Zwar gebe es mehrere ſehr reich ausgeſtattete öffentliche Sammlungen am Rhein, und einige ſehr thätige Geſellſchaften, wie die in der preußiſchen Rheinprovinz in St. Wendel und Ottweiler, in Wetzlar, im Herzogthum Naſſau in Wiesbaden, andere in Darmſtadt, u. ſ. w.; aber dieſe ſeien zum Theil nicht allgemein genug, indem ſie ſich auf ihr nächſte Umgebung beſchränkten, zum Theil gehe ihre Wirkſamkeit weiter, als das klaſſiſche Alterthum und umfaſſe das Mittelalter, ſo wie ſelbſt neuere Zeiten; in jene Sammlungen komme aber noch immer nur ein geringer Theil der entdeckten Denkmale, da ein größerer ſich zerſplittere, wovon einige Beiſpiele angeführt wurden. Gebe es dagegen einen allgemeinen Verein von Freunden des Alterthums, welcher ſeine Thätigkeit über den ganzen Lauf des Rheins und ſeiner Nebenflüſſe ausdehne, welcher durch Correſpondenz und periodiſche Druckſchriften Alles, was einzeln entdeckt werde, Allen bekannt mache, ſo ſei mit Grund zu hoffen, daß die Monumente ſelbſt erhalten werden und an die Stelle einer oft zufälligen Beſchäftigung mit ihnen eine umfaſſende und wiſſenſchaftliche Behandlung trete." Einen ſolchen Verein in den weiteſten Gränzen zu ſtiften wurde vorgeſchlagen.

Um von der Vortrefflichkeit der am Rheine gefundenen Kunſtwerke eine Probe zu geben, zeigte der Antragſteller ein bronzenes Gefäß vor, welches im J. 1835 bei Lechenich in der Nähe von Bonn entdeckt und durch die weiſe Fürſorge des Hrn. Prof. von Schlegel dem hieſigen K. Muſeum rheiniſch-weſtphäliſcher Alterthümer gewonnen wurde. „Dieſes Erzgefäß, welches eine Zierde des hieſigen Muſeums iſt und eine Zierde des Vaticans ſein würde, iſt ein 5½ Zoll hoher Becher, welcher nur durch eine kurze Notiz des Hrn. Panofka in Berlin (Bericht über die Verhandll. der Akad. der Wiſſenſch. 1837 S. 71 ff.) bekannt geworden iſt und in dem erſten Hefte der Verhandlungen des neugeſtifteten Vereins von dem Redner ausführlich behandelt und publicirt werden wird. Er enthält zwei Hauptgruppen von Reliefs, wovon die eine von Hrn. Panofka richtig als der Liebesbeſuch des Mars bei der Veſtalin Rhea Silvia erklärt worden iſt. Dieſe durch verſchiedene Denkmale bekundete Vorſtellung iſt mit einer außerordentlichen Anmuth ausgeführt. Rhea Silvia ruht halb bekleidet, in zierlicher Nachläſſigkeit auf dem Boden. Mars, welcher faſt unbekleidet zu ihr niederſteigt, wird durch einen entgegenſchwebenden Amor mit der Fackel geleitet. Schwieriger iſt die Vorſtellung der andern Seite, worauf wir Herkules, durch ſeine gewöhnlichen Attribute kenntlich, im Kampfe mit einem bärtigen Krieger ſehen; zwiſchen Beiden liegt ein Gefallener, um deſſen Leiche geſtritten wird." Die Erklärung des Hrn. Panofka, es ſei dies der Zweikampf zwiſchen Herkules und Eyknus, dem ſein Vater Mars zu Hülfe eile, wurde aus dem Grunde verworfen, weil zwiſchen beiden Gruppen ein Zuſammenhang vorauszuſetzen ſei und durch das Schildzeichen des Kriegers, das die Wölfin mit Romulus und Remus zeigt, bekundet werde. Es wurde erinnert, daß öfters römiſche Urſprünge mit Scenen aus der trojaniſchen Heimath Roms in Verbindung ſtehen, und daher nachgewieſen, daß hier Herkules im Kampfe mit Laomedon gebildet ſei, jener Gefallene für Dikles erklärt, deſſen Schildzeichen, ein Gorgohaupt, ihn für einen Begleiter des Schützlings der Minerva halten laſſe, und zur Vergleichung außer den bekannten äginetiſchen Bildwerken ein Relief der Ara Caſali im Vatican angeführt, welches nicht, wie die bisherigen Erklärer, u. A. Welcker (Akad. Kunſtmuſ. S. 125) angenommen, eine Scene des zweiten trojaniſchen Kriegs, ſondern ebenfalls Herkules, Laomedon und Dikles darſtelle."

Der Antragſteller ſchloß mit der Aufforderung an die Verſammlung, daß diejenigen Mitglieder, welche durch ihre Unterſchrift ihre Theilnahme an dem Vereine zuſagten, ſich am Nachmittage zur Entwerfung der Statuten und zur Wahl eines Vorſtandes verſammeln möchten.

Dieſen Antrag unterſtützte Prof. Dr. Gerlach aus Baſel, indem er auf das hinwies, was in der Schweiz durch ähnliche Vereine gewirkt und erreicht worden ſei, und als Beleg dafür die verdienſtlichen Beſtrebungen ſeines anweſenden Collegen, Prof. Dr. Fiſcher aus Baſel, anführte. Zugleich erbat er die Genehmigung der Verſammlung für einen kurzen Bericht des letztern über die von ihm geleiteten Ausgrabungen; worauf dieſelbe ſehr gern den folgenden Vortrag vernahm:

„Indem ich, der geſchehenen Aufforderung zufolge, einige kurze Bemerkungen über die Unterſuchung mehrerer Grabhügel mittheile, bitte ich um ſo mehr um gütige Nachſicht, als die Arbeiten erſt letzten Sonnabend beendigt wurden und ich in keiner Weiſe einen Vortrag darüber beabſichtigte. Daß ich es dennoch wage zu ſprechen, hat ſeinen Grund beſonders darin, daß ich die Aufmerkſamkeit aller Alterthumsforſcher von Neuem auf die Frage hinlenken möchte, welchem Volke die Grabhügel angehören. Da übrigens die hiſtoriſche Geſellſchaft in Baſel eine genaue Beſchreibung bekannt machen wird, beſchränke ich mich auf ganz wenige Hauptzüge. — Die drei Hügel, welche ich unterſucht habe, liegen in einem Walde in einer Entfernung von einer halben bis zu anderthalb Stunden von Baſel. Sie hatten eine Höhe von 5—8′ und einen Durchſchnitt von 60—80′. In ihrer innern Conſtruktion und dem Inhalte zeigten ſie, bei einem gleichen Grundcharakter, doch bedeutende Abweichungen. In allen war eine bedeutende Anzahl von Leichen begraben, in allen vielfache Beweiſe, daß Feuer bei der Beerdigung auf der Stätte angezündet worden war, ganze Lagen von Aſche und Kohle. In dem erſten waren die Leichen meiſt mit Steinplatten bedeckt, wenigſtens waren ſolche um und unter den Kopf geſtellt. Im zweiten fand ſich aus Kieſeln, wie ſie im Rheingeſchiebe ſich finden, ein ziemlich regelmäßiger Kreis, in deſſen Mitte eine Leiche begraben war, die anderen lagen außerhalb derſelben. Im dritten lagen ſie meiſt ganz frei in der Erde, und hier fanden ſich faſt nur am äußerſten Rande und ganz in der Mitte Steine. — In allen fanden ſich Reſte von thönernen Gefäßen, aber im erſten ſo, daß ſie offenbar zerbrochen in den Hügel gebracht worden waren; im zweiten waren nur einige Scherben, und ein ganz kleines, vielleicht ganz hineingeſtelltes Geſchirr, in dem dritten dagegen mehrere große Töpfe oder Urnen, welche kleinere in ſich ſchloſſen, und neben den Skeletten ſtanden. Ueberall kamen ziemlich häufig Gegenſtände des Schmuckes vor, ſeltener Waffen, vorherrſchend waren die Sachen aus Bronce, namentlich Ringe aller Art, und fibulae, ſeltener die aus Eiſen und aus Horn; auch Halsbänder aus Glasperlen und Bernſtein, u. a. m. fanden ſich. — Von beſonderem Intereſſe iſt aber, daß in allen drei Hügeln, und zwar ziemlich tief in der Erde, zahlreiche Bruchſtücke römiſcher Ziegel vorkamen, was für die Zeit ihrer Entſtehung wenigſtens nach einer Seite hin eine Gränze giebt. — Uebrigens waren in der Gegend zahlreiche römiſche Niederlaſſungen, auch außer der Augusta Rauracorum, die von dem dritten Hügel kaum eine halbe Stunde entfernt war. — Welchem Volke nun dieſe Gräber angehören, das will ich einſtweilen dahingeſtellt ſein laſſen, der Zweck dieſer Mittheilungen iſt erreicht, wenn ſich andere Alterthumsforſcher zu neuer Prüfung der Frage angeregt fühlen.“

Die nach Anhörung dieſes Berichts von dem Vorſitzenden geſtellte Frage: ob der Verein das von Dr. Urlichs empfohlene Unternehmen in ſeinen fördernden Schutz zu nehmen beſchließe, wurde einſtimmig bejaht.

Nachdem der Vorsitzende noch erwähnt hatte, daß Prof. A. W. von Schlegel mehrere Exemplare seines vor einer Reihe von Jahren gedruckten Gedichtes Rhenus principem adorans zur Verfügung des Vereins gestellt, ferner Dr. Janssen aus Leyden Proben seines Werkes über die Inschriften des Leydener Museums (in 33 Tafeln), und Baron Estorff aus Paris mehrere Platten seiner „Heidnischen Alterthümer der Umgegend von Uelzen im Königreich Hannover" zur Ansicht aufgelegt haben, stattete Prof. Haase Bericht ab über den Fortgang des von der vorjährigen Versammlung genehmigten Plans, wonach zwei junge Philologen in den Stand gesetzt werden sollten, für philologische Zwecke die auswärtigen Bibliotheken auszubeuten. Er mußte bedauern, daß durch die bisherigen Unterzeichnungen noch nicht die erforderliche Summe zusammengebracht worden sei, um zur Ausführung des Werkes selbst schreiten zu können, und bezeichnete eine nähere Besprechung der einzuschlagenden Mittel und Wege im Schooße des besondern Comités als wünschenswerth, welchem von der dritten Versammlung die Sorge für diese Vereinsangelegenheit war übertragen worden *).

Die Versammlung war hiermit einverstanden, und vernahm jetzt, indem nach Erledigung der allgemeinen Angelegenheiten und Geschäftsberathungen zu den wissenschaftlichen Verhandlungen fortgeschritten werden konnte, zunächst die Aeußerungen des Prof. Dr. **Fiedler über die Methode des Unterrichts im Lateinischen**, **) welche so lauteten:

„Es ist eine, nicht allein von Gegnern, sondern auch von Freunden des klassischen Sprachstudiums vielfach gerügte und beklagte, aber nicht abzuläugnende Thatsache, daß der Unterricht in der lateinischen Sprache im Allgemeinen jetzt nicht zu den erfreulichen Resultaten führt, welche wir von der Summe der Zeit, die auf diesen Unterrichtszweig verwendet wird, und von der stets wachsenden Menge der Hülfsmittel und Lehrkräfte mit Recht erwarten können. Ohne gerade ein laudator temporis acti zu seyn, kann man behaupten, daß die Fertigkeit im Latein-Schreiben und Sprechen ehedem größer und allgemeiner war als jetzt, daß überhaupt noch im vorigen Jahrhundert das Lateinische mehr als eine lebende Sprache der Gelehrtenrepublik betrachtet und behandelt wurde, als es jetzt auf unsern Schulen geschieht. Wenn wir auch nicht in Abrede stellen, daß das Studium der lateinischen Sprache auf der einen Seite an Umfang, Gründlichkeit und Tiefe gewonnen hat, so können wir doch auch nicht läugnen, daß die Fertigkeit und Gewandtheit im Gebrauch jener klassischen Sprache nicht in gleicher Weise sich vermehrt, sondern vielmehr sichtbar abgenommen hat. Wenn aber der Grund dieser Erscheinung weder in einer Beschränkung der für dieses Lehrobject bestimmten Zeit liegt, noch in dem Mangel der Hilfsmittel, noch auch in der Geschicklichkeit der Lehrer zu suchen ist, denen die Erzielung erfreulicher Resultate gewiß am meisten am Herzen liegt; so glaube ich den Grund jener Abnahme darin suchen zu müssen, daß wir, durch das dem Deutschen eigenthümliche Streben

*) S. den Anhang II.

**) Diese Bemerkungen waren eigentlich zu einem Vortrage in dem Verein der rheinisch-westphälischen Schulmänner niedergeschrieben, dessen Zweck mehr praktisch-pädagogisch als wissenschaftlich-philologisch ist. Da aber die größten Philologen von der Höhe des rein wissenschaftlichen Lebens bisweilen in die niedern Räume der Schule herabgestiegen sind, um nachzusehen, ob die Basis aller Philologie, der erste Unterricht in den alten Sprachen, noch feststehe, ja selbst mit an der Befestigung dieser Basis gearbeitet haben; so glaube ich die Mittheilung dieser Bemerkungen einer wohlwollenden Beurtheilung empfehlen zu dürfen. (Anm. d. Verf.)

nach Gründlichkeit und Vielseitigkeit verleitet, beim Elementarunterrichte des Lateinische einen Abweg gerathen sind, welchen wir, aus Vorliebe oder durch amtliche Rücksichten ber nicht verlassen mögen. So weit meine Erfahrung in diesem Kreise des Unterrichts reicht, ich bemerkt, daß in der ersten Zeit des Sprachunterrichts jetzt zu viel G matik getrieben, oder der grammatische Unterricht im Lateinischen zu matisch behandelt wird. Diese Methode, welche in Folge der wissenschaftlichen B lung der Grammatik seit dem Anfange dieses Jahrhunderts fast allgemeinen Eingang a Gymnasien gefunden hat, wird schon vor dreihundert Jahren von einem Manne gerügt, de allein auf dem kirchlichen Gebiete, sondern auch in der Wissenschaft, und zumal in der Päd dem Geiste freiere Bahnen anwies und mit der Schärfe seines Verstandes das Richtige erk „Ist jemals eine Sprache gewesen, sagt Dr. Martin Luther *), die man aus der Gra recht und wohl hat reden lernen? ist es nicht wahr, daß auch die Sprachen, so die allergew Regeln haben, als die lateinische und griechische Sprache, vielmehr aus Uebung und Ge heit, denn aus Regeln gelernt werden?" Schon Seneca hatte diesen allein richtigen W den Worten in einem seiner Briefe vorgezeichnet: longum iter est per praecepta, breve e cax per exempla. Und daß durch eine systematische Erlernung grammatischer Regeln nic wonnen werde, haben auch neuere Kenner und Meister erklärt. Leibnitz, der als Sprach unbezweifelt einen hohen Rang einnimmt, sagt: de grammatica sic sentio: pleraque usu d da: regulae deinde addendae ad perfectionem. Facciolati aber, der hinsichtlich seines l schen Stils zu den besten der neuern Latinisten gehört, erklärt geradezu, daß er den Gramm nichts verdanke **): quas omnes una cum crepundiis vel abieci vel deposui. Adolescen persuadeat, latinum sermonem non ex grammatica, sed grammaticam ex latino sermon tam esse. Obgleich auch Fr. A. Wolf, gewiß ein Feind aller Oberflächlichkeit in Sach alten Sprachen, ausdrücklich bemerkte, „daß es eine der ersten Regeln beim ersten Unterri der lateinischen Sprache sei, daß man dem Anfänger gleich anfangs so viel als möglic zu machen suche, wogegen sehr oft gefehlt werde," so wird dessenungeachtet dieser Unterric mer noch viel zu sehr dem Anfänger erschwert, weil man einmal gewohnt ist, das Studiu Grammatik als eine geistige Gymnastik zu betrachten und durch sie die sogenannte formal dung des Geistes zu erreichen meint, welche seit der philosophischen Richtung des Jahrhu gewissermaßen zum Schiboleth des gelehrten Schulunterrichts geworden ist, um so den Geg zum Realismus zu bezeichnen. Nach Muret's Anweisung soll der Knabe das Declinire Conjugiren per ludum iocumque lernen ***) — et ut libentius faciat, non metu ac verbe sed praemiolis, quibus illa aetas capi solet. Dazu gehört freilich ein Lehrer, welcher der S vollkommen mächtig ist und nicht ängstlich nach den Paragraphen der eingeführten Gram unterrichtet, wie dies wohl hie und da sogar amtlich verlangt wird, damit die Zahl der genommenen Paragraphen in das Programm aufgenommen werden könne. Die unausbleib Folgen eines systematischen Sprachunterrichts im Lateinischen sind nun auf den Gymnasien diese, „daß Knaben, die 3—4 Jahre lang Latein gelernt haben, doch nicht im Stande sind

*) Zimmermann: Geist aus Luthers Werken. Bd. II. S. 563.

**) S. dessen Rede: Latinam linguam ex Grammaticorum libris comparandam non esse.

***) Auch Fr. A. Wolf erlaubt, „dergleichen Dinge als Spiele zu behandeln; denn es liegt etwas haftes zum Grunde."

leichteſten deutſchen Sätze fehlerfrei zu überſetzen. Dieſe wunderbare Erſcheinung hat lediglich ihren Grund darin, daß die Schüler zu lange mit dem Decliniren und Conjugiren, mit dem Auswendiglernen der Geſchlechtsregeln, Ausnahmen und dergl. geplagt werden" *). Daß alle dieſe Dinge durch den Uſus, durch Lectüre, auf weit leichterem und kürzerm Wege erlernt und dann beſſer im Schreiben und Sprechen angewendet werden können: dies iſt zwar ſchon ſehr oft geſagt, aber viel zu wenig beachtet worden. Joh. Matthias Gesner ſchrieb und ſprach nicht nur fertig, ſondern auch gut Latein: sine grammaticae ministerio, solo usu et consuetudine haec omnia praestitit **). Gesner's, auf Erfahrung gegründete Anſicht war: Grammaticam non minus necessariam esse adolescentibus, quam iuvenibus virgines, sed tempore suo; rem praestantissimam quidem, sed pueris noxiam ***). Und in gleicher Weiſe ſpricht er ſich in der leſenswerthen Vorrede zu Cellarius lateiniſcher Grammatik aus. Ohne Formen und Wörter kann man freilich in keiner Sprache gut fortkommen: dieſe müſſen alſo auswendig gelernt werden, jedoch nicht hintereinander und nicht ohne ſofortige Anwendung. Dem Knaben wird das Memoriren leicht, denn ſeine Intelligenz äußert und bethätigt ſich vorzugsweiſe als Gedächtniß; aber man überlade es nicht mit abſtracten Regeln und Sprachgeſetzen, die dem kindlichen Faſſungsvermögen nicht angemeſſen ſind, das in dieſer Bildungsperiode nur das Concrete in ſeiner Anſchaulichkeit richtig aufzufaſſen verſteht. Die Formenlehre werde daher anfangs ſo einfach als möglich gemacht: man laſſe keine Wörter auswendig lernen, bei denen der Schüler nicht bald ſelbſt einſieht, wozu ſie dienen. Bei Erlernung einer Sprache kommt es immer auf den nächſten Zweck an; daher muß der Anfänger die Wörter vorzüglich lernen, die am häufigſten vorkommen †). Nichts iſt nachtheiliger als in futuram oblivionem lernen zu laſſen; daß aber dieſes geſchieht, zeigen die ſchriftlichen Arbeiten in den obern Klaſſen der Gymnaſien. Denn obgleich in den untern viel Grammatiſches gelernt wird, ſo wird doch in den obern noch viel gegen die Grammatik geſündigt. Nicht ſyſtematiſch geordnete Regeln, auch wenn ſie noch ſo gut gelernt werden, führen zum Beſitz der Sprache, zur Fertigkeit im Sprechen und Schreiben, ſondern lebendig aufgefaßte Thatſachen der Sprache, Sprachwerke, in Blut und Geiſt aufgenommen, verſchaffen allein tüchtige Kenntniß und Fertigkeit."

„Das viele Auswendiglernen aus der Grammatik nannte Gesner ohne Umſchweif „ein unvernünftiges, weil es zu nichts dient, als dem Schüler einen unauslöſchlichen Haß gegen die Grammatik, gegen die Sprache überhaupt beizubringen, den Kopf zu verwirren und die Schüler zu andern vernünftigen Dingen untauglich zu machen." Daher kommt es denn auch, daß die Klaſſiker nach ſo vielen auf die Erlernung der alten Sprachen verwendeten Schuljahren von der Mehrzahl derer, die nicht gerade Philologen ſind, nach der Schulzeit gewöhnlich bei Seite gelegt werden. Wie wenige Männer, welche eine gelehrte Schulbildung genoſſen haben, leſen in ſpätern Jahren einen lateiniſchen Autor ſeinem Inhalt zu lieb, und wie ſelten iſt einer unter

*) Worte Aug. Grotefend's in der Vorrede zu ſeinem latein. Elementarbuche.

**) Aus Gesners Biographie von Nicolaus Miclas in Biograph. Acad Gotting. Vol. III. Abgedruckt in Frotſcher's Eloquentium virorum narrationes de vitis hominum doctrina et virtute excell. Vol. II. p. 145 sq.

***) Fr. A Wolf's Vorleſungen über die Alterthumswiſſenſchaft, herausg. von Gurtler. Bd. I. S 255.

Tausenden, der einen alten Griechen zum Genuß und zu geistiger Erquickung liest *). Und wir dürfen uns über diese betrübende Erscheinung nicht wundern; denn die jetzt auf den meisten Schulen vorherrschende *stataristche Lectüre* und minutiöse Zergliederung ist der gerade Weg, um der Jugend die herrlichen Alten für alle Zeit zu verleiden und den Genuß der edelsten Geistesfrüchte zu verbittern. Die *cursorische* Lectüre soll freilich keine flüchtige, oberflächliche sein, aber sie darf sich auch nicht zu lange beim Entwickeln des Inhalts, bei der grammatischen und historischen Erklärung aufhalten, noch weniger sich mit kritischen Untersuchungen auf der Schule abgeben. In manchen Stücken ist es nach Fr. A. Wolfs Meinung besser, einzelne Stellen des Ganzen unvollkommen zu verstehen, als ein kleines Stück in den Augen zu behalten und niemals weiter zu kommen. Wie man übrigens bei der cursorischen Lectüre zu verfahren habe, hat Gesner in der viel zu wenig beachteten Vorrede zur Clercschen Ausgabe des Livius auf eine eben so belehrende als launige Weise gezeigt. Gegen das langsame und stückweise Lesen der Alten, wodurch der in den Alten wohnende Geist mehr vom Leser entfernt als ihm näher gebracht wird, spricht sich auch Gottfried Hermann ὁ γραμματικώτατος in der Vorrede zur Tauchnitz'schen Ausgabe der Ilias ganz entschieden aus, indem er zeigt, daß nur ein wiederholtes Lesen eines ganzen Schriftstellers oder größern Abschnittes zum Auffassen des antiken Geistes und zur lebendigen Kenntniß der Sprache führe: Nam prima cuiusvis scriptoris lectio vix aliam habet utilitatem quam ut imaginem aliquam scriptoris animo concipiamus, non ut eius ingenium penitus cognoscatur: neque omnia quae ei propria sunt quibusque difficultatibus ab aliis scriptoribus percipi, sed notari tantum ad quae potissimum attendere debeamus possunt. Quarum rerum copia augetur repetenda lectione, quoquo saepius repetitur, eo magis in animum lectoris penetrat scriptoris ingenium. Was dort über die Lectüre Homers gesagt ist, gilt auch für das Studium jedes andern alten Schriftstellers. Gehört es aber bei der jetzigen Lehrweise auf den Gymnasien nicht zu den seltenen Ausnahmen, daß ein Abiturient den ganzen Homer, den ganzen Virgil oder Horaz auf der Schule gelesen hat? Und doch kann die wahrhafte Bildung des Geistes nur durch das Lesen der unübertroffenen Alten erzielt werden: denn der Geist weckt und nährt den Geist; nicht die todte Phrase, wenn sie nur der Form wegen erlernt wird, thut solch Wunder, sondern der Inhalt ist es, der lebendig macht. Nicht aus dem systematischen Erlernen grammatischer Formen und Regeln kommt der antike klassische Geist in uns, sondern aus fleißigem, anhaltendem Lesen der antiken Geisteswerke und durch stets fortgesetzte Versuche, den aufgenommenen Geist der klassischen Vorwelt in Schrift und Rede wieder auszudrücken. Dabei übersehe man nicht den viel zu wenig beachteten Nutzen des *lauten Lesens*, um sich ein lateinisches Ohr anzueignen. Nicht allein Dichter, sondern auch Prosaiker, zumal Redner, müssen laut gelesen werden, damit der Zauber rhythmischer Bewegung unser Ohr rühre, und durch diese Vermittelung geistiges Besitzthum werde."

„Ein anderer Umstand, welcher der Aneignung einer guten Latinität nicht förderlich zu sein scheint, ist *das zu frühe Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische und der Gebrauch deutsch-lateinischer Wörterbücher*. Die schriftlichen Uebungen in den untern Klassen haben im Ganzen einen sehr untergeordneten Zweck, denn die Anwendung

*) S. das Osterprogramm des Hamburger Gymnasium von 1841 von *Chr. Fr. Wurm*: Was soll unserer Jugend die Bekanntschaft mit den Staatsrechten des klassischen Alterthums?

der Regeln lernt der Knabe beſſer beim Leſen, wenn der Lehrer dabei Sätze nachbilden und ausſprechen läßt, als wenn dergleichen Regelſätze einzeln, ohne Zuſammenhang, vom Schüler zu Hauſe ſchriftlich überſetzt werden. Für den Stil ſelbſt wird damit nichts gewonnen, denn „was als Uebung für den Gewinn grammatiſcher Regeln geſchieht, macht keinen Anſpruch auf den Namen einer Stilübung. Höchſtens mag ein Zurücküberſetzen des Geleſenen von Erfolg ſein, wie die in frühern Zeiten üblichen Imitationen unter geſchickter Leitung, welche ein gedankenloſes Uebertragen der Redeformeln vermeidet, nicht verwerflich ſind" *). Die gewöhnliche Art von Exercitien, wo man hübſches Deutſch dictirt, um es wieder in hübſches Latein überſetzen zu laſſen, hielt Fr. A. Wolf für äußerſt unzweckmäßig. Die beſte Methode iſt unſtreitig die, aus einem lateiniſchen Autor, der vor Kurzem geleſen iſt, einen Abſchnitt in deutſcher wortgetreuer Ueberſetzung zu dictiren und in der Schule unter den Augen des Lehrers überſetzen zu laſſen. Dadurch wird ein näheres Anſchließen an die antike Denkweiſe vermittelt und für eine wörtliche Uebertragung läßt ſich der geeignete lateiniſche Ausdruck leichter finden als für eine freie. Daher bringt es auch wenig Gewinn, ja öfters Nachtheil, wenn dem Schüler Abſchnitte aus neuern Klaſſikern, z. B aus Schiller, Göthe, zum Uebertragen in's Lateiniſche vorgelegt werden. Die Behandlung eines ſolchen Stoffes ſetzt die größte Gewandtheit und Kenntniß in beiden Sprachen voraus. Form und Inhalt der Ueberſetzungsaufgaben müſſen antik und zwar mit römiſchem Geiſte erfüllt ſein. Die in der griechiſchen Sprache Geübteren können zur Abwechſelung Abſchnitte aus griechiſchen Klaſſikern, zumal aus Geſchichtſchreibern, in das Lateiniſche übertragen, wobei ſich im Allgemeinen Wortſtellung und Ausdrucksweiſe genau nachbilden laſſen. Wir wiſſen, daß Cicero vorzüglich durch ſolche Uebungen ſeinen Stil bildete; auch der jüngere Plinius verſchmähete ſie nicht **). Die gewöhnlichen Exercitien ſtiften nach Fr. A. Wolfs Ausſpruch mehr Schaden als Nutzen; durch ſie gewöhnt ſich der Schüler ein wörtliches Ueberſetzen des deutſchen Idioms, ein Deutſch-Latein an, und lernt den Bau der Sprache nicht. Welch' eine zeitraubende, mühevolle und fruchtloſe Arbeit aber die mit dieſen Exercitien verbundene Correctur iſt, dies weiß jeder Lehrer aus Erfahrung. Nicht zu Hauſe corrigire der Lehrer die lateiniſchen Arbeiten der Schüler, ſondern er leite dieſe an, in der Schule die Fehler ihrer Ueberſetzungen ſelbſt zu verbeſſern. Durch dieſe Methode müſſen die Schüler ſich ſelbſt auf ihre Fehler aufmerkſam machen und lernen dabei mehr, als wenn ſie zu Hauſe die rothen Emendationen nachleſen, was übrigens doch nur flüchtig oder auch gar nicht geſchieht. Man ſollte daher Gesner's Methode, welche Erneſti und Wolf empfohlen, auf den Gymnaſien einführen, denn ſie iſt, von einem geſchickten Lehrer geleitet, unbezweifelt die richtigſte und nützlichſte. Erneſti beſchreibt ſie mit folgenden Worten ***): In scholis Gesnerus non probabat morem singulorum scripta privatim corrigendi, non praesentibus, qui scripsissent. Eum laborem frustra insumi, quod plerique vel negligerent inspicere, quae emendata essent, vel rationem et causam emendationum nescirent. Itaque sic instituebat in schola Thomana, ut in exercitationibus publicis natu maiores et prae-

*) S. Hand's Lehrbuch des latein. Stils. 2te Ausg. S. 482.

**) Plin. Epist. VII, 9 Quintil. Inst. Orat X, 5, 2. Id Cicero sua ipse persona frequentissime praecipit: quin etiam libros Platonis atque Xenophontis edidit hoc genere translatos.

***) Narratio de J. M. Gesnero; in Opusculis oratoriis p. 327 sq. Vergl. Hand's Lehrbuch des lat. Stils S. 491. 2te Ausg.

fectiores statim Latine exciperent, quae Germanice proponeret, et audientibus omnibus, quos excitarat, corrigeret, ut inde et alii proficerent et peccata sua emendarent. Ceterum dum illos audiebat, modo hunc, modo illum interrogabat, quid ipse scripsisset, vel libros inspiciebat: interdum etiam veluti consilia cum discipulis inibat de modo recte vel exprimendae sententiae, vel scripti emendandi, ut omnes acueret. —"

„Den Gebrauch der jetzt so beliebten und für den Lehrer allerdings bequemen Uebersetzungsbücher kann ich bei diesen Uebungen nicht gut heißen. In den meisten entfernt sich der deutsche Ausdruck und die Wortstellung so weit vom lateinischen Idiom, daß der Schüler mit Hülfe des deutsch-lateinischen Wörterbuchs oft zu den sonderbarsten Ausdrucksweisen sich verleiten läßt, die alles andere sind, nur kein klassisches Latein. Auch stehen in dergleichen Büchern entweder zu viel oder zu wenig Redensarten, mitunter selbst nicht gut lateinische. Dazu kommt noch der Uebelstand, daß der Inhalt dieser Aufgaben nicht immer aus dem Gebiete der klassischen Vorwelt entlehnt ist. Um nun diese Mängel und andere Nachtheile, die mit dem Gebrauche solcher Bücher verbunden sind, zu beseitigen, mache der Lehrer die Aufgaben selbst, wortgetreue Uebersetzungen aus römischen Klassikern, zunächst aus Historikern; z. B. historische Zusammenstellungen aus Cicero's Briefen, aus Livius u. a., und zwar wo möglich so, daß der Versuch des Auffindens dem Schüler nicht gelingen, und wenn er die Stellen auch findet, deren Lectüre ihm nur nützlich sein kann. In der Klasse gehe dann der Lehrer das deutsch dictirte Pensum durch, frage nach den lateinischen Ausdrücken, welche der Schüler zu dieser oder jener Stelle anwenden wolle, sage ihm mit Gründen das Richtige, lasse dabei synonyme Redensarten aufsuchen, und frage nach den zu beobachtenden grammatischen Regeln. Zu Hause wird nun nach dieser Vorbereitung der Schüler zu seiner Arbeit kein deutsch-lateinisches Lexikon nöthig haben, sondern theils die mitgetheilten Redensarten, die jedesmal auswendig zu lernen sind, theils den eigenen, schon gesammelten Vorrath von Wörtern anwenden. Dieser wird sich nun immer mehr vergrößern und in Prima so zugenommen haben, daß ein fleißiger Schüler dieser Klasse ohne Mühe Aufsätze über solche Themata, die der Sphäre seines Denkens angemessen und aus dem Kreise des Unterrichts, zumal des geschichtlichen, entlehnt sind, ohne Gebrauch eines deutsch-lateinischen Wörterbuchs schreiben kann. So gewöhnt sich der Schüler lateinisch zu denken, aus eigenem Kopfe zu schreiben, und nur wer zu dieser Fertigkeit gelangt, wird gut schreiben. Häufige Extemporalien kann ich nicht gut heißen, denn sie verführen mehr oder weniger zur Nachlässigkeit. Auch Quintilian billigt dieses eilige Schreiben nicht, nam cito scribendo non fit, ut bene scribamus; bene scribendo fit, ut cito."

„Wenn nun aus den Erfahrungen der Gegenwart hervorgeht, daß die bisherigen Erfolge des lateinischen Sprachunterrichts, zumal in den untern Klassen, nach der jetzt üblichen und zum Theil vorgeschriebenen Weise billigen Anforderungen nicht entsprechen, so ist es allerdings von Wichtigkeit, die Hemmnisse und Mängel zu entfernen und den Weg aufzusuchen und zu verfolgen, der sicherer und leichter zum Ziele führt, als der bisher betretene, den ich den systematischen nenne; jener aber ist der praktische, der wieder aufgesucht werden muß. Er ist freilich der leichtere, führt aber darum nicht zur Ungründlichkeit, denn Erleichterung im Lernen schließt nicht die Gründlichkeit aus; was man anfangs dem Schüler erleichtern kann, soll man ihm nicht absichtlich erschweren, da es des Schwierigen in der Sprache ohnedies schon genug giebt. Auch ist die Grammatik von ihren Erfindern gar nicht dazu bestimmt, die

Knaben damit zu quälen und ſie um alle Luſt zum Studiren zu bringen. Die allgemein herrſchend gewordene Meinung, daß es zur Gründlichkeit und zur formalen Bildung nöthig ſei, daß die Grammatik Schritt vor Schritt, von Paragraph zu Paragraph durchgegangen werde, von mensa bis zum Kalender, iſt bei näherer Betrachtung ohne Halt. „Ich muß lachen, denn juſt die formale Bildung iſt es, für welche auf dieſem Wege gar nichts geſchieht; Ihr könntet Euren Schüler mit gleichem Gewinn für ſeine Geiſtesbildung mit der Heraldik oder der Genealogie beſchäftigen. Die erſten zwei Jahre ſpricht er die Formen und Regeln nach und denkt ſich nichts dabei; allmählich lernt er durch die den Regeln gegebenen Beiſpiele ſo wie durch die Lectüre andre Sätze bilden, und dann ſcheint es Euch, er befolge die Regel, wo es doch nicht das praeceptum iſt, das ihn leitet, ſondern das exemplum; aber geſetzt auch, die Regel werde mit der Zeit verſtanden, wißt Ihr, daß Ihr das Gegentheil von dem gethan habt, was der auf formale, auf Verſtandesbildung ausgehende Lehrer thut? Der natürlichen Denkfaulheit habt Ihr Vorſchub geleiſtet, indem Ihr die Regeln fertig, in abgerundeter Form gegeben habt, die der Schüler auf analytiſchem Wege, durch Abſtraction von concreten Fällen, ſelbſtthätig hätte ſuchen und formuliren ſollen“ *). Es iſt aber jene von dem Grundſatze der formalen Bildung ausgehende Methode des grammatiſchen Unterrichts auch aus dem Grunde eine ganz unpädagogiſche, weil ſie auf die Natur und Subjectivität der lernenden Intelligenz gar keine Rückſicht nimmt und den Kopf des Knaben für ein leeres Gefäß anſieht, dem der grammatiſche Gehalt eingegoſſen wird. Und darin liegt eben der Hauptfehler jener ſyſtematiſchen Methode. Nicht aus den abſtracten Regeln der ſchon fertigen Grammatik wird die Sprache erlernt, ſondern aus den concreten Stoffen der Sprache ſelbſt. Man führe alſo den Schüler ſo zeitig als möglich zum Leſen, zum Verſtehen des Geleſenen, und laſſe ihn mit der Sprache ſelbſt umgehen und arbeiten. Dabei muß es aber immer der erſte Grundſatz bleiben, vom Beſondern auszugehen, um ſo auf's Allgemeine zu kommen, niemals aber umgekehrt. Dies ſchärft des Schülers Urtheil, wenn er ſich aus den Beiſpielen die Regel abſtrahirt. Es ſoll nun eben damit nicht geſagt werden, die Grammatik bei Seite zu legen; dieſe muß vielmehr dem Schüler ſtets zur Hand ſeyn und diene ihm zum Nachſchlagen. Die Regeln aber auswendig lernen zu laſſen, nennt Wolf die verdammteſte Methode. Man beachte bei dem Gebrauche der Grammatik die trefflichen Winke, welche Scheller in der Vorrede zur erſten Auflage ſeines kleinern lateiniſchen Wörterbuchs giebt. Sein Lehrer hielt nichts vom Aufgeben; er ließ vielmehr alles in der Grammatik aufſchlagen und herleſen, wodurch die Schüler die Grammatik ſpielend in den Kopf bekamen und eine ſo vertraute Bekanntſchaft mit dem Inhalte derſelben machten, daß ſie bei jeder Stelle eines Schriftſtellers den Paragraphen anzugeben wußten, der die Regel dazu enthielt. Die ſyſtematiſche Behandlung der Syntax und die hiſtoriſche Entwickelung der grammatiſchen Formen werde für die oberſte Klaſſe der Schule aufbewahrt, deren Schüler mit gereifterm Verſtande das Abſtracte der Regel und ihren Grund aufzufaſſen im Stande ſind.“

„Je mehr nun von den Wortführern der realiſtiſchen Richtung unſerer Zeit an jede Thätigkeit, auch an die des Geiſtes, an den Unterricht, der Maßſtab der Nützlichkeit angelegt und der hohe Werth der klaſſiſchen Studien überhaupt herabgedrückt, oder wenigſtens die Summe der auf die Erlernung der alten Sprachen verwendeten koſtbaren Zeit mit dem Werthe der Ergebniſſe

*) Dr. Mager's moderne Philologie und die deutſchen Schulen Stuttgart 1840. S. 41.

verglichen und das bei solchen Vergleichungen häufig sich herausstellende Mißverhältniß vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gebracht wird: desto mehr ist es die Pflicht aller derer, die es einsehen und ändern können, der früher von gewichtigen Stimmen ausgesprochenen und hier bescheiden wiederholten Ansicht ihre theilnehmende Aufmerksamkeit zuzuwenden und der alten naturgemäßen, einfachen praktischen Methode, deren Anwendung durch die Erfahrung als eine fruchtbringende sich bewährt hat, beim Unterricht in den alten Sprachen, und namentlich der lateinischen, wieder freien Eingang zu gestatten. Denn von den Erfolgen einer zweckmäßigen Methode wird es großentheils abhängen, ob das Studium der Alten fernerhin sich auf den Schulen auch für Nichtphilologen, für die allgemeine Bildung behaupten und ob der Gewinn für den Geist und das Leben auch der Mühe entsprechen werde, welche wir mit Recht auf den geistigen Nachlaß der Vorwelt verwenden. Nicht die auf den Höhen der Wissenschaft schwebende Theorie, sondern die bewährte Praxis der Erfahrung erringt wie überall, so auch in den Werkstätten der geistigen Ausbildung den lockenden Kranz des Sieges."

Nach der hier eingetretenen Pause führte der Vorsitzende den anwesenden Professor von Schlegel auf die Rednerbühne, und überreichte ihm, in Folge des Beschlusses der vorbereitenden Sitzung, die nachstehend abgedruckte Votivtafel mit folgender Anrede: „Empfangen Sie, verehrungswürdiger Mann, Mann Deutschlands, Europa's und Nicht-Europa's, den Ausdruck der Bewunderung und des Dankgefühls dafür, daß Sie, groß und bahnbrechend in den verschiedensten Gebieten geistiger Thätigkeit, das klassische Alterthum und seine Würdigung von den Fesseln des Vorurtheils befreit haben; daß Sie durch Lehre und Beispiel, mit auslegendem Wort und nachbildender That, die Großartigkeit, Sinnigkeit und Gesetzmäßigkeit antiker Poesie erschlossen haben; daß Sie die Methode, die wir als eine Errungenschaft der klassischen Philologie ansprechen dürfen, in dem Gebiete einer durch Sie neugeborenen Philologie zu Ehren gebracht haben. Im Namen des Vereines habe ich die Ehre und die erhebende Befriedigung, Ihnen dieses Weihgeschenk im Sinne einer, seltenem Verdienste gewidmeten und aus freiem Anerkenntniß des Herzens kommenden Huldigung zu überreichen. Vergönnen Sie uns ferner, Sie als den Unsrigen hochzuhalten, und lassen Sie in freundlicher Erinnerung auch uns die Ihrigen sein."

Der also Begrüßte, von welchem sich in diesem feierlichen Augenblick jeder der Anwesenden sagte, daß er mit wenigen gefeierten Namen allein noch aus der großen Zeit unserer Litteratur von deren Heroen übrig sei, und wie aus einer für ihn schon untergehenden Periode noch mit jugendlicher Frische des Geistes in die Bestrebungen des jüngern Geschlechtes herüberseh', erwiderte die an ihn gerichtete Anrede durch die Erinnerung an den Gang seiner Studien und Leistungen.

„Nur eines könne er vor den übrigen hier versammelten verdienstvollen Männern als ihm eigen ansprechen, daß er schon vor 53 Jahren angefangen habe, nämlich in seiner 1788 erschienenen Geographia Homerica, für eine umfassendere Behandlung philologischer Gegenstände, wenn auch mit noch wenig geprüften Kräften, thätig zu sein. Habe er später auf diesem schönen und reichen Gebiete nicht sich zu den Leistungen Anderer erheben können, die mit ihm und nach ihm zum Theil aus derselben Schule hervorgegangen, so sei davon unter vielen dieses ein Grund,

daß er theils durch Neigung, theils durch Verhältnisse in andere, daß er vielleicht in zu viele Gegenstände sei gezogen und zerstreut worden, und wohl nur zu geringem Theil dürfe er annehmen und als ihm zukommend betrachten, was diese Versammlung so vieler Pfleger wahrer Wissenschaft ihm nachsichtsvoll und mit einer Gesinnung beigelegt habe, die er nach ihrem ganzen Umfange zu schätzen wisse, und die er zu verdienen auch in der wohl nur noch kurzen ihm gegönnten Lebenszeit bemüht sein werde."

Der allgemeine Zuruf der Versammlung empfing den Gefeierten, als er mit sichtbarer Rührung unter sie herabstieg und seinen Sitz in ihrer Mitte wieder einnahm.

Die vom Oberschulrath und Archivdirecter Friedemann abgefaßte Votivtafel selbst war die hier nebenstehend abgedruckte:

Nachdem eine zusammenhängende Discussion der, über die Methode des grammatischen Unterrichts theils früher, theils an dem heutigen Tage vernommenen Ansichten durch Beschluß der Versammlung an das Ende der Sitzung war verleg' worden, trat der Tagesordnung gemäß Professor Dr. **Ritter** auf und sprach über **Cicero's Nachrichten von den Servianischen Centurien**, die er mit den entsprechenden des Livius und Dionysius verglich und würdigte. In ausführlicher Entwickelung *) suchte der Redner folgende vier Hauptsätze zu begründen:

1) „Nach einstimmiger Tradition des Alterthums habe es nicht mehr und nicht weniger als 193 Servianische Centurien gegeben; 2) die sogenannte Centurie der accensi sei rein erdichtet und Folge eines Mißverständnisses; 3) in der Stelle des Cicero de re publica II, 22. sei ein Rechnungsfehler enthalten, der auf den ersten Anblick zwar auffallend scheine, aber durch keine Kunst der Auslegung und noch weniger durch Aenderung der überlieferten Worte beseitigt werden könne; 4) daß Cicero, Livius und Dionysius in ihren Berichten über die Servianische Centurien-Verfassung in allem Wesentlichen übereinstimmen."

Auf Anlaß dieses Vortrags entspannen sich lebhafte und interessante Erörterungen, indem zuvörderst Prof. Dr. Hermann aus Marburg sich erhob, und äußerte: „So sehr er dem geehrten Redner für die mannigfache Belehrung seines interessanten Vortrags danke, könne er sich doch in Beziehung auf den zuletzt von demselben berührten Punkt der Frage nicht währen, ob denn Cicero nicht, als er die Bücher vom Staate schrieb, längst als Consul selbst Centuriatcomitien präsidirt und deren Abstimmungen geleitet habe? Dieses vorausgesetzt, würde aber ein Rechnungsfehler, wie ihn der Redner unterstelle, geradezu unbegreiflich sein. Denn die Sache habe neben dem arithmetischen und antiquarischen auch noch wesentlich einen höchst wichtigen politischen Gesichtspunkt, und so wenig er bestreiten wolle, daß ein Staatsmann wie jeder Mensch sich einmal irren und verrechnen könne, so würde sich doch Cicero hier in dem Falle eines Finanzministers befunden haben, der sich da, wo er in Wahrheit Ueberschuß hätte, selbst ein Deficit beilegte. Jedermann kenne den aristokratischen Charakter der Servianischen Centurieneintheilung,

*) Diese selbst ist von dem Herrn Verfasser den vorliegenden Verhandlungen nicht vergönnt, dagegen im 4ten Heft der Neuen Folge des Rheinischen Museums für Philologie veröffentlicht worden.

Q. B. F. F. Q. S.

VIRO. PERILLVSTRI

AVG. GVIL. DE. SCHLEGEL

QVI. PHILOLOGIAE. CAMPOS. ARCTIVS. OLIM. CONSTRICTOS. GRAECARVM. ROMANARVMQVE LITTERARVM. FINIBVS. ORIENTEM. ET. OCCIDENTEM. VERSVS. PROTVLIT. ILLVSTRAVIT FIRMAVIT: QVI. POESIS. ET. ARTIVM. ELEGANTIORVM. VIM. AC. NATVRAM. PER OMNES. ORBIS. TERRARVM. ORAS. ACCVRATIVS. INDAGARE. ET. NATIONIS. VNIVSCVIVSQVE VIRTVTES. SINCERIVS. PERSPICERE. SINE. IRA. ET. STVDIO. INTER. SE. COMPARARE AC. FACVNDE. SOLLERTERQVE. EXPLICARE. PRIMVS. INSTITVIT: QVI. IN. POETIS GERMANORVM. FAMAM. EXIMIAM. ADEPTVS, NON. SOLVM. INVENIENDI. ARTEM. SVMMA SVAVITATE. CONDIVIT. VERVM. ETIAM. MODORVM. AD. RECENTIVM. VETERVMQVE LINGVARVM. INDOLEM. RECTIVS. COMPONENDORVM. RATIONEM. RARA. SCRVTANDI SAGACITATE. ATQVE. EXEMPLI. CONSTANTIA. MONSTRAVIT: QVI. QVID. SIT. PVRE SIMPLICITER. TERSE. AC. POPVLORVM. MORIBVS. CONVENIENTER. SCRIBERE. NEQVE VNO. IN. SERMONE. SED. GERMANICO. LATINO. FRANCICO. NEQVE. IN. VNO. ALIQVO ORATIONIS. GENERE. NEC. DVBIIS. OBSCVRISQVE. PRAECEPTIS. TRADENDIS. SED MVLTO. CERTIVS. LVCVLENTIVSQVE. RE. IPSA. PRAESTITIT: QVI. INDICARVM. LINGVARVM STVDIA. ANTEA. NEGLECTA. AC. PAENE. CONTEMPTA. IN. GERMANIAM. INTVLIT EORVMQVE. CVM. NECESSITATEM. TVM. IVCVNDITATEM. ATQVE. VSVM. MVLTIPLICEM DOCTE. INGENIOSEQVE. OSTENDIT. ET. IN. SCRIPTORIBVS. EDENDIS. EXPLANANDISQVE SEVERVM. ARTIS. CRITICAE. AC. PHILOLOGIAE. MOREM. SECVTVS. ALIOS. AD. HOC GENVS. ACRITER. COLENDVM. FELICISSIME. EXCITAVIT: QVI. PATEFACTA. ANTIQVARVM AC. RECENTIORVM. LITTERARVM. COMMVNIONE. INTERIORE. PHILOLOGORVM. NOMEN AB. INVETERATA. DOCTORVM. VMBRATICORVM. SVSPICIONE. VINDICATVM. IN. LVCEM ET. AD. IVSTAE. LAVTAEQVE. ERVDITIONIS. LAVDEM. PRODVXIT. ET. SIC. ETIAM. IN GYMNASIORVM. SPATIA. EAM. DISSERENDI. ELEGANTIAM. AC. DOCENDI. SALVBRITATEM QVAE. MAGIS. MAGISQVE. QVOTIDIE. AGNOSCITVR. ET. EXPETITVR. INVEXIT: QVI AVCTAM. GERMANICARVM. LITTERARVM. GLORIAM. AD. VICINAS. NATIONES. PROPAGAVIT ET. PRAETERITARVM. RERVM. RECORDATIONE. POPVLARES. SVAE. DIGNITATIS. NON SINE. SVDORE. AC. SANGVINE. NVNC. DEMVM. RECVPERATAE. ADMONVIT. ET. INIQVISSIMO TEMPORE. LABANTES. ANIMOS. AD. SPEM. FVTVRAE. PROSPERITATIS. ET. IMMORTALITATIS EREXIT: QVI. DENIQVE. COMMVNEM. ILLAM. SOCIETATEM. QVAE. DVM. PACIS. OTIVM CONSTITERIT. POPVLOS. CVLTIORES. OMNES. EXOPTATISSIMO. ARTIVM. HVMANARVM VINCVLO. ARCTIVS. IN. DIES. COPVLABIT. LENI. VOCIS. SVAE. INVITAMENTO. PRAEPARAVIT ET. ADIVVIT

HANC. TABVLAM

TANQVAM. PIETATIS. AC. REVERENTIAE. TESTEM

OBTVLERVNT

PHILOLOGI. EX. GERMANIA. VICINISQVE. TERRIS

BONNAE. A. CIↃIↃCCCXXXXI.

CONGREGATI.

der gerade darauf beruht habe, daß die erste Classe mit Einschluß des Ritterstandes allein mehr Stimmen (acht und neunzig) hatte als sämmtliche übrige Classen zusammengenommen; nach Cicero's Rechnung aber hätte es noch acht weiterer Stimmen bedurft, um der Abstimmung der ersten Classe die absolute Majorität zu verschaffen; und so leicht also auch die Verwechselung der Ziffern 89 und 98 an sich scheinen möge, so schwer lasse es sich denken, daß Cicero, wenn zu seiner Zeit noch die Servianische Eintheilung bestanden hätte, oder doch die angeführte Stelle Republ. II. 22 sich auf diese bezöge, der ersten Classe, auf welche der Senatspartei so viel ankommen mußte, statt des Uebergewichts, das sie nach Servius schon als solche besaß, eine, wenn auch noch so geringe Minderheit beigelegt haben sollte. Bei weitem eher empfehle sich daher die Annahme, daß Cicero nicht mehr von der Servianischen, sondern von der Eintheilung seiner eigenen Zeit spreche, welche zwar die frühere Centuriezahl im Ganzen beibehalten, die Vertheilung derselben in Classen aber im Einzelnen nach demokratischen Principien modificirt hätte; und diese Annahme ermangele um so weniger der äußern Begründung, als aus deutlichen Stellen, die dem Redner selbst am wenigsten unbekannt seien, hervorgehe, daß später die Tribus mit der Centurieneintheilung verschmolzen worden, wovon sich bei Servius keine Spur zeige. Der Redner habe sich zwar auf die Imperfecte excluderetur und valeret berufen, um zu beweisen, daß Cicero nicht von der Gegenwart spreche, sondern nur geschichtlich aus der Vergangenheit berichte; solche Imperfecte des Conjunctivs aber gebrauche die lateinische Sprache öfters, wo auch nur die Entstehung einer Sache in die Vergangenheit falle, um die ursprüngliche Absicht derselben anzudeuten, ohne daß damit die Fortgeltung für die Gegenwart wegfalle; und da Cicero mit deutlichen Worten sage, nunc rationem videtis esse talem, und tot enim reliquae sunt, so sei die Hinweisung auf eine noch bestehende Einrichtung nicht zu verkennen. Auch darauf könne man sich nicht berufen, daß wenigstens zur Zeit des Scipio oder wem seiner Zeitgenossen sonst jene Stelle der Republik in den Mund gelegt sei, die Servianische Einrichtung noch bestanden habe: denn die ersten Spuren der gedachten Aenderung fänden sich schon im zweiten punischen Kriege, während von einer Umgestaltung der Centuriatcomitien zwischen dem jüngern Africaner und Cicero in dieser Hinsicht nichts vorliege. Ueber die nähere Beschaffenheit der veränderten Einrichtung späterer Zeit wage er freilich bei der großen Meinungsverschiedenheit, welche darüber bei den urtheilsfähigsten Sachkennern herrsche, keine bestimmte Ansicht aufzustellen; so viel habe ihm jedoch immer am Einfachsten geschienen, daß die siebenzig Centurien, welche nach Abzug der Ritter und Zimmerleute bei Cicero für die erste Classe übrig blieben, in der doppelten Zählung von centuriis seniorum und iuniorum gerade der Zahl der fünf und dreißig Tribus entsprächen, und da sich hieraus nur die willkommenste Uebereinstimmung der Ciceronianischen Stelle mit den sonstigen Zeugnissen für den Grundcharakter der spätern Eintheilung so ergeben würde, so wünsche er jedenfalls von dem geehrten Redner zu hören, weßhalb derselbe statt dieser einfachen Auslegung seine kühne Vermuthung vorgezogen habe?"

Der erste Redner erwiderte diese Einwürfe mit der Behauptung, daß die ganze Servianische Centurienverfassung zur Zeit des Cicero schon veraltet und außer Gebrauch gewesen sei. Die Comitien seien damals aus der Centurien- und Tribusverfassung gemischt gewesen, was schon Andere angenommen, obgleich bis jetzt das Nähere dieser Mischung noch nicht habe können ermittelt werden.

Ebenfalls gegen Prof. Ritters Ansichten waren die Bemerkungen von Prof. Dr. Gerlach aus Basel gerichtet: „Weder die Centurienzahl 193, noch die Stelle über die accensi velati scheine nach den mannichfaltigen Untersuchungen der neuern Zeit noch einer so einläßlichen Erörterung zu bedürfen, als ihr Prof. Ritter habe zu Theil werden lassen. Dagegen sei bei der Würdigung der Ciceronischen Stelle die neueste und, wie es scheine, gelungenste Erklärung nicht erwähnt worden, welche Dir. Peter in seinen „Epochen der römischen Verfassungsgeschichte" gegeben habe, nach welcher Cicero die Verminderung der Centurien der ersten Classe auf 70 im Auge, diese Zahl mit der Zeit des Servius in Verbindung bringt oder vielmehr in Beziehung setzt, so zwar, daß nun für die Zeiten des Servius die erste Classe allein mit den Rittercenturien ein Uebergewicht bildete, auch später nur acht Centurien der zweiten Classe hinzukommen mußten, um die kleinste Mehrheit zu bilden; eine Erklärung, welche um so mehr Billigung verdiene, als so ganz ohne Zwang die Ansicht Cicero's an dem durchaus aristocratischen Charakter der Centurienverfassung volle Bestätigung findet."

In anderer Weise suchte Hofrath Thiersch die Ueberlieferung des Cicero zu retten. Er erinnerte, „das Verfahren, nach welchem die von einander abweichenden Nachrichten der drei genannten Gewährsmänner combinirt und diese in innere Uebereinstimmung sollten gebracht werden, sei kaum zulässig. Denn offenbar berichten sie aus verschiedenen Quellen. Dionysius folge dem Cato, Livius vielleicht dem Valerius Antias, und von Cicero sei kaum zu zweifeln, daß er auch diesen Theil seiner Nachrichten über altrömische Verfassung aus dem Polybius geschöpft habe, der mit dem Scipio, welchen er redend einführt, ohnehin in persönlichem Verkehr gestanden. Da aber der Ursprung jener Quellen so wenig bekannt, wie der Grad ihrer Verlässigkeit zu bestimmen sei, so scheine bei Vergleichung ihrer Verschiedenheiten nicht die Synchysis, sondern die Diakrisis, oder die Scheidung und Getrennthaltung ihrer Nachrichten das rechte Verfahren, und Cicero's Stelle für sich betrachtet, könne auch aus sich ohne jene bedenkliche Annahme eines so offnen arithmetischen Irrthums erklärt werden."

Dagegen bemerkte Prof. Ritter unter Anderm: „Die behauptete Verschiedenheit der Quellen scheine ihm noch keineswegs über den Zweifel gestellt, auch sei bei der großen Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher Cicero seine philosophischen Schriften ausgeführt habe, es gar nichts Seltenes, bei ihm auf viele, starke, und noch bedeutendere Irrthümer zu stoßen, wie dieses namentlich in Bezug auf den Stoff der Bücher de finibus bonorum et malorum Madwig in Kopenhagen vor Kurzem nachgewiesen habe."

Doch gab der Redner zu, daß seine Ansicht über diese, der Betrachtung so viele Seiten darbietende Streitfrage noch weiterer Begründung bedürftig sei, hielt sie aber derselben zugleich für fähig.

Für den Augenblick mußten die wesentlichen Gesichtspunkte erschöpft scheinen. Bei der sehr vorgerückten Zeit wurden mit Genehmigung der Versammlung die noch rückständigen anderweitigen Debatten auf den ersten Theil der dritten Sitzung anberaumt, und die zweite vom Vorsitzenden aufgehoben.

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Bonn, am 2. Oktober 1841.

Indem der Vorsitzende als erstes Geschäft der heutigen Sitzung die Berichterstattung über die Suringarsche Preisaufgabe und die Vertheilung des Preises selbst ankündigte, schickte er noch die Mittheilung voran, daß im Namen des Herrn Suringar dessen Schwager, Professor Roorda aus Amsterdam, anwesend sei, und daß derselbe zugleich zwei auf Java bezügliche, in dessen Landessprache gedruckte, aus einer Leydener Officin hervorgegangene Werke dem Vereine zu offeriren die Güte gehabt habe. Es wurde auf den Antrag des Vicepräses beschlossen, diese Werke, nachdem sie zur Ansicht ausgelegen, an die Königliche Universitätsbibliothek zu Bonn zu überweisen. Eine von Herrn Suringar selbst in Deutschland gehaltene Gelegenheitsrede, in der sich dieselbe humane Gesinnung aussprach, die sich dem Vereine schon längst bewährt hatte, so wie ein philosophisches Schriftchen des Dr. Wenner aus Bonn, wurden in den, von den gefälligen Gebern zu diesem Behuf bestimmten Exemplaren vertheilt.

Hieran reihte sich, vorgetragen von Dr. Züllig, der **Bericht über das Resultat der Geschäfte des Preisgerichtes zur Beurtheilung der Antworten auf die Suringar'sche Preisfrage:**

„Welches sind die Ursachen, warum so viel Gutes, was die Kinder in der Schule gelernt haben, wieder verloren geht, sobald und nachdem sie die Schulen verlassen haben? Welche Mittel können gegen diesen Verlust nach dem Verlassen der Schüler angewendet werden? u. s. w."

erstattet von den im October 1839 in Mannheim dazu ernannten und im October 1840 in Gotha bestätigten Preisrichtern: Dr. Soldan in Gießen, Professor und Kreisschulinspector Dr. v. Ostander in Stuttgart, Ministerialrath Dr. Zell in Karlsruhe, Dr. Züllig in Heidelberg. *)

„Nicht weniger als 65 Schriften, zum Theil von nicht geringem Umfange, eine in französischer, die andere in deutscher Sprache, sind zur Bewerbung um die Ehre der besten Beantwortung dieser Frage, und um den Gewinn des dafür ausgesetzten Preises eingegangen, sechszig schon vor dem ersten Januar 1840, als dem dafür bestimmt gewesenen äußersten Termine, sechs weitere erst im Februar, März und Mai d. J. Auch unter diesen letzten befanden sich noch lobenswerthe, selbst vorzügliche Arbeiten; aber diejenigen, welche geeignet schienen, sich den

*) „Herr Oberstudienrath Schacht in Darmstadt hat zu seiner Zeit erklärt, wegen fortdauernder Kränklichkeit aus der Zahl der Preisrichter austreten zu müssen."

Preis ſtreitig zu machen, wurden in jener großen Mehrzahl von früher eingegangenen Abhandlungen gefunden, ſo daß es alſo nicht nöthig war, die Frage: ob auch die letzteren noch zur Concurrenz zuzulaſſen ſeien, zur Discuſſion zu bringen."

„So verſchieden nun dieſe Arbeiten unter ſich ſind, ſo entſchieden werthlos die einen, ſo höchſt werthvoll die andern, ſo muß doch beſonders über dieſe letzteren zum Voraus die Bemerkung ausgeſprochen werden, daß gerade ſie von dem eigentlichen Boden der Preisfrage ſich mehr oder weniger entfernen. Die Preisfrage bezieht ſich nach der ihr in der Bekanntmachung vom 3ten October 1839 gegebenen Faſſung vorzugsweiſe erſtens auf die Volksſchule, zweitens auf die „nach dem Verlaſſen der Schule" anzuwendenden Mittel zur Verhütung des Verluſtes der von dort davon getragenen Mitgift. Man hätte daher erwarten ſollen, daß vorzugsweiſe der Unterricht der Volksſchule bei der Beantwortung der Frage im Auge gehalten, und daß der Hauptnachdruck auf die Vorſchläge, über die, nach dem Verlaſſen der Schule anzuwendenden Mittel zur Verhütung jenes Verluſtes gelegt würde. In der letzteren Beziehung durfte man von einer erſchöpfenden Beantwortung der Frage eine umfaſſende Darſtellung und Kritik der in dieſer Hinſicht ſchon beſtehenden Einrichtungen erwarten, woran ſich dann, ſo ſchien es die Frage zu fordern, die Vorſchläge angeſchloſſen hätten, auf die das Vorangehende geführt hätte."

„In dieſer beſtimmten Richtung und Begrenzung iſt jedoch im Allgemeinen dieſe Preisfrage in den vorliegenden Beantwortungen nicht behandelt worden. Wenn auch die Meiſten auf das Volksſchulweſen mehr oder minder beſondere Rückſicht genommen haben, ſo geſchah dieß doch nicht in befriedigendem Maße. Vielmehr haben die meiſten und gerade die bedeutendſten Arbeiten ſich nicht blos auf den geſammten Schulunterricht ausgedehnt, ſondern auch die hierher gehörigen Fragen in der größten Allgemeinheit behandelt. Ebenſo haben zwar die Verfaſſer die nach dem Verlaſſen der Schule zu dem angegebenen Zwecke anzuwendenden Mittel mehr oder minder ausführlich behandelt, aber doch nicht mit der überwiegenden Bevorzugung und in der Vollſtändigkeit, wie es nach der Faſſung der Preisfrage hätte ſein ſollen."

„Dagegen läßt ſich andrerſeits nicht verkennen, daß allerdings die Preisfrage auch jene andere freiere Auffaſſung nicht allein zuläßt, ſondern auch ſelbſt anbahnt, indem ſie in den beigegebenen näheren Beſtimmungen ihrer Meinung die Forderung aufſtellt, daß auch auf die Frage: „ob nicht vielleicht in dem Unterrichte ſelbſt der Keim des fraglichen Verluſtes liege," eingegangen werde. Eben ſo wenig kann verkannt werden, daß dieſe freiere, ſich einen weiteren Raum geſtattende, Auffaſſung der Preisfrage zugleich die vorausſichtlich fruchtbarere iſt. Zwar allzuenge wurde ſie ohne Zweifel von Denjenigen aufgefaßt, die ſie hie und da in Zeitſchriften und an andern Orten ganz und gar verworfen haben, indem ſie glaubten, daß ſie auf unrichtigen Anſichten von der Sache ſelbſt beruhe, daß ſie etwas Irriges als eine Thatſache vorausſetze (nämlich daß auch von dem wirklich Guten, das die Schule gut gelehrt und der Schüler gut gelernt habe, wieder Vieles bald nach dem Verlaſſen der Schule verloren zu gehen pflege,) daß demgemäß die Frage blos dahin gehe: welche Einrichtungen man, vielleicht mit großer Kraftanwendung zu treffen habe, um dieß angebliche Uebel zu verhüten oder doch zu mindern, kurz, daß bei derſelben nicht weniger überſehen ſei, als daß es weder möglich, noch an ſich nothwendig ſei, Mittel zu erdenken, durch deren Anwendung aller Unterricht, den die Jugend bis zum Verlaſſen der Schule würde genoſſen haben, für immer fixirt würde, daß, wenn es ſolche Mittel gäbe, doch der Zweck des Aufwandes der dazu in Anſpruch zu nehmenden Kräfte kaum werth

ſein würde, und daß dieſe Kräfte, um hier zu dienen, nur dadurch gefunden werden könnten, daß man ſie ihren wichtigeren und nothwendigeren unmittelbaren Beſtimmungen entzöge. Ob dieſer Mißverſtand ſich nicht von vorn herein durch einige Modificirung der Preisfrage hätte verhüten laſſen, mag hier um ſo mehr unerörtert bleiben, da es auch das Comité, das zu ſeiner Zeit zur Redaction der Mannheimer Verhandlungen beauftragt war, nicht für gut fand, ſich darüber auszuſprechen, warum die Preisfrage einfach ſo war aufgenommen worden, wie ſie der verehrte Mann, der ſie geſtellt und einen ſo anſehnlichen Preis für die beſte Beantwortung derſelben ausgeſetzt hatte, ſelbſt formulirt hatte. Genug, die Preisfrage enthält die ſchon angeführte nähere Beſtimmung ihrer Meinung, und daß dieſe auch von dem aufmerkſameren Auge nicht überſehen wurde, liegt in den eingegangenen beſſeren Abhandlungen zu voller Genüge vor. Zugleich führte allerdings die Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt auf die umfaſſendere, würdigere, fruchtbarere Behandlung des Gegenſtandes der Preisfrage. Indem das Treiben der Schule ſelbſt ins Auge gefaßt und unterſucht werden ſollte: „ob nicht Manches, das den Namen eines guten Unterrichts trägt, doch eigentlich nicht gut iſt, und wenn es auch gut iſt, ob es nicht auf eine ſolche Weiſe gelehrt und gelernt werde, daß es ſchwerlich werde gedeihen können", indem überdem dabei „beſonders" aber auch nur „beſonders" an diejenige Jugend gedacht werden ſollte, die nicht für den gelehrten Stand, und damit zum Beſuche der Univerſität beſtimmt ſei, ſo konnte der tüchtige Beantworter der Preisfrage durch dieſe Beſtimmungen ſich ermächtigt, und ſelbſt aufgefordert ſehen, Alles was ihm ein wichtiger Moment der pädagogiſchen Wiſſenſchaft beſonders in ihrer Anwendung auf das Volksſchulweſen und auf die Volkserziehung zu ſein ſchien, mit in den Kreis ſeiner Unterſuchung zu ziehen. Er konnte dabei den Zweck und die Principien, die Methode, den Gang, das Ziel der rechten Volkserziehung und des rechten Volksunterrichts nicht allein wiſſenſchaftlich beleuchten, ſondern dieſe ſeine Beleuchtung auch auf die factiſchen Verhältniſſe, auf die gegenwärtigen Zuſtände des Schulweſens, beſonders des Volksſchulweſens, auf die Verbeſſerungen, die ſich bereits Bahn gemacht und auf die, welche noch zu bewerkſtelligen ſind, überhaupt auf Alles, was nach ſeiner Anſicht in dieſer Beziehung dem Volke und namentlich dem Geſchlechte unſerer Zeit beſonders noth thue, ausdehnen. Er brauchte ſich dabei nicht auf die Elementarſchule zu beſchränken, ſondern konnte ſich auch über die höheren Lehranſtalten bis zur Univerſität, über höhere Bürgerſchule, Gewerbſchule, Sonntagsſchule, Gymnaſium und höhere weibliche Unterrichts- und Erziehungsanſtalten verbreiten. Bei dem Allem konnte, ja mußte er zeigen, daß er mit der ganzen Litteratur des Gegenſtandes, bis auf die neueſte Zeit herab, ſpeciell bekannt ſei, und ſo wie er in dieſer Beziehung Kritik üben konnte, ſo konnte er auch ſeine Leſer über das Einzelne, worüber er nach dem Plane ſeiner Arbeit ſich kurz faſſen mußte, an die geeigneten Schriften verweiſen. Das Preisgericht konnte nicht anders denken, als daß demjenigen, der in dieſem Sinne die ganze Frage, durch alle ihre Momente hin, am umfaſſendſten, gründlichſten, lehrreichſten und anregendſten für die, denen die Volksbildung und der Jugendunterricht, ſo wie die fortwährende Verbeſſerung des dafür Beſtehenden, entweder von Amtswegen, oder bloß aus innerer Theilnahme am Herzen liegt, behandeln würde, vor allen Andern der Preis gebühre, und der menſchenfreundliche Sinn, den der edle Preisſteller durch dieſe Preisaufgabe und durch die Ausſetzung des Preiſes beurkundet hat, läßt unbedenklich vorausſetzen, daß auch Er mit dieſer Anſicht einverſtanden ſei, indem er, ſelbſt wenn er nur etwas Beſchränkteres bei ſeiner Frage beabſichtigt hätte, es doch gewiß gerne ſehen wird, wenn

neben dem Segen, den er zunächst davon erwartete, auch noch ein reicherer daraus erwachsen sollte."

„Von diesen Grundsätzen ausgehend, konnte das Preisgericht aus allen diesen 65, größtentheils ganz unter der Linie der dazu erforderlichen Tüchtigkeit zurückgebliebenen Arbeiten nur deren 12 als solche ausscheiden, die nach Inhalt, Ordnung und Darstellung etwas Vorzügliches darböten. Aber unter diesen waren wieder solche, die sich entweder nur auf einzelne Momente der Preisfrage gründlich einließen, oder das Ganze zu skizzenhaft und mit zu wenig Rücksicht auf die hieher gehörige Litteratur behandelten, als daß sie, bei allen ihren sonstigen Vorzügen, den Preis hätten aussprechen können. Noch blieben 2—4 Abhandlungen von größerer Ausführlichkeit, die sich den Preis streitig zu machen schienen, aber als nun auch diese noch näher mit einander verglichen wurden, so trat vor den Augen des Preisgerichts Eine derselben in überwiegender Bestimmtheit als diejenige hervor, die allen den oben aufgestellten Forderungen am reichsten entspricht. Dieser also wurde der Preis zuerkannt. Sie führt die Devise: Ardua res est vetustis novitatem dare, novis auctoritatem. Plinius. Von dieser Arbeit nachher mehr."

„Ehe wir nämlich zur näheren Charakterisirung der zu krönenden Preisschrift und zur Frage nach dem Namen ihres Verfassers fortschreiten, sei es erlaubt, noch einmal auf jene andern 12 Arbeiten zurückzukommen, die von dem Preisgerichte noch weiter für preiswürdig erkannt wurden. In der Art und Weise, wie die Verfasser dieser Schriften die Preisfrage auffassen und derselben zu genügen suchen, weichen sie weit von einander ab, indem die Einen mehr ihre Aufmerksamkeit auf den Unterricht allein, die Andern mehr auf die Erziehung, auf die Pflege der ethisch-religiösen Anlagen, auf die gesammte Volksbildung, die Einen mehr auf die Dorfschule, die Andern mehr auf die Elementarschule in den Städten, noch Andere mehr auf höhere Lehranstalten richten, Einige auch mehr sich zur Aufgabe machen, auf psychologischem Wege darzuthun, wie das wirksame Lehren und Lernen beschaffen sein müsse; aber um so besser würde sich aus denselben eine reiche Sammlung von werthvollen pädagogischen Bemerkungen und Erfahrungen ziehen lassen, und gern würde das Preisgericht wenigstens noch 2 bis 3 dieser Schriften als diejenigen, die der zu krönenden wenig nachstehen, näher kenntlich zu machen suchen, wenn dieß nicht über seinen Auftrag hinausginge und wenn es nicht als ungerecht erscheinen möchte, daß — wie doch nicht zu vermeiden wäre, — dann wieder so viele andere, die doch auch ihr eigenthümliches Verdienst haben, ganz übergangen würden. Aber wünschen und selbst hoffen darf man, daß mehrere dieser tüchtigeren Mitbewerber für sich ihre Arbeiten dem Druck übergeben werden und selbst für den Verein der Deutschen Philologen und Schulmänner dürfte vielleicht diese Sammlung von Preisschriften von höherem Interesse sein, als auf den ersten Blick geglaubt werden möchte. Es wird nämlich in mehreren dieser Schriften dieser in ganz Deutschland, ja in der ganzen gelehrten Welt in so hohem Ansehen stehende Verein auf eine eben so wohl überlegte als energische Weise aufgefordert, sich an die Spitze einer großen gemeinschaftlichen Kraftanstrengung zu Gunsten der deutschen Volksbildung und des Unterrichts auch in den untern Lehranstalten zu stellen, und das darüber von dem Einen und Andern Gesagte ist so klar gedacht und hat so viele gute Gründe für sich, daß wirklich einmal später daran gedacht werden könnte, in wie weit und auf welche Weise diesem Wunsche entgegen zu kommen sei."

„Noch ist einer Schrift zu erwähnen, die zwar nicht auf die Ehre, sich den gelehrten Arbeiten

der Elite der Preisbewerber zur Seite zu ſtellen Anſpruch machen kann, die aber doch ihre eigenthümlichen Vorzüge hat. Von einem Großherzoglich Heſſiſchen Landſchullehrer verfaßt, enthält ſie eine ſo naive, gemüthliche treue, auch wirklich in Vielem höchſt beachtungswerthe Schilderung von Scenen aus dem praktiſchen Leben des Landſchullehrers, daß ſie, von einem tüchtigen Recenſenten durchſehen, wohl auch in einem größeren Kreiſe Leſer finden würde. Das Preisgericht wünſcht, daß es dem ſchätzenswerthen Verfaſſer einige Befriedigung gewähren möge, wenn er dieſen Ausſpruch vernehmen wird."

„Wir kehren nunmehr zu der Abhandlung Ardua res est etc. als derjenigen zurück, die das Preisgericht zum Gekröntwerden vorſchlägt. Es iſt eine der umfänglichſten Beantwortungen der Preisfrage (458 Seiten in 4.), eine Schrift, die ſich durch umfaſſende Behandlung des Gegenſtandes, durch Scharfſinn und Beobachtungsgabe, treffendes Urtheil, reiche pädagogiſche Erfahrung, Litteraturkenntniß und gute Auswahl der zahlreich eingeflochtenen litterariſchen Notizen, endlich durch lichtvolle, gefällige, gewandte, lebendige und eindringende Darſtellung mannichfaltig auszeichnet. Daß ihr Standpunkt, wie ſchon oben angedeutet worden, ſehr allgemein iſt, und nebſt der Volksſchule auch die Realſchule und das Gymnaſium umfaßt, hat man nicht geglaubt, ihr als Fehler anrechnen zu müſſen. Ihr Thema iſt:

Die geringe Einwirkung der Schule auf das Leben.

Mit Recht nämlich ſieht der Verfaſſer in der Preisfrage, neben der eigentlichen Frage, zugleich eine Behauptung aufgeſtellt, die Behauptung, daß bis jetzt Vieles von dem, was die Schule anſtrebt, wieder verloren gehe, und er ſelbſt tritt dieſer Behauptung bei. Deßwegen glaubt er die Preisfrage als eine Aufforderung zu einer öffentlichen Reviſion unſeres Schulweſens, nicht nach dem Maßſtabe eines didaktiſchen oder pädagogiſchen Syſtems, ſondern nach dem Thermometer der Erfolge, und zwar wie beiſtimmend angenommen wird, der noch immer nichts weniger als befriedigenden Erfolge ihrer Wirkſamkeit im Leben und für das Leben faſſen zu müſſen. Indem aber anerkannt wird, daß allerdings unſer, wiewohl äußerlich blühendes Schulweſen noch nicht die rechten Früchte für das Leben getragen habe, wird bemerkt, daß bei der Frage nach den Urſachen dieſes Uebels, im Gegenſatze zum Gedanken der Einwirkung der Schule auf das Leben, auch die Einwirkung des Lebens auf die Schule in Betracht zu ziehen ſei. Erſt nach der Erkenntniß dieſer complicirten Art des Uebels könne zur Frage nach den Mitteln zu deſſen Heilung fortgeſchritten werden. Dieß wird in dem erſten, einleitenden Theile der Abhandlung ausgeführt; der zweite Theil faßt dann die Urſachen der geringen Wirkungen der Schule auf das Leben ins Auge, und ein dritter giebt hierauf die Mittel an, um den frühzeitigen Verluſt des in der Schule Gelernten und in das Gemüth und Leben Aufgenommenen zu verhüten.

Als Urſachen der geringen Wirkungen der Schule auf das Leben werden angeführt:

1) Der Complex allgemeiner Urſachen, beſonders: Lahrheit unſerer Sitten, Frühzeitigkeit der Genüſſe, mit einem Worte: Verweltlichung, welche Urſache beſonders in dem Unterſchiede der Erfolge des Wirkens der Stadt- und der Landſchulen ſich dem Auge darbiete.
2) Uebermaß und Unzeitigkeit des Unterrichts.
3) Unterbrechung des Unterrichts und der Erziehung.
4) Ungewiſſenhaftigkeit vieler Lehrer.

5) Unwiſſenheit und Einſeitigkeit vieler Lehrer.
6) Taktloſigkeit vieler Lehrer in Methode und Pädagogik.
7) Charakterſchwächen vieler Lehrer.
8) Geſpanntes Verhältniß der Schule zur Kirche.
9) Ungünſtige äußere Stellung der Lehrer.
10) Die ſchlimmen Einflüſſe des Lebens vor, während und nach der Schulzeit.

Als Mittel zur Heilung der Gebrechen der Schule und zur Verhütung des frühzeitigen Verluſtes der durch ſie angebauten Bildung werden dann empfohlen:

1) Zuvörderſt und vor allen Dingen die Annahme eines feſten Princips für Unterricht und Erziehung, „des Princips der chriſtlichen Civiliſation.“
2) Erziehung des geſammten Lehrerſtandes durch Gründung beſonderer Lehranſtalten für alle Gattungen von Lehrern.
3) Verbeſſerte Aufſicht über die Schulen.
4) Verbeſſerung der äußeren Verhältniſſe der Lehrer.
5) Verbeſſerte religiöſe Erziehung.
6) Verbeſſerte Zucht.
7) Vereinfachung und Stätigkeit des Schulorganismus.
8) Methodiſche Organiſation des Unterrichts.
9) Erweiterung des erziehenden Kreiſes der Schule nach Unten.
10) Erweiterung des Kreiſes der Schule nach Oben.
11) Verbindung der Schule mit dem Volksleben, d. h. wie das Volk für das Intereſſe der Schulen zu gewinnen, wie das Schulweſen populär zu machen ſei.
12) Pädagogiſche Vereine.
13) Verbeſſerte pädagogiſche Schriftſtellerei.“

„Dieſe Ueberſicht mag hinreichen, um der hochverehrlichen Verſammlung eine Vorſtellung von dem reichen Inhalte dieſer Abhandlung, ſo wie von der Vielſeitigkeit, Originalität und Gründlichkeit, in der alles darin Verhandelte hervortritt, zu geben. Dennoch hält das Preisgericht nicht für überflüſſig, zu erklären, daß ſein Ausſpruch über dieſe Schrift, der alle Stimmen die erſte Nummer zuerkannt haben, nicht auch die Billigung der hier und da hervortretenden Schärfe des Tons und Schroffheit der Urtheile involvire, noch weniger aber die unbedingte Zuſtimmung zu allem Einzelnen, beſonders nicht zu allen darin ausgeſprochenen allgemeinen und außerhalb des Bereiches der techniſch-pädagogiſchen Seite des Gegenſtandes liegenden Anſichten. Schon die Vielheit der verhandelten Gegenſtände läßt vielmehr von vorn herein erwarten, daß da auch Dinge vorkommen werden, mit denen man weniger einverſtanden ſein konnte; und auch der Herr Verfaſſer hat dieß ſelbſt nicht anders erwartet, ſondern hat vielmehr die Beurtheiler in einer eigenen Beilage gebeten: „ihm diejenigen Stellen ſeiner Abhandlung zu bezeichnen, welche bei allenfallſigem Druck einer beſonderen Reviſion bedürfen möchten,“ welche Reviſion er ſich jedenfalls vorbehalten hat. Dieſem Anſuchen entſpricht das Preisgericht in einer beſondern, nur für ihn beſtimmten Anlage, worin man demſelben die dießſeitigen Anſichten über Manches, das in der Geſtalt, wie es vorliegt, gerechten Bedenklichkeiten unterworfen ſcheint, offen und ausführlich eröffnet. In dieſer Theilung des Geſchäftes unſerer Aufgabe haben wir ein willkommenes Mittel zur Abkürzung dieſes Berichtes gefunden, willkommen, weil es Pflicht war, dahin

zu ſehen, daß Ihnen durch dieſe Nebenaufgabe die koſtbare Zeit, die Ihnen zu Ihren wichtigen Verhandlungen ohnehin ſchon ſo eng zugemeſſen iſt, nicht mehr, als zu vermeiden nicht möglich war, geſchmälert würde. Ohnehin hat es um ſo weniger nöthig und ſelbſt zweckmäßig geſchienen, auch Ihnen dieſe unſere Erklärungen gegen den Verfaſſer, reſpective Ausſtellungen und Vorſchläge zur Abänderung vorzutragen, da vielleicht in der revidirten Abhandlung, dann, wann ſie gedruckt zu Ihren Händen kommen wird, gerade das, worauf ſie ſich bezogen, entweder verſchwunden oder abgeändert ſein möchte."

Nach Anhörung dieſes Berichtes eröffnete der Vorſitzende den mit der Aufſchrift Ardua res est u. ſ. w. bezeichneten verſiegelten Zettel, und verlas als Namen des Verfaſſers der gekrönten Abhandlung:

Dr. Curtmann,
Director der Realſchule zu Offenbach am Main. *)

Auf geſchehenen Antrag des Vorſitzenden wurde dieſem Preisbewerber von der Verſammlung der Preis förmlich zuerkannt. Die zu dieſer Abhandlung von dem Preisgericht gemachten ausführlichen Bemerkungen legte Dr. Züllig zur etwaigen Einſicht der Anweſenden, ſo wie zu künftiger Mittheilung an den Verfaſſer, auf das Büreau nieder, benachrichtigte auch die Verſammlung, daß der Buchhändler Herr Winter in Heidelberg zur Rückſendung der nicht gekrönten 64 Preisarbeiten freundlich erbötig ſei: ein Erbieten, welches mit großem Dank angenommen wurde. Geheimer Hofrath Nüßlin aus Mannheim fügte die Erklärung hinzu, daß der dortige Stadtrath Winterwerber von Herrn Suringar ſchon ermächtigt ſei, auf desfallſige Beſcheinigung des Vereinspräſidii die ausgeſetzte Preisſumme baar auszuzahlen. Zuletzt erfreute Prof. Roorda die Verſammlung durch Verleſung eines in deutſcher Sprache abgefaßten, eigenhändigen Schreibens des Herrn Suringar an den Verein, welcher ſeinerſeits den Prof. Roorda erſuchte, dem Briefſteller Dank und Hochachtung auszudrücken.

In Gemäßheit des geſtrigen Beſchluſſes wurden jetzt die Debatten über Prof. Fiedlers Vortrag, betreffend die verſchiedenen Methoden des lateiniſchen Sprachunterrichts, in der Weiſe eröffnet, daß dieſelben, nach Befinden, zugleich das noch nicht erſchöpfte Thema über Parallelgrammatik wieder aufnähmen. Es betrat zuerſt Dr. Münſcher aus Hanau die Rednerbühne, und äußerte ſich, wie folgt.

„Der Redner, welcher geſtern über lateiniſche Grammatik geſprochen hat, will die oft mangelnde Fertigkeit im Lateiniſch-Schreiben durch unausgeſetzte Uebungen bei unſerer Jugend auf Gymnaſien wiederherſtellen. Darin werden ihm hier wohl Alle beitreten. Auch in ſeine Klage über die Verkehrtheiten manches grammatiſchen Unterrichts ſtimme ich mit ein. Ein Einprägen von Regeln, ohne unmittelbar dabei ihre Anwendung in der Sprache zu veranſchaulichen, iſt nur leerer Wortkram, mehr hinderlich, als förderlich für geiſtigen Fortſchritt. Ja, ich gehe noch einen Schritt weiter. Selbſt ein ſolcher Unterricht, der die Regeln zwar veranſchaulicht, aber ſie nur gelegentlich als bloßes Aggregat grammatiſcher Beobachtungen mittheilt, erſcheint

*) Jetzt des Großherzoglich Heſſiſchen Seminariums zu Friedberg.

mir als unvollkommen. Damit komme ich auf einen Punkt, worin ich von dem Redner völlig abweiche. Er verwirft nämlich allen systematischen Unterricht in der Grammatik und will überhaupt grammatischen Unterricht nur in der obersten Classe der Gymnasien gestatten. Meine Einwendung dagegen stützt sich auf den allgemein anerkannten Satz: daß der grammatische Unterricht nicht blos fertige Lateinschreiber, sondern auch — was noch wichtiger ist — tüchtige Denker bilden soll. Dieser Pflicht wird er nur dann genügen, wenn er die einzelnen Erscheinungen der Sprache auf Grundanschauungen, auf durchgreifende Analogieen, auf übereinstimmende Sprachgesetze zurückzuführen sucht. Indem er so das Einzelne nach Prinzipien zusammenstellt, wird er, meine ich, von selbst ein systematischer Unterricht. Auch ist der, von dem Herrn Redner gegen den todten Regelkram angeführte Gewährsmann, August Grotefend, durch seine lateinische Grammatik einer der eifrigsten Vertheidiger des systematischen Verfahrens."

„Die Erwähnung der lateinischen Grammatik von August Grotefend, welche für die lateinische und die deutsche Sprache dieselben Prinzipien zu Grunde legt, bietet mir eine passende Gelegenheit dar, um auf den vorgestrigen Vortrag über parallele Behandlung der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache zurückzukommen."

„Herr Bartelmann hat durch einen Vortrag über den eben bezeichneten Gegenstand eine von der vorjährigen Versammlung gestellte Aufgabe zu lösen gesucht. Er will nämlich bei dem dreifachen Sprachunterricht die von Becker aufgestellte Lehre von den drei einfachen Satzverhältnissen und ihrer Anwendung auf die Nebensätze zu Grunde gelegt wissen. Dieser Vorschlag scheint mir vollkommen begründet; ja ich glaube, daß die Aufgabe auf diesem Wege allein gelöst werden kann. Wenigstens ist bis jetzt noch kein Prinzip für die Syntax aufgestellt worden, das sich, wie dieses, in allen Erscheinungen der Sprachen so durchgreifend bewährte. Ein solches überall durchgreifendes Princip muß aber die vorjährige Versammlung bei der Bestimmung ihrer Aufgabe vorausgesetzt haben. Denn eine blos äußerliche Uebereinstimmung in der Reihenfolge der Lehrstücke kann sie doch wohl unter Parallelismus der Grammatiken nicht gemeint haben. Daher scheint mir der Vorschlag des Herrn Bartelmann aller Beachtung werth. Man kann ihn bekämpfen; man kann ihn modificiren; aber man kann ihn durchaus nicht mit Stillschweigen übergehen."

„Ehe ich jetzt eine Bemerkung zur Modification des Vorschlags mache, will ich nur noch anführen, daß der Vorschlag gewissermaßen schon praktisch ausgeführt ist. August Grotefend in seiner lateinischen Grammatik hat sich mit einigen Abweichungen, Raphael Kühner in seiner griechischen Grammatik hat sich fast unbedingt an die deutsche Grammatik von Becker gehalten, was Herr Bartelmann nicht einmal verlangt. An dem Gymnasium, welchem ich angehöre, wird deutsche, lateinische und griechische Sprache nach den Grammatiken jener drei Männer gelehrt, und nach meiner Erfahrung gedeiht der grammatische Unterricht im Lateinischen und Griechischen auf diese Weise recht gut, oder, um bescheiden zu reden, wenigstens weit besser, als er ohne dieß könnte."

„Die eine Bemerkung nun, die ich dem Vorschlag beizufügen habe, besteht darin, daß man die Spracherscheinungen nicht blos nach den drei Satzverhältnissen abtheile und das Idiomatische nachfolgen lasse, sondern daß man vorher die wichtigsten Wortformen, z. B. Particip und Infinitiv, in ihrer Gesammtbedeutung erläutere. Denn nach der von Herrn Bartelmann angegebenen Art würden diese Formen, obgleich man fast überall in der Grammatik auf sie stieße, dem

Lernenden doch nicht leicht zur vollen Anſchaulichkeit gebracht werden. Dieſe Bemerkung wird durch die Grammatiken von Grotefend und Kühner unterſtützt; denn dort findet man bereits dieſe Modification, die den Verfaſſern ohne Zweifel als nothwendig erſchienen iſt."

„Indem ich jetzt ſchließe, möchte ich noch einmal auf die Wichtigkeit des Gegenſtandes aufmerkſam machen. Es iſt faſt überall die wichtigſte Frage für die Lehrer der drei Sprachen; an mehr als hundert Gymnaſien wird darüber geſtritten, geſchwankt, gezagt. So möge es denn den Meiſtern der Philologie, möge es erfahrenen Schulmännern gefallen, ſich über den Gegenſtand zu äußern! Es gilt ja die Jugendbildung, und dieſe iſt, wie wir geſtern aus Welcker's Rede vernommen haben, das Band, welches die verſchiedenen Zweige der Philologie zuſammenknüpft."

Mit dieſen Anſichten erklärte ſich Prof. Fiedler im Ganzen einverſtanden. Er bemerkte, „um jeder etwaigen Mißdeutung zu begegnen, daß er durch die Hinweiſung auf eine früher in den lateiniſchen Schulen befolgte Methode, wie ſie ihm, als dem Zögling einer ſächſiſchen Fürſtenſchule, bekannt ſei, keineswegs eine Verdrängung des grammatiſchen Unterrichts oder ein oberflächliches Betreiben deſſelben beabſichtige. An der Grammatik der alten Sprachen ſolle ſich auch fernerhin der Geiſt des Knaben üben und durch ſie zum Bewußtſein der mit der Sprache innig verknüpften Denkformen oder Kategorieen kommen. Allein man dürfe auch nicht den Inhalt über der Form vergeſſen und Leſeübungen durch allzu viel grammatiſche Lectionen beſchränken; jene ſeien vielmehr die Hauptſache. Für den Lehrer ſei es allerdings leichter, die Stunde damit hinzubringen, daß er den Schülern das aufgegebene Penſum abfrage und mit der Aufgabe eines neuen, auswendig zu lernenden Abſchnittes die Lection zur Freude der Schüler ſchließe, als wenn er mit der Bildung von geeigneten Sätzen, mit allerlei Fragen nach grammatiſchen Dingen, mit Erklärungen und anderweitigen Belehrungen mit den Schülern ſich beſchäftige und dadurch Theilnahme für ſeinen Lehrſtoff erwecke, der ſonſt trocken vorgetragen, nothwendig Widerwillen in dem jugendlichen Gemüth erregen werde. Je trockener unterrichtet wird, deſto weniger wird gelernt. Vor allen Dingen muß aber der Lehrer Herr der Sprache ſein und ſie ſelbſt lieb gewonnen haben, damit dieſe Liebe auch auf die Schüler übergehe. Darin werde oft gefehlt, daß man jungen Lehrern oder ſolchen, denen die lateiniſche Sprache nicht gerade Lieblingsſtudium ſei, den erſten Unterricht im Lateiniſchen übertrage, der gerade nur dem Fähigſten anzuvertrauen ſei, da ſo viel auf die erſten Eindrücke ankomme."

Hiernächſt nahm Prof. Haaſe das Wort und ſagte ungefähr Folgendes: „Wenn ich mir erlaube, das Wort zu nehmen, ſo geſchieht dies keineswegs in der Hoffnung, daß es mir gelingen könnte, die Erörterung der uns vorgelegten Frage zu einem befriedigenden Abſchluß zu bringen; ja ich glaube ſelbſt, daß dies der ganzen hochanſehnlichen Verſammlung hier nicht gelingen würde, da eben nicht die Debatte der Weg iſt, auf dem das gewünſchte Ziel erreicht werden kann, ſondern vielmehr eine lange, ſorgſame, auf alles Einzelne eingehende wiſſenſchaftliche Forſchung und Prüfung, und eine nicht minder lange und ſorgſame praktiſche Erfahrung. Mein Zweck iſt zunächſt nur der, vor der Eile zu warnen, mit welcher wir gewohnt ſind, Vorſchläge und Ideen, die vor allen Dingen einer ſtrengen Prüfung auf wiſſenſchaftlichem Gebiet bedürften, noch vor dieſer auf das Gebiet der Praxis zu übertragen und ſo die liebe Jugend Dinge durchexperimentiren zu laſſen, welche ſich gar oft nachher als unhaltbar herausſtellen. Ich verzichte

darauf, über die jetzt schon erreichten praktischen Erfolge der vorgeschlagenen Methode zu sprechen, welche mein Vorgänger erwähnt hat, theils weil ich nicht in der Lage bin, Erfahrungen der Art zu machen, theils und noch mehr, weil ich glaube, daß es für jetzt darauf noch gar nicht ankommt. Wir alle sind darüber einverstanden, daß die herkömmliche Methode der Grammatik in vieler Beziehung mangelhaft sei; eine Verbesserung derselben ist zu einem allgemein gefühlten dringenden Bedürfniß geworden; aber es ist offenbar, daß dieser Fortschritt nicht von der Praxis, sondern nur von der Wissenschaft ausgehen kann, und daß er daher auch zunächst nur für diese und noch nicht für jene bestimmt ist. Unter den verschiedenen Versuchen aber, welche in neuester Zeit gemacht sind, um die grammatische Methode zu verbessern, hat die Beckersche deutsche Grammatik den meisten Beifall gefunden; sie ist beim deutschen Unterricht vielfach und, von geschickten Lehrern, gewiß mit dem besten Erfolge angewendet; sie ist ferner auch auf das Lateinische und Griechische übertragen in mehreren bekannten, für den Schulgebrauch bestimmten Büchern; sie ist endlich vor dieser Versammlung auch als diejenige bezeichnet worden, welche der in Rede stehenden Parallel-Grammatik der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache zum Grunde gelegt werden müßte. Es ist erfreulich, daß sie in dieser Beziehung einen so eifrigen, einsichtigen und beredten Vertheidiger an Herrn Bartelmann gefunden hat. Indem ich nun absehe von allen etwaigen praktischen Vortheilen und Erleichterungen, welche die Parallel-Grammatik überhaupt und namentlich die nach dem Beckerschen System construirte gewähren soll, erlaube ich mir bloß die Frage aufzuwerfen, ob von wissenschaftlichem Standpunkt aus der gethane Vorschlag haltbar ist. Sollte es klar werden, daß er dies nicht ist, so würde die unausbleibliche Folge sein, daß er auch in der Praxis sich nicht behaupten könnte, da diese der leichteren Anwendbarkeit zu Liebe doch nicht falsche Principien befolgen, sondern nur richtige und bewährte in populäre Form bringen soll."

„Es giebt nun aber, wissenschaftlich betrachtet, möglicher Weise nur drei verschiedene Methoden der Grammatik, die *historische*, die *philosophische* und die, durch welche beide vermittelt werden, die *vergleichende*. Die historische Grammatik betrachtet eine historisch gegebene, einzelne Sprache, ermittelt die Gesetze, denen ihr Material unterworfen ist, macht die Gesetze in sich durch Reproduction eines treuen Sprachgefühls lebendig, erkennt darin die eigenthümlichen Denkgesetze des Volkes, welchem die Sprache angehört, und das letzte Resultat dieser vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreitenden historischen Forschung ist die deutliche Erkenntniß des Volkscharakters, so weit er sich in der Sprache abdrückt, mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit und mit seiner Geschichte. Dies Resultat ist demnach ebenso wie die Grammatik, historisch; es will und soll nicht ein dürrer Extract allgemein logischer Wahrheiten sein, die in ihrer todten Abstraction uns weit abführen von dem historischen Boden des frischen Lebens und höchstens dazu benutzt werden können, für die Paragraphen einer modernen Logik zum Paradigma zu dienen. Es ist nicht zu besorgen, daß die Philologie einen solchen Abweg auf die Dauer verfolgen werde; denn sie ist selbst eine eminent historische Wissenschaft, und der lebendige Geist des Alterthums wird immer das Ziel unsres Erkennens und der Quell unsrer Bildung bleiben. Für unsere Grammatik ist daher die Aufgabe keine andere, als diesen lebendigen Geist möglichst klar und treu hervortreten zu lassen, zu zeigen, wie er von Anfang an in der Sprache war und ihr eine eigenthümliche Form und Anlage gab, wie er sich dann geschichtlich weiter ausbildete, sich freier bewegte und nach Maßgabe seiner Kräfte ein immer vielseitigeres Leben gewann,

geſchickt wurde für allerhand Künſte und Geſchäfte, während ihm andere unzugänglich blieben; dann aber auch, wie er in dem Bewußtſein ſeiner feinen Bildung dem hingebenden Dienſt würdiger, edler Ideen allmählich entſagte und ſich eitel und überklug einer egoiſtiſch geſchäftigen Polypragmoſyne hingab, um ſich ſtets mit immer neuen Erfindungen, überraſchenden und geiſtreichen Abweichungen von ſeiner urſprünglichen Eigenthümlichkeit zu ſchmücken, bis er dieſe ſammt der ihr inwohnenden Lebenskraft ganz zerſtört hatte und darum auch ſelber zu Grunde ging. Es bedarf keiner Erinnerung, in wie naher, inniger Verbindung das Weſen und Schickſal des Sprachgeiſtes mit dem ganzen Charakter und der Geſchichte des Volkes ſteht; ja eine gründliche Erkenntniß deſſelben wird und muß zeigen, wie es ganz dieſelben Wandelungen des griechiſchen und römiſchen Geiſtes waren, die zu gleicher Zeit kleine unſcheinbare Regeln der Grammatik und — das Schickſal der Welt beſtimmten. Wenn die bisherige Grammatik, befangen in einem mechaniſchen Regelwerk und äußerlicher Obſervation, dieſe Aufgabe der hiſtoriſchen Grammatik nicht gelöſt hat, ſo folgt daraus nur, daß dieſe Aufgabe noch künftig zu löſen, nicht aber, daß ſie nicht vorhanden iſt; und es leuchtet zugleich ein, daß ſie vor allen Dingen ein tiefes und gründliches Eingehen und Verſenken in den Geiſt der einzelnen Sprache verlangt, wobei das bisher ſchon aufgeſchichtete und auch künftig noch mit genauer Sorgfalt zu vermehrende äußere Material immer die weſentliche hiſtoriſche Grundlage bleibt; aber dieſer Stoff und ſeine kritiſche Läuterung iſt nicht mehr der letzte Zweck ſelbſt, ſondern nur die nothwendige Bedingung zur Erreichung des letzten für die Philologie erreichbaren Zweckes, des wahren und lebendigen Verſtändniſſes der alten Sprachen und des in ihnen offenbarten griechiſchen und römiſchen Volksgeiſtes."

„Der directe Gegenſatz hiervon iſt die philoſophiſche Grammatik. Ob dieſe überhaupt wird entſtehen und Erhebliches leiſten können, bevor die hiſtoriſche Grammatik das Ihrige gethan hat, will ich dahin geſtellt ſein laſſen. Aber ihre Aufgabe würde ſein, aus der allgemeinen Natur des menſchlichen Geiſtes den nothwendigen Urſprung, den allgemeinen Charakter und die weltgeſchichtliche Fortbildung aller menſchlichen Sprache nachzuweiſen. Es muß ihr darauf ankommen, zu zeigen, wie der geiſtige Entwicklungsgang des Menſchen nicht nur auf eine Sprache überhaupt, ſondern auch auf eine gewiſſe Geſtalt, Geſetze und Geſchichte derſelben führt; aber alles dies hat ſie lediglich aus der Natur des Menſchengeiſtes zu entwickeln; die einzelnen hiſtoriſch gegebenen Sprachen hat ſie höchſtens als erläuterndes Beiſpiel zu benutzen. Sie verhält ſich demnach zur hiſtoriſchen Grammatik, wie die Philoſophie der Geſchichte zur Geſchichte, wie Metaphyſik zur Phyſik; ſie iſt alſo die Metagrammatik zur Grammatik. Gelänge es der Philoſophie, die ganze weltgeſchichtliche Entwicklung des menſchlichen Geiſtes nach ihren nothwendigen Stufen ſo darzuſtellen, daß auch die einzelnen Sprachen als die Abdrücke eben dieſer Entwicklungsſtufen erſchienen, und daß nicht bloß ein allgemeiner, vager Charakter derſelben, ſondern ganz beſtimmte Sprachgeſetze als nothwendig mit jeder Stufe verbunden aufgezeigt würden, ſo wäre dies ein Gewinn, deſſen Größe ſich bei dem heutigen Standpunkt der Sprachwiſſenſchaft kaum ermeſſen läßt. Jedenfalls würde dabei das bisherige unfruchtbare Bemühen, die Sprachformen nach Möglichkeit den philoſophiſchen Kategorieen anzupaſſen, als eine ganz verfehlte Richtung erſcheinen, welche weder der Philoſophie noch der Grammatik etwas hilft. Dagegen iſt einleuchtend, daß die Sprachphiloſophie auf dem angegebenen Wege den größten Nutzen haben würde für die hiſtoriſche Grammatik nach der obigen Beſtimmung derſelben, wofern man

es nämlich für der Mühe werth hält, das einzelne Volk mit seiner Eigenthümlichkeit auch in ein Verhältniß zu der weltgeschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechts zu stellen. — Hiernach wird man leicht ermessen, was es mit dem, uns Philologen so häufig gemachten Vorwurf auf sich hat, daß wir die Grammatik nicht philosophisch behandeln; wir können und sollen dies überhaupt nicht in andrer Weise, als wie auch ein Historiker seinen Stoff philosophisch zu betrachten hat; für ihn wie für uns ist die Philosophie nur ein Hülfsmittel, um nicht an dem Aeußeren des Stoffes haften zu bleiben, sondern seinen ganzen geistigen Gehalt zu erkennen und so der Methode eine Richtung auf ein höheres Resultat von allgemein menschlichem Interesse zu geben. Wenn aber von den noch rückständigen Leistungen die Rede ist, so dürfte der Vorwurf, den wir unsrerseits den Philosophen zu machen haben, schwerlich geringer sein."

„Was endlich die dritte Methode betrifft, die vergleichende Grammatik, so verstehe ich darunter nicht das bloße linguistische Zusammenstellen leerer Sprachformen, deren Aehnlichkeit und Analogie nach Vielen bloß auf einem sinnlichen Wachsen, Herumranken und Vergehen beruht ohne geistiges Leben und ohne die Triebkraft eines innern, durch die Wissenschaft zum Bewußtsein zu bringenden Gesetzes. Weit entfernt, die große Bedeutung und die umfassenden Verdienste der heutigen Sprachvergleichung zu verkennen, glaube ich doch, daß sie den größten Theil ihrer Arbeit noch versäumt, so lange sie auf die Syntax gar nicht eingeht und in der Etymologie keine Gesetze findet, welche das Band zwischen Form und Inhalt, d. h. Bedeutung des Wortes bilden, so lange sie überhaupt nicht eine solche Einsicht in die verschiedenen Sprachen und ihren Geist zur Grundlage nimmt, wie sie die historische Grammatik bei jeder einzelnen zu bewirken hat. Für jetzt freilich ist dies noch eine Unmöglichkeit; aber es ist das Ziel, dem sich die vergleichende Grammatik mehr und mehr nähern wird und muß, und dann bildet sie die Vermittelung zwischen der einzelnen historischen und der philosophischen Grammatik, indem sie zwar mit historischer Forschung von dem Einzelnen einer jeden Sprache ausgeht und darin den besonderen, eigenthümlichen Volks- und Sprachgeist zu erkennen sucht; aber, indem sie dann verschiedene Sprachen vergleicht, muß sie von der einzelnen Nationalität absehen und zu allgemeineren Resultaten kommen, welche das Gemeinschaftliche verschiedener Völker in größerer oder geringerer Ausdehnung darstellen, und welche zuletzt mit den Resultaten der philosophischen Grammatik zusammentreffen, sobald beide Wissenschaften ihre Aufgaben vollkommen gelöst haben."

„Es scheint mir einleuchtend, daß dies die drei natürlichen, einzig möglichen Stufen aller Sprachforschung sind. Für uns folgt daraus, daß wir uns vor allen Dingen der ersten derselben zuzuwenden haben. Schaffen wir erst eine lateinische und eine griechische Grammatik, welche nicht bloß mechanische Regeln, sondern den lebendigen Geist der Griechen und der Römer je nach ihrer eigenthümlichen Entwickelung enthält, so wird diese Erkenntniß nicht nur unser eigenes Studium erhöhen und beleben, sondern sie wird auch einerseits für die philosophische Grammatik ein neuer Antrieb sein, andrerseits der vergleichenden Grammatik die ihr nothwendige sichere Grundlage geben; denn der Vergleichung muß die genaue Erkenntniß des Verglichenen in seiner Besonderheit voraufgehen. Nun ist freilich eine Verwandtschaft da zwischen dem Griechischen, Lateinischen und Deutschen; wer könnte überhaupt heutzutage noch an der Verwandtschaft des indo-germanischen Sprachstammes zweifeln? Aber die Verwandtschaft, insofern sie allen dazu gehörigen Sprachen etwas Gemeinschaftliches mitgegeben hat, liegt weit jenseit ihrer historischen Entwickelung und Ausbildung. Wir sind noch weit davon entfernt, mit einiger

Bestimmtheit zu wissen, wie diese gemeinsame Mitgift sich vertheilt hat und in wie weit sie beschränkend und maßgebend für die weitere Entwickelung gewesen ist. Aber das steht fest, daß jedes Volk, mit seinem Antheil an dem gemeinsamen Sprachschatz versehen, gleichsam hinausgestoßen ist aus dem Lande seiner Kindheit; seine ersten kindlichen Ideen, die ursprünglichen, unbewußten Versuche, das Geistige und Sinnliche symbolisch durch Worte und Wortformen zu vermitteln, diese ersten Anfänge zu jeder weiteren Entwickelung hat es mitgenommen hinaus in eine ferne, fremde Welt, wo es sich durch mannichfaches Streben und Kämpfen eine Existenz und ein eigenes, selbstständiges Leben zu gründen hatte, wo es sich einleben mußte in eine andere Natur des Landes und Himmels und sich vertheidigen gegen neue Feinde und ungekannte Künste. So sind die Völker im Kampfe erwachsen zu einem eigenthümlichen Selbstbewußtsein, bei dem ihnen ihre ersten kindlichen Anschauungen und Erinnerungen, das Gemeingut mit ihren Stammverwandten, in unendlich weite, dunkle Ferne rückten; vielmehr ist es gerade die feste, ausgeprägte Eigenthümlichkeit, welche jedes Volk für sich unter seinen besonderen Verhältnissen frei entwickelt hat, durch die seine besondere Geschichte gestaltet und die Rolle bestimmt wird, welche es in der Weltgeschichte zu spielen berufen war. Diese Eigenthümlichkeit ist es also, welche, je gründlicher sie aufgefaßt wird, ein desto größeres wissenschaftliches Interesse gewährt, nicht nur für die specielle Geschichte, sondern auch für die Weltgeschichte und die Philosophie der Geschichte. Diese Eigenthümlichkeit hat die Philologie an den beiden alten Völkern zu erkennen in allen Theilen ihres Lebens, aber ganz besonders in der Sprache, worin sie ihre tiefste und geistigste Offenbarung findet. Soll demnach auch die Grammatik die Eigenthümlichkeit des Volkes und seines besonderen Sprachgeistes möglichst lebendig und treu darstellen, so muß es das erste Gesetz für die Systematik der Grammatik sein, den Geist jeder Sprache sich möglichst frei und eigenthümlich entfalten zu lassen und aus ihm selber mit treuer und unbefangener Forschung das System zu entwickeln, welches in ihm liegt. Ich frage daher, läßt sich auch nur entfernt das Verfahren rechtfertigen, daß man den freien und lebendigen Geist der griechischen und römischen Sprache in die Fesseln des Schema's der Satzlehre schlägt, welches Becker in neuester Zeit für das Deutsche erfunden hat? Wer gleichwohl diese unglückliche Arbeit unternimmt, der kann zunächst sicher sein, daß er durch sein deutsches Schema uns den Weg versperrt, um zu lebendiger Erkenntniß der *eignen* Bewegung der antiken Sprachgenien zu gelangen. Aber er unternimmt ferner auch eine Unmöglichkeit. Wer kann glauben, daß dies schematische Netz geschickt sei, um sich darin ein ihm fremdes geistiges Leben gleichsam fangen zu lassen? Im Gegentheil, dies Leben spottet solcher Form, die bald hier, bald da nicht zureicht, wenn man sie auch noch so viel reckt und drehet, und die jedenfalls keine innere, geistige Verwandtschaft hat mit dem Stoff, den sie in sich aufnehmen will. Man kann sich hiervon sehr leicht überzeugen, wenn man die Beckerisirten lateinischen und griechischen Grammatiken ansieht. Ihre Verfasser haben sich vergeblich abgemüht, die Sprachtheile so unter das Schema zu bringen, daß jeder an seinem Orte seine freie und natürliche Entwicklung fände; vielmehr zwängen sie gewaltsam einen Sprachtheil in einen Satztheil, wenn er auch nur scheinbar oder nur theilweise dahin gehört; oder sie reißen ihn in Stücke, wie der Genitiv halb im objectiven, halb im attributiven Satztheile steht; und dennoch behalten sie von dem so zugerichteten Ganzen der Sprache noch Reste übrig, die dann wohl oder übel als Anmerkungen, Zusätze und Anhänge beigegeben werden. So ist eine zusammenhängende Entwicklung dessen, was dem Geiste der Sprache nach wirklich zusammenhängt,

ſo iſt das unbefangene Eingehen in die Eigenthümlichkeit der Sprache vielfach gehindert oder ganz unmöglich gemacht. Und welchen Nutzen kann nun etwa die Satzlehre bringen, der zu Liebe dies Alles geſchieht? Glauben wir z. B., unſere Schüler werden die Natur eines Caſus richtiger auffaſſen, oder vollends, ſie werden beſſer Latein verſtehen und ſchreiben, wenn ſie zu ſagen wiſſen: jetzt, indem ich dieſen Genitiv, Dativ oder Accuſativ, oder ſelbſt dieſes Adverbium ſetze, befinde ich mich im objectiven Satztheil? Aus dieſer Betrachtung folgt ſehr wenig für den richtigen grammatiſchen, gar nichts für den römiſchen Ausdruck."

„Wenn alſo die Beckerſche Satzlehre nicht zur Grundlage der lateiniſchen und griechiſchen Grammatik gemacht werden darf, ſo iſt aus denſelben Gründen auch der Vorſchlag einer Parallel-Grammatik überhaupt nicht annehmbar, da dieſe entweder demſelben Schema folgen oder irgend ein anderes erſt noch entdecken muß, das nimmermehr ohne Gewaltſamkeit und ohne Verwiſchung eigenthümlicher und lebensvoller Züge drei verſchiedene Sprachen unter Einen Hut bringen kann. Ich verkenne nicht, daß dieſer Plan, wenn er ausführbar wäre, einige Erleichterungen für die Praxis mit ſich führen könnte; dieſe ſind aber nur wünſchenswerth, ſofern darüber nichts Weſentliches verſäumt wird. Die Uebereinſtimmung in der Terminologie z. B., die für die oberſten Claſſen nicht einmal unbedingt nothwendig iſt, können ſorgfältige Lehrer ohnehin unter ſich bewerkſtelligen. Wo aber die Sprachen ſelbſt verſchieden ſind, da ſoll man ihre Verſchiedenheiten recht ſorgfältig darſtellen, nicht aber ſie verdecken. Arbeiten wir alſo, daß die Genien der alten Sprachen, nicht verdeckt durch moderne Umkleidungen, nicht begraben in todtem Stoff, nicht verwandelt in die Nebelgeſtalten abſtracter Allgemeinheit, ſondern in ihrer urſprünglichen, eignen Geſtalt, voll ihres reichen und hohen Geiſtes in friſcheſter Lebensfülle aufgefaßt, wie ſie im Leben und in der Wiſſenſchaft des Alterthums gewaltet haben, ſo auch uns zum Bewußtſein kommen, und zwar zuerſt wiedergeboren für die Wiſſenſchaft, und dann der Praxis zugeführt. Dies glaube ich, iſt unſere Aufgabe, und in dieſem Sinne denke auch ich mein Scherflein zur Förderung der jetzt ſo erfreulich angeregten grammatiſchen Studien beizutragen, und ſo nach Kräften wieder gut zu machen, was ich früher in der Noth auf demſelben Gebiete geſündigt habe."

Gegen die von Prof. Haaſe ausgeſprochenen Bedenken erinnerte Lehrer Bartelmann: „Was derſelbe über die dreifache Behandlung der Grammatik (die hiſtoriſche, vergleichende und philoſophiſche) und über die Autonomie der einzelnen Sprachen bemerkt habe, ſei er ganz bereit zu unterſchreiben. Die parallele Behandlung der Grammatik der drei Sprachen fange natürlich mit der hiſtoriſchen Behandlung der einzelnen Sprache an, und werde dann erſt vergleichend. Herr Haaſe gebe die Gleichheit der grammatiſchen Verhältniſſe in den drei Sprachen bis auf einen gewiſſen Punkt zu; Gründlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit könne daher doch nicht durch eine Behandlung der Grammatik, die auf die gleichen Verhältniſſe hinweiſe, leiden: wie weit aber die Verwandtſchaft der drei Sprachen reiche, das nachzuweiſen, ſei eben die Aufgabe der parallelen Grammatik. Die allgemeinen Sprachverhältniſſe könnten nur in der Mutterſprache verſtanden werden; und wenn ſich daher nicht leugnen laſſe, daß nur dadurch eine fremde Sprache erlernt werde, daß man mehr oder weniger bewußt die Verhältniſſe der fremden Sprache mit den entſprechenden der Mutterſprache vergleiche; ſo laſſe ſich auch nicht abſehen, wie eine Behandlung der Grammatik, die dieſe meiſt bewußtloſe Vergleichung zu einer bewußten

erheben wolle, die Autonomie und den Geiſt der einzelnen Sprache kränken und beeinträchtigen müſſe."

Mit den von Prof. Haaſe entwickelten Anſichten erklärte ſich dagegen ganz einverſtanden Prof. Gerlach. Dabei machte er darauf aufmerkſam, wie „das Streben nach einer allumfaſſenden Methode überhaupt einen ſehr zweideutigen Werth habe. Denn wenn einerſeits dieſes Streben ſeinen Grund in der mehr wiſſenſchaftlichen Richtung der Gegenwart habe, welche das früher empiriſch Aufgefaßte in einer höhern Einheit zu begreifen ſuche, ſo habe nicht weniger mitgewirkt der verderbliche Geiſt einer Schule, welcher das lebendige Gebilde der Sprache in hohlen Abſtractionen darzuſtellen ſuche, ſo wie der Mangel einer gründlichen Kenntniß der einzelnen Sprachen, welcher durch eine leichte Methode bedeckt werden ſolle, die bei aller ſcheinbaren Gründlichkeit doch nur eine ganz oberflächliche Auffaſſung der Sprache erzeuge. Wie denn namentlich die Elementar- oder Formenlehre, die Grundlage aller Sprachwiſſenſchaft, nur auf dem hiſtoriſchen Wege dargeſtellt werden könne. Daher denn auch eine Methode, welche damit in Widerſpruch ſtehe, nur nachtheilig wirken könne. Von dieſer Sucht, eine neue, leichte Methode des Erlernens der Sprachen aufzufinden, ſei wohl zu unterſcheiden die wiſſenſchaftliche Behandlung der Sprache ſelbſt, welche wohl eigentlich erſt durch die neuere Philologie, namentlich durch Hermann, begründet worden, und welche beſtrebt ſei, unter der Ergründung des hiſtoriſchen Entwickelungsgangs der Sprache die allgemeinen Geſetze aufzufinden, welche eben durch die verſchiedenen Idiome zum Bewußtſein gebracht werden. Durch die Darlegung derſelben werde allerdings eine gewiſſe Vergleichung der Sprachen möglich, die aber meiſtens auf die Auffindung von Unähnlichkeiten führen würde. Die Beckerſche Methode, wie ſie auf einer ganz willkührlichen und oberflächlichen Anſicht der Satzverhältniſſe beruhe, möchte auch in ihrer Anwendung auf die deutſche Sprache von ſehr zweifelhaftem Werthe ſein. Wenigſtens ſtehe ſie nicht in Einklang mit der geiſtigen Entwickelung des Kindes, welches nicht an Abſtractionen, ſondern an einzelnen Anſchauungen ſich entwickele. Noch weniger möchte daher eine ſolche Methode zu empfehlen ſein, um eine ſogenannte Parallelgrammatik darauf zu begründen, die ſich überhaupt auf ganz allgemeine Vergleichung in etymologiſcher und ſyntactiſcher Beziehung beſchränken würde."

Eine andere Seite der früher vernommenen Erörterungen über grammatiſche Methode nahm Rector Dr. Kerlen aus Mühlheim an der Ruhr wieder auf, indem er bemerkte (anerkennend, „daß Prof. Fiedler viel Beifallswerthes über einen ſehr wichtigen Gegenſtand geſagt habe,) er möchte unſerer Zeit doch in ſeinen Aeußerungen einiges Unrecht gethan haben, indem die jetzt üblichen Methoden des lateiniſchen Unterrichts überhaupt nicht zu verwerfen ſeien und keineswegs die Rathſchläge der vom Redner angeführten und geprieſenen Koryphäen der Litteratur vernachläſſigen; auch ſei zu berückſichtigen, wie unſere heutigen Schulen den Zögling für ſo viele andere Gegenſtände in Anſpruch nähmen, wodurch größere Uebung im Leſen und Schreiben des Lateiniſchen erſchwert würde. Frühere große Latiniſten hätten ihre Mutterſprache nicht ordentlich zu handhaben gewußt, was ihrer einſeitigen Jugendbildung mit Recht vorgeworfen werden müßte. Zugleich ſprach der Redner ſeine Ueberzeugung aus, daß die Schulbehörden, da die Methode, wenngleich bei jeder die Perſönlichkeit des Lehrers das Meiſte thäte, von Wichtigkeit ſei, ohne Zweifel alle Sorgfalt anwendeten, das anerkannt Beſte beizubehalten oder einzuführen, und dem

Lehrer die wünschenswerthe Freiheit in dem Unterrichte ließen, so nöthig auch Ueberwachung und Anordnungen seien gegen nutzlose Neuerungen und unsichere Experimente. Namentlich müsse sich im Preußischen Staate, über dessen Schulanordnungen er aus Erfahrung sprechen könne, in allen diesen Beziehungen jeder Lehrer glücklich fühlen, und mit großem Danke anerkennen, daß die Behörden auf die umsichtigste Weise auf alle wichtigen Erscheinungen und Vorschläge im Gebiete des Unterrichts genaue Rücksicht nehmen, und das bewährte Neue den Anstalten zu gut kommen lassen. Dieses zeige sich auch wieder in neuester Zeit in Bezug auf den Unterricht in den Sprachen."

Noch erhob sich Oberschulrath Friedemann zu einigen Aeußerungen. „Prof. Fiedler habe neben Hofrath Thiersch auch ihn als Zeugen der ältern Zeit aufgerufen, und die Sächsischen Klosterschulen als diejenigen bezeichnet, deren Schüler im Verstehen und Sprechen des Lateinischen stärker und geübter gewesen seien, als es heutzutage der Fall zu sein pflege; er habe sogar ihm den Antrag gemacht, Einzelnes ganz frei auszusprechen, namentlich in Beziehung auf das Abiturientenprüfungsedict. Alles, was Prof. Fiedler gerügt habe, bestehe allerdings zuweilen noch mehr als man wünschen müsse. Wir Aeltere, fuhr der Redner fort, haben allerdings ganz anders gelernt; wir mußten aber auch auf der Universität umlernen. Prof. Fiedler hat im Superlativ von noch bestehenden schlechten Methoden gesprochen. Ich erinnere hier an die trefflichen Worte, die einer meiner ältesten Schüler, Director Dr. Art in Wetzlar, über die Mängel des heutigen Unterrichts in mehrern sehr beachtenswerthen Schriften gesagt hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß auch Prof. Fiedler näher auf das Einzelne eingegangen wäre. Wir stehen auf dem Felde der Praxis, und müssen vor Allem zwischen Ober- und Unterklassen, oder auch zwischen Gymnasien und Progymnasien unterscheiden. Wo von der ersten bis zur letzten Klasse der Unterricht fortgeht, findet allerdings die methodisch-disciplinarische Behandlung oft nicht statt. Von einem andern Redner ist das Wissenschaftliche besonders hervorgehoben, und von einer Philosophie gesprochen worden; alle Philosophie geht aber auf Wahrheit aus. Haben wir noch keine, so müssen wir uns um eine umsehen. Ueber das, was in den untern Klassen geschieht, muß die Pädagogik entscheiden, und diese beruht auf Psychologie. Es wäre gut, eine solche pädagogische Behandlung zu entwerfen. Was am meisten hinderlich ist in Deutschland, ist eine Ueberfüllung der Klassen. Das ehemalige patriarchalische Verhältniß kann heutzutage nicht mehr stattfinden; in Holland besteht es noch. Wenn demnach für die untern Klassen das pädagogische, für die obere das wissenschaftliche Element hervorgehoben wird, so ist in solcher Vertheilung zugleich eine Vermittelung streitender Ansichten gegeben."

Den Schluß dieser Verhandlungen bildete ein resumirender Vortrag des Hofrath Thiersch. „Der von so vielen Seiten angeregte Stoff sei sehr mannichfaltig. Der Vortrag des Prof. Fiedler gehe auf einen Mißbrauch der Kräfte der Jugend in Beziehung auf formelles und technisches Einüben. Allein die Rüge des Mißbrauchs dürfe den Gebrauch nicht aufheben. Zum Grunde gelegt werden müsse strenge Einübung der Formen. Dabei könne ein geistvoller Lehrer über die Elemente rascher hinweggehen, und später das Versäumte nachholen, was ein anderer in geordneter Weise hinter einander abmache. Im Allgemeinen brauche weniger von einer oder der andern Methode die Rede zu sein, als von einer Potenz, die über Allem stehe: das sei die Persönlichkeit des Lehrers. Wie es ein altes Princip sei, daß ein guter Lehrer gute

Schule, ein ſchlechter Lehrer ſchlechte Schule mache, ſo mache ein guter Lehrer eben auch gute Methode, während ein ſchlechter ſelbſt die gute verderbe. Zweitens ſei die Rede geweſen von der Behandlung der Sprache. Jede Sprache habe ſicherlich ihren eigenen Geiſt, und deswegen müſſe jede autonom, unabhängig von der andern behandelt werden. Darin ſtimme er mit Prof. Haaſe vollkommen überein. Aber über dem Sprachgeiſt ſtehe etwas Höheres, Allgemeineres; das ſei der allgemeine Menſchengeiſt, der nach ewigen Geſetzen zum Selbſtbewußtſein ſtrebe und gelange. Er ſei einer und derſelbe in allen Sprachen, und werde ſich bewußt nicht bloß im Allgemeinen, ſondern auch im Einzelnen. Wenn nun von Parallelgrammatik die Rede ſei, ſo ſei deren Aufgabe, dasjenige, was der allgemeine Menſchengeiſt ſprachlich geſchaffen, aufzufaſſen; allerdings bleibe aber dabei nothwendig, daß der beſondere Geiſt einer jeden Sprache ſorgfältig gewahrt werde. Je beſtimmter dieß geſchehe, deſto herrlicher werde ſich zeigen, wie der allgemeine Strahl des menſchlichen Geiſtes ſich in verſchiedenen Farben breche. — Was nun das praktiſche Bedürfniß anlange, ſo ſei die allgemeine Noth der Schulen hervorgegangen aus der Verſchiedenheit der Terminologie, ſo wie der Stellung der Materien. Hier ſei ἄνω καὶ κάτω ἅπαντα; ſolche Willkühr müſſe aber durchaus beſchränkt werden. Ob es denn nicht möglich ſein ſollte, eine beſtimmte Terminologie aufzuſtellen, die von dem Deutſchen ausginge? Warum denn ganz anders im Lateiniſchen und Griechiſchen, als im Deutſchen z. B. die Caſus- und Tempuslehre beſchaffen ſein müſſe? Eine Parallelgrammatik habe das typiſche Element feſtzuſtellen. Eben ſo ſei nicht abzuſehen, warum nicht die Satzlehre das Typiſche parallel ſtellen und vergleichen ſolle? Der Unterricht werde durch Parallelgrammatik unfehlbar Erleichterung und Förderung zu gleicher Zeit gewinnen. Und nur in dieſer Verbindung ſei jene, die Erleichterung, etwas werth. Denn der Unterricht ſei nicht da, um die Jugend ſpielend durch anmuthige Fluren zu führen; angeſtrengt werden ſolle und müſſe ſie. Dagegen ſei es aber auch wieder eine Verſündigung an der Jugend, ſie in falſche oder unnöthige Schwierigkeiten zu verwickeln. Hinweg mit Allem, was einſeitige, pedantiſche Gründlichkeit aus übergroßer Beſorgniß beibehalten möchte! Erſt dann ſei ein Recht da, die wahren Schwierigkeiten feſtzuhalten und an ihnen die Jugend recht zu üben."

Laut gab ſich der ungetheilteſte Beifall zu erkennen, den die Verſammlung dieſer begeiſtert vorgetragenen und begeiſternden Rede ſchenkte, aus welcher einen jeden die Elemente zur Verſöhnung der Widerſprüche beruhigend angeſprochen hatten.

Der Vorſitzende zählte jetzt auf, welche Aufgaben dieſer letzten Sitzung noch geſtellt ſeien. Wegen der beſchränkten Zeit mußte ſich die Verſammlung nicht nur die Kenntnißnahme von dem im Manuſcript eingeſandten Aufſatze des Dr. Fritſche (ſ. Protok. der vorbereit. Sitz. N. 5) verſagen, ſondern zog auch Prof. Walz den von ihm angekündigten Vortrag über antike Wandmalerei zurück, und erklärte ferner Prof. Ritſchl nur einige Worte über das Unternehmen des von dem Verein in empfehlenden und fördernden Schutz genommenen Codex palaeographicus bemerken zu wollen. Er führte an, wie dieſes Unternehmen nach dem, der vorjährigen Verſammlung vorgelegten Plane nicht habe zur Ausführung kommen können, einzig und allein darum, weil der Lithograph Uckermann ſeinen beſtimmteſten, mündlich und ſchriftlich gegebenen Zuſagen ſowohl in Betreff des Koſtenpunktes als auch der techniſchen Ausführung nicht habe treu

bleiben können oder wollen. Doch sprach er die Hoffnung *) aus, daß demungeachtet das unstr tig zeitgemäße Unternehmen mit andern Kräften und nach etwas modificirtem Plane glückli werde zum Ziele geführt werden, und begründete diese Hoffnung näher durch Vorzeigung zwei in Bonn angefertigter, gelungener Facsimile's von Schriftproben einer Handschrift des Tere und einer andern des Ovid. Er hatte von jeder hundert Exemplare abziehen lassen, welche a bescheidenes ξενιον unter die Anwesenden vertheilt wurden. Nachdem er noch erwähnt hat daß der bis jetzt erschienene Theil der neuen Bearbeitung des Ptolemäus von den Verfasser Prof. Wilberg und Prof. Grashof aus Düsseldorf, zur Ansicht aufgelegt, so wie daß v Dr. Krosch aus Bonn einige Exemplare seines Schriftchens über die Kennzeichen unächt Münzen der Versammlung zur Disposition gestellt seien, vernahmen die Anwesenden, der festg stellten Tagesordnung gemäß, den Vortrag des Director Dr. **G. F. Grotefend über d neuen Reisewerke von Fellows:**

„Von der verehrten Versammlung habe ich den ehrenvollen Auftrag erhalten, einen kurz Bericht über den Werth und die Wichtigkeit der Schriften zu erstatten, welche Hr. Fellows i vorigen Jahre über Kleinasien, und in diesem Jahre über Lycien insbesondere herausgegeben h So sehr mich jedoch das allgemeine Vertrauen des Vereins zu meiner Kenntniß des darin beha delten Stoffes erfreuet hat, so sehr muß ich um gütige Nachsicht bitten, wenn mein Bericht d gehegten Erwartungen nicht entsprechen sollte. Die zu beurtheilenden Schriften, welche ich b jetzt noch so wenig kannte, daß es einer meiner Nebenzwecke der Hieherreise war, sie näher ke nen zu lernen, haben einen solchen Umfang, daß ich sie in den wenigen Vormittagsstunden d einen Tages, welche ich ihnen widmen konnte, nur flüchtig durchsehen und durchlesen konnte, u in denselben Vormittagsstunden eines andern Tages nur dasjenige auszuziehen vermochte, w mir zur Mittheilung an den Verein von einigem Interesse zu sein schien. Wie nützlich sch das erste Journal des Hrn. Fellows, welches dessen Reisen durch Lydien, Mysien, Bithynie Phrygien, Pisidien, Pamphylien, Lycien und Carien beschreibt, für die Topographie von Klei asien gewesen ist, beweiset Kiepert's Karte von Phrygien, welche der Professer Franz in Berl seiner Abhandlung über fünf Inschriften und fünf Städte in Kleinasien beigegeben hat. We mehr leistet in dieser Hinsicht das neuere Werk, welches den Hrn. Kiepert veranlaßte, seine topographisch-historischen Atlas von Hellas und den hellenischen Colonieen einen besondern Carte über den südwestlichen Theil von Carien beizufügen. Von den 36 Städten, welche Plinius al zu seiner Zeit in Lycien noch vorhanden bezeichnet, waren außer den beiden Hauptstädten d südlichen und nördlichen Abtheilung von Lycien, Xanthus und Tlos, durch frühere Reisend an der Küste eilf Städte ihrer Lage nach bekannt; Hr. Fellows fand im Innern von Lycien d Ruinen von eilf andern Städten, so daß nur noch ein Drittheil der von Plinius bezeichneten Städ unbekannt bleibt. So mancherlei Belehrungen der Historiker und Archäolog aus den abgezeic neten Bildwerken und colorirten Basreliefs zu schöpfen vermag, so wichtig sind für den Numi matiker die Verzeichnisse von den bisher noch unbekannten Münzen, und für den Botaniker d Verzeichnisse seltener Pflanzen. Zwar durchstreifte Hr. Fellows in seiner zweiten Reise nur da alte Lycien, welches er bei seinem ersten Besuche so reich an interessanten Gegenständen gefunde

*) Diese Hoffnung hat sich bewährt, und wird schon der fünften Versammlung das erste Heft des Werk vorgelegt werden können. D. Red.

rna aus; aber nach dem, was Hr. Fellows darüber berichtet, scheint auch kein
n Kleinasien von so hoher Wichtigkeit für die Erweiterung unserer Kenntnisse zu
l der noch erhaltenen Denkmäler und die Mannichfaltigkeit der Inschriften ist so
Lycien eben so bearbeitet zu werden verdient, wie der verewigte Otfried Müller
itet hat. Ja! wenn uns auch Etrurien durch römische Schriftsteller bekannter
o steht doch Lycien vielleicht in mehrfacher Hinsicht noch über Etrurien, da es nach
den Orient mit dem Occidente vermittelt, sofern es diesem eben sopiel mitgetheilt
elleicht von jenem empfing, und da es nicht nur in Allem mehr Originalität ver-
meist nur nachahmende Etrurien, sondern auch seine Sprache aus den noch erhal-
en leichter zu enträthseln ist."

gleich Apollon bei Homeros nicht darum λυκηγενὴς genannt, weil er in Lycien
, sondern weil man in ihm den Sonnengott als Sohn des Morgenlichtes (λύκη,
ehrte, wie Eos ἠριγένεια als Tochter des Morgendunkels hieß; so ist doch Lycien
th des Apollocultus zu betrachten, der von Patara nach Delos und von Delos
. s. w. verpflanzt ward. Eben dieser Apollocultus zeugt von hoher Bildung der
erthume, da sich Apollon als Symbol der Sonnenkraft in mancherlei moralischer
n physischen Sonnengotte Helios, gleich sehr unterscheidet, wie Artemis von der
die vier Künste, welchen Apollon vorstand, die τοξικὴ, μουσικὴ, μαντικὴ und ἰα-
ben so viele Zweige lycischer Kunst und Wissenschaft zu betrachten sind. Wie früh
her Blüthe gelangt war, beweiset Homers Achtung für alles, was lycisch heißt.
aren die angesehensten unter den Bundesgenossen Troja's, und ihr Anführer Sar-
lgeliebter Sohn des Zeus. Ihr Gott Apollon wird nicht nur in dem häufig wie-
Verse

Αἳ γὰρ, Ζεῦ τε πάτερ καὶ Ἀθηναίη καὶ Ἄπολλον,

eus und der Athene zur Seite gestellt, sondern in der Iliade als der geachtetste
, mit dessen Beleidigung die Iliade anhebt, und durch dessen Pfeil Achilleus selbst
der lycische Bogenschütze Pandaros das Friedensbündniß zwischen den Troern und
e. Wie der lycische Bogen zur Erfindung der Leier Apollon's führte, so veranlaßte
des arcadischen Schildes die Erfindung des wiederhallenden Lautenspiels; aber
er Hermes bezeugte so große Achtung gegen Apollon, daß er ihm seine Laute schenkte.
öhere Achtung für das sanfte Spiel der Apollonsleier spricht sich in der Sage von
ig des phrygischen Marsyas aus, wodurch sich die Phrygier als Freunde rauschender
eligiöser Schwärmerei von den lycischen Lyrikern ebenso unterscheiden, wie in Hellas
von den Athenern. Wenn wir gleich auch von den Phrygiern sehr schätzenswerthe
esitzen, die in ein weit höheres Alterthum hinaufzusteigen scheinen, als die lycischen;
h bei Homer die Phrygier noch in einem fernern Hintergrunde, und einen so hohen
n's Mutter Leto in der Götterversammlung einnimmt, so wenig weiß Homer etwas
ggischen Göttermutter Kybele zu sagen. Vom frühen Einflusse Lyciens auf die Bil-
enlands zeugen die Sagen vom ältesten Priestersänger Olen, welcher den Apollo-
is nach Delos übertrug, und von den sieben Werkmeistern aus Lycien, welche dem
nächtigen Mauern in Tiryns erbauten. Die älteste Heroensage der Griechen vom
s spielt in Lycien, und der Name der carischen Stadt Pedasa oder Pegasa,

auf welche Hr. Fellows die Münzen mit der lyciſchen Aufſchrift Fēd oder Fēg bezieht, beweiſet, das die Roſſenamen Pedaſus und Pegaſus lyciſchen Urſprunges waren, wie der Name Leto der lyciſchen Bezeichnung einer Frau durch Lada entſpricht. Darf man aus der lyciſchen Münzlegende Ptlarazu für Patara auf einen lyciſchen Urſprung ſolcher Städte Aſiens ſchließen, deren Namen auf assus, essus oder issus ausgehen; ſo haben ſich die Lycier über die ganze Weſt- und Südküſte Kleinaſiens von Aſſus in der Nähe des Helleſpontes bis Iſſus an der Gränze von Syrien verbreitet. Ja! ſelbſt im europäiſchen Thracien trifft man häufig dergleichen Namen an, wie Salmydeſſus am Pontus, und ſogar in einzelnen Theilen von Griechenland, wie Mykaleſſus in Böotien. Daß Lycier ins troiſche Gebiet gewandert waren, bezeugt nicht nur der dort heimiſch gewordene Apollodienſt, ſondern verſichert auch der Sänger der Iliade ausdrücklich. Die mit einem Troer Tithonus vermählete Eos gehört eben ſowohl dem lyciſchen Apollocultus an, als die epheſiſche Artemis in Lydien. Gegen Lyciens Verwandtſchaft mit Carien, worauf man aus der Aehnlichkeit einer cariſchen Grabſchrift mit lyciſchen in Walpole's Reiſen ſchloß, wird zwar von Hrn. Fellows bemerkt, daß die vermeintlich cariſche Grabſchrift aus Telmiſſus ſtamme, mithin dem eigentlichen Lycien angehöre; allein die lyciſche Schrift, von welcher ſich die phrygiſche Schrift durch größere Aehnlichkeit mit der altioniſchen unterſcheidet, findet man doch ſowohl auf cariſchen als auf ciliciſchen Münzen. Der Bauſtil lyciſcher Grabmäler, bei welchen Hr. Fellows vier Arten von Antiphellus, Tlos und Xanthus unterſcheidet, ſtimmt ganz mit ähnlichen Denkmälern Perſiens überein, und Hr. Daniel Sharpe, welcher in einem beſondern Aufſatze über die lyciſche Sprache die lyciſchen Inſchriften erläutert, wie Hr. Hermann Wiener die griechiſchen, betrachtet das lyciſche Volk als eine Miſchung aus Griechen, Phöniken und Perſen, weshalb er die lyciſchen Wörter bald mit ähnlichen Ausdrücken in Zend oder Pehlwi vergleicht, bald auch vermittelſt der ſemitiſchen Sprachen und beſonders aus dem Arabiſchen zu erläutern ſucht."

„Hr. Sharpe, deſſen Aufſatz für Sprachforſcher das höchſte Intereſſe gewährt, verbreitet ſich beſonders über drei Gegenſtände, über lyciſche Sprache, Münzen und Inſchriften. Seine Unterſuchungen über die Sprache begann er mit dem Vorurtheile, daß ſie aus dem Phöniciſchen ſtamme; er ward aber durch die große Menge geſchriebener Vocale, deren Zahl auf zehen ſtieg, bald überzeugt, daß die lyciſche Schrift, gleich den perſiſchen und indiſchen Sprachen, beſondere Zeichen für lange und kurze Vocale habe, und daß die lyciſche Sprache, wenn auch offenbar dem ſogenannten Indo-Germaniſchen Sprachſtamme angehörend, dennoch eine eigenthümliche, für ſich beſtehende Sprache ſei, deren Wörter nur ſelten auf einen Conſonanten, ſondern meiſt auf einen Vocal ausgehen. Man findet jedoch auch Endungen mit d, f, g, l, t, r, ss und z, wie Tramelez und Trododez, von den beiden Benennungen Tramele und Trodoneme, wodurch in den lyciſchen Inſchriften der Name Lyciens umſchrieben zu werden pflegt. Tramele iſt nach Hrn. Fellows der ſüdlichere Theil mit der Hauptſtadt Arna, welche die Griechen nach der Waſſerfarbe des vorbeifließenden Stromes Xanthos nannten; Trooes aber der nördlichere Theil mit der Hauptſtadt Tlos. Die in dieſen Ländern aufgefundenen Münzen theile Hr. Sharpe nach drei verſchiedenen Perioden der Unabhängigkeit Lyciens ab. Die älteſten Münzen mit lyciſcher Aufſchrift ſind aus der Zeit vor der Eroberung durch die Perſer um 550 v. Chr. G.: ein paar andere ſcheinen aus der Zeit nach dem Abfalle von den Perſern zwiſchen Xerxes und Alexander von Macedonien zu ſtammen; die Münzen mit der griechiſchen Aufſchrift *Λυκίων* und Symbolen

des Apolloculus wurden während der Unabhängigkeit Lyciens und Cariens von 168 v. Chr. G. bis 50 n. Chr. G. geprägt, da der Kaiser Claudius dieſen Ländern ihre Freiheit raubte. Die Inſchriften anderer Denkmäler gehören ebenfalls verſchiedenen Zeitaltern an, ſind aber doch nicht aus ſpäterer Zeit. Die älteſten Inſchriften enthält ein Obelisk bei Xanthus auf ſeiner Nordoſt- und Nordweſtſeite, wogegen die Inſchriften der Südoſt- und Südweſtſeite etwas jünger zu ſein ſcheinen. Zwiſchen dieſe ordnet Hr. Sharpe die Inſchrift unter der Darſtellung eines Kampfes; alle die Grabſchriften der erſten, wie der zweiten Schrift des Hrn. Fellows ſtammen aus der römiſchen Kaiſerzeit. Der Obelisk iſt oben verſtümmelt: in der älteſten Inſchrift deſſelben ſind nur noch die vier erſten Zeilen lyciſche Schrift; auf dieſe folgen eilf griechiſche Zeilen, während alles Uebrige wieder aus lyciſcher Schrift beſteht. Die Abſchrift der griechiſchen Zeilen iſt jedoch ſo unvollkommen, daß nur Weniges davon lesbar iſt: man erkennt nur deutlich, daß darin die Rede von einem Sohne des Harpagus iſt, welcher auch in der beigefügten lyciſchen Inſchrift vorkömmt. Hr. Sharpe erkennt in dieſem Harpagus den Eroberer und Beherrſcher Lyciens unter Cyrus, und glaubt auch in den lyciſchen Worten sẽwẽ pasau oder pasawu, beſondern wenn das s wie sh geſprochen ſein ſollte, den perſiſchen Titel eines Königs der Könige zu erkennen. Dieſe Deutung iſt jedoch eben ſo unſicher, als die Beziehung der Worte Aoûra und Aoûremez auf Abora nazda oder Ormuzd. Sowohl in der griechiſchen als lyciſchen Inſchrift kömmt das Wort Arina vor; daß dadurch aber Arna oder Xanthus bezeichnet werde, läßt ſich eben ſo wenig erweiſen, als die Bezeichnung des Xerres durch das Wort Zerssẽ in derjenigen Inſchrift, welche eine öffentliche Verordnung oder Bekanntmachung zu enthalten ſcheint. Hr. Sharpe bemerkt ſelbſt, daß man den Gebrauch der Interpunction und der Buchſtaben *H* und *Ω* in der griechiſchen Schrift unvereinbar glauben könnte mit der Beſtimmung eines Zeitalters von fünfhundert Jahren vor Chriſti Geburt; er glaubt aber, daß auf die Schrift des Orients keine Anwendung leide, was von der Schrift des Occidents gelte. Allerdings ſcheiden auch die phrygiſchen Inſchriften, ungeachtet ſie bis in die Zeit eines Midas hinaufreichen, die Wörter durch Punkte; aber den Gebrauch eines *H* und *Ω* möchte man doch ſelbſt in Aſien nicht gar hoch über die Zeit des peloponneſiſchen Krieges hinaufſetzen können, ſo daß der erwähnte Harpagus ſchwerlich der Feldherr aus des Cyrus Zeitalter zu ſein ſcheint. Mit mehr Sicherheit hat Hr. Sharpe die Geltung der Zeichen des lyciſchen Alphabets vermittelſt der Namen beſtimmt, welche ſowohl in griechiſcher als lyciſcher Schrift vorkommen."

„Als ich mich vor zehen Jahren mit der Enträthſelung der lyciſchen Schrift und Sprache beſchäftigte, konnte ich nur fünf Inſchriften aus Walpole's Reiſen mit einander vergleichen; Hr. Fellows hat aber noch mehr als zwanzig Nummern von Inſchriften zur Vergleichung geliefert. Doch findet ſich darunter nur eine einzige zweiſprachige Inſchrift; wogegen ich ſchon im J. 1836 durch die Güte des Hrn. Raoul-Rochette eine noch einmal ſo große zweiſprachige Inſchrift von einem Grabmale zu Antiphellus, erhielt, welche ihm durch Hrn. v. Cadalvine, als ein Auszug ſeines Freundes, des Hrn. Borell, aus dem Journal of David Ross mitgetheilt war. Mit Hülfe dieſer Inſchrift wird man noch mehr von lyciſcher Sprache zu erforſchen im Stande ſein, da ſie mehre Sätze zur Vergleichung liefert. Bis jetzt iſt von lyciſcher Declination und Conjugation nur wenig bekannt, und man kennt überhaupt wenig mehr als die Namen für Frau, Sohn und Tochter. Hr. Sharpe hält lada für den Nominativ zur Bezeichnung einer Frau, deſſen Dativ lade, und im Plural ladu lautet. Der Sohn heißt tedeeme, und die Tochter zzemaze; der Dativ

jenes Wortes lautet im Singular eben ſo, im Plural aber tedēemē mit langem ē am Ende; man lieſet aber auch tēdēsaemē zur Bezeichnung der Kinder im Dativ. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alles aufzählen wollte, was Hr. Sharpe zur Erläuterung der lyciſchen Inſchriften bemerkt. Ich füge daher dem bereits Angeführten nur noch hinzu, daß das lyciſche Alphabet ebenſowohl, als das phrygiſche, dem griechiſchen der alten Jonier entſpricht; daß aber die Lycier demſelben noch zur Unterſcheidung kurzer und langer Vocale viele eigenthümlich gebildete Zeichen hinzugefügt haben, wovon Hr. Fellows einige in derſelben Größe hat abbilden laſſen, in welcher ſie auf den lyciſchen Denkmälern vorkommen, damit man deren eigenthümliche Bildung deſto deutlicher erkenne."

Der Vorſitzende dankte dem würdigen Veteranen im Namen des Vereins, deſſen Bitten derſelbe durch ſeinen lehrreichen Vortrag ſo freundlich Folge gegeben, und kündigte dann den Eintritt der Pauſe an.

Nach der Pauſe trat in Folge ausdrücklich erbetener und gern gewährter Genehmigung der Abgeſandte Ungarns, Regierungsrath und Profeſſor der Aeſthetik von Schedius von der Univerſität zu Peſth auf, um eine kurze Ueberſicht über den Anbau der Philologie in Ungarn zu geben. Dieſer Bericht gab ſogar mehr, als er verſprochen hatte, indem nicht ſowohl die Philologie im weiteſten Sinne, als vielmehr die geſammte Culturgeſchichte Ungarns, ſo weit ſie von lebenden Männern vertreten wird, von dem Redner, deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit einen wohlthuenden Eindruck machte, ins Auge gefaßt und durch Vorführung der einzelnen Namen angedeutet wurde.

Hiernächſt gab Dr. **Heinrich** die von der Verſammlung gewünſchte **Skizze von dem Leben und dem litterariſchen Nachlaß** ſeines verewigten Vaters, des Profeſſors der klaſſiſchen Philologie an der Univerſität zu Bonn, **C. F. Heinrich.** Sie lautete ſo:

„Hochanſehnliche Verſammlung! Die neulich an mich ergangene Aufforderung, über den litterariſchen Nachlaß meines ſeligen Vaters, Carl Friedrich Heinrich, zu berichten, ſo wie der Wunſch, eine biographiſche Skizze hiermit zu verbinden, war mir ein neues ſchönes Zeugniß für das Andenken, in welchem der Name meines Vaters in der gelehrten Welt lebt und ferner leben wird. Das Ueberraſchende jener Aufforderung, die kurze Friſt und die Bewegung der letzten Tage mögen mir Ihre gütige Nachſicht für meinen kurzen Vortrag erbitten."

„C. F. Heinrich ward geboren am 8. Febr. 1774 zu Molſchleben im Herzogthum Gotha, woſelbſt ſein Vater Superintendent war. Seinen erſten Unterricht empfing er im väterlichen Hauſe, und ward ſodann auf die Kloſterſchule zu Donndorf geſchickt, deren damaliger Rector, Mag. Hennike, ein Lehrer von ſeltener Treue und Redlichkeit war. Unter der Leitung dieſes Mannes entwickelte ſich bald eine entſchiedene Vorliebe für die alte, vornehmlich die griechiſche Litteratur, ſo daß er ſchon jetzt für ſich den Theokrit und Xenophon las, ja ſelbſt den Sophokles und Pindar zu koſten anfing. Mit Heiterkeit gedachte er ſpäter oft der unbeſiegbaren Hinderniſſe, welche ihm damals der Mangel an guten Schulbüchern bei dem Studium der Tragiker in den Weg legte; das Lexicon des Scapula war ſein einziger Rath und Hülfe. Bei ſeinem Abgange

von Donndorf 1788 erhielt er das Lob, daß er „ob acerrimum litterarum, imprimis Graecae linguae, studium magnopere commendandus“ ſei, und kam jetzt auf das Gymnaſium zu Gotha. Der alte Ruhm dieſer trefflichen Anſtalt iſt Jedem bekannt; Döring, Kaltwaſſer, Voigt, Kries, Galetti, vorzüglich aber Manſo und der ſeinen Schüler überlebende Fr. Jacobs, waren hier ſeine Lehrer. Noch den Abend vor ſeinem Heimgange ſprach mein Vater von Jacobs mit der innigſten Dankbarkeit und Rührung. Jacobs war nicht nur in der Schule ſein Lehrer geweſen, er erklärte ihm auch den Aeſchylus in Privatſtunden. Oſtern 1791 bezog Heinrich die Univerſität Göttingen. Sein Vater hatte ihn zum Theologen beſtimmt, und auch Heyne ſuchte ihm begreiflich zu machen, wie viel dazu gehöre, mit der Philologie allein fertzukommen; er ſolle daneben ein ſogenanntes Brodſtudium treiben. Dieß Letztere war natürlich dem Sinne meines Vaters gänzlich entgegen, und er gelobte, das Aeußerſte thun zu wollen, um ſeinen Beifall zu verdienen. Charakteriſtiſch für Heyne war es, daß dieſer ihm darauf ſeinen Studienplan abforderte, die Logik ſtrich und dafür die Encyklopädie der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften anſetzte. Bald ward mein Vater Heyne's Lieblingsſchüler; er blieb in Göttingen 4 Jahre lang. Folgendes ſind ſeine eigenen Worte: „Während dieſes Zeitraums durfte ich Heyne als meinen zweiten Vater betrachten; ich wandelte unter ſeinen Augen, las, ſtudirte, verſuchte nichts ohne ſeinen Rath und Einfluß. Ihm habe ich unzähliges Gute und die ganze Richtung meines Geiſtes zu verdanken. Meine bisher blos dunkelen Ahnungen über den Werth, die Wichtigkeit und den Zweck des philologiſchen Studiums entwickelten ſich durch ſeinen Unterricht bis zu deutlichen Begriffen. Wer den Geiſt der Heyniſchen Schule kennt, weiß, daß ſie ihren einzigen Zweck nicht darin ſetzt, Ariſtarche zu bilden, denen ein berichtigter Accent das summum bonum dünkt; daß ſie vielmehr dahin arbeitet, das Studium der Alten, Interpretation und Kritik, auf Bildung des Verſtandes hinzuführen, daß ſie Gründlichkeit mit Gemeinnützigkeit und Geſchmack zu paaren trachtet. Heyne's Behandlung der Alten iſt daher, wie die Mathematik, eine Uebung für die Seelenkräfte; ſie räumt auf, und führt auf grabem Wege zu einem höhern Ziele.“ Soweit mein Vater über Heyne. Außerdem unterhielt er beſonders die Bekanntſchaft und den Umgang mit Blumenbach, Heeren und Mitſcherlich; der Letzte arbeitete eben an ſeinem Horaz, und ließ dabei Heinrich an allen ſeinen Unterſuchungen Theil nehmen. Meines Vaters erſte der gelehrten Welt übergebene Arbeiten, die Ausgabe des Muſäus, die neue Ausgabe des Köppenſchen Homer u. c. a., fallen noch in die Zeit ſeiner Göttinger Studien. Im Frühjahre 1795 verließ er endlich Göttingen, und nahm eine ihm auf Manſo's Empfehlung angebotene Lehrſtelle am Maria-Magdalenen-Gymnaſium zu Breslau an, woſelbſt er 1801 zum Profeſſor ernannt wurde. In Verbindung mit Manſo und Fülleborn lehrte er an demſelben faſt ein Decennium, gleichzeitig als philologiſcher, eine Zeit lang auch als dramaturgiſcher Schriftſteller thätig. Hauptſtudien meines Vaters in Breslau waren die Heſiodiſchen Gedichte. 1802 erſchien ſeine Ausgabe des Scutum Herculis, und in einer vorangeſchickten Epistola an Heyne legte er den Plan einer künftigen kritiſchen Bearbeitung aller Heſiodiſchen Geſänge dar. Ein Epimetrum, den Heſiodus betreffend, fügte er 1817 der von Twesten in Kiel geſchriebenen Diſſertation über die Theogonie bei; der ganze handſchriftliche und noch unedirte Apparat, worunter Collationen von etwa 10 Moskauer und Pariſer Handſchriften, befindet ſich gegenwärtig in den Händen des Hrn. Prof. Ranke in Göttingen, der ihn in ſeiner eben jetzt erſcheinenden großen Ausgabe des Heſiodus bekannt machen wird. Außerdem erſchienen in Breslau der Epimenides aus Kreta, eine Schulausgabe des Nepos, ſo wie

verſchiedene kleinere Aufſätze in gelehrten Zeitſchriften. 1804 nahm mein Vater einen Ruf als Professor eloquentiae und der griechiſchen Litteratur an der Univerſität zu Kiel an, und wirkte in dieſer Stellung 14 Jahre hindurch mit der größten Thätigkeit und dem ſichtbarſten Erfolge. Während das Studium der klaſſiſchen Litteratur bei ſeiner Ankunft in Holſtein dermaßen niederlag, daß er anfangs kaum ein öffentliches Collegium zu Stande zu bringen vermochte, ſo ſtieg von nun an die Zahl ſeiner Zuhörer mit jedem folgenden Semeſter. Das gegenwärtig in Kiel beſtehende philologiſche Seminar verdankt hauptſächlich ſeinen Bemühungen ſeine Entſtehung. Zu den ausgezeichnetſten Schülern aus jener Periode gehören die HH. Brandis, Twesten, Bleek, Olshauſen, Falk, Burchardi, und die leider zu früh entſchlafenen J. P. Francke in Dorpat und Peterſen in Kreuznach. Im Herbſt 1818 war mein Vater einer der erſten Gelehrten, welche auf die neu geſtiftete Rhein-Univerſität berufen wurden und zum raſchen Emporblühen derſelben beitrugen. Mit ganzer Seele dem akademiſchen Leben ſich hingebend, wirkte er theils in Vorleſungen, theils und mit ganz beſonderer Liebe im Seminar. Die Vorleſungen galten meiſt der Erklärung griechiſcher und römiſcher Autoren, namentlich des Homer, Lycurg, Cicero, Tacitus und der Satiriker; über den Juvenal las er im Winter 1829–30 privatim vor einem Auditorium von 150 Studirenden. Im Seminar war er, wie einſt ſein Lehrer Heyne, ganz in ſeinem Elemente. Wem unter den Männern, die einſt ſeine Schüler, ſeine Seminariſten waren, ſollte nicht gleich mir ſein Bild mit den lebhafteſten Farben vor der Seele ſtehen, wie er mit kräftiger und feſter Stimme und mit der größten Klarheit und Bündigkeit den Alten zu erklären, den Sinn ſeiner Worte auszuſchälen und dem Buchſtaben Leben zu geben wußte; man mußte nothwendig mitbegeiſtert werden und glauben, das Vorgetragene mitdurchzuleben! Treffender Witz, mitunter etwas ſarkaſtiſcher, würzte den Vortrag, und verfehlte nicht, das Anregende deſſelben zu erhöhen. Lehren, ermuntern und zum Beſſern anſpornen, das war ſein Leben. Rheinland und Weſtphalen, die heutige Verſammlung, ſind laute Zeugen für das Blühen der Schola Bonnensis, an welchem mein Vater ſich einen Hauptantheil vindiciren durfte. Dieſe Thätigkeit als Lehrer und ſeine ſehr hoch geſtellten Anforderungen an wiſſenſchaftliche Leiſtungen waren die Urſachen, weßhalb er in der zweiten Hälfte ſeiner litterariſchen Wirkſamkeit weniger aus dem reichen Schatz ſeiner Arbeiten dem Publicum mittheilte, als der Wunſch ſeiner Freunde und Schüler war. Außer einer Reihe Programme, die er als Professor eloquentiae in Kiel ſchrieb, und von denen die über den Juvenal, Horaz, die Homeriſchen Diaſkeuaſten, die Hermaphroditen in der alten Kunſt und die Memoria Hensleri die bekannteſten ſind, gab er mit ſeinem Collegen, dem Juriſten Cramer, Cicero's Partes ineditae, ſpäter den Text der Rede des Lycurg und Cicero de re publica heraus. Die verſprochenen Commentare zu beiden letztern habe ich zum größten Theile ausgearbeitet in ſeinem Nachlaſſe vorgefunden. Einige kleinere Aufſätze ſchrieb er im Sommer 1817 in Berlin für die litterariſchen Analekten ſeines Freundes F. A. Wolf. Die treuen und aufopfernden Bemühungen des H. Prof. Schopen machten es mir möglich, vor nun 2 Jahren die Ausgabe des Juvenal dem Druck übergeben zu können; eine Anzahl Annotationen, die für die in Verbindung mit ſeinem ſchon vor ihm verewigten Freunde, dem Geheimen Oberregierungsrath Schultz, zu veranſtaltende Ausgabe des Frontinus de aquaeductibus beſtimmt waren, ſind in der kürzlich erſchienenen Ausgabe jenes Autors von Hrn. Oberlehrer Dederich in Emmerich zu finden, und ein gleichmäßig ausgearbeitetes Heft über die erſten 9 Horaziſchen Satiren wird nächſtens durch H. Prof. Wüſtemann in Gotha in einer neuen Auflage der Heindorfſchen Ausgabe

gedruckt werden. Daß natürlich alle nach dem Tode des Verfaſſers edirten und noch zu edirenden Arbeiten nicht als opera absoluta beurtheilt werden können, ſollte wohl kaum einer Bemerkung bedürfen. Der Ausgabe des Juvenal werde ich die des Perſius folgen laſſen. Mit dem Perſius beſchäftigte ſich mein Vater namentlich in Bonn, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß ich ihn einſt ſagen hörte, er ſei ihm endlich ganz klar geworden, eine Stelle ausgenommen, wo in allen Handſchriften dieſelbe Lücke ſei. Von den neu hinzugezogenen Handſchriften rühmte er beſonders eine Trierer, deren Collation er ſeinem Freunde, Hrn. Director Loers, verdankte. Das letzte Collegium, welches er leſen konnte, war über den Perſius; ich habe es noch gehört. Ein weiteres Unternehmen dürfte die Herausgabe der Opuscula ſein. Sie würden nicht nur die einzeln erſchienenen akademiſchen Programme geſammelt enthalten, ſondern auch durch zahlreiche Inedita vermehrt werden. Dieſe Inedita beziehen ſich namentlich auf verſchiedene Ciceroniſche Schriften, die Emendationes zum 2. Buch de re publica, ferner Vieles zum Orator, zu den Büchern de legibus, zu der Rede pro Muraena, zu dem dialogus de causis corruptae eloquentiae, zu den Epiſteln des Fronto, zu den Fragmenten des Merobaudes, zum Theognis, zu einigen Demoſtheniſchen Reden, zum Lycurg u. A., eine Abhandlung über eine bei Lokri gefundene gemalte Vaſe und die Keledonen, und einige zur Erklärung alter Inſchriften in den Rheingegenden. Endlich wird Manchem die Nachricht von Intereſſe ſein, daß ich unter den Papieren meines Vaters eine große Anzahl Briefe von Heyne, Jacobs, C. A. Böttiger, Gurlitt u. a. deutſchen Gelehrten vorgefunden. Leicht könnten ſie einſt ein bedeutender Beitrag zur Geſchichte der Philologie unſerer Tage werden."

„Somit, hochanſehnliche Verſammlung, glaube ich mich meines Auftrages entledigt zu haben. Dem Andenken meines Vaters und der Wiſſenſchaft glaube ich es ſchuldig zu ſein, auch jene zuletzt genannten Arbeiten gemeinnützig zu machen, und ich hoffe bald die nöthige Muße zu finden, um dieſen meinen Vorſatz ausführen zu können."

Hofrath Thierſch, welcher die Veranlaſſung zu dieſer Skizze gegeben hatte, die für jeden Philologen von Intereſſe ſein mußte, war es auch, der dem Redner Dank wie Beifall zu erkennen gab.

Noch war der Vortrag von Dr. Kreuſer: „in wie weit ſind die jetzigen materiellen Richtungen den klaſſiſchen Studien gefährlich?" im Rückſtande. Bei der ſehr vorgerückten Zeit indeß gab Dr. Kreuſer, den die Verſammlung ſchon am erſten Tage über einen andern Gegenſtand zu hören das Vergnügen gehabt hatte, dem unmaßgeblichen Erſuchen des Vorſitzenden freundlich nach, und verzichtete auf dieſen Vortrag, um ſo mehr als Hofrath Thierſch bemerkte, daß doch im Grunde niemand in der Verſammlung an eine ernſtliche Gefahr glauben werde, die der Philologie von Seiten der materiellen Intereſſen drohe.

Dr. Urlichs machte die Anzeige, daß der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande am vorigen Tage förmlich zuſammengetreten ſei, die (von ihm mitgetheilten) Statuten *) entworfen, und einen Vorſtand gewählt habe, welcher die Genehmigung der hohen Staatsbehörde nachſuchen werde. So wie dieſe erfolgt ſei, werde eine allgemeine Einladung zum Beitritt erlaſſen und das erſte Heft antiquariſcher Verhandlungen im Druck bekannt gemacht werden.

*) S. den Anhang unter III.

Auf die vom Vorsitzenden an die Versammlung gestellte Frage, ob irgend jemand noch eine Mittheilung zu machen sich veranlaßt finde, sprach Oberschulrath Friedemann den Wunsch aus, daß künftig an jedem Sitzungstage die kurzgefaßten Rubriken der am vorhergehenden Tage gehörten Vorträge und Discussionen, auf einem besondern Blatte gedruckt, unter die Anwesenden vertheilt werden möchten. Allen würden solche Erinnerungsblätter lieb, und um so lieber sein, je später der Natur der Sache nach die vollständigen Verhandlungen im Druck zu erscheinen pflegten. Dem Vorsitzenden schien es angemessener, daß dieser Vorschlag, wenn er die Genehmigung der Versammlung erhielte, als bloßer Wunsch, denn als bindende Verpflichtung ausgesprochen würde. Als auch Hofrath Thiersch bemerkte, es scheine ihm dieß nur eine Vermehrung der Formalien zu sein, wodurch die ohnehin so zahlreichen und beschwerlichen Geschäfte des Präsidiums ohne Noth gesteigert würden, wurde der Antrag fallen gelassen.

Prof. Walz bezeichnete einen Beschluß als wünschenswerth, dem zufolge die Dauer der Vorträge auf eine halbe Stunde beschränkt, dagegen die Bestimmung, wonach die nicht frei zu haltenden Vorträge dem Präsidium vorher im Manuscript zugesendet werden sollen, wieder aufgehoben würde. Diesem Antrage glaubte der Vorsitzende entgegentreten zu müssen. Gerade die empfohlene Maßregel erscheine als die illiberalere, da hingegen in der Einsendung der schriftlichen Vorträge lediglich Mißverständniß der (schon in der vorbereitenden Sitzung hinlänglich erklärten) guten und ganz unanstößigen Absicht, die zu Grunde liege, eine censurartige Beschränkung sehen könne. Außerdem könne es wohl kaum weise scheinen, werde vielmehr leicht zu einer Art von Anarchie und haltungslosem Schwanken führen, wenn ein eben erst von der vorhergehenden Versammlung förmlich und einmüthig gefaßter Beschluß, selbst wenn sich augenblicklich einige Inconvenienzen herausstellen sollten (was doch hier nicht der Fall sei), gleich im nächstfolgenden Jahre wieder aufgehoben würde. In demselben Sinne sprach sich Hofrath Thiersch aus, und bestand hierauf der Antragsteller nicht weiter auf seinem Vorschlage.

Nochmals erbat sich nun Hofrath Thiersch geneigtes Gehör, um „im Namen der Versammlung deren Dank Denjenigen, den sie solchen schulde, auszusprechen. *) Vor allen dem erhabenen Monarchen, unter dessen Schutz sie sich hier zusammengefunden. Er habe durch die Zeichen seines Wohlwollens, dessen Gegenstand sie gewesen, zu vielen andern einen neuen Beweis gefügt, welchen Werth er auf Philologie und klassische Studien und auf die Erziehung lege, zu deren vorzüglichster Vermittlerin die deutsche Philologie geworden sei. Diese werde unter dem Schirm jener Gesinnung in den preußischen Landen gegen die Gefahren gesichert ruhen, von denen sie noch vor Kurzem bedroht schien. Sie werde unter Ihm sich immer segensreicher entfalten und auch diejenigen wieder mit sich vereinigen, welche in dem Kampf der letzten Zeiten an sich oder an ihr irre geworden. Der nächste Dank gebühre den erleuchteten Organen seiner Regierung, welche durch aufrichtige und wohlwollende Förderung der Sache gezeigt, daß sie von dem Geist und der Gesinnung ihres Monarchen durchdrungen und nicht gemeint seien, in regungsloser Abgeschlossenheit zu beharren, während vor ihren Thüren ein erneutes frisches und Keime einer glücklichen Zukunft entfaltendes Leben sich rasch und fröhlich bewege. Ebenso wurde der Theilnahme der administrativen, der akademischen und städtischen Behörden, und mit besonderer

*) Wörtlich aus der Beilage zur Augsburger Allg. Zeit. Nr. 296. S. 2361.

Anerkennung der hingebenden Thätigkeit, Gewandtheit und der freundschaftlichen Gesinnung gedacht, mit welchen der Präsidirende, Herr Professor Ritschl, die Angelegenheiten der Versammlung eingeleitet, die Schwierigkeiten geebnet, das Widerstrebende vermittelt und, unterstützt von den Mitgliedern des Büreau, ihre Sitzungen und Arbeiten geleitet habe."

Der Vicepräses Prof. Ritschl schloß hierauf die Versammlung mit Worten dieses Inhalts: „Mit erwartungsvoller Freudigkeit hoben wir unsere erste Sitzung an, mit freudiger Befriedigung, hoffe ich, heben wir die letzte auf. So viel des Schönen, Tiefen, Belehrenden, Anregenden, Erwecklichen ist gesagt und gehört worden; so heiter, einträchtig und erquicklich in Form und Gehalt ist der persönliche Verkehr der zahlreich versammelten Genossen gewesen, daß es kühn gesagt werden darf, die dießjährige Versammlung habe den unzweideutigsten Beweis gegeben, daß das innere Lebensmark des Vereines in ungeschwächter Gesundheit dauere. Und so berechtigt sie zugleich zu der begründetsten Ueberzeugung, er werde in frischer und begeisternder Kraft fortleben von Lustrum zu Lustrum. Und wenn er auch nicht auf nachgeborne Geschlechter übergehen sollte, so wird er ihnen doch ein erhebendes Zeugniß ablegen, mit welch beharrlicher und erfolgreicher Eintracht wir in einer Zeit, die durch modernste Interessen vielfach hin- und hergezogen wird, festgehalten haben an dem idealen Lebenskerne, welchen uns die Hochhaltung und die Durchdringung des klassischen Alterthums gewährt."

„Halten wir uns mit unsern Schlußempfindungen an dieses Erfreuliche, weil es das Wesentliche ist: möge dadurch das Unwesentliche, mögen alle die Mängel in Anordnung und Leitung, die Ihnen etwa entgegengetreten sind, in den Schatten gestellt werden. Ich habe Ihre Nachsicht angesprochen beim Beginn der Sitzungen; ich sprach zugleich das Vertrauen aus, Sie würden sie nicht versagen: Sie haben sie nicht versagt, sondern, den guten Willen ansehend, das Unzureichende oder Mißlungene übersehen und freundlich getragen. Empfangen Sie dafür aus Herzensgrund meinen lebendigsten, meinen gerührtesten Dank. Mit dem Wunsche, daß uns allen das Rheinische Zusammensein eine freundliche und werthe Erinnerung bleiben möge, und indem ich Ihnen ein herzliches Lebewohl zurufe, erkläre ich jetzt kraft des mir übertragenen Ehrenamtes, dessen Vollmachten ich hiermit in die Hände des Vereines zurückgebe, die vierte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen."

Anhang.

I.

Eingesendete Erwiderung des Oberstudiendirectors Herrn Dilthey.

Zu S. 22.

Wenn geistvolle und in den Gemüthern der Hörenden Anklang findende Worte allein schon über Wahrheit und Zweckmäßigkeit entscheiden könnten, so würde es nach dem Vortrag des geehrten Gegenredners keinem Zweifel unterliegen, daß mein Vorschlag auf dem Standpunkte des Sprach- und Litteraturstudiums eben so beifallswerth, als auf dem pädagogischen verwerflich sei. Wer möchte nicht unwillkührliche Zustimmung empfinden, wo darauf hingewiesen wird, wie nur classische Producte eines lauteren und edlen Geistes zu Gegenständen des bildenden Studiums gemacht, wie Zeit und Mühe nicht für Studien in Anspruch genommen werden dürfen, durch die der Zögling zerstreut, verwirrt, versäumt, geschädigt wird, wie die ästhetische Keuschheit und Scheu, die Unschuld des Geistes verletzt werde von Allem, was sich von der hohen, reinen und einfachen Schönheit wahrer Classicität entfernt u. s. w. Anders aber gestaltet sich die Sache, wo es darauf ankommt, die allgemeinen Begriffe auf das Einzelne anzuwenden und zu bestimmen, ob das letztere richtig unter die Kategorie der ersteren subsumirt sei oder nicht, wo es darauf ankommt, daß die Lobpreisung des Ganzen sich pädagogisch auch an dem Einzelnen und durch das Einzelne in seinen didaktischen Erfolgen bewähre. Wie hoch wir auch Alle das Classische achten, so wenig sind wir doch darüber einverstanden, wie weit das Gebiet desselben sich erstrecke, und was im Einzelnen dazu gehöre. Entschlagen wir uns auf einen Augenblick des die Monstranz der Classicität umhüllenden Strahlenlichtes und Ambraduftes panegyristischer Phrasen, und beantworten die freilich höchst simple Frage: sind Menander, Theokrit, Kleanthes, Meleager, Plutarch, Lucian u. s. w. classisch? Wenn die Antwort nach den Andeutungen meines geehrten Gegners verneinend ausfällt, „weil sie bereits jenen Spätlingen eines herabgekommenen Volkes angehören, die im Denken und Darstellen unlauter geworden, in ihren Schriftwerken den Nachkommen ein trauriges Erbtheil geistiger Ermattung und Verarmung hinterlassen haben," wenn wir dagegen Gorgias, Antiphon, Andokides, Aeschines, Lysias, Isäos u. s. w. trotz ihrer heutigen Ungenießbarkeit als classische Muster rühmen wollen, weil sie der Blüthenzeit griechischer Cultur angehören, so wird Regel und Maßstab unseres Urtheils mindestens nicht auf den Beifall eines competenten Richters Anspruch machen können, dessen Gewichtigkeit groß genug ist, um bei jeder Differenz bedenklich zu machen, ich meine des Horaz, der die Thorheit, das Classische nach der Zeit, nicht nach dem Werthe zu bemessen, mit verdientem Spotte gegeißelt hat. Doch nehmen wir auch an, daß der Begriff des Classischen in seiner Anwendung auf alle einzelne Autoren und Schriftwerke durch genügende Uebereinkunft festgestellt sei, so bin ich kühn genug, zu behaupten, daß es ein Irrthum ist, auf dem pädagogischen Standpuncte *classisch* und *bildend* für durchaus identisch zu halten. Zum Beweise kann ich neben Pindar fast alle Classiker des atheniſchen Zeitalters

anführen, namentlich Euripides, Thucydides, Ariſtophanes, Xenophon, Platon, Iſokrates und Demoſthenes. Während ſie den Ruhm der Claſſicität unangetaſtet behaupten, muß einem großen Theil ihrer Werke bildende Kraft auf dem pädagogiſchen Standpunkte gänzlich abgeſprochen werden. Dies im Einzelnen nachzuweiſen, könnte freilich nur die Aufgabe eines eigenen Werkes ſein, wie es für frühere Bildungszuſtände bereits von Schelle zu ſchreiben verſucht wurde. Fur jetzt ſei es genügend, an die übereinſtimmende Erfahrung aller praktiſchen Schulmänner und die vorherrſchende Sitte unſerer Schulen zu appelliren, welche theils von ſelbſt die Lectüre jener Autoren auf wenige auserwählte Fragmente beſchränkt haben, theils von Behörden, in denen ſich pädagogiſche Einſicht und Erfahrung concentrirt, *) ausdrücklich zu Vorſicht und Beſchränkung in der zum größten Theil als unpaſſend bezeichneten Lectüre denſelben angewieſen worden ſind. Gleichwohl iſt gerade hier der Punkt, in dem noch vielfach, beſonders von jüngeren und ſonſt vorzüglich tüchtigen Lehrern geſündigt wird, die in gutem Glauben und blindem Vertrauen auf die hochgelobten Segnungen claſſiſcher Würde, Reinheit und Ebenbürtigkeit die von ihnen ſelbſt oft noch nicht durchſtudirten Werke jener Autoren der Lectüre zum Grunde legen und erſt nach jahrelangen Mißgriffen und Mißfolgen hinſichtlich dieſer Lehrſtoffe zu klarer Beſinnung über das Zweckmäßige gelangen Die unzeitige Lectüre des Pindar, die verfehlte Auswahl der Leſeſtücke aus Thucydides, Platon, Demoſthenes u. ſ. w. und die an unpaſſenden Stoff unvermeidlich ſich anſchließende unpaſſende didaktiſche Behandlung deſſelben hat oft genug dazu gedient, Zeit und geiſtige Kraft der Jugend unverantwortlich zu vergeuden, und auf dem praktiſchen Standpunkte, wo es darauf ankommt, Mühe und Arbeit durch den Erfolg zu belohnen, mehr Unheil angerichtet, als durch alle Wortkünſte der Verherrlichung des Claſſiſchen und Herabwürdigung des Unclaſſiſchen wieder gut gemacht werden kann. In demſelben Maße aber, in welchem das Claſſiſche im Einzelnen oft der bildenden Kraft pädagogiſch ermangelt, müſſen wir dieſe nicht ſelten dem zugeſtehen, was einer minder claſſiſchen Zeit entſtammt. Ich meinestheils trage wenigſtens kein Bedenken, in der von Theokrit, Moſchos und Bion ausgebildeten Idylle ein der claſſiſchen Zeit würdiges Product zu erkennen, den hochherzigen Plutarch in vielen Stücken uber den bei aller attiſchen Süßigkeit doch einigermaßen ledernen und in platter Nutzlichkeitstheorie befangenen Xenophon zu ſtellen, und den der verderbteſten Zeit eines gänzlichen Geiſtesbankerotts angehörigen Lucian dem Ariſtophanes fur ebenbürtig zu erachten, und würde es für einen namhaften Verluſt halten, wenn dieſe und andere Autoren als unclaſſiſch der Lectüre entzogen werden ſollten. Eben ſo wenig vermag ich zu glauben, daß Stücke, wie der Hymnus des Kleanthes, der Eid der Aſklepiaden, der Frühling des Meleager, die Philomele des Babrias, die Herder für die ſchonſte Fabel des griechiſchen Alterthums erklärt, die von reicher Erfahrung und ſcharfſinniger Combination zeugenden ſkeptiſchen Argumente des Sextus Empirikus u. ſ. w. die äſthetiſche Keuſchheit und Scheu verletzen werden. Wo überall dieſe Beſorgniß in gegründeter Weiſe hervortritt, da ſoll und muß die Ausbebung von Leſeſtücken unterbleiben und das zur Litteraturkenntniß Erforderliche der begleitenden Culturgeſchichte überlaſſen bleiben, wie dies ausdrücklich von mir verlangt worden iſt. Vielleicht iſt das Mißverſtändniß nur dadurch veranlaßt worden, daß ich ſelbſt die Byzantiner einiger Rückſicht für würdig erklärte. Eigentlich habe ich damit nicht etwas Neues und Unerhörtes verlangt; denn einige beſcheidene Redeblumen aus Agathias, Hierokles, Makedonios, Palladas, Paulus Silentiarius u. ſ. w. ſtehen längſt in unſern beliebteſten Schulbüchern, ohne daß jemals ein Nachtheil fur claſſiſche Bildung daraus entſprungen iſt. Wenn ich dieſelben durch einige andere zu vermehren gedachte, die jedenfalls durch Originalität der Form und des Inhalts noch anziehender ſein möchten, ſo verſteht ſich doch von ſelbſt, daß alles Byzantiniſche nur als eine in Umfang und Bedeutſamkeit geringfügige Appendix erſcheinen ſollte, von deren Werth oder Unwerth die Idee des Ganzen keineswegs bedingt wird. Man unterſcheide nur zwiſchen den auf claſſiſche Bildung berechneten Lehr- und Leſeſtücken und ſprachlich-litterariſchen Echantillons, bloßen Stil- und Schriftproben. Jene ſollen das eigentliche, methodiſcher Bearbeitung bedürftige Kunſtwerk ſein und bleiben, dieſe nur als anſpruchloſe, zum Theil aus litterariſchen Arabesken gebildete Randverzierungen geduldet werden. Die

*) Ich meine namentlich das Circular des preußiſchen Miniſteriums vom 11. Decemb. 1828 bei Nagelbach S. 138.

Tiefe des deutschen Genius und der Gehalt seiner schönsten Gebilde wird in unsern Schulen an der Lectüre von Klopstock, Göthe und Schiller entfaltet, das Vaterunser des Ulphilas dagegen, das Ludwigs- und Anno-Lied und die meisten altdeutschen Fragmente werden als Sprachproben und litterärische oder patriotische Denkwürdigkeiten mitgetheilt, und wo man nur diesen Gesichtspunkt festhielt, ist nie darüber geklagt worden, daß sie jener Lectüre Abbruch gethan haben. Eben so werden Herodot, Thucydides und Xenophon ungeschmälert bleiben, wenn aus Dio Cassius die Geschichte der Hermannsschlacht, aus Anna Komnena die Schilderung Bohemund's, aus Niketas das Lob des Kaisers Friedrich oder die Führung jenes berühmten Schwabenstreiches gegeben, und lehrreiche Vergleichungen dieser Stücke mit den entsprechenden Berichten von Vellejus, Florus, Villehardouin, Joinville, Uhland u. s. w. angedeutet werden. Homer und Sophokles sollen nicht alterirt werden durch die mystische Sprachfülle eines Orphischen Hymnus oder das anmuthige Räthsel, welches in classisch polirten Versen die Lebensjahre des Mathematikers Diophantos berechnen lehrt. Dergleichen Dinge sollen als Beiwerk und Nebensache wenig Raum und Zeit in Anspruch nehmen, und werden im schlimmsten Falle weniger schaden, als manche pädagogisch sterile Partien der größten Classiker. Sollte gleichwohl von solchen unschuldigen Kleinigkeiten für die Unschuld des Geistes zu fürchten sein, so mögen sie immerhin beim Gebrauche des Buches übergangen, oder auch alle byzantinische Fragmente von demselben ausgeschlossen werden. Wesen, Bestand, Tendenz und Zweckmäßigkeit des Ganzen werden mit ihnen und ohne sie sich ziemlich gleich bleiben. Indem bei jedem Autor die Freiheit vorbehalten wird, ihn ohne ausgehobene Stilproben mittelst einfacher Erwähnung in dem catalogus auctorum der Litteraturgeschichte zu überweisen, ist auch die Möglichkeit gegeben, alles der classischen Bildung Nachtheilige auszuschließen. Demnach können die gemachten Vorwürfe nicht die Idee des Werkes selbst, sondern nur ihre fehlerhafte Ausführung treffen, und Nichts wird durch den schwankenden Begriff des Classischen, Alles durch die Zweckmäßigkeit der Einzelnheiten entschieden. Freilich werden hierbei dissonirende Ansichten unvermeidlich sein, ἄλλος γάρ τ' ἄλλοισιν ἀνὴρ ἐπιτέρπεται ἔργοις. Aber im Wesentlichen wird Uebereinstimmung und pädagogische Zweckmäßigkeit sich verbürgen lassen, wenn die zum Abdruck bestimmten Stellen zuvor verzeichnet, und dieses Verzeichniß der Kritik und Verbesserung competenter Richter unterstellt wird.

Möchte es mir gelungen sein, hiermit einer Idee Eingang zu verschaffen, von deren gelungener Ausführung ich für das griechische Studium dieselbe Förderung erwarte, welche durch ähnliche Werke Ideler und Nolte dem französischen, Künzel und Wackernagel dem deutschen gewährt haben. Allerdings läßt sich eine verschiedene Behandlungsweise denken, je nachdem man eine philologisch-historische, oder eine pädagogisch-didaktische Bearbeitung beabsichtigt. Aber nur in Nebendingen schließen sich diese Gegensätze aus, während sie in der Hauptsache zusammenfallen. Die Zielpunkte beider liegen gerade bei der griechischen Sprache, welche nicht zum mündlichen und schriftlichen Gebrauch, sondern als allgemeines Bildungsmittel und als Hauptelement der gesammten litterärisch-ästhetischen Cultur erlernt wird, weit näher an einander, als bei jeder andern Sprache und Litteratur, und der zu ihnen führende Weg, wenn auch hin und wieder nach beiden Seiten auseinandergehend und verschiedene Ansichten gewährend, ist doch im Ganzen derselbe, durchschneidet dasselbe Gebiet, es mit geistigem Verkehr nach allen Seiten belebend, und nicht leicht wird Jemand in den Fall kommen, um einiger Divergenzen willen, ihn zweimal im Leben, einmal als Philolog, einmal als Pädagog zurückzulegen. Die Aufgabe für unsere Zeit ist überall nicht, die wissenschaftlich philologischen und die praktisch pädagogischen Interessen streng von einander zu scheiden, sondern vielmehr sie eng in einander zu verflechten. Auch hier mögen darum der Philolog und der Pädagog beisammen bleiben und als treue und sich wechselseitig helfende Gefährten sich in einander fügen und schicken. Wo ein wirklicher Conflict ihrer Pläne eintritt, soll allerdings der isolirter und freier sich bewegende Philolog nach dem in Gesellschaft seiner Schüler langsamer und bedächtiger ziehenden Pädagogen sich bequemen, und vorzugsweise für das Bedürfniß des letzteren der Weg gebahnt werden. Aber andrerseits darf auch der Pädagog niemals vergessen, daß er Griechisch lehrt, nicht bloß um ästhetische Züchtigkeit daran auszubilden, sondern auch um jene aller Wissenschaft und Bildung gemeinsamen Interessen zu fördern, welche auf dem inneren Verkehre der Philologie mit der Theologie, der Jurisprudenz, der Heil- und Naturkunde, der Philosophie, Mathematik und Geschichte beruhen. Interessen, welche mein hochgeehrter Gegner selbst sonst so hoch anzuschlagen

pflegt, und die nicht bloß in den Augen der Welt den Werth der Philologie erhöhen, sondern ihr auch auf dem pädagogiſchen Standpunkte mannichfaltige Reize und allſeitig bildende Kräfte verleihen. *)

II.

Bekanntmachung über eine planmäßige Ausbeutung auswärtiger Bibliotheken zu philologiſchen Zwecken.

Zu S. 56.

Die Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner hat es ſich in ihren Statuten §. 1. d. unter anderm zum Zweck geſetzt, „größere philologiſche Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größeren Anzahl in Anſpruch nehmen, zu befördern.“ Nachdem in Bezug hierauf ſchon im J. 1838 die Aufmerkſamkeit der Verſammlung auf eine längſt vermißte Ausgabe der alten Mathematiker gerichtet worden war, wurde im J. 1839 zu Mannheim von dem mitunterzeichneten Prof. Haaſe ein umfaſſenderer Vorſchlag gemacht, welcher im J. 1840 zu Gotha berathen und angenommen, und zu deſſen Ausführung die unterzeichnete Commiſſion gewählt wurde. Dieſelbe iſt im J. 1841 zu Bonn zum erſten Male vollſtändig verſammelt geweſen, und hat zunächſt über die im Einzelnen zwar erfreulichen, jedoch bis jetzt noch bei weitem nicht genügenden Erfolge ihrer Bemühungen berichtet und demnächſt beſchloſſen, mit folgender Darlegung deſſen, was geſchehen ſoll, alle Philologen und ſonſtigen Freunde der Litteratur des Alterthums in Deutſchland zur Unterſtützung des Unternehmens aufzufordern, deſſen Vorbereitung und Leitung ihr übertragen iſt.

Die ſehr großen Verdienſte, welche ſich die neuere Philologie um die alte Litteratur durch gründliche und zuverläſſige Herſtellung der Texte, ſo wie durch vielſeitige, geiſtvolle Erklärung erworben hat, beſchränken ſich dem größten Theile nach auf die gangbarſten, dem Schulgebrauch nöthigen und nahe liegenden, überhaupt auf die ſchönſten und wichtigſten Partien der Litteratur. Gleichwohl iſt es ſelbſt bei manchen der namhafteſten Schriftſteller noch nicht gelungen, alle für ſie vorhandenen Hülfsmittel ausfindig zu machen, oder die gefundenen ſo zu benutzen, daß man für die Texte eine ſichere Grundlage gewonnen und ſo wenigſtens die diplomatiſche Kritik zu einem gewiſſen Abſchluſſe gebracht hätte; man erinnere ſich nur, wieviel hierzu noch mangelt, z. B. bei Xenophon, Polybius, Diodor, Plutarch, Athenäus, Cicero, Ovid, Tacitus u. ſ. w., obwohl für dieſe Schriftſteller ſelbſt ſchon Bedeutendes geleiſtet iſt, um nicht zu gedenken derer, für die von Einzelnen die kritiſchen Hülfsmittel zwar ſchon geſammelt, aber noch nicht verarbeitet ſind. So iſt es alſo zunächſt ſelbſt für die wichtigſten und nöthigſten Theile der alten Litteratur ein dringendes Bedürfniß, die noch gar nicht oder noch nicht genügend benutzten Handſchriften ſo auszubeuten, wie es eine gründliche Kritik verlangt.

*) Eine lehrreiche Vergleichung bieten die ſeit jenen Verhandlungen bekannt gewordenen Sammelwerke von Baumſtark und Berberg. Sollte, was dem gebildeten Publicum an Ueberſetzungen ſo erwünſcht erſcheint, für die gelehrte Bildung in der Originalſprache weniger Werth haben? (D. Vf.)

Aber es giebt ferner noch sehr ausgedehnte und mannichfaltige Gebiete der alten Litteratur, für welche in neuerer Zeit verhältnißmäßig außerordentlich wenig geschehen ist. Von Dichtern, Rednern, Philosophen, Historikern sind es freilich nur die späteren und mehr untergeordneten, welche einer neuen kritischen Bearbeitung dringend bedürftig sind; aber ganz besonders sind ziemlich alle diejenigen Schriftsteller, welche die realen Wissenschaften behandelt haben, in einem solchen Zustande, daß sie der Benutzung beinahe entzogen sind; unter diesen sind nicht wenige noch ganz ungedruckt; die gedruckten sind meistens nur in einzelnen sehr seltenen alten Ausgaben vorhanden, und ihr Text ist gewöhnlich so voll von Lücken und Fehlern aller Art, daß es in vielen Fällen unmöglich ist, ohne fortwährende Emendation mit zweifelhaftem Erfolge zu einem genügenden Verständniß zu gelangen, oder daß man sich wenigstens immer in der Lage befindet, keine ganz zuverlässigen Folgerungen aus Form und Inhalt machen zu können. In solchem kläglichen Zustande befindet sich die Mehrzahl der späteren Geographen, die Mathematiker, Mechaniker und Musiker, die Astronomen und Astrologen, die Mediciner und Naturforscher aller Art mit den Alchymisten, die Schriftsteller über Thierheilkunde, Jagd u. s. w. Hier handelt es sich also gar nicht etwa um die bloße Hefe der spätesten Litteratur, sondern gutentheils um Schriftsteller älterer Zeit, oder solche, die aus älteren geschöpft haben. Werden diese den philologischen Studien zugänglich gemacht, so ist zunächst der Gewinn davon zu erwarten, daß eine Menge von Kunstausdrücken aus den genannten Wissenschaften eine sichere Erklärung finden, während jetzt bekanntlich die technische Sprache der Alten auch in den bedeutendsten lexicographischen Unternehmungen unsrer Zeit noch eine sehr versäumte und dunkle Partie ist; es versteht sich, daß ein Fortschritt hierin theils ein allgemeines sprachliches Interesse haben, theils auch oft zum Verständniß der gelesensten Autoren beitragen würde. Ferner bedarf es kaum der Erinnerung, daß in den erwähnten Schriften sich nicht Weniges findet, was uns mannichfachen Aufschluß über das Leben und die Gewohnheiten der Alten giebt; selbst die Mathematiker sind zuweilen für die Antiquitäten von großem Interesse, z. B. wenn der ungedruckte Hero den Kubikinhalt einer Triere berechnet, u. dgl. Aber als einen großen und wesentlichen Gewinn muß man es ferner betrachten, daß die Geschichte der realen Wissenschaften im Alterthum erst dann auf eine befriedigende Weise geschrieben werden kann, wenn ihre Quellen zugänglich gemacht und gereinigt sein werden. In dieser Beziehung trifft das Interesse der Philologie mit dem aller anderen Wissenschaften zusammen, um welche es sich hier handelt; wie weit diese auch immer über die Leistungen des Alterthums hinaus sein mögen, wie gering die Hoffnung sein möge, in seinen Schriften noch unbekannte Hülfsmittel für heutige Praxis zu finden, (eine Hoffnung, die z. B. 1804 zu Paris Veranlassung zum Druck des liber ignium ad comburendos hostes von dem fabelhaften Marcus Graecus gab, aber getäuscht wurde,) so werden es doch jederzeit die Meister dieser Wissenschaften als ein Bedürfniß und würdiges Streben anerkennen, die Geschichte derselben bis auf die ersten Anfänge zurück zu verfolgen, und darum ist gewiß auch von ihrer Seite für die philologischen Bemühungen dieser Art Theilnahme und Unterstützung zu hoffen.

Die bisher angeführten Vortheile einer umfassenden und methodischen Ausbeutung der Bibliotheken lassen sich mit voller Bestimmtheit im Voraus berechnen schon nach dem, was wir aus den Katalogen über das Vorhandensein von Handschriften wissen, die seit Jahrhunderten unbenutzt daliegen. Aber es ist außerdem auch eine keineswegs chimärische, sondern wohlbe-

gründete Hoffnung, daß ſich von bekannten Autoren noch hier oder da ſehr wichtige Handſchriften, ja daß ſich ſelbſt verloren geglaubte Bücher vorfinden werden. Es iſt nicht anzunehmen, daß die bedeutenden Entdeckungen, welche in dieſem Jahrhundert gemacht ſind, jetzt ihr Ende erreicht haben ſollten. Wer es erfahren hat, wie äußerſt unvollſtändig und unrichtig die Kataloge von Handſchriften gewöhnlich ſind, wie ſehr häufig die einzelnen Handſchriften weit mehr enthalten, als die Inhaltsangabe ſagt, und wie viele ſelbſt ältere Bibliotheken es noch giebt, über deren Inhalt nur ſehr wenige Nachrichten vorhanden ſind, der wird nicht zweifeln, daß das Glück, irgend etwas Unverhofftes zu finden, für den kundigen Forſcher faſt unausbleiblich iſt; auch ſind ja Beiſpiele genug vorhanden, welche zeigen, daß ſelbſt in bekannteren Bibliotheken, ja ſelbſt in mehrfach benutzten Handſchriften, noch intereſſante Inedita gefunden werden können. Wenn aber auch die Glücksfälle dieſer Art, wie ſicher man ſie immer erwarten kann, nicht mit in Anſchlag gebracht werden, ſo ſcheint doch ſelbſt ohne ſie die ſichere Ausbeute einer ſorgfältigen und methodiſchen Benutzung der Bibliotheken von ſo großer Bedeutung zu ſein, daß ſich mit Beſtimmtheit erwarten läßt, es werde der Plan dazu bei allen Freunden der alten Litteratur, auch wenn ſie für ihre beſonderen Richtungen und Wünſche nur einen mittelbaren Nutzen davon hoffen können, eine um ſo regere Theilnahme und um ſo bereitwilligere Unterſtützung finden, je mehr es in die Augen ſpringt, daß nur durch gemeinſame Bemühung in größerer Ausdehnung möglich werden kann, was bisher theilweiſe durch vereinzelte Beſtrebungen verſucht wurde. Wenn es bisher Jemand aus eigenen Mitteln oder durch Unterſtützung liberaler Regierungen und Gönner möglich wurde, fremde Bibliotheken zu beſuchen, ſo war er meiſtens genöthigt oder entſchloſſen, ſich auf irgend einen einzelnen Gegenſtand zu beſchränken, und alles Andere, geſetzt auch, es wäre wichtiger, bei Seite zu laſſen. Viele dagegen ſehen ſich ganz außer Stande, ſich für ihre Arbeiten die nöthigen kritiſchen Hülfsmittel entweder ſelbſt oder durch Andere zu verſchaffen; und wem dies endlich vielleicht durch viele Opfer gelungen war, der mußte dann zuletzt noch ſeinen Plan an der Schwierigkeit ſcheitern ſehen, für eine lange und mühſame Arbeit einen Verleger zu finden, wenn ſie ihrem Inhalte nach zunächſt nur für ein kleines Publikum ein unmittelbares Intereſſe haben konnte.

Dieſe Schwierigkeiten werden großentheils hinweggeräumt, die Litteratur des Alterthums wird in allen ihren Theilen zugänglich gemacht, verborgene Schätze werden an's Licht gezogen und die Kritik der vorhandenen wird bis zu einem möglichſt zuverläſſigen Abſchluß fortgeführt werden, wenn wir durch reichliche Unterſtützungen in den Stand geſetzt werden, den folgenden Plan zur Ausführung zu bringen.

Es ſollen zwei thätige und möglichſt gründlich vorbereitete jüngere Philologen, mit einer jährlichen Beſoldung von je 600 Rthlr., abgeſendet werden, um fremde Bibliotheken nach einem umfaſſenden Plane auszubeuten. Sie ſollen arbeiten unter der Controlle der unterzeichneten Commiſſion, welche die ſo erlangten Collationen und Inedita entweder ſelbſt auf geeignete Weiſe publiciren oder ſie denen übergeben wird, welche davon einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen im Stande und geneigt ſind. Zu dem Ende iſt vor allen Dingen erforderlich, daß mittelſt Subſcription jährlicher Beiträge eine Summe von 1200—1500 Rthlr. zuſammengebracht werde, wovon nach Abzug der Beſoldungen der Ueberſchuß, wo es nöthig iſt, auf die Herausgabe, ſo wie auch auf die an die Subſcribenten zu liefernden Freiexemplare von Schriften, über welche disponirt werden kann, und auf die Koſten der Correſpondenz ꝛc. verwendet werden ſoll. Die

unterzeichnete Commission wird sich bemühen, auch die Unterstützung der Regierungen durch Geldzuschüsse und Portofreiheit zu erlangen, und wird alljährlich der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Rechenschaft über ihre Geschäftsführung und deren Erfolge ablegen. Vor allen Dingen aber bittet sie dringend alle diejenigen, welche mit ihr die Ueberzeugung theilen, daß das beabsichtigte Unternehmen von großer wissenschaftlicher Bedeutung ist und sichere Hoffnung auf die wichtigsten Erfolge verspricht, es durch Unterzeichnung jährlicher Beiträge, sofern es ihre Vermögensumstände gestatten, möglichst reichlich zu unterstützen, und durch Verbreitung und Empfehlung gegenwärtiger Aufforderung auch Andere möglichst dazu zu veranlassen. Nicht die mit eigenen Bedürfnissen Kämpfenden unseres Standes, sondern die durch äußere Mittel und Lage Begünstigten in und außer demselben sind es, an welche wir uns wenden. Der lebhafte Anklang, welchen der Plan von vielen Seiten gefunden hat, so wie auch die bisherigen Erfolge der Subscription (in Breslau allein sind beinahe 100 Rthlr. gezeichnet), und der rege wissenschaftliche Sinn vieler von denjenigen, welche beitragen können, geben uns die Hoffnung, daß die erforderliche Summe in nicht gar langer Frist vollständig sein wird. Zugleich bitten wir alle Subscribenten, den Unterzeichneten gefälligst mittheilen zu wollen, ob und welche besonderen Wünsche sie haben, damit diese thunlichst berücksichtigt werden können, namentlich aber uns Nachweisungen aller Art zukommen zu lassen, welche dem Unternehmen von Nutzen sein könnten; solche würden uns ganz vorzüglich dann schätzbar sein, wenn sie sich auf weniger nahe liegende Gegenstände bezögen, deren Litteratur nicht füglich ohne Beschäftigung mit ihnen selbst kennen gelernt werden kann.

F. Haase in Breslau, für Schlesien, Posen, Provinz und Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogthümer.

C. Lachmann in Berlin, für Ost- und Westpreußen, Pommern, Mark Brandenburg, Mecklenburg.

F. Ritschl in Bonn, für die Rheinprovinz und Westphalen, Hessen, Nassau, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Holstein, Schleswig, Bremen, Lübeck, Hamburg, Frankfurt a. M.

F. Thiersch in München, für Baiern und Oesterreich.

Ch. Walz in Tübingen, für Würtemberg, Baden und die Schweiz.

III.

Statuten

des

Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Zu S. 92.

Erster Abschnitt.

Von dem Vereine, seinen Zwecken und Mitgliedern.

§. 1. Unter dem Namen „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande" bildet sich eine Gesellschaft, bestimmt für die Erhaltung, Bekanntmachung und Erklärung antiker Monumente aller Art in dem Stromgebiete des Rheins und seiner Nebenflüsse von den Alpen bis an das Meer Sorge zu tragen, ein lebhafteres Interesse dafür zu verbreiten und, soviel möglich, die Monumente aus ihrer Vereinzelung in öffentliche Sammlungen zu versetzen.

§. 2. Der Verein stellt sich unter den Schutz der Hohen Staatsbehörden.

§. 3. Er ladet zum Beitritt Alle, die sich in den betreffenden Gegenden für Alterthümer interessiren, so wie auch an anderen Orten verdiente Männer ein, und bietet den übrigen Vereinen der Art in der Schweiz, Deutschland, Holland, Belgien und anderwärts zu gegenseitiger Dienstleistung die Hand.

§. 4. Er besteht:

I. a) aus ordentlichen,
   b) aus außerordentlichen Mitgliedern;
II. aus Ehrenmitgliedern.

§. 5. Zu Ehrenmitgliedern werden solche hochgestellte Männer gewählt, welche dem Vereine zur Zierde, so wie zu wirksamem Schutze gereichen.

§. 6. Ordentliche Mitglieder, wenn sie die Verhandlungen des Vereins zu erhalten wünschen, verpflichten sich zu einem jährlichen Beitrage von drei Thalern; leisten sie auf jene Verzicht, zu einem jährlichen Beitrage von anderthalb Thalern. Außerordentliche Mitglieder werden Solche, welche durch dankenswerthe Geschenke und Mittheilungen ihre Theilnahme an den Zwecken des Vereins bethätigen.

§. 7. Vorgeschlagen werden alle Mitglieder durch die Sekretäre, ernannt durch den Vorstand.

Zweiter Abschnitt.

Von dem Vorstande des Vereins.

§. 8. Der jedesmalige Vorstand des Vereins wird in der jährlich an einem vorher festgesetzten Orte zu haltenden Generalversammlung der ordentlichen Mitglieder durch Stimmenmehrheit auf ein Jahr gewählt.

§. 9. Der Sitz des Vorstandes ist in Bonn, kann jedoch durch gemeinsamen Beschluß der Generalversammlung verlegt werden.

§. 10. Der Vorstand besteht:

I. aus einem Präsidenten,

II. aus einem ersten redigirenden Sekretär, der bei Verhinderung des Präsidenten als Vicepräsident fungirt,

III. aus einem zweiten redigirenden Sekretär,

IV. aus einem Archivar,

V. aus einem Rechnungsführer und Kassirer.

§. 11. Der Vorstand ernennt auswärtige Sekretäre, welche berechtigt sind, den Sitzungen des Vorstandes beizuwohnen, namentlich in Leyden, Nymwegen, Utrecht, Wesel oder Xanten, Neuß, Aachen, Cöln, Coblenz, Neuwied, Saarbrücken, Trier, Mainz, Mannheim, Speyer, Worms, Straßburg, Freiburg, Tübingen, Constanz, Basel, Zürch und anderen Orten.

§. 12. Der Vorstand hat für die Interessen des Vereins im weitesten Umfange zu sorgen und von seiner Geschäftsführung der Generalversammlung Rechenschaft abzulegen.

§. 13. Der Vorstand hält wenigstens alle zwei Monate eine Sitzung. Zur Fassung eines Beschlusses müssen wenigstens drei Mitglieder zugegen sein.

§. 14. Dem Vorstande liegt insbesondere die Besorgung der Druckschriften ob.

Dritter Abschnitt.

Von den Druckschriften des Vereins.

§. 15. Die Druckschriften sollen unter dem Titel „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland" jährlich aus einem oder zwei Heften bestehen, die mit einer Anzahl Abbildungen von Monumenten ausgestattet sein werden.

§. 16. Die Jahrbücher umfassen Alles, was sich auf Alterthümer im Stromgebiete des Rheines und seiner Nebenflüsse bezieht: eine antiquarische Zeitung, Abhandlungen, Recensionen und eine Chronik des Vereins.

§. 17. Ueber die Aufnahme der eingesandten Beiträge entscheidet der Vorstand.

Zusätzliche Bestimmung.

§. 18. Die Statuten können von der Generalversammlung durch Stimmenmehrheit der Anwesenden abgeändert werden.

Beschlossen in der Generalversammlung zu Bonn am 1. Oktober 1841.

IV.

Verzeichniß der Mitglieder

der

Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bonn.

(Geordnet nach ihrer Einzeichnung in das Album.)

Ritschl, der Zeit Vicepräses.
n, Geheimer Regierungsrath
er zu Bonn.
Schlegel zu Bonn.
elbrück, Regierungsrath und
t Bonn.
ilberg aus Essen.
Brockhoff aus Bonn.
d. Aug. van Calker, Pro-
Bonn.
. Bartelmann, Lehrer aus

ſſer, Professor aus Münſter.
e, Professor aus Trier.
er, Gymnaſiallehrer aus Düren.
in, Lyceumsdirector von Mann-

ock, Dr. aus Bonn.
ndt aus Bonn.
apellmann, Gymnaſiallehrer
ldorf.
, Professor zu Bonn.
iann, Gymnaſialdir. zu Bonn.
Professor zu Bonn.
, Professor zu Bonn.
Privatdocent zu Bonn.
, Gymnaſiallehrer in Bonn.
ch, Professor der Theologie in

ch aus Bonn.
ff, Gymnaſiallehrer aus Mün-

rott, Lehrer der Realſchule zu

26. Baron Estorff, Kammerjunker aus Paris.
27. J. Quoſſek, Gymnaſiallehrer aus Bonn.
28. Dr. Heimſoeth, Privatdocent aus Bonn.
29. Dr. Harleß, Vicerector aus Herford.
30. Dr. Gildemeiſter, Privatdocent a. Bonn.
31. J. Schraut, Gymnaſiallehrer aus Saarbrücken.
32. J. Bekker, Professor aus Berlin.
33. C. Lachmann, Professor aus Berlin.
34. Dr. L. Urlichs, Privatdocent aus Bonn.
35. Dr. H. Düntzer, Privatdocent aus Bonn.
36. Dr. v. Rieſe, Professor aus Bonn.
37. Dr. Fabri, Professor aus Nürnberg.
38. Henry Benjamin aus Westindien.
39. Dr. Julius Cäſar, Privatdocent aus Marburg.
40. Lic. Sommer, Privatdocent aus Bonn.
41. Ludw. v. Schedius, kön. Rath und Professor aus Peſth.
42. Dr. Friedemann, Naſſauiſcher Oberſchulrath und Archivdirector zu Idſtein.
43. Dr. Hupfeld, Gymnaſiallehrer aus Caſſel.
44. Dr. Fichte, Professor zu Bonn.
45. Dr. Jasper, Rector aus Rheydt.
46. Dr. Loers, Gymnaſialdirektor aus Trier.
47. Clauſener, Professor am Athenäum zu Luxemburg.
48. Dr. Laſſen, Professor aus Bonn.
49. Dr. Heinen, Director aus Düſſeldorf.
50. Dr. Helmke, Director aus Cleve.
51. Dr. Thierſch, Director aus Dortmund.
52. J. Duhr, Lehrer an der Realſchule zu Düſſeldorf.
53. Baron de Roiſin aus Bonn.

54. Korte, Director aus Meppen.
55. Roth, Gymnasiallehrer aus Münstereifel.
56. Zirkel, Gymnasiallehrer aus Bonn.
57. Breidenstein, Professor aus Bonn.
58. Naumann, Professor aus Bonn.
59. Fr. Thiersch, Hofrath und Professor aus München.
60. Kaufmann, Professor aus Bonn.
61. Fr. P. Peters, Gymnasiallehrer aus Düsseldorf.
62. Dr. Kruse, Oberlehrer aus Elberfeld.
63. W. Elster, Rector am Gymnasium, aus Clausthal.
64. A. Voß, Professor aus Kreuznach.
65. Joh. Schrey, Lehrer aus Inden.
66. Mockel, Gymnasiallehrer aus Bonn.
67. Dr. K. F. Hermann, Professor aus Marburg.
68. Dr. Roulez, Professor aus Gent.
69. B. Becker, Lehrer aus Bonn.
70. Kanne, Gymnasiallehrer aus Bonn.
71. Schwalb, Gymnasiallehrer a. Duisburg.
72. Schram, Professor aus Bonn.
73. Dr. Fiedler, Professor aus Wesel.
74. J. Geerling, Oberlehrer aus Wesel.
75. Lücke, Consistorialrath und Professor in Göttingen.
76. C. Heinrich, Dr. der Med. u. Phil. aus Bonn.
77. Dr. Kerlen, Rector der höhern Bürgerschule zu Mülheim a. d. Ruhr.
78. Dr. Steiner, Oberlehrer am Gymnasium zu Kreuznach.
79. Dr. Hundeshagen aus Bonn.
80. J. Geel, Professor und Oberbibliothekar aus Leyden.
81. Dr. Schiller, Assistent am Gymnasium zu Erlangen.
82. Flock, Gymnasiallehrer aus Coblenz.
83. Dominicus, Gymnasiallehrer a. Coblenz.
84. Dr. Horrmann, Gymnasiallehrer aus Magdeburg.
85. Rüttger, Gymnasiallehr. a. Münstereifel.
86. J. Kayser, Gymnasiallehrer aus Darmstadt.
87. D. Staeffler, Rector aus Trarbach.
88. Dr. Radicke, Privatdocent aus Bonn.
89. Hofmann, Reallehrer a Darmstadt.
90. Dr. Walther, Bibliothekar a. Darmstadt.
91. Dr. Lange, Gymnasiallehrer a. Worms.
92. Dr. Grieshaber, Professor a. Rastadt.
93. Kirschbaum, Conrector aus Weilburg.
94. Schulz, Collaborator aus Weilburg.
95. Dr. Soldan, Gymnasiallehrer a. Gießen.
96. L. Lange, Baurath aus Darmstadt.
97. C. Bissinger, Lyceumslehrer a. Mannheim.
98. Seul, Oberlehrer aus Coblenz.
99. Behaghel, Professor von Mannheim.
100. Dr. Klein, Director aus Coblenz.
101. Ewich, Lehrer aus Barmen.
102. Dr. Ed. Jacobi, Oberconsistorialrath aus Gotha.
103. H. Behn-Eschenburg, Cand. der Phil. aus Bonn.
104. Bernd, Professor aus Bonn.
105. J. Wichelhaus, Pfarrer aus Bonn.
106. W. Dillenburger, Oberlehrer aus Aachen.
107. G. Brambach, Progymnasiallehrer aus Siegburg.
108. J. J. Weber, Schulpfleger a. Rheindorf.
109. Dr. Rost aus Gotha.
110. Hoß, Professor aus Köln.
111. Dr. Wierß, Lehrer aus Düsseldorf.
112. Treviranus, Professor zu Bonn.
113. Pieler, Oberlehrer aus Arnsberg.
114. Dr. Hilgers aus Bonn.
115. Dr. Marx, Oberlehrer aus Goesfeld.
116. Dr. G. F. Grotefend, Director aus Hannover.
117. Dr. C. L. Grotefend aus Hannover.
118. Dr. Fr. Gerlach, Professor aus Basel.

119. Dr. W. Viſcher aus Baſel.
120. Dr. Grimm, Oberſchulrath aus Hanau.
121. Katzfey, Director aus Münſtereifel.
122. Scotti, Rector aus Meurs.
123. Meſſerer, Gymnaſiallehrer a. Saarbrück.
124. Dr. Schoen, Director aus Aachen.
125. Ditges, Lehrer zu Neuß.
126. Meiring, Director zu Düren.
127. Remacly, Lehrer am Gymnaſium zu Düren.
128. Dr. Hildebrand, Profeſſor aus Düſſeldorf.
129. Grubitz, Oberlehrer aus Minden.
130. Dr. Menge, Oberlehrer aus Aachen.
131. Focke, Oberlehrer aus Arnsberg.
132. Lorentz, Gymnaſiallehrer aus Köln.
133. Dr. Backes, Gymnaſiallehrer aus Köln.
134. Dr. Münſcher, Gymnaſiallehrer aus Hanau.
135. C. Halm, Profeſſor aus Speyer.
136. Dr. Züllig aus Heidelberg.
137. Ullmann, Kirchenrath aus Heidelberg.
138. C. Dilthey, Oberſtudienrath a. Darmſtadt.
139. L. Kayſer, Profeſſor aus Heidelberg.
140. Dr. Fr. Kayſer aus Heidelberg.
141. Goetz, Rector aus Neuwied.
142. Dr. Vogel, Profeſſor aus Zweibrücken.
143. Dr. Eichhoff, Oberlehrer am Gymnaſium zu Elberfeld.
144. Bäumlein, Profeſſor aus Maulbronn.
145. Cadenbach, Oberlehrer zu Eſſen.
146. Freudenberg, Oberlehrer in Bonn.
147. Ph. Wirtgen, Lehrer zu Coblenz.
148. Arn. Förſter, Lehrer aus Aachen.
149. Dr. Knebel, Oberlehrer aus Kreuznach.
150. H. Kopſtadt, Lehrer aus Crefeld.
151. Dr. Wieſeler, Privatdoc. a. Göttingen.
152. W. A. van den Ham aus Utrecht.
153. Schmidts, Gymnaſiallehrer aus Düſſeldorf.
154. Fulda, Gymnaſiallehrer aus Duisburg.
155. Viehoff, Reallehrer aus Düſſeldorf.
156. W. Becker, Reallehrer aus Düſſeldorf.
157. L. Krahe, Gymnaſiallehr. a. Düſſeldorf.
158. Beckel, Dr. aus Münſter.
159. Offenberg, Rector aus Vreden.
160. Limberg, Oberlehrer aus Münſter.
161. Honigmann, Gymnaſiallehrer aus Düſſeldorf.
162. Stieve, Director aus Recklinghauſen.
163. Dr. Grauert, Profeſſor aus Münſter.
164. Roſpatt, Oberlehrer aus Münſtereifel.
165. Fr. Teipel, Oberlehrer aus Coesfeld.
166. Dr. Ley, Oberlehrer zu Cöln.
167. Wolff, Progymnaſiallehrer in Wipperfürth.
168. Grashof, Oberlehrer in Düſſeldorf.
169. Paſley, membre de l'université de Cambridge.
170. Hildebrand, Profeſſor in Marburg.
171. Korten, Regierungs- und Schulrath in Coblenz.
172. Wedewer, Gymnaſiallehr. a. Coesfeld.
173. Dr. A. Rein aus Crefeld.
174. Dr. Büllner, Director a. Düſſeldorf.
175. Schroeteler, Vorſteher der höheren Lehranſtalt in Vierſen.
176. Buddeberg, Oberlehrer in Eſſen.
177. Dr. Budde, Gymnaſiallehr. in Kreuznach.
178. Junkmann, Gymnaſialhülfslehrer aus Coesfeld.
179. Schneemann, Oberlehrer in Trier.
180. J. H. Böhme, Rector des Progymnaſiums zu Andernach.
181. Dr. J. T. Janſſen, Conſervator des archäologiſchen Muſeums in Leyden.
182. Dr. Vogelſang, Profeſſor der Theologie zu Bonn.
183. Dr. Menn, Gymnaſiallehr. in Düſſeldorf.
184. Dr. Hantſchke, Profeſſor a. Elberfeld.
185. Wilh. Pütz, Oberlehrer aus Düren.
186. Dr. Schifflin, Lehrer aus Barmen.

187. Dr. Wagner, Gymnasiallehr. in Darmstadt.
188. Höchsten, Gymnasiallehrer in Coblenz.
189. Kreuser, Gymnasiallehrer in Cöln.
190. Rein, Schulrath und Director emeritus in Gera.
191. Mayer, Professor aus Bonn.
192. B. Wiedmann, Rector des Progymnasiums zu Attendorn.
193. Dr. Beck, Prof. am Lyceum zu Rastatt.
194. Elvenich, Oberlehrer aus Düren.
195. Dr. Rossel von Wiesbaden.
196. Püning, Gymnasiallehrer aus Recklinghausen.
197. Dr. Westarp aus Münster.
198. K. Klein, Lehrer zu Mainz.
199. Dr. Meyer aus Zürich.
200. Rosery, Schulinspector aus Lagdin.
201. J. J. Bachofen, Professor aus Basel.
202. Carl Bender aus Weinheim.
203. Dr. Stoy aus Weinheim.
204. Schündelen, Kaplan aus Dülken.
205. Dr. Hoegg, Oberlehrer aus Cöln.
206. Prof. Dr. Haase aus Breslau.
207. Dr. Hilgers, Professor aus Bonn.
208. Strauß, Landdechant und Pfarrer aus Unkel.
209. W. Lehmann, Professor zu Athen aus Nord-Amerika.
210. Dr. Ernsts aus Bonn.
211. Dr. Wenner aus Bonn.
212. Nees v. Esenbeck, Gymnasiallehrer aus Saarbrücken.
213. Dr. Bohres, Rector an der höhern Bürgerschule in Schwelm.
214. D. J. Ansted, Professor aus London.
215. Dr. Böcking, Prof. iur. aus Bonn.
216. Dr. theol. Hofrath Petri aus Braunschweig.
217. Dr. T. Roorda, Prof. der orientalischen Sprachen und der spec. Philosophie aus Amsterdam.
218. Prof. Walz aus Tübingen.
219. Prof. Schall aus Stuttgart.
220. L. Emmerich, Lehrer aus Bonn.
221. F. Schürmann, Oberlehrer am Seminar zu Meurs.
222. Sack, Consistorialrath und Professor aus Bonn.
223. C. Richard, Cand. phil. a. Osnabrück.
224. Weber, Lehrer aus Quadrath.
225. König, Cand. phil. aus Bonn.
226. Rabe, Seminarlehrer aus Brühl.
227. A. Simon, Gymnasiallehrer a. Saarbrücken.
228. E. Fasbender, Conrector a. Iserlohn.
220. J. F. Wilberg, Lehrer aus Bonn.
230. Kolthoff, Licent. theol. a. Kopenhagen.
231. Weis, Director aus Boppard.
232. Nolden, Gymnasiallehr. a. Boppard.
233. Hopf, Conrector aus Hamm.
234. K. Vogel, Lehrer aus Bonn.
235. J. vom Werth, Lehrer aus Cöln.
236. F. W. Rauchholz, Lehrer aus Bonn.
237. Simon, Referendar aus Berlin.
238. Siegel, Candidat aus Osnabrück.
239. Ed. Lang, Ergänzungsrichter a. Zweibrücken.
240. Graf von Kalnein, Major a. Bonn.
241. Von der Lancken, Major aus Bonn.
242. Graf Asseburg, Lieutenant aus Bonn.
243. von Sisser, Lieutenant aus Bonn.
244. S. Schultz, Referendarius aus Cöln.
245. Dr. von Ibell aus Bonn.
246. Dr. Birnbaum, Professor a. Gießen.
247. von Weichs, General aus Bonn.
248. Bigge, Candidat aus Arnsberg.
249. Th. Schulzeberg, Cand. theol. aus Hagen.
250. Obernier, Lehrer aus Bonn.
251. Endres, Pfarrer in Lövenich.
252. Schistel, Lehrer in Bonn.
253. Fuhrmeister, Dr. med.
254. Dr. Trettenbacher aus München.

255. Carl Eilender, Notar in Bonn.
256. J. W. Grashof, Regierungs-, Geiſtlicher- und Schul-Rath aus Cöln.
257. M. Thiel, Superintendent und Ritter aus Riga.
258. H. Goſſen, Regierungsreferendar.
259. Dr. Lamberz aus Aachen.
260. K. H. Rau, Geh. Hofrath u. Profeſſor von Heidelberg.
261. Dr. Feußner, Gymnaſiallehrer aus Hanau.
262. Dr. Roſſié.

805
V5v
v6
1843

Verhandlungen

der

sechsten Versammlung

in

Cassel 1843.

Verhandlungen der Versammlung

deutscher

Philologen und Schulmänner.

Zweites Heft.

Halle 1844.
Druck und Verlag von C. A. Kümmel.

Digitized by Google

Verhandlungen des Vereins

deutſcher

Philologen und Schulmänner.

Erſtes Luſtrum.

Verſammlungen

in Nürnberg 1838, in Mannheim 1839, in Gotha 1840, in Bonn 1841 und in Ulm 1842.

Generaltitel für die Protokolle der erſten fünf Verſammlungen.

Digitized by Google

Ueberſicht

der in den fünf erſten Verſammlungen deutſcher Philologen und Schulmänner verhandelten Gegenſtände.

Bemerkung. I bezeichnet die Verhandlungen zu Nürnberg, II zu Mannheim, III zu Gotha, IV zu Bonn und V zu Ulm. Die arabiſchen Ziffern geben die Seite an.

1) Alphabetiſches Verzeichniß.

Abiturientenprüfungen III, 37.
Abtheilungen der Gymnaſien III, 35.
Adreſſe an G. Hermann III, 42; an Jacobs II, 39; an A. W. v. Schlegel IV, 65.
Aegyptens Zuſammenhang mit Griechenland V, 144.
Ariſtophanes in Platon's Gaſtmahl I, 24; als Kritiker III, 99.
Aſiatiſche Coloniſten in Deutſchland I, 29.

Bach, über Religionsunterricht an Gymnaſien III, 80.
Bäumlein, über die Modi und die griechiſchen Negationen I, 11; über Parallelgrammatik IV, 31.
Bartelmann, über parallele Behandlung der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Grammatik IV, 22.
Barth, über Gründung eines apparatus criticus et philologicus III, 44. 125.
Batrachomyomachie V, 159.
Becker's, K. F., Grammatik und grammatiſche Theorie IV, 77. 82; ihre Anwendung auf das Lateiniſche V. 160.
Bemalung der antiken Sculpturwerke II, 56.
Benſen, über Bedeutung der Philologie für Staatsleben und Nationalerziehung I, 39.
Beredtſamkeit, Wiederherſtellung der öffentlichen III, 22.
Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des Geiſtes II, 28.
Bibliotheken, Benutzung auswärtiger IV, 98; die erſte öffentliche in Deutſchland V, 161.
Bildung zur Beredtſamkeit III, 22.
Bube, Todtenfeier K. O. Müller's III, 60.

Cenſur, Einwirkung derſelben auf die römiſche Staatsverfaſſung V, 26.
Centurieneintheilung IV, 64.
Cicero's Nachrichten über die ſerviqniſchen Centurien IV, 64.
Cleß, über Seleucia V, 148.
Codex palaeographicus III, 62.
Conjunctionen I, 8.
Creuzer, über das Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit II, 5; über Bemalung der Sculpturwerke II, 61.
Curtmann, über die Einwirkung der Schule auf das Leben IV, 72.

Dauer der Vorträge IV, 93.
Desbillons handſchriftlicher Nachlaß II, 109.
Dialecte, griechiſche, IV, 32.
Dilthey, über griechiſche Lectüre in Verbindung mit griechiſcher Culturgeſchichte IV, 10. 94.
Döderlein, über die Conjunctionen I, 8; über den Stamm von supplicium I, 22.
Döll, über den Unterricht in fremden Sprachen auf Mittelſchulen II, 74.

Eichſtädt, Ode III, 119.
Elementarmathematik I, 40.

ſchulen für Gymnaſien III, 35.
Schulen II, 85.
ter Methode des Sprachunterrichts V, 32. 181.
Reiſewerk IV, 85.
. über Methode des lateiniſchen Unterrichts IV,
.
ann, Adreſſe an A. W. v. Schlegel IV, 7. 65;
riechiſche Lectüre IV, 22; über Sprachunterricht
3.
:, über den Druck von Abhandlungen III, 127.
, über relative Appoſition II, 99.
ler, über Hamilton's Methode I, 49.
:, über Homeriſche Kritik III, 44.
, über Cicero's Nachrichten von den ſervianiſchen
rien IV, 67; über Einwirkung der Cenſur auf
miſche Staatsverfaſſung V, 26; über römiſche
chtſchreibung I, 30; über Seneca's Stellung
ter Zeit II, 46; über Tacitus Germania III,
ber grammatiſche Methode IV, 82.
unterricht, Methode deſſelben II, 121; Anfang
n I, 41.
jan, A., über Ariſtophanes als Kritiker III, 99.
nd, öffentlicher Unterricht in demſelben V, 163;
Zuſammenhang mit Aegypten V, 144.
: Sprache, deren Geſchichte und Entwickelung
. 142. IV, 32; griechiſche Lectüre und Cultur-
jte IV, 10.
nd, G. F., über Fellows Reiſewerk IV, 85.
r, über Wiederherſtellung der öffentlichen Be-
nkeit III, 22.
cker, über die griechiſchen Mathematiker I, 21.
III, 37.
über einen Verein zur Benutzung ausländiſcher
theken II, 97. III, 76. IV, 56. 98; über
tatiſchen Unterricht IV, 77.
s Methode I, 49. V, 32. 182.
über die erſte öffentliche Bibliothek in Deutſch-
, 161.
. über Herausgabe griechiſcher Mathematiker
.
. E. F., Leben und literariſcher Nachlaß IV, 89.
che Rollen I, 14.
n, G., über K. O. Müller III, 60; Begrüßung
0; Adreſſe an denſelben III, 42.
n, K. Fr., Adreſſe an Jacobs II, 38; über
lung antiker Sculpturwerke II, 61; über Bil-
zur Beredtſamkeit III, 29; über Cicero's Nach-
von den ſervianiſchen Centurien IV, 64; über
ſiodiſchen Weltalter III, 62; über Platon's
helleriſche Motive II, 21; über Sprachunter-
auf Mittelſchulen II, 77.
Heſiodiſche Weltalter III, 62.
Hoffer, über Elementarmathematik I, 40; über deutſche Satzlehre I, 14.
Hofmann, über Abfaſſung eines hiſtoriſchen Lehrbuchs I, 44.
Homeriſche Kritik III, 44; Einheit in den homeriſchen Epen III, 53.

Jacob, F., über Erweiterung des philologiſchen Vereins III, 43. 122.
Jacobs, Antrittsrede über den ethiſchen Gehalt des claſſiſchen Unterrichts III, 7; Begrüßung II, 19; Adreſſe an denſelben II, 39; Vermächtniß an die Philologen II, 19; Schlußrede III, 116.
Jacotot's Methode I, 49. V, 32. 182.
Jan, über Sillig's Bearbeitung der Naturgeſchichte von Plinius I, 23.
Immanuel, über Gründung eines Journals III, 44.

Kerlen, über Methode des lateiniſchen Unterrichts IV, 82.
Koch, über Unterſtützung der Univerſitätsbibliothek in Athen III, 79.
Kreuſer, Geſchichte der griechiſchen Sprache V, 43. 142; über den Zuſammenhang zwiſchen Aegypten und Griechenland V, 147; über einen Mangel der jetzigen Kritik IV, 32; über Einfluß und Stellung der Philologie V, 34.

Lachmann, über homeriſche Kritik III, 52.
Lang, über griechiſche Prediger V, 143.
Lateiniſch Sprechen und Schreiben II, 68.
Lateiniſcher Unterricht, deſſen Methode IV, 56. 74. V, 160.

Marathoniſche Ebene I, 37.
Mathematiker, griechiſche, I, 21.
Mathematiſcher Unterricht, deſſen Methode I, 40. III, 110.
Modi I, 11.
Moſer, Proteſtation gegen Döll II, 83; Antrittsrede über den ſcheinbaren Verfall der Philologie V, 8.
Müller, K. O. III, 60. 78.
Münſcher, Fr., über Methode des Sprachunterrichts IV, 74.

Nägelsbach, Abſchiedsrede I, 49.
Nees von Eſenbeck, über Parallelgrammatik IV, 31.
Negationen, griechiſche, I, 11.
Niebuhr's Denkmünze IV, 53.
Nitzſch, über die Einheit in den homeriſchen Epen III, 53.

Ode, lateiniſche, von Eichſtädt III, 119; von Schwarz V, 5.
Ohm, über Methode des mathematiſchen Unterrichts III, 110.
Oſtindiſche Schulen II, 105.

Parallelgrammatik III, 115. IV, 22. 74.
Pauly, über alte Culturanlagen in Süddeutſchland II, 54.
Pfaff, Geſchichte des württembergiſchen Schulweſens V, 161.
Philologie, ihre Bedeutung und Wichtigkeit I, 39. IV, 42. V, 34; ihr ſcheinbarer Verfall V, 8; ihr Verhältniß zu unſerer Zeit II, 11; in Ungarn IV, 89.
Philoſophiſcher Unterricht auf Gymnaſien II, 63.
Phonologie V, 14.
Platon's ſchriftſtelleriſche Motive II, 21; Sympoſion I, 24.
Plinius Naturgeſchichte, bearbeitet von Sillig I, 23.
Prediger, griechiſche, V, 143.
Progymnaſien III, 35. 39.
Ranke, über die heſiodiſchen Weltalter III, 72; über Fr. A. Wolf's literariſchen Nachlaß I, 19.
Realcurſe an Gymnaſien III, 36.
Realſchulen III, 38. 74.
Rein, über die Staatsweisheit der Römer III, 95; über römiſches Strafrecht I, 22.
Relative Appoſition II, 99.
Religionsunterricht III, 80.
Ritſchl, Adreſſe an G. Hermann III, 42; Eröffnungsrede IV, 8; über Anwendung der Lithographie zur Copie von Manuſcripten III, 33. IV, 84.
Ritter, über die ſervianiſchen Centurien IV, 64.
Römiſche Geſchichtſchreibung I, 30; Staatsweisheit III, 95; Strafrecht I, 22.
Roiſin, über das Zuſammenwirken deutſcher und franzöſiſcher Philologie IV, 36.
Roſt, über Bearbeitung eines griechiſchen Lexicons I, 13.
Roth, über den Anfang des hiſtoriſchen Unterrichts I, 41.
Rothert, über den ſucceſſiven Unterricht in Sprachen III, 84.
Ruthardt, über Methode des Sprachunterrichts V, 33.
Satzlehre, deutſche, I, 14.
Scharpff, über den Unterricht in der Philoſophie auf Gymnaſien II, 63.
Schedius, Philologie in Ungarn IV, 89.
Schilling, Chr., über lateiniſch Sprechen und Schreiben II, 68.
Schilling, G., über die Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des Geiſtes II, 28.
Schinas, über den öffentlichen Unterricht im jetzigen Griechenland V, 163.
Schlegel, A. W. v., Adreſſe an denſelben IV, 7. 65.
Schmid über Ausſendung von Miſſionaren I, 27; über aſiatiſche Coloniſten in Deutſchland I, 29; über die Schulen in Oſtindien II, 105; über die tamuliſchen Sprachen I, 6. 9.
Schmidt, M., über Realſchulen III, 74.
Schnitzer, über Ariſtophanes in Platon's Gaſtmahl I, 24; über Anwendung der Theorie K. F. Becker's auf lateiniſche Grammatik V, 160.
Schulplan, allgemeiner, III, 17. 35. 74.
Schwarz, C. W., Ode V, 5.
Sectionsſitzungen V, 7.
Seebold, über die engliſchen Schulen II, 85.
Seleucia V, 148.
Seneca's Stellung zu ſeiner Zeit II, 46.
Sillig's Bearbeitung der Naturgeſchichte von Plinius I, 23.
Spengel, über herculaniſche Rollen I, 14.
Sprachlaute in ihrer Beziehung zu dem menſchlichen Geiſte II, 28.
Sprachunterricht, Methode V, 32. 181; Folge der verſchiedenen Sprachen III, 84; auf Mittelſchulen II, 74.
Statuten des Philologenvereins I, 1. II, 1. III, 1. IV, 1. V, 1; des Vereins der Alterthumsfreunde im Rheinland IV, 102.
Stipendium Muellerianum III, 78.
Strafrecht, römiſches, I, 22.
Suringar, über allgemeine Volksbildung II, 26; Preisfrage II, 27. III, 73. IV, 68.
Tacitus Germania III, 55.
Tamuliſche Sprachen I, 4. 9.
Theokrit V, 35.
Thierſch, B., über griechiſche Lectüre auf Gymnaſien IV, 20.
Thierſch, Fr., Eröffnungsrede I, 4; über Bemalung antiker Sculpturwerke II, 59; über Cicero's Nachrichten von den ſervianiſchen Centurien IV, 67; über Erhaltung der griechiſchen Sprache IV, 35; über griechiſche Lectüre auf Gymnaſien IV, 21; über die marathoniſche Ebene I, 37; über Parallelgrammatik III, 115. IV, 30; über einen allgemeinen Schulplan III, 17. 35; über Sprachunterricht IV, 83; über das Verhältniß und gemeinſame Intereſſe der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung II, 41.
Uckermann's Erfindung III, 33. IV, 84.
Ungarn's Philologie IV, 89.
Univerſitätsbibliothek zu Athen III, 79.
Urlichs, über einen Verein von Alterthumsfreunden im Rheinland IV, 53. 92
Verein der Alterthumsfreunde im Rheinland IV, 53. 92; deſſen Statuten IV, 102.
Verhältniß und gemeinſames Intereſſe der humaniſtiſchen und induſtriellen Bildung unſerer Zeit II, 41; Verhältniß der Philologie zu unſerer Zeit II, 11.
Vögele, über Methode des Geſchichtsunterrichts II, 121.
Volksbildung, allgemeine, II, 26.
Vorträge dem Präſidium einzureichen III, 79; Dauer derſelben IV, 93.

über Bemalung antiker Sculpturwerke II, 56;
ie griechiſche Sprache nach Philipps Zeit V,
über den Zuſammenhang zwiſchen Aegypten und
enland V, 144.
W E., über Bildung zur Beredtſamkeit III, 31;
Realſchulen und Gymnaſien III, 38.
, F. G., über Bemalung antiker Sculpturwerke
); über die Bedeutung der Philologie IV, 42.
Ph. H., Trinkſpruch III, 128.
Weltalter, heſiodiſche, III, 62.
Wocher, über Phonologie V, 14; über Theokrit V, 42.
Wolf's, Fr. A., literariſcher Nachlaß I, 19; Statue I, 21. 27.
Württembergiſches Schulweſen V, 161.
Zell, über Desbillons handſchriftlichen Nachlaß II, 109; Eröffnungsrede II, 5.
Ziegler, über Theokrit V, 35. 42.

2) Syſtematiſches Verzeichniß.

Philologie.

I. Allgemeines.

er die Bedeutung der Philologie. Welcker IV, 42 und Benſen I, 39. — Ueber das Verhältniß ilologie zu unſerer Zeit. Creuzer II, 11. — Ueber Einfluß und Stellung der Philologie. V, 34. — Ueber das Verhältniß und gemeinſame Intereſſe der humaniſtiſchen und indu- n Bildung. Fr. Thierſch II, 41. — Ueber den ſcheinbaren Verfall der Philologie. Moſer V, 8. — as Zuſammenwirken deutſcher und franzöſiſcher Philologie. Roiſin IV, 36. — Philologie arn. Schedius IV, 89.

II. Beſonderes.

A. Zur neueren Literatur.

J. T. Desbillons handſchriftlicher Nachlaß. Zell II, 109. — C. F. Heinrich's Leben und literariſcher i. Heinrich IV, 89. — G. Hermann: Begrüßung deſſelben III, 40; Adreſſe an denſelben von Ritſchl . — F. Jacobs: Begrüßung deſſelben II, 19; Adreſſe an denſelben von K. F. Hermann II, 39. — K. O. r:, Todtenfeier deſſelben von Bube III, 60; über denſelben von G. Hermann ib. und stipendium Muelle- III, 78. — B. G. Niebuhr. Denkmünze IV, 53. — A. W. v. Schlegel: Adreſſe an denſelben von ann IV, 7. 65. — F. A. Wolf: Literariſcher Nachlaß, von Ranke I, 19; Statue I, 21. 27. — Anderes m alphabetiſchen Verzeichniſſe.

B. Zur altclaſſiſchen Literatur.

ber die erſte öffentliche Bibliothek in Deutſchland. Haßler V, 161. — Ueber Unterſtützung der rſitäts-Bibliothek in Athen. Koch III, 79. — Benutzung auswärtiger Bibliotheken. II, 97. III, 76. IV, 56. 98.

ndex Palaeographicus III, 62. — Herculaniſche Rollen. Spengel I, 14. — Ueber Anwendung der Litho- zur Copirung von Manuſcripten. Ritſchl III, 33. IV, 84.

ber die griechiſchen Mathematiker. Gutenäcker I, 21. — Ueber griechiſche Predigten. Lang . — Ariſtophanes in Platon's Gaſtmahl. Schnitzer I, 24. Als Kritiker. A. Gräfenhan III, 99. — . Ueber die Weltalter deſſelben. K. Fr. Hermann III, 62 und Ranke III, 72. — Homer. Ueber die in den Epen deſſelben. Nitzſch III, 53. Batrachomyomachie V, 159. Homeriſche Kritik. Geppert III, 44 ermann III, 52. — Plato. Schriftſtelleriſche Motive deſſelben. K. Fr. Hermann II, 21. Sympoſion I, Theokrit. Ueber denſelben, Wocher V, 42 und Ziegler V, 35. 42.

Ueber römiſche Geſchichtſchreibung. Gerlach I, 30. — Cicero. Nachrichten über die ſervianiſchen Centurien. Ritter und K. Fr. Hermann IV, 64. Gerlach und Fr. Thierſch IV, 67. — Plinius. Ueber Sillig's Bearbeitung der Historia naturalis. Jan I, 23. — Seneka der Philoſoph. Ueber deſſen Stellung zu ſeiner Zeit. Gerlach II, 46. — Tacitus. Ueber deſſen Germania. Gerlach III, 55.

C. Zur Sprachkunde.

Ueber parallele Behandlung der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Grammatik. Bartelmann IV, 22, Bäumlein, Nees von Eſenbeck IV, 31 und Fr. Thierſch III, 115. IV, 30. 74. — K. F. Becker's Grammatik und grammatiſche Theorie IV, 77. 82. — Ueber Phonologie. Wocher V, 14. — Ueber die Beziehungen der einzelnen Sprachlaute zu den verſchiedenen Vermögen des Geiſtes. G. Schilling II, 28. — Ueber relative Appoſition. Fuiſting II, 99. — Ueber die Modi. Bäumlein I, 11. — Ueber die Conjunctionen. Döderlein I, 8.

Geſchichte der griechiſchen Sprache. Kreuſer V, 43. 142. (ſ. auch IV, 32). — Ueber die griechiſche Sprache nach Philipps Zeit. Walz V, 142. — Ueber Erhaltung derſelben. Fr. Thierſch IV, 35. — Ueber Bearbeitung eines griechiſchen Lexikons. Roſt I, 13. — Dialecte IV, 32. — Ueber die griechiſchen Negationen. Bäumlein I, 11.

Ueber Anwendung der Theorie K. F Becker's auf lateiniſche Grammatik. Schnitzer V, 160. — Ueber den Stamm von supplicium. Döderlein I, 22.

Ueber deutſche Satzlehre. Heffer I, 14. — K. F. Becker's Grammatik IV, 77. 82.

Ueber die tamuliſchen Sprachen. Schmid I, 6. 9.

D. Zur Kritik und Hermeneutik.

Ueber Gründung eines apparatus criticus et philologicus. Barth III, 44. 125. — Ueber einen Mangel der jetzigen Kritik. Kreuſer IV, 32. — Ueber Herausgabe griechiſcher Mathematiker. Hauber II, 97.

E. Zur Sachkunde.

Geographiſches. Ueber Fellows Reiſewerk. G F. Groteſend IV, 85. — Ueber die marathoniſche Ebene. Fr. Thierſch I. 37. — Ueber Seleucia. Cleß V, 148.

Hiſtoriſches Ueber den Zuſammenhang zwiſchen Aegypten und Griechenland. Walz V, 144 und Kreuſer V, 147. — Ueber Einwirkung der Cenſur auf die römiſche Staatsverfaſſung. Gerlach V, 26. — Ueber aſiatiſche Coloniſten in Deutſchland. Schmid I, 29.

Antiquitäten. Ueber die Staatsweisheit der Römer Rein III, 95. — Ueber römiſches Strafrecht. Rein I, 22. — Ueber die ſervianiſchen Centurien Ritter IV. 64 (ſ. auch IV, 67).

Archäologiſches. Ueber Fellows Reiſewerk. G. F. Groteſend IV, 85. — Ueber Bemalung antiker Kunſtwerke. Walz II, 56, Fr Thierſch und F. G Welcker II, 59, Creuzer und K. Fr. Hermann II. 61. — Ueber alte Culturanlagen in Suddeutſchland Pauly II, 54. — Ueber einen Verein von Alterthumsfreunden im Rheinland. Urlichs IV, 53. 92. Deſſen Statuten IV, 102.

Schulwesen.

I. Allgemeines.

Ueber allgemeine Volksbildung. Suringar II, 26 und dessen Preisfrage II, 27. III, 73. IV, 68. — Ueber die Einwirkung der Schule auf das Leben. Curtmann IV, 72.

II. Besonderes.

A. Organisation.

Allgemeiner Schulplan. Fr. Thiersch III, 17. 35. 74. — Elementarschulen (Progymnasien) für Gymnasien. Thiersch III, 35 und W. E. Weber III, 39. — Realschulen. W. E. Weber III, 38 und M. Schmidt III, 74. — Realcurse an Gymnasien III, 36. — Ueber Realschulen und Gymnasien. W. E. Weber III, 38. — Abtheilungen der Gymnasien. Fr. Thiersch III, 35. — Abiturienten-Prüfung. Fr. Thiersch III, 37.

B. Lehrstoff der Gymnasien.

Ueber den ethischen Gehalt des classischen Unterrichts. Jacobs III, 7. — Sprachunterricht. Döll II, 74. — Folge der zu erlernenden Sprachen. Rothert III, 84. — Ueber griechische Lectüre in Verbindung mit griechischer Culturgeschichte. Dilthey IV, 10. 94, Friedemann IV, 22, B. Thiersch IV, 20 und Fr. Thiersch IV, 21. — Ueber lateinisch Sprechen und Schreiben. Chr. Schilling II, 68. — Ueber Religionsunterricht. Bach III, 80. — Ueber Elementarmathematik. Hoffer I, 14. — Ueber Bildung zur Beredtsamkeit. Günther III, 22, K. Fr. Hermann III, 29 und W. E. Weber III, 31. — Unterricht in der Philosophie. Scharpff II, 63. — Gymnastik. Fr. Thiersch III, 37.

C. Methode.

In den Sprachen. Döll II, 74, Moser II, 83, Eyth V, 32. 181, Friedemann IV, 83, Gamblhler I, 49, K. Fr. Hermann II, 77, Fr. Münscher IV, 74, Rothert III, 84, Ruthardt V, 33 und Fr. Thiersch IV, 83. Hamiltonsche Methode I, 49. V, 32. 182. — In der Grammatik Gerlach IV, 82 und Haase IV, 77. — In der lateinischen Sprache. Fiedler IV, 56. 76, Fr. Münscher IV, 74, Kerlen IV, 82 und Schnitzer V, 160. — In der Religionslehre. Bach III, 80. — In der Geschichte. Hofmann I, 44, Roth I, 41 und Vögele II, 121. — In der Mathematik. Hoffer I, 40 und Ohm III, 110. — In der Philosophie. Scharpff II, 63.

D. Historisches.

Ueber die Schulen in England. Seebold II, 85. Im jetzigen Griechenland. Schinas V, 163. In Ostindien. Schmid II, 105. In Württemberg. Pfaff V, 161. — Ueber Aussendung von Missionaren. Schmid I, 27. —

Vereins-Angelegenheiten.

Stifter des Vereins V, 3. — Statuten I, 1. II, 1. III, 1. IV, 1. V, 1. — Versammlungsort und Präsidium I, 27 (für 1839), II, 73 (für 1840), III, 43 (für 1841), IV, 52 (für 1842). — Wahl der Secretaire I, 3. II, 3. 40. III, 3. IV, 3. V, 6. 157. — Erweiterung des Vereins. F. Jacob III, 43. — Gründung kleinerer Vereine. F. Jacob I, 3. III, 122. — Bildung eines permanenten Ausschusses und dessen Thätigkeit I, 122. — Sectionssitzungen V, 7. — Desiderienbuch I, 4. — Eröffnungs- und Schlußreden des Präsidiums I, 4. 49. II, 5. III, 7. 116. IV, 8. 94. V, 8. 183. — Gegenstände der Verhandlungen. F. Thiersch I, 3. — Mittheilung der Vorträge und resp. der Themen an das Präsidium III, 79. — Dauer der Vorträge IV, 93. — Aufnahme derselben in das Protokoll II, 73. — Bekanntmachung der nicht erledigten Vorträge II, 98. — Druck von Abhandlungen. Fritzsche III, 127. — Gründung eines Journals. Immanuel III, 44.

Statuten

des

Vereins deutſcher Philologen und Schulmänner.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen ſich zu einer philologiſchen Geſellſchaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den ſchriftlichen und artiſtiſchen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, ſo wie den doctrinellen Widerſtreit der Syſteme und Richtungen auf den verſchiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wiſſenſchaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verſchiedenheit der Anſichten und Richtungen im Weſentlichen Uebereinſtimmung, ſo wie gegenſeitige Achtung der an demſelben Werke mit Ernſt und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologiſche Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anſpruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat *);

Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen. **)

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er

---

*) Nach dem Beschlusse der sechsten Versammlung ist die erste Hälfte einer jeden öffentlichen Sitzung zur Anhörung von Vorträgen, die zweite aber zur freien Discussion theils über diese Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben bestimmt. S. unten die Verhandlungen der zweiten öffentlichen Sitzung.

**) Nach einem Beschlusse der sechsten Versammlung soll sich das Präsidium mit einem Comité über den nächsten Versammlungsort des Vereins berathen und das Resultat der Berathung in einer der öffentlichen Sitzungen zur Beschlußnahme vorlegen. S. die Verhandlungen der vorbereitenden Sitzung S. 7.

an Gymnaſien oder Univerſitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte ſteht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Phyſik, Geſchichte und Geographie beſorgen, ſind eingeladen, an den Verſammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenſtände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutſchlands ſind eingeladen, ſich auch dieſer Vereinigung anzuſchließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener iſt zu irgend einer Dauer ſeines Beitritts, noch zu irgend einer Leiſtung für die Geſellſchaft verpflichtet. Jede Theilnahme iſt eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächſten Zuſammentritt beſtimmten Vorſtande *) liegt jedes Mal ob, für dieſen Zuſammentritt die Genehmigung derjenigen deutſchen Regierung zu ſuchen, in deren Gebiete die Verſammlung Statt finden ſoll.

§. 7.

Für die erſte Zuſammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 beſtimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

Dr. F. Thierſch, Mitglied des oberſten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern. — F. Kohlrauſch, Königlich Hannöverſcher Ober-Schulrath. — C. O. Müller, Hofrath und Profeſſor in Göttingen. — C. Lachmann, ordentlicher Profeſſor der Philologie in Berlin. — Jakob Grimm, Hofrath und ord. Profeſſor der Philologie in Göttingen. — M. H. E. Meier, ordentlicher Profeſſor der Philologie in Halle. — Ernſt von Leutſch, außerordentlicher Profeſſor zu Göttingen. — Aug. Friedr. Pott, außerordentlicher Profeſſor zu Halle. — Theodor Bergk zu Halle. — Profeſſor Emperius zu Braunſchweig. — F. Ranke, Gymnaſial-Direktor zu Göttingen. — F. G. Welcker, Profeſſor in Bonn. — F. W. Schneidewin, Profeſſor in Göttingen. — Dr. Julius Cäſar, Privatdocent zu Marburg. — Dr. Ahrens

*) welcher aus einem Präſes und einem Vice-Präſes beſteht. S. die Verhandlungen der dritten Verſammlung. S. 43.

zu Ilfeld. — Conrektor Dr. Geffers zu Göttingen. — Dr. Aug. Bernh. Kriſche, Privatdozent in Göttingen. — Dr. Karl Grotefend zu Hannover. — Dr. Theodor Benfey, Privatdozent zu Göttingen. — Dr. Bode, Privatdozent in Göttingen. — H. Dahlmann in Göttingen. — W. Grimm in Göttingen. — H. Ewald in Göttingen. — Profeſſor Dr. Ritſchl zu Breslau. — Hofrath Göttling zu Jena. — Profeſſor Dr. Roſt zu Gotha — Direktor Dr. Grotefend zu Hannover.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Cassel, am 2. October 1843.

Der Präsident der diesjährigen Versammlung, Gymnasialdirector Dr. Weber dahier, leitete die Sitzung mit den Worten ein, daß der vorjährige Verein deutscher Philologen und Schulmänner zu Ulm nicht aus persönlichen, von Kurhessen aus angeregten Rücksichten, sondern auf den Antrag des Professors Dr. Gerlach aus Basel die hiesige Residenzstadt zum Vereinigungspunkt der diesjährigen Philologen-Versammlung bestimmt habe und dies mit Recht, da in Hessen der Grund christlicher Humanität und classischer Studien für das gesammte deutsche Vaterland durch Winfried und Hrabanus Maurus gelegt worden, die Philologie und gelehrte Schulbildung zu allen Zeiten seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften eine sichere Stätte gehabt, die Reformation zuerst allgemeinen Anklang bei Fürst und Volk gefunden habe, und zuerst im hiesigen Lande Bildungsanstalten, die Universität zu Marburg (1527), sowie die Schulen zu Marburg (1527) und Cassel (1539), aus eingezogenen Klostergütern errichtet worden. Hessen habe nämlich das Glück gehabt, mehrere Fürsten zu besitzen, welche den Namen der Gelehrten getragen und Künste und Wissenschaften unterstützt hätten. Diesem Vorgange seiner erlauchten Ahnen folgend, habe auch Se. Hoheit der Kurprinz und Mitregent einen dankbar zu erwähnenden Beweis seiner Anerkennung wissenschaftlicher Bestrebungen gegeben, indem er durch Höchsten Beschluß vom 26. Mai d. J. nicht allein gnädigst genehmigt, daß der Verein deutscher Philologen und Schulmänner seine diesjährige Zusammenkunft in hiesiger Residenzstadt halten dürfe, sondern auch die den gedachten Vereinsmitgliedern zu gewährenden Vergünstigungen weiterer Höchster Entschließung vorbehalten und später eine ansehnliche Summe für den diesjährigen Philologen-Verein zur Verfügung des Präsidenten huldreichst gestellt hätte. Wie die Fürsten, so hätte sich auch das Hessische Volk durch wissenschaftliche Bestrebungen von jeher ausgezeichnet, wobei mit Beschränkung auf die Zwecke der Philologie und gelehrten Schulen an Friedrich Sylburg, Aemilius Portus, Eobanus Hessus, Euricius Cordus, Pet. Rigidius und Justus Vultejus erinnert wurde. Gern bescheiden sich die Hessen, als Philologen und Schulmänner nicht unter die Ersten gezählt zu werden, wohl aber dürften sie sich rühmen, nirgends die Letzten zu sein, sondern, fern vom Kastengeist und von Einseitigkeit einer Schule oder Methode, das Gute überall, wo es sich fände, zu wählen

und anzuwenden, wie die Einrichtungen der Kurheſſiſchen Gymnaſien, die glückliche Stellung derſelben und die daran unterrichtenden, den verſchiedenen Schulen ausgezeichneter Philologen angehörenden Lehrer zeigten. Und wie das ganze Land, ſo habe insbeſondere Caſſel die ihm durch den Philologen-Verein widerfahrene Auszeichnung verdient, indem es ſich ebenſo durch ſeine Lage mitten in Deutſchland zur Zuſammenkunft der Vereinsmitglieder eigne, als durch ſeine wiſſenſchaftlichen Sammlungen und Kunſtſchätze (Bibliothek, Muſeum, Bildergallerie ꝛc.) und durch ſeine großartigen Umgebungen und Anlagen das Intereſſe im hohen Grad erwecke. Hierzu kämen der Caſſeler feine Sitten und Bildung, ihr reger und lebendiger Sinn für das Edle und Rechte, ſowie eine Hospitalität, welche ſich auch jetzt zu erkennen gegeben, indem den verehrten Gäſten mehr Privatwohnungen angeboten, als von ihnen begehrt worden. Mit Freude hätte die ganze Stadt vernommen, daß ihr das Glück zu Theil werden ſollte, ſo viele um die Wiſſenſchaft und die Jugendbildung hochverdiente Männer innerhalb ihres Weichbildes zu ſehen; mit Freuden hätte der hochedle Stadtrath und an ſeiner Spitze der würdige Oberbürgermeiſter Regierungsrath Arnold ſich bereit erklärt, den Aufenthalt der werthgeſchätzten Gäſte möglichſt erleichtern und erheitern und ſomit einen Beweis ſeiner Hochachtung und Ehrerbietung dem Vereine geben zu wollen *); und was der Stadtrath beſchloſſen, das habe im Auftrage deſſelben das Comité **) unter thätiger und umſichtiger Leitung des Stadtrathmitgliedes Pfarrers Jäger bereitwilligſt ausgeführt. Nach dem Beiſpiele des hochverehrlichen Stadtraths hätten auch die verſchiedenen Corporationen der Stadt untereinander gewetteifert, den Mitgliedern des Philologen-Vereins ihren Aufenthalt dahier ſo angenehm als möglich zu machen, der Abend-Verein nicht allein durch unentgeltliche Ueberlaſſung eines herrlichen Saals und der daran ſtoßenden Zimmer zum Behuf der zu haltenden Verſammlungen, ſondern auch durch Aufnahme ſämmtlicher Mitglieder des Philologen-Vereins als willkommener Ehrengäſte für die Dauer ihres hieſigen Aufenthaltes; desgleichen die Geſellſchaften des Leſe-Muſeums und des Kurheſſiſchen Kunſtvereins durch beſondere Einladungen ***) zum Beſuche dieſer trefflichen Inſtitute. An dieſe Vereine hätten ſich in ehrenwerther Geſinnung die einzelnen Bewohner hieſiger Stadt angeſchloſſen, theils ſolche, welche ſich zur freundlichen Aufnahme der Vereins-Mitglieder erboten ****), theils ſolche, welche durch beſondere, lediglich zum Beſten der Vereins-Mitglieder ausgearbeitete oder dedicirte Denk-Schriften und Sachen ihr lebhaftes Intereſſe für den Philologen-Verein beurkundet. Aus dieſem Allen werde man

---

*) Der Stadtrath hatte ſich erboten, den Verein an den vier Sitzungstagen Mittags zu bewirthen; der Präſident aber glaubte, dies freundliche Anerbieten ablehnen zu müſſen.

**) Dazu gehörten von ſtädtiſcher Seite die Herren Kaufmann Biermann, Buchhändler Bohné, Aſſeſſor Fiedler, Procurator Hartwig, Kaufmann Hütterott, Pfarrer Jäger und Kaufmann Knappe, und als philologiſche Mitglieder die hieſigen Gymnaſiallehrer Dr. Flügel, Dr. Rieß, Schimmelpfeng und Dr. Theobald.

***) Von den Vorſtänden des Leſemuſeums und des Kunſtvereins, welcher in dieſem Jahr eine außerordentliche und darum der Zahl, aber nicht dem Kunſtwerth nach geringere Ausſtellung von Gemälden veranſtaltet hatte, waren Einlaßkarten für die Mitglieder des Philologen-Vereins dem Präſidium zugeſchickt und durch das Comité ausgetheilt worden.

****) Es waren über 100 Wohnungen angeboten worden, deren Beſitzern, ebenſo wie den Gäſten Einquartirungs Billets von Seiten des Comités zugegangen und reſp. übergeben worden waren.

die Ueberzeugung gewinnen, daß man ſich zu Ulm in ſeinen Hoffnungen nicht getäuſcht, als man Caſſel zum diesjährigen Verſammlungsort gewählt. Getäuſcht aber habe man ſich, daß man ihn, den Sprecher, zum Präſidenten der jetzigen Verſammlung beſtimmt, indem er bei ſeiner Perſönlichkeit zu einem Geſchäfte der Art gar wenig geeignet ſei, und ihm ſchon diejenige Schärfe und Stärke zweier Organe abgehe, die erforderlich ſeien, um mit Sicherheit und Beſtimmtheit die Verhandlungen einer zahlreichen Verſammlung leiten zu können. Zum Vorſtand jedoch des diesjährigen Philologen-Vereins gewählt, habe er das ihm übertragene, nicht begehrte Amt, zumal nachdem ſich Kurfürſtl. Miniſterium des Innern mit ſo großem Intereſſe und preiswürdigem Wohlwollen dieſer vaterländiſchen Angelegenheit angenommen, nicht mehr ablehnen dürfen, um nicht eine Störung in den Gang der diesjährigen Verſammlung zu bringen, was geſchehen ſein würde, wenn er ſich, mit den hieſigen Localitäten und Verhältniſſen vertraut, den einleitenden Geſchäften und Vorkehrungen hätte entziehen wollen. Nach Kräften habe er gethan, was er thun zu müſſen geglaubt, und hoffe Entſchuldigung zu finden, wenn das Geleiſtete den Erwartungen nicht ganz entſprechen ſollte; hoffe aber auch gerechtfertigt zu ſein, wenn er zwar die ihm beſtimmte Stellung nicht verlaſſe, ſondern ſeinen Poſten in allen äußeren Angelegenheiten des Vereins behaupte, die Leitung der Debatten jedoch ſeinem hochverehrten Freund und ehemaligen Collegen, dem Profeſſor Dr. Bergk, welchen die vorjährige Philologen-Verſammlung ſelbſt zu ſeinem Stellvertreter ernannt habe, hiermit übergebe und überlaſſe.

Der Präſident erklärte darauf die ſechste Verſammlung des Philologen-Vereins für conſtituirt, hieß die anweſenden Mitglieder herzlichſt willkommen und fügte den Wunſch hinzu, daß auch dieſe Verſammlung dazu dienen möge, die großen und heiligen Zwecke der Humanitäts-Wiſſenſchaften und der Jugendbildung durch den wechſelſeitigen Austauſch von Ideen und durch Verſtändigung bei abweichenden Anſichten zu fördern und zu beleben.

Der Präſident theilte darnach das Namens-Verzeichniß derjenigen mit, welche ſich als Mitglieder in das Album des Vereins eingezeichnet hatten, und ſprach ſein Bedauern aus, daß viele von den Veteranen deutſcher Philologen und Schulmänner durch verſchiedene Umſtände abgehalten worden, der diesjährigen Verſammlung beizuwohnen, wie der hochgefeierte Gottfried Hermann zu Leipzig, der allverehrte Greis Friedrich Jacobs zu Gotha, Geheime-Hofrath Eichſtädt zu Jena, Geheime-Rath Creuzer zu Heidelberg, Geheime-Juſtizrath Mitſcherlich zu Göttingen, die beiden um das Schulweſen hochverdienten Männer, der Geheime-Ober-Regierungsrath Dr. Schulze zu Berlin und der Ober-Schulrath Dr. Kohlrauſch zu Hannover nebſt Anderen.

Alsdann wurde zur Conſtituirung des Büreaus geſchritten und auf den Vorſchlag des Präſidenten zu Sekretären gewählt Profeſſor Dr. Cäſar von Marburg, Profeſſor Dr. Rein von Eiſenach, Bibliothek-Sekretar Dr. Schubart von Caſſel, an welchen ſich diejenigen Mitglieder wenden ſollten, welche die Bibliothek, das Museum Fridericianum und die Bildergallerie zu ſehen wünſchten, und Gymnaſiallehrer Dr. Theobald von Caſſel.

Nach Verleſung der Statuten durch den Secretar Dr. Rein machte der Präſident den Vorſchlag, es möchte für jetzt und auch in Zukunft ein Comité hauptſächlich nach geographiſchen Rückſichten gewählt werden, welches ſich mit dem Präſidium über den nächſten Verſammlungsort des Vereins berathen, die nach erfolgter Aufforderung etwa eingegangenen darauf bezüglichen Vorſchläge einzelner Mitglieder berückſichtigen und das Reſultat ſeiner Berathung in einer der öffentlichen

Sitzungen jedesmal zur allgemeinen Beschlußnahme vorlegen solle. Zur Begründung dieses Vorschlags wurde auf die in der vorjährigen Versammlung hierbei gemachten Erfahrungen hingewiesen, auf die Möglichkeit eines specielleren Eingehens in die Gründe für oder wider die Wahl eines Orts, auf die Schicklichkeit, dergleichen Discussionen, welche leicht verletzen könnten, möglichst zu vermeiden oder abzukürzen, und auf das geringe Interesse, welches die allgemeine Versammlung an der Wahl eines solchen Orts nehme, indem die Mitglieder in der Regel die Verhältnisse solcher Orte wenig kennten, noch weniger den vorgeschlagenen Ort zu besuchen pflegten. Die Proposition wurde einstimmig angenommen und die Wahl des Comités auf den folgenden Tag festgesetzt.

Nachdem nun der Präsident die Mitglieder eingeladen hatte, ihre Vorschläge, Wünsche, Ansichten ꝛc. in Beziehung auf den nächsten Versammlungsort oder auf andere den Verein betreffende Gegenstände entweder an das Präsidium gelangen zu lassen, oder in das bei dem Secretariat niedergelegte Desiderienbuch einzutragen, referirte derselbe über die für den Verein eingegangenen Schriften und Sachen.

Dem Vereine gewidmet und respective unter die einzelnen Mitglieder vertheilt *) wurden: 1) Uebersicht der im Museum zu Cassel befindlichen wichtigsten Antiken von Ludw. Sigism. Ruhl, Geh. Hofrath u. Museumsdirector. Zur Erinnerung an die Versammlung vom 2. — 5. October 1843 den Hrn. Philologen und Schulmännern Deutschlands dargebracht von J. J. Bohné. Cassel 15 S. 8. — 2) Proben von Manuscript-Abdruck aus der lithographischen Anstalt von Theod. Fischer. Cassel 1843, 5 Bl. F. — 3) Chorgesänge und Melodramen aus Sophocles' Antigone nach J. J. C. Donner's Uebersetzung. Der sechsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet von der J. Luckhardt'schen Buchhandlung. Cassel 1843. 19 S. 8. — 4) Vergleichender Zeitmesser oder allgemeiner Stundenzeiger zur Bestimmung des Uhrunterschiedes auf den verschiedenen Meridianen der Erdoberfläche. Dem Verein der deutschen Philologen und Schulmänner in dankbarer Erinnerung an die Tage vom 2. — 5. October 1843 gewidmet von C. L. Collmann. Cassel 1843, 1. Bl. F. — 5) Lateinisches Gedicht in 32 Hexametern von Herm. Weissenborn Jenensis. Philologis Cassellae congregatis a. d. III. Non. Oct. MDCCCXLIII. 8. — 6) Der Geist der Sprache. Den deutschen Philologen gewidmet. Bei Gelegenheit ihrer sechsten Versammlung. Cassel 1843. Bei Wilh. Appel. 6 S. 8. — 7) Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Cassel 1844, IV. u. 138 S. 8. Den im October 1843 zu Cassel versammelten Philologen und Schulmännern Deutschlands zur Prüfung und Förderung gewidmet vom Verfasser. — 8) Ansichten von Cassel und Wilhelmshöhe, übergeben von dem Buchhändler Wilh. Appel. — 9) Wanderungen durch Cassel und die Umgegend. Eine Skizze für Einheimische und Fremde. Von Dr. G. A. Lobe. Mit fünf Ansichten in Stahlstich und einer Situationscharte über die Umgegend der Stadt. Cassel 1837, X. u. 239 S. 8. **)

---

*) Dies war zum Theil schon früher im Büreau des Comités geschehen, wo jedes Mitglied des Vereins außerdem eine mit dem Plan der Stadt Cassel versehene Einlaßkarte erhalten hatte.

**) Diese Schrift hatte der Verleger, Herr Buchhändler Kempf, dem Präsidium des Vereins für einen so ungemein billigen Preis überlassen, daß jedem Vereins-Mitglied ein Exemplar eingehändigt werden konnte.

Außerdem wurden folgende Schriften*) von den Herrn Verfaſſern ſelbſt oder im Auftrag derſelben von Anderen dem Vereine mitgetheilt und übergeben:

1) Die Schale des Kodros herausgegeben von Emil Braun. Gotha 1843. 4 Bl. Fol. — 2) Carmen saeculare Academiae Friderico-Alexandrinae dicatum. Erlangae MDCCCXLIII. 8 S. F. und 3) Oratio in Academiae Frid.-Alexandr. solemnibus saecul. habita a D. Lud. Döderlein. Erlangae MDCCCXLIII. 19 S. 4. — 4) Academiae Frid.-Alexandr. Erlang. sacra saecularia gratulatur Georgia Augusta interprete Carolo Friderico Hermanno. Inest disputatio de loco Apollinis in carmine Horatii saeculari. Gottingae. 24 S. F. und 5) Index scholarum in Academia Georgia Augusta per semestre hibernum a. MDCCCXLIII habendarum. Gottingae 24 S. 4. — 6) M. T. Ciceronis Epistolarum ad Quintum Fr. Libri III. Recogn. et schol. in usum illustravit J. Hoffa. Heidelbergae MDCCCXLIII. VIII. u. 157 S. 8. — 7) Handbuch der griechiſchen Antiquitäten von Dr. E. F. Bojeſen. Ueberſ. von J. Hoffa. Gießen 1843. XVIII. u. 148 S. 8. — 8) Beantwortung der Frage, ob das ſpätere Vergeſſen des Griechiſchen ein Grund ſeiner Verbannung aus den Schulen werden könne von F. A. Nüßlin. Mannheim 1843. 24 S. 8. — 9) Almae literarum Parenti Frid.-Alexandr. solemnia saecularia gratulantur Gymnasii Erlang. Collegae interprete D. Car. Schaefer. Erlangae MDCCCXLIII. 10 S. 4. — 10) Portae *κουροτρόφῳ* almae et sapientissimae trium saeculorum spatia fausto cursu emensae sacra saecularia gratulatur Frid. Thiersch. 8 S. 8.

Von den Verlegern endlich erhielt das Präſidium folgende Bücher mit dem Auftrage, ſie dem Vereine zur Einſichtsnahme vorzulegen und reſpective zu empfehlen:

1) Ueber den Einfluß der claſſiſchen Studien auf ſittlich-religiöſe Geſinnung, nebſt einigen Bemerkungen über Vereinfachung des Gymnaſialunterrichts. Caſſel 1843. 43 S. 8. und 2) Schulreden nebſt einer Abhandlung über Schulfeierlichkeiten als Einleitung. Von Dr. Carl Friedr. Wilh. Clemen. Caſſel 1843. IV. u. 131 S. 8. Beides im Verlag von H Hotop. 3) Betrachtungen über Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit der Schulfrüchte von Chriſtian Schwarz. Ulm 1842. Wohlerſche Buchhandlung (Lindemann). VIII. u. 96 S. 8. — 4) Geſchichte des römiſchen Staats mit vorzüglicher Berückſichtigung der Chorographie und Antiquitäten. Bearbeitet von Dr. Heinr. Eduard Apel. Leipzig 1843. XVI. u. 276 S. 8. — 5) Homer's Ilias in zwiſchenzeilige Proſa überſetzt von Karl Frenzel. 16 Bändchen. Geſang 1—6. Leipzig 1843. LII. u. 231 S. 12. — 6) Handbuch der alten Geographie aus den Quellen bearbeitet von Alb. Forbiger. Erſter Band. Leipzig 1842. XVI. u. 668 S. 8. Im Verlag von Mayer und Wigand, wie Nr. 4 und 5. — 7) Lateiniſche Sprachlehre für Schulen. Von Dr. J. N. Madwig. Braunſchweig 1843. VII. u. 481 S. 8. — 8) Bemerkungen über verſchiedene Puncte des Syſtems der lateiniſchen Sprachlehre und einige Einzelheiten derſelben. Von Dr. J. N. Madwig. Braunſchweig 1843. 88 S. 8. — 9) Handwörterbuch der Griechiſchen Sprache von Dr. W. Pape. Band I., II. u. III. Braunſchweig 1842 XII. 1836. 1347. XII. u. 424 S. 8. Im Verlag von Fr. Vieweg und Sohn, wie Nr. 7. u. 8. — 10) Zeitſchrift für die Alterthumswiſſenſchaft. Herausgegeben von Dr. Theod. Bergk u. Dr. Jul. Cäſar. Marburg bei Elwert. 1843. 4. Heft 1—9. — 11) Die chriſtliche

*) Sämmtliche Schriften wurden der hieſigen Gymnaſialbibliothek nach früherem Vorgange überwieſen.

Gymnasialbildung. Ein Vortrag, gehalten von Dr. Theodor Vömel. Frankfurt a. M. Im Verlag der Zimmerschen Buchhandlung 1843. 28 S. 8.

Ferner theilte der Präsident die Ueberschriften der bis dahin für die diesjährige Versammlung angekündigten Vorträge *) mit, ersuchte diejenigen Mitglieder, welche außerdem Vorträge zu halten gewillt seien, ihre Absicht dem Präsidium zu erkennen zu geben, und verkündigte die für die erste öffentliche Sitzung bestimmte Tagesordnung.

Endlich zeigte der Präsident an, daß, von der Liberalität hiesiger Stadt beschafft, ein Zug von Wagen bereit stände, die Vereins-Mitglieder kostenfrei nach Wilhelmshöhe zu bringen; daselbst würden auf besondere Verfügung Sr. Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten die berühmten Wasserfälle nebst der großen Fontaine angelassen werden; ferner, daß das Präsidium unter gefälliger Leitung eines der größten jetzt lebenden Tonkünstlers, des verehrten Capellmeisters Spohr, sowie unter thätiger Mitwirkung des Hofraths Riemeyer und des Gesanglehrers Wiegand eine akroamatisch-musikalische Darstellung von Sophocles' Antigone nach Mendelssohn-Bartholdy's Composition und nach A. Böckh's Uebersetzung für den heutigen Abend veranstaltet habe, welcher Aufführung beizuwohnen die Versammlung eingeladen werde.

II.

Protokoll

der

ersten öffentlichen Sitzung.

Cassel, am 8. Oktober 1843.

Zu Anfang dieser Sitzung wurde eine Symphonie von Blasinstrumenten vorgetragen, worauf der Vice-Präsident, Professor Dr. Bergk, die versammelten Mitglieder also anredete:

„Indem ich diese Stelle betrete und diese hochansehnliche Versammlung überschaue, muß ich, ein jüngerer Mann, einer der Epigonen, nothwendig von einem gewissen Gefühl der Schüch-

---

*) Ein angekündigter Vortrag des Humanitäts-Professors Joh. Jodl am Gymnasium zu Brünn: Ueber eine genauere systematische Eintheilung der Wortforschung im Allgemeinen, erläutert durch Beispiele aus den vier Original-Idiomen, dem Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Böhmischen, konnte nicht gehalten werden, weil Professor Jodl nicht erschienen war; eben so wenig ein dem Präsidium zugegangener Aufsatz: Ueber altclassische Studien, namentlich der Griechen und Römer, in den höheren Classen der Gymnasien, ein nothwendiges Wort gegen eine in dieser mehr dem Realen als dem Idealen zugeneigten Zeit sich besonders geltend machende Meinung, dessen Verfasser Wilh. Schröter, Licentiat der Theologie, Adjunct und Pfarrer zu Großheringen im Großherzogthum Weimar, keinen Vertreter seiner Ideen ernannt hatte.

ternheit ergriffen werden. Denn wie hätte ich vermuthen können, als ich vor sechs Jahren Theil nahm an der Versammlung in unserer Nachbarstadt Göttingen, als ich die Statuten unseres Vereines mit unterschrieb, daß ich nach Verlauf weniger Jahre berufen sein würde, eben diesem Vereine, der inzwischen innerhalb eines Lustrums feste Consistenz gewonnen und sich der allgemeinsten Theilnahme des gesammten deutschen Vaterlandes zu erfreuen hat, als Geschäftsführer vorzustehen. Selbst da konnte ich dies nicht vermuthen, als mir im vorigen Jahre, da ich eben auf einer Reise im nördlichen Deutschland begriffen war, die Nachricht zukam, daß zu Ulm, im wackern Schwabenlande, Cassel zum diesjährigen Versammlungsort gewählt und meinem verehrten Freunde Dr. Weber und mir das Präsidium übertragen sei. Natürlich mußte ich glauben, daß meine Thätigkeit nur untergeordneter Art sein, nur auf Aushülfe sich beschränken würde; denn dies ist ja der eigentliche Zweck, warum diese hochansehnliche Versammlung bestimmt hat, daß dem jedesmaligen Präses ein Ersatzmann zur Seite stehe. Um so unerwarteter und überraschender muß es für mich sein, daß mir jetzt die alleinige Leitung der Geschäfte anheimfällt. Wohl hätte meine Unerfahrenheit in dieser Thätigkeit mich bestimmen sollen, diese Bürde gänzlich abzulehnen, wenn ich es nicht für meine Pflicht hielte, wenigstens zu versuchen, dem Vertrauen, welches die vorjährige Versammlung in mich gesetzt hat, zu entsprechen, und da mein verehrter Freund Dr. Weber einen so bedeutenden Theil der Geschäfte allein zu erledigen genöthigt war, einigermaßen ihn zu unterstützen.

Ein Umstand aber ist es, der mich ermuthigt. Indem ich diese Versammlung überschaue, erblicke ich so viele mir seit Jahren befreundete und werthe Männer, die mir die vielfältigsten und deutlichsten Beweise des Wohlwollens und der Freundschaft bisher erwiesen haben, so daß ich wohl mit Sicherheit hoffen darf, daß mir ihre Unterstützung, ihre Nachsicht auch jetzt nicht entgehen wird. Jedenfalls fühle ich, wie sehr ich der Nachsicht bedarf; möge daher, wo meine Kräfte nicht ausreichen sollten, wenigstens der Wille Anerkennung finden.

Als im vorigen Jahre zu Ulm von der Versammlung der Schulmänner und Philologen Hessen und gerade Cassel zum Orte der diesjährigen Zusammenkunft gewählt wurde, da war es wohl nicht die Rücksicht auf die geographische Lage und die übrigen Verhältnisse (obwohl auch diese mit in die Wagschale gelegt zu werden pflegen), welche diese Wahl herbeiführte, sondern der eigentliche Grund liegt wohl darin, daß Hessen, um nochmals daran zu erinnern, seit Bonifacius die Lehre des Evangeliums in diesen Gauen verkündete, seit Rhabanus Maurus hier zuerst das deutsche Schulwesen begründete, während des ganzen Mittelalters eine segensreiche Pflanzstätte für Kunst und Wissenschaft gewesen ist, daß, als mit der Kirchenverbesserung Luthers eine Umgestaltung aller Verhältnisse eintrat, ein mächtiger Impuls alle Gemüther ergriff und mit sich fortriß, als namentlich auch in Deutschland durch die Wiedererweckung des classischen Alterthums eine völlig neue Welt sich den staunenden Blicken aufthat, Hessen vor allen dieser Bewegung der Geister sich anschloß, die neue Lehre mit Begeisterung aufnahm und durch das Studium der Meisterwerke der Griechen und Römer neue Bildungselemente zu gewinnen bemüht war, daß endlich jener Geist, der die Vorfahren beseelte, auch ihren Enkeln nicht fremd geworden ist. Wie regen Antheil Alles hier findet, was als ein Fortschritt der Zeit, als eine höhere Entwickelungsstufe der Wissenschaft zu betrachten ist, dies beweist eben die lebendige Theilnahme, welche die Hessen bisher an allen Versammlungen genommen haben. So dürfen wir wohl glauben, daß dieser Umstand vorzugsweise es war, welcher die vorjährige Versammlung bestimmte, gerade diese Stadt zu ihrer Zusammenkunft zu wählen. Dazu kam die Hoffnung, daß man auch hier, wie bisher an andern Orten,

welche den Philologen Dach und Fach gewährt hatten, einen freundlichen, gemüthlichen Empfang erwarten dürfte. Und in dieser Erwartung hat man sich nicht getäuscht. Die hochansehnliche Versammlung hat sich selbst schon in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in hiesiger Stadt überzeugen können, wie Alle sich bemüht haben, durch die getroffenen Vorkehrungen und Anordnungen, durch gastliche Aufnahme und hohe Kunstgenüsse den heitern, geselligen Verkehr zu erhöhen und den Eindruck der Befriedigung in allen Gemüthern zu hinterlassen. Ich brauche die vielen Beweise freundlicher Theilnahme nicht einzeln aufzuzählen, sie sind Ihnen schon hinlänglich bekannt geworden; aber wohl geziemt es sich, hier nochmals den ehrenwerthen Bewohnern dieser Stadt unsern innigsten, aufrichtigsten Dank hiermit auszusprechen, zu dem sie uns jetzt von neuem verpflichten durch die Aufmerksamkeit und Theilnahme für das Wirken und die Interessen unseres Vereins, welche sie durch ihre zahlreiche Anwesenheit an den Tag legen.

Aber auch alle die würdigen Männer, welche von nahe und fern, aus dem Süden, wie dem Norden unseres Vaterlandes herbeigeeilt sind, der diesjährigen Einladung folgend, empfangen wir mit einem herzlichen Gruße. Zwar vermissen wir Manchen ungern, der bisher den regsten Antheil an den Interessen unseres Vereins genommen hat, jetzt aber durch unerwartete Hindernisse von uns fern gehalten wird; aber alle echten deutschen Länder, Schwaben, Baiern, Thüringen, Sachsen, Hannover, Westphalen, Holstein, haben uns ihre Vertreter gesendet, ja wir betrachten es als ein besonders günstiges Zeichen, daß wir hier mehrere Gäste aus den transalbingischen Landen in unserer Mitte erblicken, die bisher gewohnt waren, sich einem kleinen Vereine anzuschließen, der ähnliche Zwecke verfolgt, aber mehr localer Art ist. Namentlich aber sind wir darüber erfreut, daß so viele von jenen werthen Männern hier versammelt sind, die zuerst vor sechs Jahren beim Jubelfest der Georgia Augusta den Gedanken faßten, unsern Verein zu begründen, die wir daher mit vollem Rechte als die eigentlichen Stifter ansehen. Es ist dies aber ein deutlicher Beweis, daß sie das, was sie mit der edelsten Begeisterung begonnen haben, mit unwandelbarer Liebe fortzuführen gesonnen sind.

Vor Allem aber wünschen wir, daß das Band der Eintracht sämmtliche Glieder des Vereins immer fester umschließe und durch die wissenschaftlichen Verhandlungen ebenso, wie durch den geselligen Verkehr gefördert werden möge."

Ehe noch die Verhandlungen selbst begannen, stellte Hofrath Dr. Thiersch mit besonderer Rücksicht auf die Glieder der Bürgerschaft und des Stadtrathes, dankfagend für die zuvorkommende Aufnahme, welche die Philologen gefunden, dar, was der Grund dieses herzlichen Entgegenkommens sei, und was der Verein „bringe." Er wies zunächst auf das hohe Gut der Sprache hin, und wie das Studium derselben zuerst den classischen Sprachen gegolten, dann auch auf die orientalischen und germanischen (deren Begründer Hessen erzeugt habe) übergegangen sei, und wie sich die Philologie ihrem Ziele, allgemeine Wissenschaft der Sprachen zu werden, bedeutend genähert habe. Sodann erinnerte er an den Inhalt der classischen Philologie, jenen reichen Schatz der Ueberlieferung glorreicher Völker für Geschichte, Religion, Politik; durch die Pflege desselben, welche die Philologen vermittelnd übernehmen, werde der Menschheit ein Eigenthum erhalten, das ihr ohne Schaden an ihren edelsten Gütern nicht geschmälert werden dürfe. Darum wären auch Männer, wie Dahlmann, unter den Stiftern des Vereins gewesen. — Nun aber gehe der Beruf der meisten Anwesenden dahin, die Früchte dieses Studiums für den Jugendunterricht zu verwenden, wodurch die Philologie mit Allem zusammenhänge, was die Bildung des Geistes und Gemüthes

betreffe. Eben deßhalb nehme der Verein keine ausschließliche Richtung; jedes Streben, die Wohlfahrt zu fördern, werde geehrt. Die Philologie habe den Beruf, die Jugend zu den Urbildern des Schönen zu leiten, und so trete der Verein in innigen Verkehr mit den würdigen Familien, bei denen der Sinn für Jugendbildung lebendig sei, und welche wünschen, ihre Kinder, gleich jenem alten Heros, zu etwas noch Besserem zu erheben, als sie selbst gewesen. Zu diesem Zwecke sei Einheit Noth; ihn zu fördern, träten deutsche Männer aller Länder zusammen. Dies möchte wohl der Grund jener freundlichen Aufnahme sein; eine solche verdiene in diesem Sinne den innigsten Dank.—

Die Vorträge eröffnete Prof. Göttling aus Jena.

Ueber eine Bildsäule der Thusnelda.

Der Redner führte eine Vermuthung, welche er schon in den Annali dell' Inst. di corrisp. Arch. Vol. XIII ausgesprochen, daß die in der Loggia de'Lanzi in Florenz befindliche Statue, welche bald Dea del Silenzio genannt, bald als Veturia, bald als Mnemosyne bezeichnet wurde, die Thusnelda, Arminius Gemahlin, vorstelle, weiter aus. Er zeigte, daß, nach der Beschreibung, welche Tacit. Germ. 17 von der Kleidung der deutschen Frauen gibt, und wie dieselbe an den gefangnen deutschen Frauen auf der Antoninsäule in Rom zu sehn ist, nach der Form der Schuhe und nach der Tracht der Haare und nach der ganzen Situation, diese Statue nur eine gefangne Deutsche darstellen, und daß dieß dann füglich keine andre sein könne, als Thusnelda. Diese ward im Jahr Roms 767 in dem Triumph aufgeführt, welchen Kaiser Tiberius seinem Adoptivsohne Germanicus bereitete, und zum Andenken dieses Triumphes ward im Jahre R. 770 dem Germanicus am Fuße des Capitols ein Triumphbogen errichtet. Hier wird die Bildsäule der Thusnelda, in einer Nische (Zotheca) des Bogens stehend, nicht gefehlt haben, zum Zeichen, wie Rom die ihm von Arminius zugefügte Schmach gerächt habe. In gleicher Weise war die Bildsäule des Teutonenfürsten Teutoboch auf dem Triumphbogen des C. Marius bei Orleans angebracht worden. (S. Montfaucon Antiq. expl. T. IV. p. 170). Es ward ferner die Vermuthung aufgestellt, daß der Urheber dieser künstlerisch höchst ausgezeichneten Statue wohl kein andrer sein könne als Cleomenes, des Cleomenes Sohn aus Athen, welcher die berühmte Bildsäule des Germanicus im Louvre verfertigt hat; es ward dabei Veranlassung genommen, in dieser Statue und ihren Emblemen wirklich einen Germanicus nachzuweisen. Der Vortragende kam dabei zugleich auf eine von Rubens zuerst auf Thusnelda gedeutete Vorstellung auf dem berühmten Achat de la Sainte Chapelle in Paris zu sprechen und zeigte, daß, da der Künstler sich durchaus nicht genau an die wirklichen Züge der dargestellten Personen, z. B. des Tiberius, gehalten habe, eine Porträtähnlichkeit auch dieser Gefangnen, in welcher man besonders Thusnelda und ihren kleinen Sohn Thumelicus, Segimund und Ramis, des Sesithacus Gemahlin, erkennen wollte, durchaus nicht annehmen dürfe. Dagegen stellte er die Vermuthung auf, daß ein herrlicher jugendlicher Gladiatorkopf, welcher aus Italien nach England gekommen und in Specimens of ancient sculpture T. II pl. XLIX. C. abgebildet ist, den Sohn der Thusnelda, den Thumelicus, vorstellen könne wegen der auffallenden Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit denen der Thusneldastatue. Es sei nemlich höchst wahrscheinlich, daß der dreijährige Thumelicus deswegen nach Ravenna gebracht worden sei, um in der dortigen Fechterschule zum Gladiator aufgezogen zu werden. Das ludibrium aber, welches Tiberius an dem jungen Deutschen nach Tacitus habe ausüben lassen (Annal. 1, 58), möge wohl darin bestanden haben, daß Thumelicus zum Hohn seines Volkes in einem Amphitheaterspiele, das zur Feier eines

Sieges über die Deutſchen gehalten werden, habe mit kämpfen müſſen und gefallen ſei. Dieſes ward durch den gleichen Gebrauch des Wortes ludibrium in gleicher Sache von Seneca nachgewieſen. Eine Beſtätigung ſeiner Vermuthung über das Schickſal des Sohnes des Armin wollte der Vortragende auch in dem Namen deſſelben (Thumelicus) finden, welches wohl kein deutſcher Name, ſondern der Sclavenname des Sohnes des Arminius ſei. Thymelicus, oder mehr latiniſirt Thumelicus (Gruter DCVII, 1. DCCXXIV, 4. 5) bezeichne nemlich nicht blos einen Pantomimen oder Müßiger, ſondern einen jeden, welcher auf einem freien Platze, namentlich der Cavea eines Amphitheaters zur Ergötzung des Publicums aufgetreten ſei und erſcheine auf alten Inſchriften auch als Beiname zur Bezeichnung dieſes Gewerbes. Es ward ferner hervorgehoben und mit Beiſpielen belegt, wie gern die Römer ſterbende Gladiatoren bildlich dargeſtellt, und wie es natürlich erſcheine, daß gerade der Sohn eines Todfeindes, der einem höchſt tragiſchen Schickſale erlegen war, von ihnen bildlich aufgefaßt worden ſei. Auf jeden Fall zeige dieſes edle, ſchöne Geſicht einen Gladiator durchaus nicht gemeiner, ſondern höchſt bedeutender Art auf.

Der Vortragende machte den Beſchluß mit einer Vergleichung der antiken Thusneldaſtatue mit der Statue, welche von Herrn von Bandel gearbeitet, im Beſitz Sr. Durchlaucht des regierenden Fürſten zur Lippe iſt, und erläuterte beide Statuen durch Zeichnungen. *)

Hierauf ſprach Hofrath Thierſch ſeine Beiſtimmung aus zu der ingenioſen Combination des Redners, beſtritt jedoch, daß die eine Bildſäule den Germanicus vorſtellen könne, da einerſeits nichts Urkundliches darauf hinweiſe und andrerſeits die kummervollen und eingefallenen Züge nicht auf die ſonſt immer hervorgehobene ideale Schönheit des Germanicus paßten. Die Frage, ob wohl, wie ſelbſt Künſtler verſicherten, der Kopf das rechte Verhältniß zum übrigen Körper habe, vielleicht gar ſpäter aufgeſetzt ſei, wurde durch die genügendſten Aufſchlüſſe ſofort beſeitigt. Auf die weitere Frage, ob ludibrio bei Tac. nicht eine Mißhandlung des Körpers bedeuten möge, von der hier zu reden kein ſchicklicher Ort ſei, legte Hr. Hofrath Thierſch weniger Gewicht.

Prof. Walz fügte ſeine Vermuthung hinzu: er will die fragliche Bildſäule um einige Jahrhunderte früher ſetzen. Ein Bildgießer Antigonus habe die Schlachten Attalus I und Eumenes II gegen die Gallier (Kelten) dargeſtellt; dieſes Sujet finde O. Müller in mehreren Gruppen. Die Tracht der galliſchen und deutſchen Frauen ſei nicht ſo verſchieden. Es könne demnach die Statue eine galliſche Frau darſtellen, welche etwa durch ihre Geiſtesſtärke Aufmerkſamkeit erregt hätte. Cleomenes könne der Sohn des Cleomenes ſein, von welchem Letzteren die Mediceiſche Venus herrühre, und welcher um Ol. 150 gelebt habe.

Nach der Pauſe wurden Hofr. Thierſch, Prof. Walz, Dir. Wömel, Prof. Hermann, O.S.R. Prof. Roſt, Prof. Peterſen als Comité zur Wahl des nächſten Verſammlungsortes vorgeſchlagen.

Hierauf hielt Prof. Oſann ſeinen Vortrag:

---

*) Der ganze Vortrag wird erweitert noch beſonders erſcheinen mit zwei Steintafeln unter dem Titel: Thusnelda, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildniſſen nachgewieſen.

Ueber die erste Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks in Attika.

περὶ τὰ μὲν ἔπλασε μῦθος Ἀχαϊκὸς, ἡδάδα ψευδεῖ συγκεράσας.
Nonnos.

„In der vorjährigen Versammlung dieses geehrten Vereins, welchem auch mich anschließen zu dürfen, mich mit Stolz und Freude erfüllt, ist ein Gegenstand zur Sprache gebracht worden, welcher seiner Natur nach weder zu einem Abschluß hingeführt werden konnte, noch auch nach der Absicht des verehrlichen Sprechers werden sollte, nämlich die Frage nach dem historischen Kerne in der nur zu oft für mährchenhafte Erfindung erklärten traditionellen Sage, und zwar zunächst in Beziehung auf die überlieferte Colonisirung einzelner Theile Griechenlands durch Aegyptische Einwanderungen *). Wenn es einer beifälligen Erklärung von meiner Seite für die dort ausgesprochene Ansicht von der nicht in Abrede zu stellenden Einwirkung Aegyptischen Einflusses auf Entwickelung des Griechischen Geistes in Kunst, Sitte und Religion keineswegs bedarf, so bin ich doch um so mehr veranlaßt, dieses mein Glaubensbekenntniß von einer zuzugestehenden theilweisen Abhängigkeit Griechenlands von den Einflüssen des Orients in den ältesten Zeiten gleich im Eingang dieses Vortrags abzulegen, als der Inhalt desselben die Zulässigkeit jener Annahme zum Theil voraussetzt. Bei einer scharfen Auffassung der obschwebenden Streitfrage tritt die unabweisbare Alternative ein, entweder die Ueberlieferung geradezu und zwar in ihrem ganzen Umfang für eine Fiction erklären zu müssen, was, wie ich glaube, selbst die eifrigsten Verfechter des Griechischen Autochthonismus nicht einmal auf sich nehmen mögen, oder unter Anerkennung einer historischen Grundlage jeglicher mythologischen Tradition, den Versuch zu machen, die zu Grunde liegende Substanz mittelst kritischer Ausscheidung aller zufälligen oder absichtlichen Einkleidung an das Licht zu bringen. Wenn ich nun dieser letzteren Ansicht zu huldigen bekenne, so habe ich hierbei für mich nicht nur die Auctorität Platons **), welcher sagt, die Mythen seien zwar Lügen, aber es liege ihnen etwas Wahres zu Grunde, sondern ich folge der Ueberzeugung, daß es für einen an der Geschichte selbst begangenen Frevel angesehen werden müsse, was in treuem Glauben von der Vorzeit überliefert worden, weil es einer vorgefaßten Meinung widerspricht, ungeprüft zu verdammen. Das Gelingen der so eben bezeichneten Aufgabe des Mythologen und hierauf die Entscheidung der Streitfrage selbst scheint also nur von der Art der in Anwendung zu bringenden Prüfung abhängig zu sein, die, wenn nicht alle einschlägigen Momente ins Auge gefaßt werden, freilich unfehlbar mißglücken wird.

Pr. Walz hat in dem angeführten, mancherlei Betrachtungen anregenden Vortrage sich beschränkt, Materialien zur Bewahrheitung seiner Meinung von einer monumentalen Seite, wie er sie nennt, herzunehmen, hiermit aber eine andere Betrachtungsweise weder ausgeschlossen, noch ausschließen wollen, welche in der Nachweisung des inneren Zusammenhangs der Sage an sich oder in Beziehung auf andere besteht. Weit entfernt, zu glauben, daß die richtige Art, wie Mythen zur Ermittelung der einwohnenden historischen Elemente kritisch zu behandeln seien, erst noch aufzudecken sei, habe ich es unternommen, eine Specialsage, nämlich die Aufnahme des Dionysos

*) Verhandlungen der fünften Versamml. deutscher Philologen 1842. S. 144 fg.
**) Rep. II, 17.

beim Ikarios in Attika, einer genauen Beurtheilung in der Absicht zu unterwerfen, auf daß sich herausstelle, ob und welche Thatsache in Beziehung auf die erste Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks in Attika derselben zu Grunde liege. Daß ich aber einen historischen Kern vermuthete, dazu wurde ich von vornherein durch die auf vielfache Forschungen gestützte Ueberzeugung vermocht, daß der größere Theil des Dionysischen Sagenkreises eine Symbolik der Einbringung, Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks sammt seiner Pflege in Griechenland enthalte, wie sich in der Ueberlieferung von den vielfachen Wanderungen des die Rebe bringenden Gottes und seiner Gefährten zu Land und zu Wasser der Gedanke an eine Allegorie der allmähligen Verbreitung des Weinstocks über ganz Griechenland dem aufmerksamen Betrachter von selbst aufdringt*). Da ich nicht weiß, ob es mir gestattet sein werde, die eben ausgesprochene Behauptung über den historischen Inhalt der Dionysossage durch die Bearbeitung einer diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange behandelnden Oenologie zu bewahrheiten, so erlaube ich mir für jetzt, nachdem ich schon früher einen Versuch dieser Art in der Abhandlung „Oenopion und seine Sippschaft" bekannt gemacht habe**), einen andern ausführlicher behandelten Theil des Ganzen zunächst in der Absicht vorzulegen, durch das Urtheil einer so erleuchteten Gesellschaft bestimmt zu werden, entweder auf dem eingeschlagenen Pfade muthig fortzuschreiten, oder im andern Falle bei Zeiten den Rückzug anzutreten. Es bedarf übrigens hier kaum der Erwähnung, daß eine allseitige Behandlung dieses Gegenstands zugleich Momente einschließt, welche die Geschichte der geistigen Entwickelung Griechenlands aufzuhellen vermögen. Denn es kann nicht verkannt werden, daß die Verbreitung des Weinstocks und seiner Pflege einen einflußreichen Abschnitt in der Geschichte der griechischen Civilisation bewirkt hat. Dionysos ist nicht allein der bis zur Raserei berauschende, sondern auch der begeisternde, sänftigende Gott, welcher rebenumrankt, die Kithara im Arm, die Welt durchzieht, und durch Verbreitung eines der edelsten Geschenke der gütigen Mutter Natur überall die Weihe eines geistigen, höheren Lebens ausschüttet.

Wenn übrigens in dem gegenwärtigen Vortrage manche Behauptung gewagt erscheinen sollte, so ist die Rechtfertigung davon in begleitenden Anmerkungen zu geben versucht worden, die ihrer Natur nach von der jetzigen Mittheilung ausgeschlossen bleiben mußten (jetzt aber ihre Stelle unter dem Text gefunden haben). Endlich habe ich auch noch kurz des Grundes zu gedenken, warum ich von der Behandlung desselben Gegenstandes durch J. H. Voß, welche in einer Reihe von Abhandlungen nach seinem Tode als Fortsetzung der Mythologischen Briefe durch Brzoska bekannt gemacht worden ist, in gegenwärtigem Vortrage keinen Gebrauch gemacht habe. Wenn niemand bereitwilliger, als ich sein kann, die Verdienste dieses wahrhaft großen Mannes überall, so auch in der nächsten Beziehung anzuerkennen, so würde dennoch die Verschiedenheit der Grundansicht, nach welcher Voß den Weinstock in Griechenland als ursprünglich einheimisch, und zwar das nördliche Griechenland für das Vaterland des ganzen Bacchoscultus ansieht, eine fortwährende Polemik nöthig gemacht haben, die statt den Gegenstand aufzuklären, ihn vielmehr verwirrt haben würde, und welche außerdem bei der bekannten synthetisch dogmatischen Darstellungsweise Vossens

---

*) Schon Pherekydes lehrte, Dionysos sei mit seinen Wärterinnen den Nymphen, umhergezogen, um mit dem von ihm gefundenen Weinstock den Menschen zu beschenken. Schol. Hom. Il. 18, 486.

**) Welcker Rhein. Mus. III, 2. S. 241 fg.

kaum zulässig gewesen wäre. Es blieb daher nichts übrig, als den Gang meiner Forschung in dieser Hinsicht ganz frei und unabhängig zu halten und, indem nunmehr Ansicht gegen Ansicht gegenüber tritt, einem Dritten die Beurtheilung zu überlassen.

So viel im Allgemeinen. Kommen wir jetzt zur Sache selbst und hören die Zeugen ab, die von der Ikariossage, welche die Grundlage dieser ganzen Untersuchung abgibt, Bericht erstatten.

„Nachdem Erichthonios gestorben," erzählt Apollodoros *), „und in dem Hain der Athene begraben worden, regierte Pandion, unter welchem Demeter und Dionysos nach Attika kamen. Die Demeter aber nahm Keleos in Eleusis, den Dionysos Ikarios auf, und dieser erhielt von jenem einen Schoß des Weinstocks. Und die Weinbereitung von ihm lernend, zugleich um das von dem Gott erhaltene Geschenk den Menschen mitzutheilen, kam er zu einigen Hirten, welche nach dem Genuß des Weins, zumal da sie denselben ohne Wasser und vor Lust in Uebermaß getrunken, vergiftet zu sein wähnten und ihn tödteten. Als sie dessen den Tag darauf inne geworden, begruben sie ihn. Seiner Tochter Erigone aber, welche den Vater suchte, zeigt der ihm zugewöhnte Hund mit Namen Mära, welcher dem Ikarios gefolgt war, den Leichnam, und nachdem sie den Vater beweint, erhing sie sich." Dem Wesen nach dieselbe Erzählung, nur im Einzelnen ausführlicher, giebt uns nach Eratosthenes ein Homerischer Scholiast **), Folgendes noch hinzufügend: „Als eine Krankheit in Athen ausgebrochen, ehrten die Athener in Gemäßheit eines Orakelspruchs den Ikarios und die Erigone mit jährlichen Festen, nachdem diese aber unter die Sterne versetzt worden, wurde Ikarios Bootes, Erigone die Jungfrau genannt; der Hund aber behielt seinen Namen." Wenn in dem letzteren Theil dieser Nachricht sich leicht die katasteristische Behandlungsweise der Astronomie bei den Alexandrinern erkennen läßt, und selbst die Vermuthung erhoben werden kann, daß dieser Theil der Sage auf Rechnung des Eratosthenes selbst komme ***),

*) III, 14, 7.

**) Zu Ilias XXII, 29. Ebenso Servius zu Virg. Georg. II, 67 und 389. Der Schol. zu Ovid. Ibis. 609 ed. Merkel. S. 474, mit einer Version rücksichtlich des Todes der Erigone: Icarus primus plantavit vineam et de vino, quod inde habuit, messoribus ad bibendum dedit. Vel, ut alii dicunt, Icarus jussu sui domini vinum Thebas portabat et invenit messores, quibus vinum dedit, qui inebriati putantes se venenum bibisse, proiecerunt ipsum in puteum. Canicula vero cum eo ire solita ivit ad Erigonen, filiam Icari, et morsibus vestibus duxit ad patrem: quae patre viso se voluit suspendere, sed Iupiter eam cum cane et patre translatam stellificavit, ut dicit Ovidius. Die ganze Sage haftet so durchaus an Attischer Localität, daß die Uebertragung hier nach Theben ganz allein ohne weitere Bezeugung steht, so daß Thebas nur als eine Verschreibung von Athenas erscheint. Es werde hier gleich auch noch eines von Wenigen nur erwähnten Moments in der Sage gedacht, weil es auf den Gang der Untersuchung sonst keinen Einfluß hat. Nämlich nach Mythogr. Vatic. II. c. 61. S. 106 wurde das Rebenfeld des Ikarios von einem Bock (Porphyrios de abstin. II, 10. S. 119 nennt eine Ziege) verwüstet. Dieser Umstand steht mit der Ikarischen Sage sonst in gar keiner weiteren Beziehung und scheint nur aus andern die erste Anpflanzung des Weinstocks in andern Gegenden Griechenlands betreffenden Dionysischen Mythen entlehnt zu sein, wo sich dieselbe, aber unter angemessenen Motiven, findet, wie in der Thrakischen des Lykurgos, oder der Aetolischen des Oeneus. Am ausführlichsten übrigens, wie zu erwarten, behandelt die ganze Ikariossage Nonnos Dion. XLVII init., aber auf eine Weise, die bei seinem mythologischen Synkretismus dieser nach fester Grundlage strebenden Untersuchung wenig Stützpunkte gewähren konnte.

***) Wenn hier ein Hund, dort eine Hündin in der Sage erscheint, so trägt, da wir aus einem ausdrücklichen Zeugniß wissen, daß Eratosthenes einer Hündin, und zwar unter demselben Namen Mära, gedacht habe,

auf der andern Seite geſtattet, der Nachricht von den jährlichen Feſten Glauben zu ſchen- darin eine hiſtoriſche Spur von der jährlichen Wiederkehr eines in Beziehung auf den gefeierten Feſtes wieder zu finden. Eine weitere Nachricht über die Ankunft des Bakchos gleichzeitig mit der Demeter, giebt auch Tzetzes *), aber ohne Anführung ſeines Ge- nns, außerdem auch in einem der Nachhülfe ſo bedürftigen Texte, daß daraus nichts genommen werden kann. Viel ausführlicher und zugleich mit einigen bedeutſamen Win- aber erſt weiter unten verfolgt werden können, erzählt die Sage Hyginus **), aus deſſen ür den gegenwärtigen Zweck nur zwei mit einander in engem Verbande ſtehende Punkte zu machen ſind. Nämlich die aus Zorn über die Ermordung des Ikarios und den darauf Tod der Erigone vom Dionyſos über die Athener geſchickte Krankheit oder Peſt habe in hnlichen Strafe" beſtanden. Worin dieſe beſtanden, giebt Servius ***) dahin an, daß die en Jungfrauen von der Wuth, ſich zu erhängen, ergriffen worden ſeien, eine Art von nie, die ſich in ähnlicher Weiſe bekanntlich auch in andern Sagen des Griechiſchen Alter- iederholt ****), in dieſem Falle aber von Hyginus †) aus einer Verwünſchung der Eri- geleitet wird, daß daſſelbe Schickſal des Todes durch Erhängen, welchem ſie entgegen ch die Jungfrauen Attikas treffen werde, wenn ſie die Tödtung des Ikarios ungerächt ürden. Servius fährt dagegen in ſeinem Berichte fort: Als Urſache dieſer über Athen en Heimſuchung habe den Athenern auf ihre Anfrage der Delphiſche Gott die Tödtung ios und die dadurch veranlaßte Entleibung der Erigone angegeben, worauf ſie, und dieſes weite Punkt, Rache an den Hirten genommen und zu Ehren der Erigone das Feſt der on geſtiftet, auch, doch wohl an demſelben jährlich wiederkehrenden Feſte, bei der Wein-

---

ie Schuld davon lediglich der Berichterſtatter. Bei Nonnos erſcheint der Hund nur als Begleiter der Eri- one, beklagt ihr Unglück und ihren Tod; die Nachricht von dem Tod des Ikarios und die Auffindung des eichnams wird vielmehr durch ein Traumgeſicht, welches der Erigone erſcheint, vermittelt, Vs. 161.

n Welcker's Rhein. Muſ. Bd. IV. S. 25: *Ἐπὶ τοῦ Πανδίονος τοῦδε Διόνυσος καὶ Δημήτηρ ἦλθον εἰς ἣν Ἀττικήν· ἤτοι τότε τῆς Ἀττικῆς Οἰνοῦς καὶ Γεώργιος ἐγνώσθη, καὶ Ποσειδῶν καὶ Ἀθηνᾶ τότε περὶ ἧς Ἀττικῆς ἤρισαν· διὸ καὶ Εὔμολπος ὁ Ποσειδῶνος πρὸς τὸν Ἐρεχθέα τὸν τοῦ Πανδίονος ἐξήνεγκε πό- ιμον· ἐν ᾧ ἐνίκησεν ὁ Ἐρεχθεύς.*

Fab. 130.

Georg. II, 389: ut eorum filiae furore quodam compellerentur ad laqueum. Wenn beim Schol. ucian. deor. conc. 5 eine andere Krankheit, eine Art Priapismus, genannt wird, ſo beruht dies auf einer lerwechſelung mit einer andern, den Dionyſiſchen Pegaſus betreffenden Sage, deren unten gedacht werden ird. Vgl. Lobeck Aglaoph. T. I. S. 660.

) Ein ganz ähnliches Beiſpiel erzählt Gellius von Mileſiſchen Jungfrauen, XV, 10: Plutarchus in librorum uos *περὶ ψυχῆς* inscripsit, primo . . . virgines dixit Milesii nominis, fere quot tum in ea civitate rant, repente, sine ulla evidenti causa, voluntatem cepisse obeundae mortis ac deinde plurimas itam suspendio amisisse. Id cum accideret in dies crebrius, neque animis earum mori perseve- antium medicina adhiberi quiret, decrevisse Milesios, ut virgines, quae corporibus suspensis de- ortuae forent, ut eae omnes nudae cum eodem laqueo, qui essent praevinctae, efferrentur: post l decretum, virgines voluntariam mortem non petisse, pudore solo deterritas tam inhonesti fune- is. Vgl. Polyaen. VIII, 63.

stron. 4.

leſe dem Ikarios und der Erigone die Erſtlinge des Herbſtes geweiht hätten *). Die Nachricht von dieſem Feſte, welches zwar von einigen alten Gewährsmännern anders gedeutet wird, von den meiſten jedoch in ausdrückliche Verbindung mit der Sage von der Verbreitung des Weinſtocks durch Ikarios und Erigone geſetzt wird, iſt weder Erfindung, noch Deutelei, ſondern findet ihre Beſtätigung in dem ſelbſt noch in ſpäter Zeit, wie es ſcheint, gefeierten Feſte der Aeorä (αἰώραι), welches, ſeiner Entſtehung nach unzweifelhaft Dionyſiſch, gerade durch ſeine bis ſpät herab fort und fort ſtatt findende jährliche Feier die Erinnerung an die Thatſache, von welcher es ausgegangen, aufbewahret hat **). Ohne hier in eine ausführliche Beſchreibung dieſes Feſtes einzugehen, genügt es, das Weſentlichſte deſſelben dahin anzugeben, daß man zur Zeit der Weinleſe zum Gedächtniß der um die Verbreitung des Weinbau's verdienten Erigone, in Nachahmung der Todesart, die ſie an ſich vollzogen, ſchwebende menſchliche Figuren an Bäumen aufzuhängen pflegte ***), wovon der Name des Feſts ſich zugleich auf die natürlichſte Weiſe herleitet, ſo wie auch der Gedanke nicht abzuweiſen iſt, daß die im Winde hin und hergetriebenen Figuren zugleich auf die ſchwankende Haltung vom Weine Trunkener hinzudeuten beſtimmt waren ****). Ob übrigens die Rolle ſolcher hängenden Figuren lebende Perſonen ſelbſt übernommen, was nach Einigen unter einer beſondern Wendung der Fabel überliefert wird †), oder ob deren Stelle Nachbilder

*) Nach Aelian. H. A. VII, 28, welcher kurz die Hauptpunkte der Sage angiebt, und daraus wieder Tzetzes Chil. IV, 128, wurde von den Bewohnern Attika's auch der treuen Hündin geopfert. Da ſich hiervon in den ſonſtigen Nachrichten von dem Feſte keine Spur weiter findet, dieſe Hündin auch ſonſt in die Symbolik dieſer Sage nicht weiter eingreift, ſo bin ich geneigt, dieſen Zuſatz für eine ſpätere Erfindung anzuſehen, erſt entſtanden und veranlaßt durch die Verſetzung dieſer Hündin in den Himmelskreis, wodurch freilich der den Ikarios und die Erigone begleitende „Erlöſungshund", unter welcher Bezeichnung Creuzer Symb. Th. III. S. 531 ihn in die Eleuſiniſchen Myſterien einführt, mehr als zweifelhaft werden dürfte. Sollte dieſer Hund oder Hündin der Sage nicht eine natürliche Erklärung in der dieſem Thiere eignen Treue und Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, ganz im Sinne Aelian's, finden?

**) Athen. XV. S. 618, F.

***) Vgl. Leopardi Emend. VI, 14. Ausl. zu Heſych. v. αἰώρα. Panofka Museo Bartoldiano S. 120 fg.

****) Hygin Astron. 4. S. 428 ed. Stav. ſchildert den Zuſtand jener trunkenen Hirten oder Landleute, ut alius aliam se in partem reiiciunt, ut semimortua membra iactantes, und ſagt weiter unten von den beim Feſt der Aeoren hängenden Perſonen, uti tabula interposita, pendentes funibus, se iactarent, ut qui pendens vento movetur, wie die Stelle nach Scheffer wieder herzuſtellen iſt.

†) S. Hygin Astron. 4 S. 429. Schol. Germanici Arat. S. 79 ed. Buhle. Man hat angenommen, daß ſich bei dieſer Feſtfeier die Mädchen einer Vorrichtung nach Art unſerer Schaukeln bedient hätten, was dahin geſtellt bleiben kann. Der Gebrauch dieſer Schaukeln war den Alten nicht unbekannt, wie ſich aus dem Gemälde einer ſchönen, jetzt in Berlin befindlichen Kalpis ergiebt, bei Gerhard Berlins antike Bildw. Th. I, S. 249, jedoch ohne daß dabei irgend eine Beziehung auf Erigone oder das Feſt ſtatt findet. Ich vermag in dieſem lieblichen Bilde nur die Darſtellung weiblicher Beluſtigung mittelſt einer Schaukel wieder zu erkennen. Es ſcheint daſſelbe Vaſengemälde zu ſein, worin Panofka Mus. Bartold. S. 120 das Feſt der Aeorä abgebildet annimmt, unter gelegentlicher Anführung von noch zwei Vaſengemälden, auf welchen in ähnlicher Situation ſich Frauen ſchaukeln. Da auf dieſen beiden Monumenten der Scene noch ein geflügelter Genius hinzugeſellt iſt, ſo würde ich, da ſich auf denſelben nicht die mindeſte ſonſtige Spur Dionyſiſcher Beziehung vorfindet, geneigt ſein, wenigſtens in dieſen beiden Gemälden Panofka beizuſtimmen, falls ſich nämlich dieſer Genius auf den Dionyſos deuten ließe. Bekannt iſt aber, wie ſelten das Vorkommen eines geflügelten Bakchos iſt, wie E. Braun Bull. dell' inst. 1839. S. 16 erinnert; was Welcker Rhein. Muſ. Bd. VI. S. 594 flg. in ſo reichlicher Fülle zuſammengeſtellt hat, bedarf meines Er-

Mannequins vertreten, iſt hier ganz gleichgültig, zumal da ſich beides als zuläſſig denken
ich vielleicht nur nach Zeit und Art verſchieden geſtaltete. Jedenfalls iſt es klar, daß
, wie von Mehrern dieſe Hängefiguren ausdrücklich genannt werden, in Uebereinſtim-
der richtigen Ableitung des Worts, nur auf Nachbildung menſchlicher oder menſchen-
Körper, ſollten dieſe auch nur in fratzenartigen Geſichtern beſtanden haben, gedeutet
nen *). Will man übrigens die Theilnahme lebender Perſonen an dieſem Spiele an-
as gar nicht undenkbar, ſo wird man ihnen, in Gemäßheit der freilich etwas dunkeln
ung bei Feſtus v. oscillum, den Gebrauch der Masken um ſo bereitwilliger zugeſtehen,
nwendung derſelben bei einem dem Bakchos geweihten Feſte völlig angemeſſen erſcheint.
der Gebrauch von Masken bei dieſem Feſte ausdrücklich von Servius bezeugt.

---

ens zum Theil noch einiger Sichtung, oder ſteht außer Verbindung mit der in Rede ſtehenden Darſtellung.
dieſer aber an einen Bakchos zu denken, verbietet die der Figur auf einer der gedachten Vaſen beige-
ne Erklärung *EPOΣ*. Hiernach nehme ich für jetzt wenigſtens noch Anſtand in ſämmtlichen hier ge-
nten Monumenten eine bildliche Darſtellung der Aeorâ wiederzuerkennen, zumal da ich in der auf einer
Vaſen befindlichen Zugabe eines Hündchens, worauf Panofka Werth legt, alles Andere eher, als eine un-
iſelhafte Beziehung auf die Miâra des Ikarios zu finden vermag.

durch erledigt ſich, was in alter und neuer Zeit vielfach über die Oscillen gefabelt worden iſt, indem,
eins anzuführen, die Oscillen nicht die Hängmaſchinen (*αἰῶραι*) ſelbſt waren, wie Böttiger Diss. de
ex machina S. XIII behauptete, ſondern vielmehr der in der Schwebe gehaltene Körper ſelbſt. Sehr
ſtimmt drückt ſich Creuzer Th III. S. 325 aus, wenn er ſagt, daß man unter den Oscillen bald
icke verſtand, an denen ſich Menſchen hin und her ſchaukelten, bald aufgehängte Bballen, bald Masken
Larven, die man in der Luft ſchweben ließ. Dieſer Irrthum hat ſich ſelbſt in die neue Pariſer Ausg.
Henr. Stephanus fortgepflanzt, wo die angeführte Abbildung eines Oscillum nichts anders, als die oben
rochene Kalpis iſt. Oscillum kann nichts anders, als ein Deminutiv von os ſein, und daher bemerkt
ller ad Festum S. 195 ganz richtig, daß die urſprüngliche Bedeutung des Worts *προσωπεῖον* geweſen
Das Richtige deutete ſchon Servius an ad Georg. II, 389, aus welchem Scholion hieher gehört: Sed
t aliquantum tempus Atheniensibus morbus immissus est talis, ut eorum virgines furore quo-
s compellerentur ad laqueum; responditque oraculum sedari posse pestilentiam illam, si Eri-
es et Icarii cadavera requirerentur: quae cum diu quaesita nusquam invenirentur, ad osten-
dam suam devotionem Athenienses, ut etiam in alieno ea quaerere viderentur elemento, suspen-
ant de arbore funem: ad quem se tenentes homines, hac atque illac agitabantur, ut quasi etiam
aërem illorum cadavera quaerere viderentur. Sed cum inde plerique caderent, inventum est,
ormas ad oris sui similitudinem facerent, et eas pro se suspensas moverent. Von den wei-
n Erklärungsverſuchen bei Servius führe ich nur noch den folgenden an, weil, wenn auch von der darin
altenen Ableitung des Worts abgeſehen werden muß, die demſelben zum Grunde liegende Thatſache nicht
mbar iſt und einen Begriff von der bis zur Ausartung weiter ausgebildeten Feſtfeier geben kann. Alii
nt oscilla membra esse virilia de floribus facta, quae suspendebantur per intercolumnia: ita
n ea homines, acceptis clausis personis, impingerent, et ea ore cillerentur, id est move-
t, ad risum populo commovendum. Ob man ſo weit gegangen, daß man mit dem Worte Oscillen
nförmliche bakchiſche Maske verſtand, die an Bäumen aufgehängt (Gerhard Neapels antike Bildw.,
I, S. 135), oder welche bei Bakchosopfern zur Schau ſtanden (Millin Gall. myth. Tab. LXIII.
268) bezeichnete, iſt möglich, jedoch nicht ſtreng nachweisbar. Dergleichen fratzenhafte, coloſſale Köpfe,
he bei dem von Ptolemäos Philadelphos veranſtalteten bakchiſchen Prunkfeſte von dem Wagen des Dio-
s herabhingen, nennt Kallixenos Athen. V. S. 198. D *πρόσωπα*, nicht alſo *αἰῶραι*. Er ſagt: *προσ-
ηγτο δὲ καὶ στέφανοι καὶ ταινίαι καὶ θύρσοι καὶ τύμπανα καὶ μίτραι πρόσωπά τε σατυρικὰ καὶ κωμικὰ
τραγικά*, woraus ſich ergiebt, daß dieſe Masken mit den Oscillen im engeren Sinne keine Gemeinſchaft
n, ihre Anwendung und Gebrauch aber auch ſehr gut eine andere Erklärung findet.

An die einfache Darlegung der Sage, wie wir sie so eben gegeben, schließt sich, noch vor einem weiteren Eingehen in den Sinn derselben, zunächst die Frage nach dem Alter des Mythos selbst an. Unter den directen Zeugnissen stehen als die ältesten die oben angeführten des Apollodoros und des Eratosthenes oben an, von welchen der Letztgenannte ihr in seinem Gedicht Ἠριγόνη, nach den Fragmenten zu schließen, die ausführlichste Behandlung hat angedeihen lassen *). Wenn auch das Zeitalter dieser beiden Gewährsmänner die Annahme gestattete, daß Apollodoros seine Nachrichten dem Eratosthenes verdankt habe, so steht doch einer solchen die sichere Wahrnehmung entgegen, daß Apollodoros in seiner mythologischen Bibliothek ganz andere, als Alexandrinische Quellen benutzt, sich vielmehr bekanntermaßen an viel ältere Zeugen, die bis zu den Logographen hinaufreichen, gehalten und namentlich sehr häufig den Pherekydes ausgeschrieben habe. Aus welchen Quellen aber immer diese Schriftsteller geschöpft haben mögen, für ein sehr hohes Alterthum der Sage spricht nicht nur die Beschaffenheit der auf dieselbe unzweifelhaft gegründeten Festfeier, sondern auch das Fortbestehen der Aeorä bis in verhältnißmäßig späte Zeit herab, worauf ein Lied des mir sonst weiter unbekannten Kolophoniers Theodoros vorhanden war, das im Munde des Volks noch bis auf Aristoteles Zeiten verbreitet war, wie letzterer in seiner Politeia der Kolophonier erzählt hatte **). Obwohl nicht zu bezweifeln, daß auch die bildende Kunst sich dieser so ergiebigen Sage bemächtigt haben werde, so ist es mir doch nicht gelungen, irgend ein Denkmal aufzufinden, auf welchem sie sich, wenn auch nur zum Theil, unzweifelhaft nachweisen lasse, und obwohl man dieses zu können allerdings gemeint hat, so glaube ich doch die Richtigkeit dieser Wahrnehmung ausdrücklich und zwar um so mehr in Abrede stellen zu müssen, als nur zu oft auf dergleichen unbegründete Behauptungen weitere Schlüsse gebaut zu werden pflegen ***).

---

*) Einstweilen zu verweisen auf Bach's nicht ganz vollständige Zusammenstellung der Fragmente, Zeitschr. f. d. Alterth. 1837. Nr. 42.

**) Athen. XIV. S. 618. E. Pollux IV, 55.

***) Creuzer glaubt in einer Terracotta des Britischen Museums, wovon er eine Abbildung giebt (Abbild. zur Symb. Taf. LVIII, 1 vgl. Erklär. S. 34 und Symb. Th. III. S. 339), den Empfang des Bakchos beim Ikarios zu erkennen. Es ist diese Darstellung eine von den vielen, sich unter verschiedenen Modificationen wiederholenden, wo der Gott, nicht der Indische, wie man oft angenommen hat, sondern der Thrakische (vgl. zu Cornutus S. 360), von der Reise kommend, sich anschickt an einem Symposium Theil zu nehmen. Vgl. Ancient marbles of the British Museum. Visconti Descr. des antiques du Musée Royal à Paris 1817. S. 37. Nr. 95, wo auf einem, eine ähnliche Scene darstellenden Basrelief derselbe Gegenstand wiedergefunden wird, wie dies auch auf einem andern Monument derselben Gattung von Gerhard (Neapels antike Bilder. Th. I. S. 135 flg.) geschieht. Soll diese Vorstellung auch wirklich ein Hospitium des Bakchos wiedergeben, so bietet der Dionysische Sagenkreis noch andere Situationen dieser Art, welche dahin mit gleichem Rechte gedeutet werden können, wie z. B. die Ankunft und Aufnahme des Bakchos bei dem Aetolischen Oeneus (Hygin Fab. 172. 174), oder selbst bei dem Attischen Heros Semachos (s. Scaliger ad Euseb. Chron. S. 30, ed 1658). Denn wenigstens die auf der Terracotta von dem Schenktisch herabhängende Weintraube enthält an sich noch keine Beziehung gerade auf Ikarios. Vielmehr dürfte der allgemeine Gedanke an die Gegenwart und Theilnahme des Gottes bei dem fröhlichen Genuß der von ihm gespendeten Gabe genügen, um die Erscheinung des beim Symposium angerufenen Gottes vollkommen zu erklären. Wollte der Künstler diese Symbolik unter die Beziehung auf ein bestimmtes Vorkommniß in der Dionysossage stellen, so mußte er, wenn er verstanden werden wollte, diese Besonderheit auch besonders durch irgend eine geeignete Zugabe charakterisiren. Doch soll hiermit die Möglichkeit, daß wirklich der Empfang beim Ikarios gemeint sei, nicht geläugnet werden.

Doch genug von den Einzelheiten dieſer Sage und ihrem hohen Alterthum, wobei wir faſt fürchten müßten, zu lange verweilt zu haben, wenn es nicht darauf angekommen wäre, die Bedeutung dieſer Sage für ganz Attika hervor zu heben. Entkleiden wir aber jetzt, um den urſprünglichen, auf einer hiſtoriſchen Thatſache wurzelnden Kern herauszufinden, die Sage alles ihren Schmucks, mit welchem ſie durch die ſchöpferiſche Phantaſie des Volksglaubens und der Dichter umhüllt worden iſt, ſo bleibt als Grundlage die erſte Anpflanzung und Verbreitung des Weinſtocks ſammt der Weinbereitung in Attika übrig, welches Ereigniß an die Namen Ikarios und Erigone angeknüpft und durch die von dieſen Perſonen ausgeſagten Thaten ſinnbildlich dargeſtellt wird. Daß die Sage von der erſten Anpflanzung der Rebe und urſprünglichen Weincultur in Attika ſpreche, deutet, abgeſehen davon, daß dieſes ausdrücklich bezeugt wird *), hinlänglich die Unbekanntſchaft der Hirten mit den Folgen des genoſſenen Getränks an, ſo wie die Wanderung des Ikarios die Verbreitung des Gewächſes und ſeiner Cultur durch Attika. Weiter finden wir jährliche Feſte zur Erinnerung an den mit der Verbreitung des Weinbau's in engſter Verbindung ſtehenden Tod der Erigone, und zwar zur Zeit der Weinleſe, das heißt, dieſes Feſt iſt die urſprüngliche Weinleſe ſelbſt **) oder, vielleicht richtiger, ein Theil der auf Veranlaſſung derſelben ſtatt findenden Beluſtigungen, und es darf allerdings die Vermuthung ausgeſprochen werden, ob nicht das Erhängen der Erigone und die davon hergeleitete Oscillation am Feſte der Aeorä urſprünglich nichts anders iſt, als eine bildliche, freilich in ſeiner weiteren Entwickelung durch poetiſche Ausbildung faſt unkennbar gewordene Darſtellung von dem natürlichen Schaukeln der im Winde flatternden, nach alter, noch jetzt in Unteritalien üblicher Sitte zu Guirlanden und Feſtons verbundenen Ranken der an Ulmen und andern Bäumen in die Höhe gezogenen Weinſtöcke. Dieſe Vermuthung findet in der Bemerkung des Lexigraphen Pauſanias ***) einige Unterſtützung, daß Erigone mit dem Namen Aeora ſelbſt bezeichnet werde. Es iſt übrigens noch eine andere Erklärung jenes Schaukelns zuläſſig, wenn man überhaupt gezwungen wäre, alle einzelnen Momente einer Sage einer Deutung zu unterziehen. Es könnte nämlich jene Monomanie des Erhängens, welcher ſich die Attiſchen Jungfrauen ergaben, als ein Symbol der bis zu Exceſſen geſteigerten Luſt aufgefaßt werden, mit welcher ſich in Folge bacchiſcher Erregung die Frauen der bei Dionyſiſchen Feſten üblichen Beluſtigung des Schaukelns bis zur Gefahr des Lebens überlaſſen, und es könnte unterſtellt werden, daß zur Steuer dieſes gefahrbringenden Unfugs in Folge geſetzlicher Beſtimmung dem herkömmlichen Gebrauche mittelſt Erſetzung lebender Schaukelinnen durch lebloſe Körper in Nachbildung menſchlicher Geſtalt genügt worden wäre. So ſonderbar auch dieſe Erklärung er-

---

*) S. die ſchon beiläufig angeführten Zeugniſſe und Serv. zu Georg. I, 67 und II, 389.

**) Herrmann Myth. der Gr. Bd. II. S. 365 flg. findet wie ſonſt, ſo auch in dieſem Mythos eine Beſtätigung ſeiner Calenderideen und hält das Ende dieſes Feſtes, das er gleichfalls als Weinleſe auffaßt, für das Ende und den Anfang des Dionyſiſchen Zeitkyklos, der in Uebereinſtimmung mit der Sage ſelbſt immer auf das Herbſtäquinoctium falle.

***) Eustath. S. 389, 43: *Κύριόν ἐστιν ὄνομα ἡ Αἰώρα γυναικὸς ἀπαγξαμένης*, vgl. mit Phav. v. *περίθεσθαι*. Wenn in Beziehung hierauf Lobeck Aglaoph. T. I. S. 585 bemerkt, *αἰώρα* ſei vielmehr der Name eines Liedes *ἐπὶ τιμῇ γυναικός*, ſo ſoll dieſes nicht geradezu geläugnet werden, obwohl ich für dieſen Gebrauch des Worts keinen Beleg finde. Denn aus der einzigen, hierher gehörigen Stelle des Athenäus, welche oben angeführt worden, geht dieſes nicht hervor. Die *αἰώρα* war, wie wir geſehen haben, das Hängewerk ſelbſt: die *αἰῶραι* der Name des bezüglichen Feſtes.

ſcheinen mag, ſo würde ſie doch der allegoriſchen Anſchauungsweiſe der Alten um ſo weniger entgegen ſein, als ſie in der auf einem Seile ſich wiegenden Phädra auf dem Gemälde Polygnot's in der Leſche zu Delphi eine Andeutung auf den ſpätern Tod der Schaukelnden mittelſt Erhängens fanden *), und die Anwendung gerade dieſer Todesart in dem Mythos ſcheint der Natur der Weiber überhaupt, und namentlich dem Gebrauche der Griechiſchen um ſo angemeſſener, als letztere, wenn ſie einmal den Faden ihres Lebens eigenmächtig zu zerreißen entſchloſſen waren, ſich zur Ausführung dieſes letzten Willens am häufigſten des Stricks zu bedienen pflegten **), eine Liebhaberei, deren ſelbſt unter den gebildeteren Völkern wahrgenommenes Fortbeſtehen bis in die neueſten Zeiten auf einen beſonderen Grund in der Natur des Weibes ſchließen läßt. Doch genug dieſer Vermuthungen, deren weitere Verfolgung hier paſſend unterbleibt, ſo wie ihre Beurtheilung dem Ermeſſen Anderer anheim gegeben wird.

Wenn man ferner ſonſt geneigt iſt und auch in dem Verſuche gewöhnlich begünſtigt wird, in der Ableitung und dem verbalen Inhalt der Perſonennamen einer Sage als den Trägern derſelben eine ſymboliſche Beziehung auf dieſelbe, oder wohl gar ihre Deutung ſelbſt zu finden, ſo iſt mir dieſes in dem Namen Ikarios wenigſtens nicht geglückt, was aber auch um ſo weniger vermißt werden wird, als gerade das Vorkommen dieſes Namens in der Sage auf einem andern, als etymologiſchen Wege ſeine Erklärung und Erledigung findet, wovon weiter unten. Ebenſo wenig iſt dieß der Fall mit dem Namen der Hündin ***), mit welchem allerdings ſpäter der Hundsſtern am Himmel bezeichnet wird. Obwohl ich in dieſem Namen eine rückſichtlich des Gedeihens des Weinſtocks gefundene Beziehung deſſelben auf die zur Zeit dieſes Geſtirns am Himmel ſtatt findende Sonnenhitze als paſſend gern zugeſtehen will, wenn ich auch glaube, daß man ſich mit der oben gegebenen Erklärung des Hunds als Begleiters des Ikarios begnügen kann: ſo vermag ich doch die Annahme dieſer Hündin als eines Symbols des Hundsſterns, d. h. des wirklichen Sternbildes, aus dem Grunde nicht zu billigen, weil das Alterthum des bildlichen Sternhimmels nichts weniger als die Zeit erreicht, in welcher wir die Sage ſammt der Hündin als bereits vorhanden anzunehmen durchaus berechtigt ſind. Auch wird der Name Mära nicht ausſchließlich zur Bezeichnung des Hundsſterns gebraucht ****). Dagegen kann man die ſprachliche Beziehung auf die Sage in dem Namen der Erigone, „der im Frühjahr geborenen", nicht verkennen. Endlich auf einen Punkt, welcher für den ganzen Gegenſtand, und zunächſt für dieſe Unterſuchung von großer Bedeutung iſt, nämlich auf die einſtimmige Verlegung der ganzen der Sage zu Grunde liegenden Thatſache in die Zeit des Attiſchen Königs Pandion, kommen wir unten zurück.

Wenn es nun zunächſt gilt, die Ueberlieferung in Verbindung mit andern die Anpflanzung und Verbreitung des Weinſtocks betreffenden Sagen zu bringen, ſo muß, wenn überhaupt Thatſächliches mit Recht unter dem Schleier des Mythos verhüllt angenommen werden darf, die nächſte

---

*) Pauſan. X, 29, 2.

**) Es bedarf bei einer im Alterthum ſo häufig vorkommenden und bekannten Sache der Anführung von Beiſpielen nicht. Philoſtratos Imag. II, 30 bemerkt von der Ariadne, *οὔτε βρόχου τινὸς ἑαυτὴν ἀπαρτῶσα, οἷα ἠπάσαντο γυναῖκες ἐπ' ἀνδράσιν.*

***) Den Namen Mära kennt Nonnos nicht; doch nennt er ihn XLVII, 253 *κύνα μαρμαίροντα*, als Anſpielung auf die Ableitung des Namens *Μαίρα*. Vgl. Schneider Gr. Wörterb. h. v.

****) Lykophron 334 nennt den Hund, in welchen Hekate verwandelt wurde, mit demſelben Namen.

Betrachtung auf die Localität gerichtet sein, welche als der Schauplatz der Ereignisse in der Sage erscheint. Nicht allein der Name Ikarios, sondern ausdrückliche Zeugnisse in großer Zahl führen uns in diejenige Gegend Attika's, welche, Ikaria genannt, der Wohnplatz des gleichnamigen, zur Phyle Aegeis gehörigen Demos war, und welche durch Weinbau berühmt, ihren Namen von Ikarios, dem Vater der Erigone, als dem ersten Pflanzer des Weinstocks erhalten haben soll *); wobei allerdings der auch schon von Andern hervorgehobene Umstand bemerkenswerth ist, daß dieser Demos als der Geburtsort des Thespis und Sufarion, sowie des Komikers Magnes angegeben wird **), was bei dem in Ikaria anzunehmenden Dionysoscultus zu weiteren Betrachtungen Veranlassung geben kann. Wo lag aber diese Landschaft? Auf den mir zu Gebote stehenden Charten von Attika finde ich den Ort nur auf der zu Stuart's Alterthümern gehörigen ***), wovon weiter unten, sehe mich aber vergeblich nach einer genauen Ermittelung dieser Localität um, welcher sich erst in der neuesten Zeit Preller ****), freilich mit wenig Erfolg, unterzogen hat.

---

*) Vgl. Stuarts Alterth. von Athen Th. II. S. 284. Unger Electa critica S. 35. Uebrigens eine Ἰκαρία als Demosname selbst ist trotz der Angaben bei Steph. Byz., Harpocr. und Hesych. nicht nachzuweisen, obwohl er als solcher bei Grotefend De demis Atticae S. 24 und Anderen aufgeführt wird. Vielmehr war nur der Name der Demoten Ἰκαριεῖς im Gebrauch. Vgl. Boeckh Corp. inscr. T. I. S. 301, deßgl. eine altattische Inschrift in Hall. Litt. Zeit. 1837. Intelligbl. Nr. 40. S. 329. Wenn übrigens Unger a. a. O. mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit alles aufbietet, die Ikaria im Sophokles nachzuweisen, indem er Ἰταλίαν Antig. 1118 für eine Verschreibung von Ἰκαρίαν erklärt, so bekenne, ich von der Nothwendigkeit dieser Aenderung durch die versuchte Beweisführung nicht überzeugt worden zu sein. Die Stelle enthält einen Lobgesang auf den Bakchos, wie er in Theben und an mehrern andern Orten verherrlicht wurde, und zwar an solchen, die durch den Cultus des Gottes ganz besonders berühmt waren. Daselbst heißt es:

κλυτὰν ὃς ἀμφέπεις
Ἰταλίαν, μέδεις δὲ παγ-
κοίνοις Ἐλευσινίας
Δηοῦς ἐν κόλποις,
ὦ Βακχεῦ u. s. w.

Wenn zur Rechtfertigung der vulgaten Lesart Unger den Beweis positiv geführt zu sehen verlangt, daß schon zu Sophokles Zeiten der Bakchoscultus in Italia, d. h. doch wohl in dem unter diesem Namen bekannten unteren Theil der Halbinsel, zu Hause gewesen sei, so kann dieser freilich nicht anders, als mittelst einer Hindeutung auf die schon in sehr alter Zeit daselbst vorhandene Weincultur (wohin selbst schon der alte Name Oenotria führt) geliefert werden; vgl. Voß Myth. Forsch., herausg. von Brzoska II. S. 96 flg.; allein dieses scheint auch in der That hinreichend, da der Weinstock mit seinem Schöpfer im Alterthum Hand in Hand wandelt. Zum Ueberfluß wird die Sache erwiesen durch die Sage bei Etym. M. v. κωμωιδία, wo es heißt, Bakchos habe auf seinem Zuge gegen die Tyrrhener die älteren Silene sammt seinen jüngern, zum Krieg unbrauchbaren Begleitern in Italia zurückgelassen: diese hätten sich der Sorgfalt des Weinbaus unterzogen, und so sei Italia ein weinreiches Land geworden. Das hier eben Bemerkte ist übrigens fast nur eine Wiederholung der von Unger nicht genug erwogenen Anmerkung von Erfurdt, und es wird sich Ἰταλίαν um so mehr aufrecht erhalten, als wenigstens der Attischen Ikaria — an die Insel Ikaria mit denen zu denken, welche schon früher dieselbe Wortveränderung vorschlugen, ist längst aufgegeben worden — zu jener Zeit das Beiwort der „berühmten" schwerlich zukam, während gerade dasselbe von einer selbst schon durch ihre Entfernung den Schein der Bedeutung annehmenden Landschaft ganz passend gebraucht erscheint.

**) Vgl. Stuart a. a. O.

***) Th. VI. Lief. XXVIII. Taf. X der Darmst. Ausg.

****) Zeitschr. f. d. Alterth. 1836. Nr. 78. S. 629 flg.

Obwohl derselbe mit Recht von der Ansicht ausgeht, daß die Localität des Demos mit der Ikarischen Gegend und dem gleichnamigen Berge zusammenfalle, so beruht doch das Resultat seiner weiteren Untersuchung, daß nämlich Ikaria an dem Rande der Thriasischen Ebene, östlich von Eleusis und südlich von Oenoe, am Fuße des Bergs Ikarios, welcher einen Theil der die Ebene von Athen und Eleusis scheidenden Bergkette ausgemacht habe *), lediglich auf in der Wirklichkeit nichtigen Folgerungen, einmal auf der keineswegs nothwendigen Unterstellung, daß Plinius, wo er des Bergs Ikarios neben andern Bergen Attika's Erwähnung thue, eine gewisse Reihenfolge in der Aufzählung derselben beobachte, und zweitens auf dem Umstande, daß die Localsagen der Demeter und des Dionysos sammt dem Weinbauer Ikarios in enger Verbindung stünden, woraus sich eine Verweisung der Ikarischen Gegend in die Nachbarschaft von Eleusis leicht rechtfertige **). Ohne auf eine weitere Prüfung dieser Art der Beweisführung einzugehen, aus welcher sich höchstens die Möglichkeit der Thatsache ergiebt, glauben wir, Stuart's Winken folgend, welche Preller leider außer Acht gelassen, Bestimmteres aufstellen zu können. Auf Stuart's Charte wird Ikaria an der Stelle des jetzigen Klosters Karcia am Fuße des Hymettos (Trelo-Vouni), am westlichen Abhange der von Norden nach Süden herabsteigenden großen Bergkette (jetzt Mauro Vouni), welche das Thal des Kephissos begrenzt, verlegt. In der englischen neuen Ausgabe des Stuartschen Werks ***) wurde in einer Anm. zu dem Stuart'schen Verzeichniß attischer Ortsnamen diese Angabe weiter dadurch bestätigt, daß die oben angeführte Inschrift, auf welcher der Demosname (*Ἰκαριεύς*) vorkommt, nach Fourmont an einem Orte Namens Cara gefunden worden ist, welcher Ort, auf Stuart's Charte dicht bei Karcia angegeben, vielleicht nur der zu dem Kloster gehörige Flecken ist, welcher von Gell Karies genannt wird ****). Wenn hiernach die ungefähre Lage der Gegend Ikaria hinlänglich bestimmt zu sein scheint, und der s. g. Ikarische Berg entweder für einen Theil des Hymettos, oder für eine damit in nächster Verbindung stehende Höhe angenommen werden muß, so wird diese so gefundene Thatsache weiter durch den Umstand erhärtet, daß nach einigen Nachrichten der Tod der Erigone gerade auf den Hymettos verlegt wird †). Der hiergegen möglicherweise zu erhebende Einwand, daß vom Berg Hymettos wohl Honig und Marmor

*) Daselbst suchte den Ort auch Müller, Attika S. 224.

**) Die zur Unterstützung dieser Meinung geltend gemachte Stelle Stat. Theb. XII, 618 genialibus hospita Divis Icarii Celeique domus hat um so weniger Beweiskraft, als neben diesen beiden Localitäten noch andere vornehmlich bekannte aus allen Theilen Attika's genannt werden, und die Zusammenstellung jener beiden offenbar nur deßwegen geschieht, weil beide Orte gleichmäßig durch Hospitia, welche sie Göttern ertheilt hatten, berühmt waren. Außerdem wird auch Eleusis noch weiter unten Vs. 627 für sich angeführt.

***) Darmst. Ausg. Th. II. S. 263.

****) Itin. S. 91.

†) Vgl. Schol. in Germanici Arat. in Orelli Ep. cr. ad Madvigium S. CV und Schol. S. 79 ed. Buhle. Vielleicht gehört hierher noch folgende Bemerkung. Nach Hygin Astron. 4. S. 429 ließen Einige den getödteten Ikarios in einen Brunnen Anygros (nach Anderen Anydros) werfen, was nach dem Wortsinn doch wohl nur von einer trocknen Cisterne oder Schacht verstanden werden kann. Der sog. kleine Hymettos führte aber nach Meursii Reliqua Attica c. 10 (welche Schrift ich leider jetzt nicht einsehen kann) den Namen *ἄνυδρος*. Nach dem Schol. zu Virgil in Suringar Hist. Schol. Lat. T. II. S. 283 und dem oben angeführten Schol. zur Ovidischen Ibis wurde der Leichnam des Ikarios von seinen Mördern gleichfalls in einen Brunnen geworfen.

bekannt ſei *), nichts aber von beſonderer Weincultur daſelbſt verlaute, iſt deßwegen ohne Bedeutung, weil der Ikariſche Wein wegen beſonderer Güte oder ſonſtiger Eigenſchaften überhaupt im Alterthum nicht weiter berühmt war, und die ganze Sage ſich nur um die erſte Anpflanzung des Weinſtockes in Attika dreht; wobei ſehr gut denkbar iſt, daß, als die Weincultur in Attika allgemein verbreitet war, ſpäter in Folge eines anderswo, z. B. in Acharnä **), beſſer erzielten Products der Ikariſche Weinbau in Verfall kam, oder vielleicht ganz aufgegeben ward. Eben ſo wenig läßt ſich der unbeſtimmte Ausdruck bei Hygin, daß an der Gränze von Attika (in finibus Atheniensium) die Atheniſchen Jungfrauen ſich den Tod durch Erhängen gegeben hätten, dagegen geltend machen.

Von der Nachweiſung der Localität kommen wir jetzt auf die Sache ſelbſt zurück. Wenn nun Ikaria als die Gegend angenommen werden darf, wo der Weinſtock in Attika zuerſt zum Vorſchein gekommen, ſo können andere attiſche Ortsnamen, die Beziehung auf Wein oder Weinbau an ſich tragen, nur als Bezeichnungen ſolcher Gegenden angeſehen werden, wohin von Ikaria aus der Weinſtock verbreitet worden, obwohl die Sage uns den Weg, welchen derſelbe genommen, vorenthalten hat. Es gehören aber vornehmlich dahin die beiden gleichnamigen Demen Oenoe, der eine im äußerſten Weſten ***) nahe an der Böotiſchen Gränze bei Eleutherä, der andere in der Nähe von Marathon gelegen ****). Wenn nun keiner von dieſen beiden Ortſchaften, auf welche wir unten zurück kommen werden, irgend ein Antheil an der urſprünglichen Anpflanzung des Weinſtocks von der Sage zugeſprochen wird, ſo werden wir durch die Ueberlieferung ſelbſt ausſchließlich an Ikaria angewieſen, und wenn dieſer Name an ſich in ſich ſelbſt keine Beziehung auf Dionyſiſche Verhältniſſe hat, wie ſchon oben bemerkt wurde, ſo führt eine weitere Forſchung über den Urſprung deſſelben uns um ſo leichter über die Gränzen Attika's hinaus, als der Erklärung deſſelben eine attiſche Localſage nicht zu Hülfe kommt. Nur werde hier noch im Vorbeigehen einer Nachricht bei Pauſanias gedacht, weil ſie ein directes Zeugniß für die Einführung des Weinbaus nach Athen ſelbſt zu enthalten ſcheint. Pauſanias †) ſah nämlich auf der Burg von Athen einen zum Sitzen für einen nicht zu großen Mann geeigneten Stein, auf welchem Silenos, als Bakchos in das Land gekommen ſei, ausgeruht haben ſolle, eine deutliche Symbolik, wie mir ſcheint, von der Verbreitung des Weinſtocks durch Attika bis in die Umgegend von Athen. Auch kann hier gleich noch der freilich an ſich ſehr gleichgültigen Frage gedacht werden, ob die einfache Form des Namens Ikaros, oder die abgeleitete Ikarios, welche beide ohne Unterſchied bei

---

*) Vgl. Stuart Th. II. S. 263 und 300 flg.

**) Stat. Theb. XII, 623. Spuren eines alten Bakchoscultus zu Acharnä bei Pauſan. I, 31, 3. wonach man daſelbſt den Gott unter den Beinamen *Μελπόμενος*, auch *Κισσός*, weil daſelbſt der Epheu zuerſt entſproſſen ſei, feierte.

***) Herodot. V, 74: *Οἰνόης πρέσουσι καὶ Ὑσιὰς, δήμους τοὺς ἐσχάτους τῆς Ἀττικῆς.*

****) Vgl. Stuart Th. II. S. 238 und 296. Die allein bei Heſych. erwähnte Ortſchaft *Oiraι* iſt zweifelhaft, wenn auch der hinlänglich beglaubigte Demosname *Oiraios* ſich grammatiſch leichter von dieſem Worte, als von *Οἰνόη* ableiten läßt, wie Syllog. inscr. S. 113 bemerkt wurde. Vgl. Corp. inscr. T. I. S. 143 und 309. Grotefend De demis Att. S. 31.

†) I, 23, 6. Hierauf ſucht die Vorſtellung auf einem Herculaniſchen Basrelief Panofka zu deuten, Hall. Litt. Zeit. 1836. Nr. 139 S. 495.

den Schriftstellern gefunden werden *), die richtigere, d. h. ursprüngliche sei. Wenn man von vorn herein geneigt sein möchte, letztere für die spätere zu halten, so muß jetzt die Sache vielmehr so gefaßt werden, daß, da uns Ikarios ein Mann aus Ikaria ist, die kürzere Form Ikaros nur aus dem Bestreben, dem Mann durch eine mehr den Eigennamen entsprechende Nominalform eine bestimmtere Persönlichkeit zu verschaffen, hergeleitet werden müsse, wozu man durch den außerdem schon in der ältesten Geschichte und Sprache vorhandenen Eigennamen Ikaros leicht verführt werden konnte.

Bevor wir jetzt auf die Ermittelung des eigentlichen Ursprungs der Ikarischen Weinpflanze übergehen, erscheint es um so nothwendiger, die attische Localsage darüber selbst zu befragen, als eine solche allerdings im Stande ist, uns in dieser Beziehung eine bestimmte Richtung zu geben. Der allgemeine Theil der Ueberlieferung nämlich, daß Ikarios vom Dionysos für die bei ihm gefundene Bewirthung den Weinstock als Geschenk erhalten habe, erhält durch das Zeugniß mehrerer Schriftsteller den Zusatz, daß dieses geschehen sei, als Dionysos von Theben aus nach Attika gekommen, oder wie sich ein anderer Gewährsmann ausdrückt, als Dionysos vor dem Uebermuth des Pentheus geflohen sei **), was auf eins hinausläuft. Zur Unterstützung dieser Sage könnte allerdings der Umstand benutzt werden, daß die westliche Oenoe auf dem Wege von Theben nach Athen liegt, zumal wenn Preller's Ansicht über die Lage der Ikarischen Gegend stichhaltig befunden worden wäre. Allein die Beglaubigung dieser Tradition genau angesehen, erscheint sie, obwohl Unger ***) die Sache als eine ausgemachte ansieht, sehr zweifelhaft, da sie sich auf die weiter durch keine älteren Zeugnisse verbürgte Nachricht bei dem Redner Aristeides nebst seinem Scholiasten bei Nonnos, welcher von Athen den Bakchos nach Naxos überwandern läßt, und dem Scholiasten zum Aristophanes reducirt ****). Es würde bei dem geringen Ansehen dieser Zeugen diese Fassung der Sage kaum Beachtung verdienen, zumal da die Herbeiziehung des Dionysos aus der durch ihren bakchischen Cultus so berühmten und so nahe gelegenen Thebä sich so leicht erklären läßt; sie würde vielmehr als eine Erfindung Späterer angesehen werden müssen, die einen Versuch gemacht, der Einführung des Weinbaus in Attika eine historische Grundlage zu geben, wenn sie nicht, mit einer andern Ueberlieferung in Zusammenhang gebracht, dazu diente, unsern Blick in die Geschichte der attischen Weincultur auf eine unerwartete Weise zu erweitern. Nach Philochoros nämlich sollte die Erfindung, den Wein mit Wasser vermischt zu trinken, der attische König Amphiktyon vom Dionysos erhalten, deßwegen ihm in dem Heiligthum der Horen †), auch den Nymphen, den Wärterinnen des Gottes, Al'äre errichtet und gesetzlich bestimmt haben, ungemischten Wein erst nach den Speisen, und zwar nur zum Kosten, zum Beweis der Gewalt „des

*) Vgl. Verheyk. ad Antonin. Lib. 36. S. 167 Lips. bei Pausan. 1, 2, 4 geben die Handsch. beide Formen. Zum Beweis, daß Icarus nicht auf einer Verschreibung statt Icarius beruhe, führe ich jenes aus Tibull. IV, 1, 10 und Ovid. Ibid. 609 an.

**) Schol. Aristoph. Equit. 708.

***) Electa erst. S. 36.

****) S. die Stellen bei Unger a. a. O.

†) Auf einem Basrelief des Pariser Museums finden wir den Bakchos Pogon den Tanz dreier weiblichen Figuren anführend, in welchem Visconti Descr. des antiques du Musée royal 1817. S. 58. Nr. 140 die Göttinnen der Jahreszeiten wieder erkennt. Nach meinen handschriftlichen Erinnerungen findet sich jedoch an diesen Figuren nichts, was sie als Horen charakterisirte.

guten Gottes", aufzutragen, ſonſt aber gemiſchten, ſo viel ein jeder begehre, dabei aber, aus guten Gründen, den Helfer Zeus anzurufen *). Ganz abgeſehen davon, daß hiernach die Miſchung des Weins einem Zeitalter vor Pandion, unter welchem erſt durch Ikarios die Weinproduction in Attika überhaupt eingeführt worden ſein ſoll, zugewieſen wird, erſcheint die Ausſchmückung und Entſtellung der Sage durch augenſcheinlich ſpätere Zuſätze unverkennbar, und es bleibt bei näherer Unterſuchung kein anderer Kern übrig, als die Thatſache der ſchon in ſehr früher Zeit ſtatt gefundenen Vermiſchung des Weins mit Waſſer. Nur ſcheinbar in Widerſpruch hiermit ſteht, ſo lange ſie nicht richtig aufgefaßt wird, eine andere Sage, deren Form Spuren eines unverfälſchten Alterthums an ſich trägt, und welche uns glücklich aus dem Labyrinth dieſer Verwirrungen herausführen wird. „Nach dem Heiligthum des Dionyſos", fährt Pauſanias in ſeiner Beſchreibung Athens fort **), „folgt eine Kapelle mit Bildern von Thon, worunter auch der König der Athener, Amphiktyon, wie er den Dionyſos und die anderen Götter bewirthet. Auch iſt hier der Eleuthereer Pegaſos, der bei den Athenern dieſen Gott einführte, und zwar mit Hülfe des Delphiſchen Spruchs, der die ſchon frühere Einwanderung dieſes Gottes zu Ikarios Zeiten wieder in Erinnerung brachte." Indem der letztere, den Ikarios betreffende Theil dieſer Ueberlieferung für jetzt liegen bleiben kann, wird zwar in dem erſteren dem Wortſinne nach allerdings die Einführung des Bakchos und ſeiner Gaben in Attika vom Pegaſos aus Eleutherä in Böotien ***), gleichfalls unter Amphiktyon, hergeleitet, und es kann hiermit der Weg angedeutet ſcheinen, auf welchem der Bakchoscultus aus Theben nach Attika gekommen ſei; allein wie dieſe Einführung zu verſtehen ſei, ergiebt ſich erſt bei näherer Berückſichtigung der Natur des Einführenden ſelbſt. Wenn nämlich Pegaſos, in Uebereinſtimmung mit der Ableitung des Worts ****), überhaupt urſprünglich nichts anders, als eine Symbolik des lebendig aus dem Felſen hervorſpringenden Quellſtrudels iſt, welche ſinnbildliche Darſtellung an die Entſtehung des Poſeidon Hippeios erinnert †), ſo wird dieſe Beziehung auf das friſche Waſſer noch dadurch weiter unterſtützt, daß er in Verbindung mit Nymphen zuweilen dargeſtellt wird ††). Bei dieſer Deutung des Pegaſos erſcheint derſelbe in ſeiner Beziehung zum Wein offenbar als Symbol des dem Weine beizumiſchenden Waſſers, und ſo tritt dieſe Sage ihrer Grundidee nach in vollkommene Uebereinſtimmung mit dem Kern der Ueberlieferung bei

---

*) Athen. II. S. 33. C: *Φιλόχορος δέ φησιν Ἀμφικτύονα τὸν Ἀθηναίων βασιλέα, μαθόντα παρὰ Διονύσου τὴν τοῦ οἴνου κρᾶσιν, πρῶτον περάσαι, διὸ καὶ ὀρθοὺς γενέσθαι τοὺς ἀνθρώπους· οὕτω πίνοντας, πρότερον ὑπὸ τοῦ ἀκράτου καμπτομένους· καὶ διὰ τοῦτο ἱδρύσασθαι βωμὸν ὀρθοῦ Διονύσου ἐν τῇ τῶν Ὡρῶν ἱερῷ· αὗται γὰρ καὶ τὸν τῆς ἀμπέλου καρπὸν ἐκτρέφουσι. πλησίον δ' αὐτοῦ καὶ ταῖς Νύμφαις βωμὸν ἱδρύσατο, ὑπόμνημα τοῖς χρωμένοις τῆς κράσεως ποιούμενος· καὶ γὰρ Διονύσου τροφοὶ αἱ Μοῦσαι λέγονται. καὶ θεσμὸν ἴθετο προσφέρεσθαι μετὰ τὰ σῖτα ἄκρατον μόνον ὅσον γεύσασθαι, δεῖγμα τῆς δυνάμεως τοῦ ἀγαθοῦ θεοῦ. τὸ δὲ λοιπὸν ἤδη κεκραμένον, ὁπόσων ἕκαστος βούλεται. προσεπιλέγειν δὲ τούτῳ τὸ τοῦ Διὸς σωτῆρος ὄνομα, διδαχῆς καὶ μνήμης ἕνεκα τῶν πινόντων, ὅτι οὕτω πίνοντες ἀσφαλῶς σωθήσονται.* Vgl. auch IV. S. 179. Ueber den *Ζεὺς σωτὴρ* ſiehe Beitr. z. Gr. u. R. Litt. Th. I. S. 102 flg.

**) I, 2, 7 nach Wiedaſch's Ueberſ. Es iſt ein Mißverſtändniß, wenn in der Lat. Ueberſetzung bei Siebelis der Schlußſatz ſo verſtanden wird, als ob es ſich von einer erſt noch bevorſtehenden Ankunft des Gottes handle.

***) Ueber den in Eleutherä einheimiſchen Bakchosdienſt vgl. Lobeck Aglaoph. T. I. S. 661.

****) S. zu Korinthos S. 316.

†) Ebendaſ. S. 314.

††) Auf einem Basrelief bei Fabretti Aquaeduct. S. 103 ſteht Pegaſos im Waſſer und wird von drei Nymphen gewaſchen und gereinigt.

Philochoros, ſo daß beide Sagen ihrem Weſen nach nur für eine gelten können. Was weiter noch in jene den Pegaſos von Eleutherä betreffende Sage hineingelegt worden, die gleichzeitige Einführung eines phalliſchen Dionyſoscultus *), ſchließen wir als dieſer Betrachtung fremd hier aus. Auf dieſelbe den Amphiktyon einſchließende Sage ſcheint auch noch die Ueberlieferung bei Euſebios **) bezogen werden zu müſſen, wonach Dionyſos, als er nach Attika gekommen, beim Semachos, von welchem der Demos Semachidä hergeleitet wird, Gaſtfreundſchaft genoſſen und erwidert habe. Stephanos von Byzanz ***) ſpricht ſelbſt von einem in Folge dieſes Ereigniſſes entſtandenen Bakchoscultus, ohne daß jedoch dieſe Nachricht im Stande wäre weiter zu führen, zumal da die Localität des genannten Demos, welchen Philochoros der alten Attiſchen Epakria zuweiſt, meines Wiſſens noch nicht ermittelt iſt. Jedenfalls haben wir dieſe Sage als ein Bruchſtück aus der Ueberlieferung von der weiteren Verbreitung des Weinſtocks in Attika anzuſehen, wohin wir auch noch eine andere Sage rechnen, wonach die Cultur des Weinſtockes und ſonſtiger Bäume als eine Erfindung des Eumolpos angegeben wird ****). Dieſe Ueberlieferung, welche unſern Blick allerdings nach Thrakien richtet, würde größere Beachtung verdienen, wenn ſie nicht für ſich ganz einzeln daſtünde.

Wie man nun auch über das Verhalten dieſer Mythen zu einander urtheilen möge, ihre wechſelſeitige Beziehung iſt um ſo weniger zu beſtreiten, als auch in beiden dieſelbe Zeitbeſtimmung, die Regierung Amphiktyon's über Attika, enthalten iſt. Trotz dieſer ausdrücklichen Zeitangabe, von welcher weiter unten wieder die Rede ſein wird, iſt es klar, daß die in derſelben angedeutete Erfindung der Vermiſchung des Weins mit Waſſer ſpäter als die Anpflanzung des Weinſtocks in Ikaria zu ſetzen iſt, und dieß wird durch den Schlußſatz des Pauſanias außer allem Zweifel gehalten, wo mit Beſtimmtheit an einen früher ſtatt gefundenen Aufenthalt des Gottes beim Ikarios erinnert wird, und zwar augenſcheinlich in der Abſicht, dieſem Ereigniß in der Sage die Priorität zu vindiciren.

Thun wir jetzt einen Rückblick und faſſen das Thatſächliche aus den mit einander zuſammengeſtellten Sagen zuſammen, ſo ſtellen ſich zwei Ereigniſſe heraus, welche der Zeit nach auseinander zu halten ſind, aber wohl der Natur der Sache nach, wie der Mythos auch ſelbſt andeutet, nicht weit von einander gelegen haben: erſtens die urſprüngliche Anpflanzung des Weinſtocks an der Oſtſeite Attika's im Gebiete des Hymettos in Ikaria und die von da aus zuerſt durch Attika ſtatt gefundene Verbreitung deſſelben, perſonificirt durch die Ankunft des Dionyſos beim Ikarios, und die ſich weiter daran anknüpfenden Ereigniſſe, die Erhängung der Erigone ſammt der Entſtehung der Feier der Aeorä; zweitens eine zweite, der Zeit nach ſpätere Einwanderung des Bakchos von Böotien aus, vornehmlich von Eleutherä her, in den weſtlichen Theil Attika's.

---

*) S. Lobeck Aglaoph. S. 659 flg., womit was weiter noch Philochoros a. a. O. von einem Altar des *Διόνυσος ὀρθός* erzählt, in Verbindung zu ſtehen ſcheint.

**) Chron. S. 30 ed. 1658: *Κατὰ Ἀμφικτύονα τὸν Δευκαλίωνος υἱὸν τινές φασι Διόνυσον εἰς τὴν Ἀττικὴν ἐλθόντα ξενωθῆναι Σημάχῳ καὶ τῇ θυγατρὶ αὐτοῦ νεβρίδα δωρήσασθαι.*

***) *Σημαχίδαι δῆμος Ἀττικός, ἀπὸ Σημάχου, οὗ καὶ ταῖς θυγατράσιν ἐπεξενώθη Διόνυσος. Ἀφ' ὧν αἱ ἱερεῖαι αὐτοῦ. Ἔστι δὲ τῆς Ἀντιοχίδος φυλῆς. Φιλόχορος δὲ τῆς Ἐπακρίας φησὶ τὸν δῆμον* u. ſ. w. Vgl. Creuzer Altathenifches Gefäß mit Malerei S. 76.

****) Plin. H. N. VII, 56. S. 281 ed. Franz.

ſich bei Erklärung des letzteren Ereigniſſes ſtreng an die Ueberlieferung haltend, dar- die Erfindung der Vermiſchung des Weins mit Waſſer verſtehen, ſo iſt dagegen nichts n, obwohl die Art und Weiſe, wie ſich Pauſanias darüber ausſpricht, und welche durch hheit dieſer Tradition ein höheres Alterthum zuzuweiſen ſcheint, mehr als die bloſe Ein- s Gebrauchs, den Wein mit Waſſer vermiſcht zu trinken, auszuſagen ſcheint; was aber lt bleiben mag. Nicht zu überſehen iſt aber rückſichtlich beider Thatſachen, daß, ſowie en beiden attiſchen Demen Oenoe den einen nicht ohne Grund in der Nähe von Eleu- n, desgleichen im Oſten Attika's nördlich vom Hymettos der andere gleichnamige gelegen ohl kaum dem Zufall zugeſchrieben werden kann: im Gegentheil könnte damit die freilich ürgte Nachricht *) in Verbindung gebracht werden, daß die Tödtung des Ikarios auf g des Marathoniſchen Gebiets, in deſſen Umkreis Oenoe lag, ſtatt gefunden habe.

i dem nun mehr hiſtoriſchen Standpunkte, welchen die Unterſuchung jetzt gewonnen zu int, entſteht zunächſt eine weitere Frage nach der Zeit, in welcher jene Ereigniſſe als nzunehmen ſeien. Es verſteht ſich, daß hier nur von einer ganz ungefähren Zeitbeſtim- Rede ſein kann **), ſo wie auch, daß eigentlich über das chronologiſche Syſtem, nach ie Alten die einzelnen Momente ihrer Vorzeit anzuordnen ſuchten, nicht hinaus gegangen nn, wobei der Verſuch, dieſe mythiſchen Zeitangaben mit der wirklichen Zeit in Berech- ellen, einer objectiven Chronologie unbenommen bleiben mag. Denn wenn auch gern zuge- ird, daß die alten attiſchen Königsnamen allegoriſche Erfindungen ſind, deren Bedeutung Inhalt des Worts ſelbſt gegeben und mehrentheils auch erkannt werden kann ***): ſo Alten doch bekanntermaßen verſucht, durch Ordnung dieſer alten Königsnamen in eine erfolge ihre älteſte Geſchichte in ein gewiſſes Syſtem zu bringen, und es kommt jetzt darauf an, ob Jahrhunderte oder welche Zeiträume immer durch den einen oder andern nigsnamen repräſentirt werden. Dabei darf es gar nicht verwundern, wenn die Ueber- theils in der Anzahl dieſer Könige, indem bekanntermaßen in manchen Angaben derſelbe ppelt erſcheint, theils in der Aufeinanderfolge derſelben ſchwankt. Wenn nun in Betreff Gegenſtandes gleich anfangs hervorgehoben wurde, daß alle directe Nachrichten für die flanzung des Weinſtocks durch Ikarios die Regierungszeit des Pandion angeben, welcher ten Königsreihe von Kekrops an gewöhnlich als der fünfte König erſcheint ****), ſo darf mit der Umſtand in Verbindung geſetzt werden, daß ihm ein unächter Sohn Oeneus bei- rd †), gerade wie in einer weniger verdunkelten Sage ein anderer Oeneus als erſter An-

---

thogr. Vatic. II, 61. S. 106.

inen Verſuch einer genauen Zeitbeſtimmung bis auf die Angabe von Jahren hatte Apollodoros in ſeiner ronik gemacht, bei Clem. Alex. Strom. I. S. 322 Sylb. Vgl. Gail Recherches sur le culte de cchus, Paris 1821 S. 11 fg., wo im Ernſte das Jahr 1365 als die Zeit der Apotheoſe des Bakchos sgemittelt wird.

Ein engliſcher Kritiker bemerkte jüngſt Philological Museum II. S. 347: The conclusion at which I ve arrived is, that the whole series of Attic kings, owing their existence to misunderstood mes, and false etymologies, to attempts to explain ancient customs and religious rites and to alt the antiquity of a nation or a family by giving it a founder in a remote age.

Kekrops — Kranaos — Amphiktyon — Erechtheus — Pandion. Apollodor. III, 14.

uſan. I, 5, 3.

pflanzer des Weinstocks, welchen er vom Bakchos zum Geschenk erhalten, in Aetolien auftritt *). Ferner kann hier auch noch auf das Zusammentreffen mit der Einführung der Cerealien in Attika, welches gleichfalls in die Zeit des Pandion ausdrücklich verlegt wird **), zugleich auch auf das enge Verhältniß der Demeter und des Dionysos aufmerksam gemacht werden, wonach die Bemerkung Preller's ***) als vollkommen gegründet angesehen werden muß, daß beide Gottheiten „zugleich und eines Wegs wandelnd nach Attika gekommen, jene Göttin aber beim Keleos, dieser beim Ikarios zuerst eingekehrt seien", ein gewiß bedeutsamer Wink für die Geschichte der ältesten Civilisation Attika's. Kommt es hier nun gar nicht auf eine ängstlich genaue Ermittelung des Jahrhunderts an, wo es sich um die ältesten Momente griechischer Erinnerung handelt, so wird auch die Verschiedenheit der Zeitangabe rücksichtlich des bei der ersten Einführung des Weinstocks in einigen Sagen genannten Amphiktyon gar nicht in Anschlag kommen. Es würde in der That, falls die jenen Sagen entnommenen Thatsachen zu ihrer Beglaubigung einer chronologischen Feststellung durchaus bedürften, die Annahme noch eines und zwar der Zeit nach früheren Pandion ebenso gerechtfertigt erscheinen, als die alten Chronologen für nöthig befunden haben, mehrere Minos, oder was hier näher liegt, einen älteren und jüngern Kekrops aufzuführen ****).

Nachdem in dem Obigen, so weit es die Ueberlieferung gestattete, Ort und Zeit der ersten Anpflanzung des Weinstocks und dessen Verbreitung in Attika festgestellt worden, könnte diese Untersuchung hiermit als abgeschlossen angesehen werden, wenn nicht schon der Umstand in der Sage, daß Dionysos von außen herkommend, vom Ikarios als Gast aufgenommen wird und diesem den Weinstock sammt der Lehre seiner Pflege mittheilt, klar darauf hindeutete, daß Attika keineswegs als das Vaterland des Weinstocks angesehen werden könne, daß derselbe vielmehr aus dem Auslande eingebracht worden sei. Die Ermittelung der ursprünglichen Heimath der Rebe (Vitis vinifera L.), von wo aus diese wahre Göttergabe über die Länder der Sterblichen verbreitet worden, ist zwar eine eben so anziehende, als belehrende Frage, hier aber um so weniger für eine Erörterung geeignet, als die Männer vom Fach selbst in der Beantwortung derselben nicht nur nicht einig sind, sondern selbst noch, wie es den Laien bedünken will, die richtige Fassung der Aufgabe nicht streng ins Auge gefaßt haben, wiewohl man ziemlich allgemein darin übereingekommen ist, Asien für das Vaterland des Weinstocks anzusehen, und namentlich die segensreichen Gegenden des Kaukasos †). Ich beschränke mich billig hier nur noch auf einige Andeutungen,

---

*) Hygin. Fab. 129.

**) S die oben angeführten Stellen des Apolloboros und Tzetzes.

***) Zeitschr. f. d. Alterth. 1836, Nr. 78. S. 632. Weitere Materialien bei Lobeck ad Aiac. S. 248. Unger a. a. O. S. 37.

****) Pausan. I, 5, 3. Eusebios Epit. in Maii Coll. Vat. T. I. S. 26.

†) Bieberstein Flora Tauro Caucasica I. S. 174: »Nusquam non, praeter alpestria, per omnem de qua sermonem facimus regionem sponte in sylvis atque dumetis nascitur et altissimas quandoque arbores ascendens, totas quantas occupat. Floret lunio. Spontanea perparum pubescit, culta autem hirsutia maxime variat.« Ein aus Kaukasischem Samen gezogenes Exemplar in dem botanischen Garten zu Gießen ist nach der Versicherung des Directors desselben, meines geehrten Collegen, Dr. Wilbrand, gleichfalls behaart. De Candolle, welcher aus dem Garten des Luxembourg zu Paris 1400, aus einem Garten zu Genf 600 Varietäten der vitis vinifera anmerkt, sagt von ihr: »In Asia australi indigena, nunc ubique fere culta«. Ueber die verschiedenen Meinungen rücksichtlich des Vaterlands der Rebe vgl. Meyen Grundr. der Pflanzengeographie S. 431 flg., welcher das Vaterland des Weinstocks bis in das nördliche China verfolgen zu dürfen glaubt.

bſichtigen, die Geſchichte des attiſchen Weinbaus bis zu ſeinem urſprünglichen Ausgangs-
rhalb der Gränzen des alten Griechenlands zu verfolgen, von wo aus dann der Faden
en Orient hinübergeſponnen werden kann.

e wir aber das attiſche Gebiet überſchreiten, iſt einer Sage zu gedenken, die unſerer
Wanderung wenigſtens die Richtung, und zwar bei dem beachtenswerthen Zuſammen-
manchen andern Momenten mit großer Sicherheit anweiſt. Es iſt oben auf den engen
hang zwiſchen den Bakchos- und Demetercultus, zugleich auch auf die gleichzeitige und
ſtliche Einbringung und Verbreitung der Gaben jener Götter hingewieſen worden. Wenn
eter in dem Homeriſchen Hymnos erzählt *), ſie ſei von Kreta her über das weite Meer
a gekommen und ſei bei Thorikos an der Attiſchen Südoſtküſte **) gelandet, ſo finden
faſſen jetzt nur die letztgenannte Localität ins Auge) eine Spur derſelben Nachricht auch
nwandrung des Dionyſos in dem oben angeführten Gedichte des Eratoſthenes ***), wo
hnung von Thorikos augenſcheinlich in die dort behandelte Geſchichte von der Einwan-
s Ikarios gehört. Eine innere Wahrſcheinlichkeit für dieſen Eingangspunkt in Attika
h durch die im Oſten Attika's ganz unabhängig hiervon gefundene Lage der alten Ikaria,
her Gegend hin von dem benachbarten Thorikos nur ein kurzer Weg führte. In Tho-
ſcheint ſich der Weg getrennt zu haben, welchen zur Einführung ihrer Gaben beide
n genommen: nach Thorikos führte beide aber der Weg zur See. Laſſen wir nun die
ringende Göttin ihren einſamen Weg durch Attika wandern, bis ſie in dem gaſtlichen
s Keleos zu Eleuſis Aufnahme und Ruhe von ihren Irrſalen findet; wir richten viel-
iern Blick dem Aegeiſchen Meere zu, wo wir dem herannahenden Gotte mit dem Thyrſos
nen hoffen dürfen.

es iſt oben bemerkt worden, daß der attiſche Weinbauer Ikarios nur als ein Ikariſcher
t faſſen ſei, und da der Name deſſelben einer allegoriſchen, in den Beſtandtheilen des
elbſt begründeten Erklärung widerſtrebe, man ihn als die Perſonification einer aus dem
eingebrachten Sache anzuſehen habe. Wo können wir aber dieſen Ikarios anders her-
laſſen, als von der gleichnamigen Ikaria oder Ikaros, aus der Inſelgruppe der Kykla-
n? Dieſer an ſich ſo nahe liegenden Vermuthung wird die größte Wahrſcheinlichkeit zu-
n werden müſſen, ſo bald der Beweis geführt werden kann, daß dieſe Inſel nicht nur ſchon
t Zeiten Weinbau getrieben, ſondern daß daſelbſt auch ein bakchiſcher Cultus vorhanden
ſei, wo es gar nicht darauf ankommt, ob dieſe Weincultur noch in ſpäterer Zeit, oder
te Wein von vorzüglicher Güte geweſen ſei. Strabon, wo er von der Inſel Ikaria

---

. 123.

. Stuart's Alt. von Athen Th. II. S. 260.

Steph. Byz. v. ἄστυ. Eine genauere Unterſuchung dieſes Fragments bleibt der anderswo beabſichtigten
uſammenſtellung der aus dieſem Gedicht des Eratoſthenes erhaltenen Bruchſtücke vorbehalten. Rückſichtlich
r fraglichen Stelle verweiſen wir jetzt nur auf Müller, Dorier I. S. 230 und Bach, Zeitſch. f. d. Alterth.
336. Nr. 42. S. 347.

) Die Angabe einiger ſehr ſpäten Schriftſteller, wornach Ikarios als Thrakier erſcheint, vgl. Unger a. a. O.
. 36, verdient nicht die geringſte Beachtung, oder findet eine andere Deutung. Der Schol. zu Germanic.
l. Buhle S. 78 nennt ihn einen Athener.

ſpricht*), gedenkt nun zwar des Weinbaus allerdings nicht, enthält aber doch eine Andeutung, welche durch weitere Beleuchtung eine hieher gehörige Beziehung unten erhalten wird. Dagegen berichtet Athenäos, unter Anführung mancher Gewährsmänner, was hier nur im Auszug wiedergegeben werden kann**): Auf Ikaros wächſt der pramniſche***) Wein, der weder ſüß, noch dick, ſondern herb und rauh iſt und auflöſende Kraft hat, weswegen ihn auch die Athener, wie Ariſtophanes ſagt, ebenſo wenig, als rauhe und harte Dichter liebten. Auf Ikaros ſei ein Fels Pramnos****) und dabei ein großer Berg, von welchem der pramniſche Wein komme, welchen Einige auch Geſundheitswein nennten. Der Weinſtock aber, welcher den pramniſchen Wein auf Ikaros liefere, werde von Ausländern der heilige, von den Oenoäern aber der dionyſiſche genannt. Oenoe iſt aber eine Stadt auf der Inſel. Der pramniſche Wein komme, wie Didymos ſage, von dem ſ. g. pramniſchen Weinſtock; andere nennten ſo den dunkeln (rothen) Wein. So weit das hieher Gehörige aus Athenäos, was zu manchen Bemerkungen Anlaß giebt. Ohne auf eine Unterſuchung über die Ableitung des Namens des pramniſchen Weins, deſſen frühe Cultur das Homeriſche Zeugniß beweiſt†), hier einzugehen, ein Gegenſtand, in deſſen Erörterung die homeriſchen Scholiaſten in Ungereimtheiten ſich überboten zu haben ſcheinen††), genügt es, hervorzuheben, daß dieſer Wein, welchen wir alſo in Ikaria einheimiſch finden†††), bei den Alten in nicht geringem Anſehen ſtand††††). Wenn die Athener dieſen Wein, wie Ariſtophanes ſagt, nicht

---

*) XIV. S. 639. T. V. S. 528 flg. ed. Tzſch. Es iſt wohl nur ein Verſehen, wenn Unger a. a. O. S. 39 dieſe Stelle als ein Zeugniß anführt, daß Ikaria dem Bakchos wegen ihrer Fruchtbarkeit an Wein geheiligt geweſen ſei.

**) I. S. 30 B.

***) In der neueſten Ausg. iſt in Widerſpruch, wie es ſcheint, mit den Handſchr. die Form *Πράμνιος* aufgenommen worden. Gegen Homer's Auctorität, bei welchem ſich zweimal *Πράμνειος* findet, wie auch bei vielen andern Schriftſtellern, kommt die von Euſtathios dagegen geltend gemachte Analogie von *Θάσιος*, *Σάμιος*, welche der Herausgeber des Athen. beibringt, nicht auf. Denn wenn bei Ariſtoph. Eq. 107. Thesmoph. ap. Athen. I. S. 29. A und Nicandr. Alex. 163 *Πράμνιος* ſteht, ſo kann dies nur für eine metriſche Licenz angeſehen werden.

****) Schol. Iliad. XI, 638 ed. Bekker: *Πράμνη δὲ ὄρος ἐν τῇ Καρίᾳ οἰνοφόρον*, verſchrieben ſtatt *ἐν τῇ Ἰκαρίᾳ*. Ein andrer Schol. ebendaſelbſt, woraus Euſtathios geſchöpft: *οἱ δ' ἐν Ἰκάρῳ πέτραν Πράμνην, ἐν ᾗ πρῶτον ἔφυ ἄμπελος.*

†) Ilias XI, 638. Odyſſ. X, 235, wo dieſer Wein, mit andern Stoffen verſetzt, als Heilmittel gebraucht wird. Daher vielleicht auch der obige Beiname Geſundheitwein, *φαρμακίτης*. Vgl. auch Hippokrates de morb. mul. I. T. II. S. 676 ed. Kühn.

††) Vgl. Millin Monum. antiq. inédit. II. S. 251, welcher noch unentſchieden läßt, woher überhaupt eigentlich der pramniſche Wein komme.

†††) Wenn der Schol. zu Ariſtoph. Eq. 107 den pramniſchen Berg, von welchem der pramniſche Wein herkäme, nach Thrakien verlegt (vgl. Euſtath. ad. Il. XI. S. 871), gerade wie oben Ikarios zu einem Thrakier gemacht wurde, ſo kommt dieſes Zeugniß hier gar nicht weiter in Betracht, oder es findet dieſe Discrepanz ihre Löſung auf eine Weiſe, die der ſonſt verbürgten Angabe nicht nur keinen Eintrag thut, ſondern nur dazu dient, ein neues Licht auf die Verbreitung des Weinſtocks in Griechenland zu werfen, was aber jetzt nicht weiter verfolgt werden kann. Daſſelbe gilt auch noch von andern Gegenden, wo pramniſcher Wein wachſen ſoll, wie Lesbos, Epheſos, Smyrna, worüber ſ. Harduin ad Plin. H. N. XIV, 6 S. 47. ed. Franz.

††††) Bei Philoſtratos Imag. II, 26 wird er mit dem thaſiſchen zuſammengeſtellt. Vgl. Nikandr. Alex. 163. Ariſtoph. Theſm. a. a. O., Makedonios Epigr. XIX (Anth. Gr. T. IV. S. 86 und dazu Jacobs Anim.

goutiren konnten, ſo mag dieß ſeinen beſondern Grund in dem capricieuſen Gaumen dieſer verwöhnten Gourmands gehabt haben, wenn nicht der Dichter hier überhaupt ſcherzend übertreibt, da er des prammiſchen Dämon, wie er den Dionyſos nennt, anderswo mit Ehren gedenkt *). Wie dem immer ſei, in den Namen, mit welchen Fremde und Einheimiſche den ikariſchen Weinſtock bezeichneten, liegt eine unverkennbare Beziehung auf einen dort einheimiſchen Cultus des Gottes, ſo wie der Name der Stadt Oenoe weiter noch auf einen beſondern Betrieb dieſes Gewächſes unzweifelhaft hindeutet **). Ob ebendahin auch der Name der anderen auf dem gleichnamigen Berge gelegenen ikariſchen Stadt Drepanon (von den Einheimiſchen Drakanon genannt ***) ziele, bleibt um ſo mehr dahin geſtellt, als dieſer Name, wie anderswo, ſo auch hier eine Erklärung, von der äußern Geſtalt des Bergs hergenommen, zuläßt. In jedem Fall finden wir auf Ikaros den Dionyſos ſammt einem mächtigen Weinbetrieb, und es wird hiernach die Vermuthung als hinlänglich begründet erſcheinen, wenn wir den attiſchen Ikarios nunmehr als einen ikariſchen Weinbauer aus der Inſel Ikaros betrachten, wobei es gleichgültig iſt, ob wir darunter wirklich eine Perſon, oder eine Einwanderung aus Ikaria nach Attika verſtehen wollen.

Hier bricht der Faden unſerer Unterſuchung ab, welchen mit gleicher Sicherheit weiter fort zu ſpinnen, wir in Ermangelung poſitiver Nachrichten außer Stande ſind. Wenn wir uns aber dennoch entſchließen, denſelben noch eine Strecke weiter zu verfolgen, ſo geſchieht dieß nur in dem Vertrauen, Beiſtimmung für die Anſicht auch hier zu finden, daß das Zuſammentreffen einzelner, wenn auch an ſich auseinander liegender Momente auf einen innern Zuſammenhang ſchließen laſſe und den Mangel ausdrücklicher Zeugniſſe einigermaßen erſetze, eine Art der Beweisführung, die aus begreiflichen Gründen nirgends größere Anwendung als eben in der Geſchichte der älteſten Zeiten finden muß.

Es entſteht nämlich hier dieſelbe Frage, die wir ſchon oben rückſichtlich Attika's aufzuwerfen gezwungen waren, ob der Weinſtock auf der Inſel Ikaria als ein urſprüngliches Gewächs anzuſehen, oder ob dieſer auch wiederum aus der Fremde eingebracht worden ſei. Trotz dem, daß keine Lokalſage von der Einführung deſſelben etwa durch Dionyſos ausdrücklich ſpricht, wie wir unter dieſer Allegorie die Verbreitung des Weinſtocks nun in verſchiedenen Sagen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, und wie dieſelbe noch in ſehr vielen andern Ueberlieferungen vorkommt,

---

V. III. P. I. S. 223), Schol. Ariſtoph. Eq. a. a. O. Nach Einigen ſoll dieſer Wein derſelbe mit dem ſ. g. *οἶνος ψιθίος*, deſſen Eudulos und Anaxandrides bei Athen. I. S. 28 F. gedenken, geweſen ſein, wie der Schol. zu Nikandr. a. a. O. behauptet. Vgl. Schneider's Wörterb. v. *ψιθίος*. Bei Macrobius Sat. II, 16. fin. ſteht neben einander uva prammia (in der Ausgabe prannia) und psithia.

*) Equit. 107.

**) Die Einwohner dieſer Stadt werden auf einer vorcuſſidiſchen Abrechnung der Hellenotamien auf einer Inſchrift in Hall. Litt. Zeit. 1837. Intelligbl. Nr. 40. S. 329 unter der Namensform *Οἰναῖοι* aufgeführt, ob richtig, muß ich einſtweilen bezweifeln, nicht ſowohl weil Stephanos ausdrücklich die auch bei Athenäos gefundene Gentilform *Οἰνοαῖος* angiebt, ſondern weil dieſe allein einer ſprachgemäßen Ableitung von *Οἰνόη* entſpricht. Die Copie der Inſchrift nicht für genau zu halten, dazu werde ich durch den Umſtand veranlaßt, daß ſich auf derſelben *ΘΕΡΜΑΙΟΙΕΧΣΙ* . . . findet, wovon die dort gegebene Deutung *Θερμαῖοι ἐξ Ἰκάρου* mir wenigſtens unverſtändlich iſt, da ich keine ſolche Thermäer kenne, während vielmehr *ἐξ Ἰκάρου* zu *ΟΙΝΑΙΟΙ* zu gehören ſcheint, wie dieß auch von dem Herausgeber S. 332 richtig gefaßt wird. Es müßte denn ein alter Fehler des Steinmetzen ſelbſt ſein.

***) Vgl. Berkel. ad Steph. B. v. *Δράκανον* und Euphorion bei demſelben v. *Οἰνόη*.

nehme ich dennoch keinen Anſtand, mich für die letztere Anſicht auf das Beſtimmteſte auszuſprechen, nicht allein weil dieſelbe Thatſache bei den meiſten der benachbarten weinreichen Inſeln und Gegenden mit Sicherheit nachgewieſen werden kann, ſondern weil überhaupt Griechenland als die urſprüngliche Heimath des Weinſtocks nicht angeſehen werden kann, was auch noch Niemand zu erweiſen verſucht hat, und was allen bisherigen Annahmen der Techniker widerſprechen würde. In welcher glücklichen Weltgegend die Rebe zuerſt emporgeſproſſen, bleibt hier billig unerörtert, zumal da es unſere Abſicht nicht ſein kann, dieſe Unterſuchung über die Gränzen Griechenlands hinauszuführen, und es wird hinreichen, einen Hauptausgangspunkt in Griechenland ſelbſt zu ermitteln, von welchem aus der Weinſtock und ſeine Pflege ſich über ganz Griechenland verbreitet habe, namentlich aber den Punkt aufzufinden, von welchem aus der Weinſtock nach Ikaros eingewandert ſei.

Meine Forſchungen reichen noch nicht ſo weit, um mit aller Zuverläſſigkeit die ausſchließliche Behauptung aufſtellen zu können, daß nicht auch gleichzeitig von andern Punkten her die Verbreitung ſtatt gefunden habe, obwohl ich von der gegentheiligen Meinung für mich bis jetzt vollkommen überzeugt bin; aber für die Anpflanzung des Weinſtocks im ſüdlichen Griechenland und vornehmlich auf dem Archipelagos und den nächſten ſüdlicheren Küſtenſtrichen glaube ich mit Sicherheit Kreta als diejenige Localität bezeichnen zu müſſen, welche als das Mutterland der helleniſchen Rebe anzuſehen ſei. Wenn ich für jetzt bitten muß, mir den vollſtändigen Beweis dieſer Behauptung zu erlaſſen, zu welchem übrigens die Abhandlung Oenopion und ſeine Sippſchaft hinlängliche Mittel darbietet, ſo ſoll jetzt nur an einige dahin zielende Momente erinnert werden.

Die Sagen von der Geburt des Bakchos ſcheiden ſich im Ganzen genommen dahin aus, daß dieſe bald in das nördliche Griechenland, bald aber auch nach Kreta verlegt wird. Welcher von dieſen beiden Sagen größerer Glaube zu ſchenken ſei, iſt eine Frage, welche in eine andere umſchlägt, deren Beantwortung auf einem hiſtoriſch-phyſiologiſchen Wege möglich wird, nämlich ob hier oder dort die Anpflanzung und Cultur des Weinſtocks früher ſtatt gefunden. Das Reſultat unſerer Forſchung hat uns überzeugt, daß das griechiſche Feſtland dieſes Geſchenk der gütigen Natur erſt ſpäter und zwar von den Inſeln her empfangen habe, ſo daß durch die kretiſche Sage, welche in ihrer Vollſtändigkeit zugleich eine ganze Symbolik des nachher ausgebildeten Bakchoscultus und der ganzen Weinbereitung enthält *), die auch auf einem andern Wege ſchon gewonnene Nachweiſung, daß Kreta der vornehmlichſte Ausgangspunkt der Verbreitung des Weinſtocks durch Griechenland ſei, beſtätigt wird. Der kretiſche Wein im Allgemeinen, ſo wie einzelne Arten deſſelben, gehörte nicht nur zu den im Alterthum gefeierteſten **), ſondern Bakchos erhielt ſelbſt den Beinamen des kretiſchen und zwar dieſes in einer Sage, welche augenſcheinlich auf die Verpflanzung des Weinſtocks von Kreta nach Argos Bezug hat ***). Fügen wir für jetzt nur noch hinzu, daß auch Demeter, welcher wir ſchon oben auf ihren Wanderungen zugleich mit dem Ny-

*) S. Firmicus Maternus de error. prof. relig. S. 9 flg. ed. Wower und deſſen Anm., vgl. mit Cornutus de N. D. c. 30 S. 220 ed. Gale und unſerer Anm.

**) Vgl. Pashley Travels in Creta T. II. S. 51 flg.

***) Pauſan. II, 23, 7. So faſſe ich nämlich das daſelbſt dem Dionyſos gegebene Beiwort Κρήσιος. Vgl. Steph. Byz. v. Κρήτη.

käiſchen Gotte begegnet ſind, von Kreta aus nach Eleuſis gekommen ſein ſoll, was jetzt nicht weiter verfolgt werden kann. Beide Gottheiten ſahen wir bei dem attiſchen Thorikos landen, das auch in andern Beziehungen in einem Zuſammenhange mit Kreta offenbar geſtanden hat *).

Sehen wir uns jetzt nach einer Brücke um, auf welcher der Gott von Kreta aus nach Ikaria hinüber gewandert ſei, ſo tritt uns ſogleich die Sage von dem Dädaliden Ikaros entgegen, welcher, von Kreta ſeinen bekannten Flug ſammt dem Vater nehmend, in Folge ſeines tragiſchen Endes der Inſel Ikaria und dem dieſelbe umſpühlenden Waſſerſtrich ſeinen Namen gegeben, deſſen hohes Alterthum ſchon durch ein Zeugniß bei Homer beurkundet wird **). Wenn ſich nun freilich auch in der Sage des Dädalos und ſeines Sohns Ikaros, ſo weit ich ſie zu durchforſchen vermocht, durchaus keine directe Beziehung auf bakchiſche Verhältniſſe entdecken läßt, ſo ſtellt ſich doch, wenn man ſich auch nur an das Allgemeinſte halten will, aus dieſen Localſagen Kreta's und Ikaria's ein zwiſchen dieſen beiden Inſeln in ſehr früher Zeit ſtatt gefundener Verkehr heraus, der, wenn man der Sage folgen will, in einer Einwanderung aus Kreta nach Ikaria beſtanden zu haben ſcheint. Oder will man bei der bekannten Beſchiffung des ägeiſchen Meeres durch die Kreter auch nur an einen vorübergehenden Aufenthalt letzterer auf Ikaria denken, ſo würde in dieſem, wie in jenem Falle die Ueberſiedelung des Weinſtocks von Kreta nach Ikaria angenommen werden können. Daß eine Ueberſiedelung ſtatt gefunden, dafür ſpricht auf eine poſitivere Weiſe der Umſtand, daß nach einer Stelle beim Dioskorides ***), wenn ſie genau in ihrem Zuſammenhange erwogen wird, der pramniſche Wein ſammt dem ſ. g. Protropos als Arten kretiſchen Weins erſcheinen ****). Hiergegen kann nicht etwa die Verſchiedenheit des pramniſch-ikariſchen und pramniſch-kretiſchen Weins †) geltend gemacht werden, da es eine ſchon im Alterthum ††) und auch in neuer Zeit hinlänglich anerkannte Erfahrung iſt, daß derſelbe Wein, auf andern Boden verpflanzt, ſeine Eigenſchaften ändere †††). Endlich glaube ich noch einen Umſtand hierher ziehen zu dürfen, der, mit andern Momenten zuſammengehalten, nun erſt ſeine volle Bedeutung gewinnt, daß nämlich laut Strabon ††††), zu deſſen Beglaubigung Voß *] eine ikariſche Münze erwähnt, auf Ikaria ein Tauropolion der Artemis beſtanden habe. Den Urſprung dieſes Cultus nehmen wir aber um ſo weniger Anſtand von Kreta herzuleiten, als wir dieſelbe Artemis Tauropolos unter dem Namen Diktynna in Kreta wieder finden **] und desgleichen auch eben von da aus nach Chios ein Helios Tauropolos eingewandert iſt ***]. Dieſe Deutung findet außerdem in jener Münze ihre Beſtätigung, auf deren einer Seite die Göttin der Jagd, auf der andern eine

---

*) S. Müller Dorier I. S. 230. Stuart's Alterth. Th. II. S. 260.

**) Ilias II, 145.

***) V, 9. S. 694 ed. Sprengel.

****) Daſſelbe wollte ſchon Paſhley Travels T. II. S. 52 aus Aelian. Var. hist. XII, 13 ſchließen, ohne daß dieſe Stelle dazu hinlänglichen Grund darbot.

†) S. Paſhley a. a. O.

††) Plin. H. N. XIV, 4. S. 24. Franz.

†††) Meyen Grundr. der Pflanzengeographie S. 432.

††††) XIV. S. 639. T. V. S. 529 Tz.

*] Mythol. Forſchungen, herausg. von Brzoska, Th. I. S. 97.

**] Vgl. Thisquen Phocaica S. 50 fg.

***] Vgl. Denepion S. 252 fg.

Nymphe auf einem ſpringenden Stiere dargeſtellt iſt. Sind wir berechtigt, wie ich glaube, unter dieſem Stiere den männlichen Tauropolos, den Helios, welcher auf Kreta als Talos oder Minotauros erſcheint, zu verſtehen, ſo iſt zugleich die Vermuthung erlaubt, daß das Tauropolion auf Ikaria zugleich dieſem Helios Tauropolos geweiht geweſen, was ſeine Stütze darin findet, daß auf der nach der Inſel des ägeiſchen Meeres genannten gleichnamigen Inſel des perſiſchen Meerbuſens ſich ein Heiligthum des Apollon Tauropolos vorfindet *), was früher von der Mutterinſel mit hinüber genommen worden war.

Doch genug dieſer Andeutungen, die wohl ſchon längſt die Geduld meiner ſehr geehrten Zuhörer auf eine für mich nur zu gefährliche Probe geſetzt haben dürften, zumal da zu befürchten, daß der Ausſpruch des Aleris **) „der Wein mache Alle, die etwas mehr von ihm genöſſen, zu Philologen", in dieſem Falle von der Redſeligkeit gedeutet werden könnte, zu welcher mich der nur zu oft gefährliche Gott veranlaßt habe. Ja, ſollten die von mir gewagten Vermuthungen nur für Ausbrüche einer ſchwindelnden Phantaſie angeſehen werden müſſen, den Wirkungen gleich, die da erführen, ſo ſich dem Dionyſos ergeben haben, ſo laſſen Sie es nicht mich, ſondern den Gott büßen, deſſen dämoniſcher Gewalt kein Sterblicher noch widerſtanden."

Eine Discuſſion zu eröffnen erlaubte die Zeit nicht.

Bibliothekar Dr. Bernhardi trug ſodann vor:

Einige Wünſche in Beziehung auf die weitere Ausführung der Sprachkarte Deutſchlands.

Im Vertrauen auf die Nachſicht dieſer Verſammlung, habe ich einen erſten Verſuch, das geſammte deutſche Sprachgebiet räumlich abzugrenzen und die gefundenen Sprachgrenzen geſchichtlich zu erläutern, unter Ihren Schutz geſtellt und unter Ihren Auſpicien der Oeffentlichkeit übergeben. Es ſei mir daher vergönnt, hier noch einige Worte über dieſen Gegenſtand zu reden und zugleich einige darauf bezügliche Wünſche Ihnen vorzutragen.

Die Entwerfung einer Sprachkarte von Deutſchland iſt an ſich eine Arbeit von anerkannter Wichtigkeit, was unter andern auch daraus erſichtlich iſt, daß die hiſtoriſch-philologiſche Klaſſe der Akademie von Berlin ſich bereits im Jahr 1826 bewogen fand, durch eine Preisaufgabe auf dergleichen ethnographiſche Forſchungen hinzuleiten. Dieſelbe verlangte, wie vielleicht mehreren der anweſenden Herrn noch erinnerlich iſt:

„Eine, neben der Benutzung der Geſchichtſchreiber und Geographen, beſonders auf Sprach-, Kunſt- und andere hiſtoriſche Denkmale gegründete Muſterung der jetzt lebenden europäiſchen Gebirgsvölker, von der obern Wolga, Düna, Dnepr an, zwiſchen dem ſchwarzen und baltiſchen

*) Straben XVI. S. 760. T. VI. S. 381 Tz. Dionys. Perieg. 609 mit den alten und neuern Erkl.
**) Athen. I. S. 39. B.

Meere, gegen Südoſt bis zum adriatiſchen, und von dieſem längs des nördlichen Po-Ufers zu den Oſtufern der mittleren Rhone, Saone und des mittleren Rheins, zum Behuf einer Grundlage der Ethnographie und Sprachenkarte von Europa.“

Dieſe wichtige und anziehende Aufgabe blieb wohl nur wegen ihres zu großen Umfanges unbeantwortet, indem ſchon die gründliche Bearbeitung eines einzigen Sprachgebietes die Kräfte des Einzelnen faſt überſchreitet. Meine Beſchränkung auf das Gebiet unſerer deutſchen Mutterſprache wird daher um ſo weniger getadelt werden, als der Meiſter ſlaviſcher Ethnographie, Profeſſor Schafarik in Prag, im vorigen Jahre eine ähnliche Karte des geſammten ſlaviſchen Sprachgebietes veröffentlicht hat, ſo daß nunmehr vom kaſpiſchen Meere bis zur Nordſee und vom weißen Meere bis zum adriatiſchen Meerbuſen und bis zu den Quellen des Rheins und der Rhone nicht nur die Sprachen, ſondern auch die wichtigſten Mundarten, wenigſtens in allgemeinen Umriſſen, abgegrenzt ſind. Leider iſt die verſprochene Ueberſetzung der von Schafarik gegebenen Erläuterungen noch nicht erſchienen, und darum konnte ich mir dieſelben bei Bearbeitung des deutſchen Gebietes nicht zum Muſter nehmen.

Was nun meine Arbeit betrifft, ſo werden die deutſchen Sprachforſcher vor Allem vermiſſen, daß in dem vorliegenden Verſuche keine Mundart ſprachlich als ein Ganzes dargeſtellt worden, und daß nicht einmal alle bekannten charakteriſtiſchen Merkmale derſelben zuſammengeſtellt ſind, ſondern daß immer nur ein oder das andere — und zwar vorzugsweiſe ein ganz äußerliches — Unterſcheidungszeichen hervorgehoben iſt.

Aber in einer ſolchen umfaſſenden Bearbeitung aller deutſchen Mundarten beſteht gerade die große Aufgabe, zu deren Löſung ich durch meinen Verſuch nur die Bahn brechen wollte, deren unmittelbare Löſung zu unternehmen, ich mich jedoch keineswegs vermeſſen habe. Meine beſondere Aufgabe war es, zu zeigen, daß die deutſche Sprachforſchung, beſonders die Durchforſchung der noch jetzt herrſchenden deutſchen Mundarten, in der genaueſten Verbindung mit der Topographie, eine wichtige, noch nicht hinlänglich gewürdigte Quelle für unſere älteſte Volksgeſchichte ſei, und daß es noch vieler Vorarbeiten bedürfe, bevor ſie ſo benutzt werden könne, wie ſie es verdient.

Und wenn ſich bewährt, was ich nachgewieſen zu haben glaube, daß z. B.

in dem Eſchthale in Tirol die gegenwärtige Grenze des Romaniſchen und Deutſchen mit der urſprünglichen Grenze der Longobarden und Franken, oder vielmehr der den Franken unterworfenen, von dem oſtgothiſchen Könige Theodorich dort angeſiedelten alemanniſchen Flüchtlinge zuſammenfällt;

daß auf der Grenze zwiſchen Dänemark und Deutſchland die eigenthümlichen in Schleswig herrſchenden Sprachverhältniſſe auf die Auswanderungen der Sachſen und Angeln, deren Namen ſogar in dortiger Gegend noch fortleben, deutlich hinweiſen;

daß zwiſchen der Werra und dem Harze die alten ſächſiſchen Gaue des Mainzer Sprengels, den mainziſch-thüringiſchen Gauen gegenüber, noch heutiges Tags an der niederdeutſchen Mundart zu erkennen ſind, und daß die ſächſiſche Erde auch da, wo ſie ſchon längſt dieſe Namen verloren hat — an der Südgrenze von Weſtphalen und Engern — noch immer durch die Mundart genau von dem Frankenlande geſchieden iſt;

daß endlich ſelbſt der römiſche Pfahlgraben von der Donau bei Regensburg bis nach Miltenberg am Main mit den Grenzen der ſich dort ſcheidenden Mundarten zuſammenfällt;

ſo berechtigt das unſtreitig zu der Erwartung, daß demnächſt, bei fortgeſetzter Unterſuchung und bei gründlicher Behandlung dieſes Gegenſtandes, auch aus den meiſten anderen Grenzen der noch jetzt erkennbaren deutſchen Mundarten die erloſchenen Grenzen der verſchiedenen Volksſtämme wie aus einem Codex reſcriptus hervortreten werden.

Welchen Händen dürfte nun aber dieſes Geſchäft wohl mit größerer Zuverſicht und mit mehr Hoffnung auf Erfolg anvertraut werden, als denen, welche ich hier zunächſt im Auge habe, und welche ich in dieſem Augenblick dafür zu gewinnen hoffe, nämlich die vereinten Kräfte der Sprachforſcher und Schulmänner Deutſchlands.

Eine jede Schulanſtalt unſeres Vaterlandes zählt ja den Unterricht in der Mutterſprache zu den wichtigſten Lehrgegenſtänden, und in der Regel iſt derſelbe wohl auch einem beſonderen Lehrer anvertraut. Ein ſolcher wird ſchon durch die aus der mundartlichen Sprechweiſe ſeiner Schüler entſtehenden Fehler auf das Studium der Mundarten ſeines Schulbezirks hingewieſen, wenn er anders ſeine Aufgabe gehörig löſen und ſeinen Schülern durch allgemeine Fingerzeige den Uebergang aus der Mundart in die deutſche Schriftſprache erleichtern will, wie z. B. Dr. Anton zu Görlitz in ſeinem „Verzeichniß mehrerer in der Oberlauſitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten“ (bis jetzt 13 Schulprogramme) und Dr. Joſeph Müller zu Aachen in ſeiner Abhandlung „Ueber niederrheiniſche Provincialismen“ (Programm des Aachener Gymnaſiums im Herbſt 1838) mit Glück verſucht haben. — Wollten ſich nun dieſe Lehrer der deutſchen Sprache an ſämmtlichen Lehranſtalten Deutſchlands dahin vereinigen, daß ein jeder die in ſeinem Schulbezirke lebenden Mundarten genauer ins Auge faſſe, die örtlichen Grenzen derſelben ermittele, möglichſt vollſtändige Materialien zu entſprechenden Idiotiken ſammele und von Zeit zu Zeit in einem Schulprogramme die Ergebniſſe zur öffentlichen Kenntniß bringe, wobei ich auf die Probearbeit des Profeſſors Brückner in Meiningen (im dießjährigen Oſterprogramm des dortigen Gymnaſiums) als etwaiges Muſter verweiſen darf, ſo würde in wenigen Jahren nicht nur eine wichtige Grundlage für geſchichtliche Forſchungen, ſondern auch ein wahrer Sprachſchatz, ein gutes altes und dennoch bildſames Element zur Belebung und Erkräftigung unſerer bei allem Reichthum immer noch einſeitigen Schriftſprache gewonnen werden.

Doch auch abgeſehen von dem Gewinn, welchen das Studium der Mundarten den Lehrern der deutſchen Schriftſprache für die unmittelbare Ausübung ihres Berufs verſpricht, haben dieſelben, dem deutſchen Volke gegenüber, die förmliche Verpflichtung, von dieſen letzten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Volksſtämme, welche vorzugsweiſe durch ſie, d. h. durch den beſſeren und vollſtändigeren Unterricht in der deutſchen Schriftſprache dem Untergange entgegengeführt werden, mindeſtens alles Das zu retten, was ſich noch an guten Steinen und edlen Erzen in dieſen mit Unrecht oft nur als Auskehricht der Schriftſprache verachteten, ich möchte faſt ſagen, ſprachlichen Halden vorfindet.

Wahrlich, wir ſtehen auf der äußerſten Grenze der Zeit, in welcher die mundartlichen Schätze noch mit Hoffnung auf Erfolg gehoben werden können. Vor dreißig Jahren würde ein ähnliches Unternehmen noch ungleich mehr Ausbeute geliefert haben, und in abermals dreißig Jahren, wenn die übermächtige Schriftſprache ihre minder glücklichen Schweſtern auch noch mittelſt der Dorfſchulen bis in die geheimſten Winkel des heimathlichen Heerdes mit ihrem Hohne verfolgt und zuletzt gänzlich verſcheucht haben wird, dürfte ſich nur noch eine unbedeutende Nachleſe finden. Uns aber würde von allen Einſichtigen der wohlverdiente Vorwurf gemacht werden, daß wir,

ähnlich den Bilderſtürmern, nicht nur das Unnütze und Schädliche beſeitigt, ſondern auch in blindem Eifer uns eines werthvollen Nachlaſſes unſerer Voreltern freiwillig beraubt haben.

Darum hege ich die Zuverſicht, daß Sie meine Aufforderung und Bitte nicht ohne Weiteres zurückweiſen, ſondern dieſelben einer näheren Prüfung würdigen werden; denn wenn einerſeits die hiſtoriſchen Vereine Deutſchlands die einſchlagenden geſchichtlichen Forſchungen übernehmen, und andererſeits Deutſchlands Philologen und Schulmänner die ſprachlichen Ermittlungen fördern und leiten, dann dürfen wir gewiß ſchon bei der nächſten Verſammlung manche gedeihliche Frucht dieſes Zuſammenwirkens erwarten."

Darauf ſprach Prof. Schneidewin über

Cäſar Auguſtus und Britannien.

„Die neueren Darſtellungen der römiſchen Geſchichte pflegen Britanniens Verhältniſſe zu Rom unter Cäſar Auguſtus faſt mit Stillſchweigen zu übergehen. Und in der That könnte die Frage nach der Haltung, welche der Adoptivſohn des Jul. Cäſar der Inſel gegenüber angenommen, und nach den Verſuchen, die er gemacht habe, römiſchen Einfluß in Britannien zu befeſtigen, denen leicht überflüſſig vorkommen, denen beſtimmte hiſtoriſche Zeugniſſe, wonach die Unternehmungen gegen Britannien unter Auguſtus völlig geruhet haben, gegenwärtig ſind. Allerdings iſt es im Allgemeinen keinem Zweifel unterworfen, daß nach Jul. Cäſars nicht ſonderlich glücklichen Verſuchen, in Britannien feſten Fuß zu faſſen, zuerſt Cäſar Claudius eine wirkliche Expedition gegen die Inſel unternahm. Das lehrt der gedrängte Ueberblick, den Tacitus Agric. 13 giebt: Primus omnium Romanorum Divus Iulius cum exercitu ingressus Britanniam, quamquam prospera pugna terruerit incolas ac litore potitus sit, potest videri ostendisse posteris, non tradidisse. Mox bella civilia et in remp. versa principum arma, *ac longa oblivio Britanniae, etiam in pace. Consilium id Divus Augustus vocabat; Tiberius praeceptum.* Agitasse Gaium Caesarem de intranda Britannia satis constat etc. Uebereinſtimmend Sueton. Claud. 17. Britanniam potissimum elegit neque tentatam ulli post Divum Iulium etc. Auch Appian kennt nur einen Uebergang Jul. Cäſar's nach der Inſel, und Dichter der auguſteiſchen Zeit nennen Britannien invicta Romano Marte, die Britannier intacti u. ſ. w. *).

Nichtsdeſtoweniger wiſſen nicht bloß die Dichter der auguſteiſchen Zeit nach 727 u. c. ſondern auch die Geſchichte weiß zu berichten, daß Cäſar Auguſtus trotz des Grundſatzes coercendi intra terminos imperii Britannien nicht gänzlich aus den Augen verloren hat, mag der nüchterne

---

*) Eleg. in Messal. 149 etwa 724 u. c., Horat. Epod. 7, 7 a. u. c. 722. Auch das Epigramm an Claudius Anthol. Lat. 2, 84 (I, p. 231 Burm.) nennt Britannien victa prius nulli. Vgl. Paſſow Leben des Horaz CX, not. 249 und Waſch zum Agricola p. 211.

Geſchichtsforſcher gewiſſen überſchwänglichen Redensarten feuriger Dichter von glänzenden Erfolgen abdingen, ſo viel er will. Denn freilich mußte bei den wunderlichen Vorſtellungen von Britannien ſchon die Idee einer Unternehmung gegen die Inſel ſtaunende Bewunderung erregen. Fortwährend galten die Britanni als ultimi orbis im Norden, wie die Persae und Parthi und Medi im Oſten, Beide als die Enden der Welt, und noch Claudius Soldaten ſträubten ſich dagegen, nach dem novus orbis hinübergeführt zu werden. Unter Auguſtus nahm der Römer leicht den Willen für die That. Und den Willen, Britannien zu bekriegen, hat Auguſtus wirklich eine Zeit lang gehabt oder zu haben geheuchelt. Zur Ausführung iſt er nie gekommen. Allein das bloße Vorgeben hat doch Früchte getragen und diplomatiſche Wege, die Auguſtus einzuſchlagen verſtand, ſind nicht ohne Erfolg geblieben.

Dieſe Verhältniſſe in Kürze genauer zu beleuchten, fordert ein erſt kürzlich aus dem Dunkel getretenes Zeugniß auf, ohne welches ich ſchwerlich zu einer Unterſuchung der Stellung Roms zu Britannien unter Auguſtus, viel weniger zum Auftreten in dieſer Verſammlung veranlaßt worden wäre. Doch bevor ich zu dem Zeugniſſe ſelbſt komme, möge es geſtattet ſein, die zerſtreuten Andeutungen der Alten in Bezug auf Auguſtus Verhalten gegen Britannien der verehrten Verſammlung ins Gedächtniß zurückrufen zu dürfen.

Schon im J. 719 u. drohte Octavian mit einer Heerfahrt nach Britannien. Ein Aufſtand in Pannonien trat dazwiſchen und vereitelte den Plan, Dio Cass. XLIX, 38. Wenn nun Dio den Octavian vor der Schlacht bei Actium zu ſeinen Soldaten reden läßt: *ἡμεῖς οἱ ἐς Βρεττανίαν πεπεραιωμένοι*, ſo meint er natürlich nur diejenigen, welche den Jul. Cäſar begleitet hatten, gleichwie er auch die Eroberung Galliens als Großthat nennt, Dio L, 24. Aber im J. 726 begann er zwei große Heere zu ſammeln, deren eines gegen den Norden, das andere gegen den Orient beſtimmt war. In dieſer Zeit dichtete Horaz I, 21, 13 sqq. Hic (Apollo) bellum lacrimosum, hic miseram famem Pestemque a populo et principe Caesare *in Persas atque Britannos* Vestra motus aget prece. Im folgenden Jahre bricht Cäſar wirklich auf und zieht zunächſt nach Gallien. Allein ſchon aus Horaz iſt erſichtlich, daß, obſchon es zunächſt galt, die Steuerverhältniſſe Galliens zu regeln, ein Feldzug nach dem Wunderlande des Nordens als Ziel der Unternehmung ausgegeben und von den leicht bethörten Römern angenommen wurde. Denn damals richtet ſich Horaz mit der Bitte an Fortuna Antias I, 35, 29 sqq. *Serves iturum Caesarem in ultimos Orbis Britannos* et iuvenum recens Examen Eois timendum Partibus Oceanoque rubro. Indeß hielt ihn vorläufig Gallien ſo in Schach, daß er den Plan, nach Britannien zu gehen, aufgeben mußte: Dio LIII, 22. *ἐξώρμησε μὲν ὡς καὶ ἐς τὴν Βρεττανίαν στρατεύσων, ἐς δὲ δὴ τὰς Γαλατίας ἐλθὼν ἐνταῦθα διέτριψεν.* Die dortigen Unruhen mochten ihm nicht unwillkommen ſein. Denn der kluge Mann ſcheint es für gerathen gehalten zu haben, ſich und ſein Heer den Wechſelfällen eines ſchwierigen Unternehmens nicht bloß zu geben. Ob es ihm jemals Ernſt geweſen oder nicht, ſteht dahin; genug, die Folge hatte denn doch das Verweilen in Gallien und das ausgehängte Schild, daß die Britannier Anſtalt machten, durch Einleitung freundlicher Verhandlungen einem kriegeriſchen Verſuche zuvorzukommen. Sie beſchloſſen, Geſandte nach Gallien zu ihm zu ſchicken, Dio LIII, 22 *ἐπικηρυκεύσασθαί οἱ ἐδόκουν.* Inzwiſchen riefen Aufſtände der hiſpaniſchen Völker den Cäſar aus Gallien ab, nach deren raſcher Beſchwichtigung er 728 von Neuem Britannien in Angriff zu nehmen dachte, *ἐπειδὴ μὴ ἠθέλησαν ὁμολογῆσαι*, ſagt Dio LIII, 25. Aber plötzlich traten wiederum Unruhen der Alpenvölker dazwiſchen, gegen welche er den Ter. Varro abſenden mußte, während ihn ſelbſt erneuerte Auf-

Cantabrer und Aſturier nach Hiſpanien zogen. Danach ſollte man meinen, die ange-
rhandlungen mit Britannien ſeien abgebrochen worden, und Jene, vom augenblicklichen
Nachbarſchaft befreit, hätten ungeſtört fortgelebt. Doch iſt Dio's Darſtellung offenbar
ie er denn freilich ſelbſt geſteht, die römiſchen Dinge werden ſeit dem J. 727 für den
ißlich und ungewiß.

halten ihm gegenüber das Zeugniß eines glaubwürdigen Zeitgenoſſen, des Strabon,
*Νυνὶ μέντοι τῶν δυναστῶν τινες τῶν αὐτόθι πρεσβεύσεσι καὶ θεραπείαις κατα-
σοι τὴν πρὸς Καίσαρα τὸν Σεβαστὸν φιλίαν ἀνεθήματά τε ἀνέθηκαν ἐν τῷ Κα-
καὶ οἰκείαν σχεδὸν παρεσκεύασαν τοῖς Ῥωμαίοις ὅλην τὴν νῆσον**).
116 bemerkt er, wie es den Römern ein Leichtes geweſen wäre, Britannien zu ge-
ß man es aber verſchmäht habe, weil man weder die Einwohner zu fürchten brauche,
eine Beſetzung Nutzen erlangen würde. Denn es ſei viel vortheilhafter, die Zölle der
da freier Handel nach Gallien ihnen geſtattet, zu ziehen, als ihnen Steuern aufzu-
man nur durch eine ſtarke Heeresmacht beizutreiben im Stande ſein würde. — Wer
n dieſen Worten die officielle Ausrede der Freunde des Auguſtus, der Füchſe, denen
t zu hoch hingen?

e erfahren aber ferner, daß einzelne Dynaſten der Inſel in freundlichen Verkehr mit
getreten waren. Der Sohn des von Cäſar bekriegten Caſſivellaunus, Tenuantius, ließ
n Cynobellinus in Rom erziehen, und dieſer begleitete den Auguſtus auf mehrern Feld-
de als Freund begrüßt, und ſein Vater Tenuantius zahlte keinen Tribut. Auch nach
blieb ein gutes Vernehmen. Münzen von Cynobellinus zeigen den Kopf des Auguſtus,
) das Bild einer Sphinx, womit Auguſtus ſiegelte **). Wenn Tenuantius vom Tribut
de, ſo folgt doch nothwendig, daß andre Fürſten einen ſolchen entrichteten. Cäſar hatte
22) nach Beſiegung des Caſſivellaunus Britannien einen jährlichen Tribut auferlegt.
uptlinge mögen den für einige Zeit bezahlt haben. In den Unruhen der Bürgerkriege
ie Zweifel in Stocken gerathen. Deßhalb darf die übereinſtimmende Anſicht der Hiſtoriker
iſchen, Cäſar habe weder für ſich ſelbſt, noch für den Staat durch ſeine Verſuche gegen
Erſprießliches gewonnen, ſ. Horsley Britannia Romana p. 18. Auguſtus Verhand-
Gallien müſſen aber doch eine Erneuerung wenigſtens des Verſprechens, Tribut zu
bewirkt haben. Leider verſchweigen die bis jetzt bekannten Stücke des Monumentum
n die britanniſchen Verhältniſſe. Nur macht Auguſtus an einer ſowohl im lat. Ori-
auch in der jüngſt von W. J. Hamilton gefundenen griechiſchen Uebertragung merk-

---

ie *πρεσβεύσεις* der britanniſchen Großen dachte auch wohl neben Andern Sueton. Octav. 21. Quo-
lam barbarorum principes in aede Martis Ultoris iurare coegit, mansuros se in fide ac pace,
n peterent.

muß mich bei dieſen ſpeciellen Angaben auf gut Glück auf Walch verlaſſen, der zum Agric. p. 210
Beziehungen der Fürſten zu Auguſtus berührt. Der von ihm angezogne Strabon ſagt nichts davon: im
ff der Münzen verweiſt Walch auf The Quarterly Journal of Science nr. XXIII., das mir nicht
hand iſt. Woher hat Walch ſeine Angaben, die ſchon durch ihre Genauigkeit kaum einem Zweifel Raum
t? Auch verſichert Walch p. 213, dem dort und im Folgenden Angedeuteten liege eine „Abhandlung
Britanniens Volker und älteſte Geſchichte zum Grunde, welche ihr Verfaſſer mit allen Beweiſen künftig
szugeben denkt." Daraus iſt nichts geworden.

würdiger Weise übel zugerichteten Stelle *) einige reges Britannorum namhaft, die Hülfe suchend zu ihm ihre Zuflucht genommen hätten, wenigstens ein Beweis für die Verbindung der Fürsten der Insel mit dem römischen Alleinherrscher. Drei werden namhaft gemacht, Damno, Bellaunus und ein Dritter, dessen Name *Tim* . . . . anfing.

Sicherlich gehört aber die Befreundung mit Britanniens Fürsten nicht in spätre Zeit. Niemals hören wir weiterhin trotz der vielen Züge über die Alpen von ähnlichen Kriegsplänen, womit Augustus nicht gesäumt haben würde, den Römern dann und wann Stoff zum Politisiren und zur Bewunderung zu geben, wäre nicht ein friedlich vortheilhaftes Verhältniß zu Britannien in den Jahren 727 — 730 zu Stande gekommen.

Daß nun aber jene Verbindung in den Augen der Zeitgenossen als Etwas galt, lehrt das Gedicht des Horaz 3, 5. Caelo tonantem credidimus Iovem Regnare; praesens Divus habebitur Augustus, *adiectis Britannis Imperio* gravibusque Persis. Noch neuerdings hat man die Abfassung des Gedichts ins J. 734 herabrücken wollen. Dagegen hat Franke Fasti Horatiani p. 189 sehr wohl dargethan, daß es schon im J. 727 oder 728 gedichtet sein muß, wo Augustus mit den britannischen Gesandten in Gallien unterhandelte, und wo ein Dichter, wie Horaz, auf die Botschaft von den glücklich gestalteten Verhältnissen mit den extremi Britanni sich wohl beigehen lassen konnte, dem Augustus göttliche Ehren zuzuerkennen, wie er schon 725, als er die parthischen Verhältnisse ins Auge faßte, vergöttert war, Dio LI, 21, und wie er denn wirklich im J. 730 nach dreijähriger Abwesenheit von Rom mit ausgelassenen Ehrenbezeigungen überschüttet ward, Dio LIII, 26 und 28. Horaz verdient Franke's Tadel wegen der Worte adiectis Britannis imperio nicht, als ob Britannien durch eine große Expedition unterjocht worden sei. Im Gegentheil ist die Wendung äußerst diplomatisch gewählt, da Britannien sowohl, als auch der Orient durch friedliche Unterhandlungen theils gewonnen waren, theils deren Gewinnung in Aussicht stand. Der begeisterte Dichter sagt durchaus nicht mehr, als der nüchterne Strabo bestätigt: *οἰκείαν σχεδὸν παρεσκεύασαν ὅλην τὴν νῆσον.* Um ihm nicht Unrecht zu thun, muß man nur lebendig sich vergegenwärtigen, wie hoch die Erwartungen der Römer von Augustus Unternehmen allgemein gespannt waren. Unmöglich kann ich mich mit der Annahme befreunden, die Franke mit Andern theilt, als habe Horaz durch die Verbindung des Futurums mit dem Participium eine Unbestimmtheit bezweckt, so daß man nach Belieben herauslesen könnte: Augustus wird für praesens Divus gelten, so bald er die Britannier und Perser dem Reiche einverleibt haben wird! Das wäre eine Grobheit, dem schon vom Volke vergötterten Herrscher einen Wechsel auf etwa kommende Dinge auszustellen. Schon die Sprache sträubt sich gegen solche Zweideutigkeit. Nach einem credidimus, wobei doch jetzt wohl Niemanden mehr der alte Spuck mit dem aoristus irre führen wird, kann ein habebitur nur heißen: Wir haben bis jetzt geglaubt und

*) Hamilton hat ein Stück der griechischen Uebersetzung, die dem römischen Original zu Ancyra beigefügt war, in seinen Researches in Asia minor T. II, nr. 2 veröffentlicht. Hiervon ist ein Theil wiederholt und zur Restitution des lat. Textes benutzt von Joh. Franz in Gerhard's Archäolog. Zeitung 1843, nr. 2. Der lat. Text hat Tab. V. fin. und Tab. VI. init.: AD. ME. SUPPLICES. CONFUGERUNT. — [REG]ES. BRITANN[ORUM]. DAMNO. BELLA[UNUSQUE]. ET. TIM. . . . ., der griechische Col. V fin. und VI init.: *Πρός ἐμὲ ἱκέται κατέφυγον βασιλεῖς — [Βρετα]νῶν Δά[μ]νος, Βε[λλαύνός τε καὶ] T . . . .* Keiner der Genannten ist, soviel mir bekannt, sonsther nachzuweisen. Oder wäre Damno Tennantius, Bellaunus Cynobellinus?

werden von nun an glauben u. ſ. w. Derſelbe Horaz liefert in dem etwa im J. 739 gedichteten carmen IV, 14, 45 sqq. den Beweis, daß man fortfuhr, Britannien als Rom gehorchend anzuſehn, wenn er dem Auguſtus ſagt: Te fontium qui celat origines Nilusque et Hister, te rapidus Tigris; *Te beluosus qui remotis Obstrepit Oceanus Britannis*, Te non paventis funera Galliae Duraeque tellus audit Hiberiae, Te caede gaudentes Sicambri Compositis venerantur armis.

Hier verſiegen die bisher fließenden Quellen. Ich gehe zu dem oben angekündigten neuen Zeugniſſe über, muß aber vorher eine kurze Notiz, woraus ich daſſelbe entlehne, der verehrten Verſammlung mittheilen. Den Vorwurf, Bekanntes zu ſagen, brauche ich dabei nicht zu fürchten.

Im Anfange dieſes Jahres iſt in Rom ein Buch erſchienen, welches freilich ſeinem Titel und dem Hauptinhalt nach zunächſt den Theologen intereſſirt, doch aber auch dem Philologen nicht gleichgültig iſt theils wegen der Sprache, theils wegen einiger neu ans Licht gezogenen Notizen über das klaſſiſche Alterthum. Freilich zeigt eine genauere Betrachtung des Werkes, daß laute Zeitungscorreſpondenten, wie es ja wohl öfter widerfährt, den Mund zu voll genommen haben. Das Intereſſe des Hiſtorikers beſchränkt ſich auf eine Angabe, die allerdings in mehrfacher Hinſicht überraſchend iſt, und die es lohnen wird, mit bekannten hiſtoriſchen Verhältniſſen in richtigen Bezug zu ſtellen und ſomit etwaigem Mißbrauch derſelben nach Kräften vorzubeugen.

Es iſt das Werk eines Apponius in Canticum Canticorum. Apponius erneuert nicht ungeſchickt den oft gemachten Verſuch, das Hohelied allegoriſch auszulegen de spirituali Christi unione cum ecclesia. Er war ein Mönch, der ſein Werk an einen gewiſſen Armenius richtet: Viro Desideriorum, servo Christi Armenio, supplex Apponius — denn mit den röm. Herausgebern dem frommen Manne ein p gegen den Willen des Codex zu nehmen, berechtigt oder zwingt Nichts —, alſo an Armenius, der ihn, den Nachtraben, aus ſeinem Käfich ans Licht gelockt habe: qui ab omnibus lacerandam latitantem nycticoracem in cavernis silentii in lucem egredi compulisti Das Werk umfaßt zwölf Bücher, von denen die ſechs erſten bereits 1538 zu Preßburg höchſt fehlerhaft gedruckt waren. Daraus ſind ſie in die großen Kölner, Pariſer und Lyoner Sammlungen der Patres übergegangen. Der römiſche Druck, den zwei Ciſterzienſer Geiſtliche beſorgt haben, Hieronymus Bettinus und Josephus Martini, beruht auf einem Pergamentcodex, der wahrſcheinlich im 12. oder 11. Jahrh., ſehr ſorgfältig geſchrieben, aus der Abtei S. Silvestro di Nonantula in die Bibliotheca Sessoriana der Ciſterzienſer zu Rom gewandert iſt. Vom Apponius iſt faſt Nichts, als der Name bekannt: gemeiniglich ſetzt man ihn ins 7. Jahrhundert, weil Beda, der 735 ſtirbt, zuerſt ſeiner erwähnt. Die Gründe der gelehrten Herren für das 5. Jahrh. ſcheinen aber unverwerflich. Die Sprache, worüber allein mir ein Urtheil zuſteht, mahnt lebhaft an Tertullian. Apponius fühlt ſelbſt die Schwäche ſeiner Darſtellung und verkriecht ſich hinter den sensus, wie Mancher heutzutage hinter die res. Im Vorworte ſagt er: Si cui sordet agrestis et hispidus sermo — non syllogismorum resonantia verba, sed sensum requirat. — Noverit nos non vanae gloriae vel laudis aucupandae studio divitibus opes, nec cibum ventre repletis impudenter ingerere, sed *vestigia antiquorum magistrorum secutos* paupertatem esurientium pauperum aliquantulum consolatos, womit er auf Diogenianos lexikaliſches Werk *Πενιχροπένητες*, Pauperes Studiosi, zu zielen ſcheint, ſ. Praefat. Paroemiogr. p. XXIX. Wer Luſt hat, die Lexika mit neuen Vocabeln zu bereichern, der wird nicht umſonſt nachſtoppeln; nur darf er nicht böſe werden, wenn ihm Dinger begegnen, wie etwa inveniabilis unverzeihlich, indeclinabiliter unabweisbar, mensurari, liber Salomonis

nobis obviavit u. ſ. w. Auch der forſchende Grammatiker, der den Schickſalen der ſprachlichen Formen nachgeht, findet hier ſeine Rechnung: kaum wird ihm ſonſt ſchon ein odientes die Haffer, oder ein florient für florebunt zu Geſicht gekommen ſein und Anderes dergleichen, womit ich Ciceronianiſchen Ohren nicht weiter wehe thun will. Uebrigens haben die beiden gelehrten Herren ſparſame Nötchen hinzugefügt, die ſehr unſchuldig klingen.

Da ich einmal den Namen des Apponius verrathen habe, ſo muß ich fürchten, daß der Klang des mönchiſchen Namens etwa rege gewordene Erwartungen von meinem Zeugniſſe von vorn herein etwas gedämpft haben dürfte. Zum Troſte denn die fernere Mittheilung, daß wir es nicht mit Apponius eigner Weisheit zu thun haben. Er beruft ſich auf einen guten Gewährsmann, einen Hiſtoriker beſter Art, kurz auf keinen Andern als Titus Livius. Die Stelle lautet Buch XII p. 237 wörtlich alſo:

Ex quo facta est (nämlich pax Christi) et mundo ostensa, non solum animarum pax illuminat mundum; sed publica etiam civilia, Romano imperio exaltato, bella sopita pacem omnium gentium barbarorum repertam exsultant; et omnium hominum genus, quocunque terrarum loco obtinet sedem, ex eo tempore uno illigatur vinculo pacis. *In cuius apparitionis die, quod Epiphania appellatur, Caesar Augustus in spectaculis, sicut Livius narrat, Romano populo nuntiat regressus a Britannia insula, totum orbem terrarum tam bello, quam amicitiis Romano imperio pacis abundantia subditum.* Ex quo tempore etiam et (eleganter für etiamsi) Syrorum instigante diabolo bella oriuntur, tamen interveniente pace, hoc est Christi praesentia, quantocius sedari probantur.

Um nun den wirklichen hiſtoriſchen Gewinn aus der Stelle mit Sicherheit ziehen zu können, werden wir vor allen Dingen den Waizen vom Unkraut zu ſäubern haben. Wir müſſen die aus Livius entlehnte Nachricht aufs Schärfſte vom eignen Räſonnement des Apponius ausſondern. Das iſt keine ſchwere Aufgabe.

Die Kirchenſchriftſteller ſuchten den verheißenen Frieden des alten Bundes auch in den politiſchen Verhältniſſen zur Zeit der Geburt Jeſu nachzuweiſen. Daß dieſes Beſtreben auch den Apponius geleitet, geht ſchon aus dem Ausdruck abundantia pacis hervor, wie er ſich ſonſt und auch Pſalm 71, 7 findet: Orietur in diebus eius iustitia et abundantia pacis. Ueberall kehrt die kirchliche Tradition wieder, zur Zeit der Geburt Jeſu habe der geweiſſagte Frieden in der Welt geherrſcht. Die verſtändigern Apologetiker begnügten ſich mit dem durch Auguſtus Alleinherrſchaft begründeten Weltfrieden, ohne ängſtlich nach einem beſtimmten Jahre zu forſchen. So ſagt Origenes, Gott habe bald nach Jeſu Erſcheinen feſten Frieden geſchaffen und durch die Vereinigung vieler Reiche zu einer Geſammtheit unter Auguſtus der Wirkſamkeit der Apoſtel vorgebaut, und ganz ähnlich reden Euſebius, der heil Ambroſius, Hieronymus und Andre. Am verſtändigſten der heil. Auguſtin de Civ. Dei XVIII, 46. Apud Romanos iam mutato reip. statu imperante Caesare Augusto et per eum orbe pacato natus est Jesus Christus. Die Zeugniſſe ſind geſammelt von Maſſon Janus reseratus p. 35 sqq.

Mit dieſer allgemeinen Beziehung der meſſianiſchen Weiſſagungen waren einzelne ſpätere Ecclesiaſtiker nicht zufrieden. Sie ſuchten nach beſtimmteren Zeichen des allgemeinen Friedens auf engerm Raume und fanden dieſe leicht unter der langen Regierung Auguſt's heraus. Natürlich griff der Eine dieſen, der Andre jenen Moment auf; um Chronologie ſcheint die sancta credulitas ſich nicht eben bekümmert zu haben. Ich finde, daß man namentlich den dreimaligen Schluß des Janustempels gewünſcht hat, zur Erſcheinung Jeſu und ſeines Friedens in näheres Verhältniß

zu ſetzen. So läßt Oroſius VI, 20 den Octavian 725 octavo Idus Ianuarias aus dem Orient nach Rom zurückkehren und den Janus ſchließen; bemerkt dann: hunc esse eundem diem, quo nos Epiphania, hoc est apparitionem sive manifestationem dominici sacramenti observamus, nemo nescit. Aber leider nicht am ſechsten Januar, ſondern im Monat Sextilis kehrte Auguſtus nach Rom zurück, ſ. Dio LI, 21 und das SC. bei Macrob. Sat. I, 12. Der ſechste Januar iſt der Tag des Epiphaniafeſtes und dieſes wird in der ältern kirchlichen Tradition neben dem 25. Decbr. als Tag der Geburt Jeſu, ſpäter auch als Feſt der Taufe betrachtet, ſ. Wieſeler Chronol. Synopſe der vier Evangelien p. 134. Die erſte Schließung des Janustempels mußte ſich alſo dem Oroſius bequemen, wenigſtens dem Tage nach mit dem Epiphaniafeſte zu ſtimmen. Derſelbe Oroſius VI, 22 läßt Jeſus 752 geboren werden, wo Auguſtus den Janus zum dritten Male geſchloſſen, und worauf denn ein glücklicher Frieden zwölf Jahre lang gewährt habe *). Hier kommt wirklich dem ſuchenden Oroſius der Janusſchluß zu Statten, ſo wie auch die alte kirchliche Tradition über Jeſu Geburtsjahr bei ihrem Schwanken zwiſchen 750 — 754 freie Wahl des Jahres in ſein Belieben ſtellte, ſ. Gieſeler Kirchengeſch. I, p. 63: Ideler Handb. der Chronol. II, p. 385 ff. und beſonders Wieſeler l. c. p. 150, der die erſten Monate, am liebſten den Februar des Jahres 750 als Jeſu Geburtsjahr herausrechnet.

Unſer Apponius hat den zweiten Janusſchluß gewählt, der im J. 730 erfolgte, als Auguſtus nach dreijähriger Abweſenheit zur Stadt zurückkehrte. Er behauptet mit Nichten, daß Jeſus Geburt mit dem Jahre zuſammentreffe, ſondern, daß der Tag des Epiphaniafeſtes derſelbe ſei mit dem, an welchem Cäſar Auguſtus dem römiſchen Volke den allgemeinen Frieden verkündet habe. Ob er Grund dazu hatte oder nicht, ob er wirklich im Livius den Tag bezeichnet fand, wage ich nicht beſtimmt zu ſagen. Leider wiſſen wir nur, daß Auguſtus im Anfange des J. 730 heimkehrte: unmöglich wäre es alſo nicht, daß Livius octavo Idus Ianuarias dem Apponius an die Hand gegeben hätte. Aber Oroſius Beiſpiel mahnt zur Vorſicht.

Laſſen wir Apponius fromme Anwendung auf ſich beruhen und betrachten lieber das Zeugniß des Livius etwas genauer. Caesar Augustus, bezeugt er, in spectaculis [Romano] populo nuntiat regressus a Britannia [insula], totum orbem terrarum tam bello quam amicitiis Romano imperio subditum. Ich habe nur abundantia pacis als fremdes Gut ausgeſchieden: dann hindert Nichts, die eignen Worte des Livius anzuerkennen **). Wirklich galt Auguſt's Heimkehr als ein Unterpfand des wiedererrungenen Friedens, da der ſeit 727 geöffnete Janustempel zum zweiten Male geſchloſſen ward. Es iſt ganz in Auguſt's Weiſe, an den ihm zu Ehren veranſtalteten Feſtſpielen, denen er ja überhaupt ſo gern und freundlich beiwohnte, zum

*) Maſſon will beweiſen, die dritte Schließung des Janus falle ins J. 744. Nach neuern Forſchern ſollte die Schließung 743 erfolgen, aber Unruhen der Dacier hinderten daran, und ſie erfolgte wirklich erſt 752. Vgl. Huſchke Cenſus p. 35.

**) Ueberflüſſig iſt das erſte Romano. Ob insula von Livius zugeſetzt ſei, kann zweifelhaft ſein. Denn erſt nach der Umſegelung der Inſel durch Agricola ward es ſicher erkannt, Britannien ſei eine Inſel, Dio LXVI, 60. Tac. Agr. 10. Daher bei Quintilian VII, 4, 2. das Thema einer suasoria: Caesar deliberat, an Britanniam impugnet — an Britannia insula, wozu er hinzufügt: nam tum ignorabatur. Freilich hatte ſchon Pytheas die Beſchaffenheit Britanniens erkannt, ohne daß ſpätere Forſcher die Vorſtellung beſtätigt hätten. Da aber Strabo allerdings Britannien νῆσος nennt, ſo darf man vielleicht auch dem Livius insula zutrauen.

Volke zu reden. Als er 741 am 4. Julius nach dreijähriger Abwesenheit diesseits der Alpen nach Rom zurückgekommen war, begrüßte er gleich am folgenden Morgen das Volk vom Capitol. Die Feierlichkeit des Janusschlusses, die er persönlich, weil Consul, besorgen mußte, mochte mit jenen Festen verbunden sein.

Aber wie steht es endlich mit der Hauptsache, wovon wir ausgingen, mit dem regressus a Britannia insula? Da ist nun zuvörderst klar, daß von dem tam bello *quam amicitiis* das letztere auf die Befreundung Britanniens geht, welche Insel er nun als Rom angehörig betrachtet wissen wollte. Aber setzt nicht regressus das Betretenhaben der Insel voraus? Mit Nichten. Wir haben es mit Augustus und den Römern unter Augustus zu thun, die die Lehrmeister aller neuern Prahlbülletins gewesen sind.

Als Augustus 727 nach Gallien zog, da hieß es, es gehe nach Britannien. Angeblich in seinen Planen gestört, weiß er durch drohende Stellung die Insulaner einzuschüchtern und durch kluge Unterhandlungen sich britannische Fürsten geneigt zu machen. In Rom sah man in diesen Verbindungen leichtgläubig genug nichts Geringeres, als eine Unterwerfung der Insel. Im J. 730 kehrt Augustus heim. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Er war nach Britannien aufgebrochen, er mußte auch als regressus a Britannia gefeiert werden. Ist dieses wahr — und Horazens adiectis Britannis kommt uns wieder zu Statten —, so ist es erklärlich, wie der dem Augustus befreundete T. Livius kein Bedenken tragen durfte, die officielle Phrase in seine Geschichte aufzunehmen. Daß die Folgezeit recht wohl zwischen Wirklichkeit und Prahlerei unterscheiden gelernt hatte, zeigt Tacitus oben mitgetheilte Uebersicht. Gewinnen wir also durch das neue Zeugniß nicht gerade ein bedeutendes neues historisches Factum, so bietet es doch einen belehrten Blick in die Politik des Herrschers und die Empfänglichkeit der Römer für seine Vorspiegelungen.

Wollte etwa Jemand die Erwähnung der Britanni und Syri bei Apponius lediglich als eine Bezeichnung der Enden der Welt nehmen, so wehrt dem die Berufung auf Livius und die ganze Fassung der Stellen. Die Syrorum bella gehen offenbar auf die schon 731 erfolgte Expedition Agrippa's nach Syrien, s. Dio LIII, 32, dem Augustus selbst 732 nachfolgte, wo er dann 734 endlich die von Crassus und Antonius an die Parther verlornen Gefangnen und Feldzeichen zurückerhielt.

Uebrigens gehört Livius Nachricht in das CXXXV Buch, aus welchem nur der magere Auszug gerettet ist: Bellum a M. Crasso adversus Thracas et ab Caesare adversus Hispanos gestum refertur; et Salassi, gens Alpina, perdomiti.

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Caſſel, am 4. Oktober 1843.

Zunächſt theilte der Vicepräſident ein Deſiderium des Prof. Hand mit, es möge ſich der Verein für die wünſchenswerthe Herausgabe eines Adreßbuchs der Lehrer an Univerſitäten und Gymnaſien intereſſiren. Es wurde eine Subſcriptionsliſte aufgelegt.

Hierauf begründete Prof. Hermann ſeinen Vorſchlag, in den Statuten des Vereins Aenderungen vorzunehmen.

Ausgehend von dem Beiſpiele der Spartaner, die, ſo weſentlich ſie auch ihr Staatsleben mehr auf die lebendige Macht der Sitte und Erfahrung, als auf die todten Buchſtaben geſchriebener Geſetze zu ſtützen vorgezogen, doch kein Bedenken getragen hätten, eine Lykurgiſche Rhetra mit einem näher beſtimmenden Zuſatze zu verſehen, als die Volksverſammlungen einen „ſchiefen Weg" einſchlugen, berief er ſich auf eigene und fremde Erfahrung, um bemerklich zu machen, wie ſich der Verein durch das Uebergewicht, welches die größeren Vorträge in ſeinen Verſammlungen gewonnen hätten, auf einem ſchiefen Wege befinde, der ihn ſtets weiter von dem belebenden Mittelpuncte ſeines Strebens abzuleiten drohe, wenn dieſer Strom nicht bei Zeiten in feſte Ufer eingedämmt werde. Er zeigte, wie manche Zwecke, die in den Statuten völlig gleichen Rang mit den Vorträgen einnähmen, in der Wirklichkeit gegen dieſe in ſehr untergeordneter Stellung erſchienen, und erinnerte, daß das Hauptaugenmerk einer ſo gemiſchten und nur auf ſo kurze Zeit vereinigten Verſammlung nur darauf gerichtet ſein könne, ſich wechſelſeitig lebendig anzuregen und durch Austauſch und Zuſammenſtoß der Anſichten und Meinungen die conciliatoriſche Beſtimmung zu erreichen, die in den Statuten namentlich vorgeſehen ſei, zu dieſem Ende aber gerade auch der freien Erörterung ein möglichſt weites Feld zu eröffnen und die Theilnahme der Verſammlung nicht ihrem bei Weitem größeren Theile nach auf reine Paſſivität zu beſchränken. Daß dieſes aber nach der Art, wie ſich die Verhandlungen bisher weſentlich in Vorträgen bewegt hätten, der Fall ſein müſſe, folge theils aus der Beſchaffenheit dieſer Vorträge ſelbſt, deren Gegenſtände oft von der Art ſeien, daß ſie keine weitere Erörterungen hervorriefen, theils wenigſtens daraus, daß gewöhnlich die Tagesordnung ſchon zu beſetzt ſei, um vielen weiteren Aeußerungen das Wort zu geſtatten, und wenn man daher einmal zu der Einſicht gelange, daß man daſſelbe, was hier zu hören geboten worden, bequemer und gründlicher daheim in den gedruckten Verhandlungen leſen

können, ſo werde der bloſe Reiz neuer Bekanntſchaften oder der Erneuerung alter nicht mehr ſtark genug ſein, um dem Vereine eine hinlängliche Anzahl von Theilnehmern zu ſichern. Wenn es aber demnach ſeine Anſicht ſei, daß man auf Mittel ſinnen müſſe, die Vorträge zu beſchränken, ſo meine er damit nicht die Zeit, ſondern die Zahl derſelben, von welcher ſo viel gewonnen werden müſſe, daß der mündlichen Erörterung ein angemeſſener Spielraum bleibe. Die Zeit zu beſchränken ſei der Zweck des Gothaiſchen Beſchluſſes geweſen; aber auch abgeſehen davon, daß dieſer Gewinn vielmehr anderen Vorträgen, als der freien Erörterung habe zu Gute kommen ſollen, ſcheine ihm dieſes Mittel Nachtheile zu enthalten, welche durch ſeine Vortheile nicht aufgewogen würden. Einmal ſtelle derſelbe nicht den Gegenſtand der Vorträge, ſondern die concreten Vorträge ſelbſt unter Cenſur, und das könne nicht Jeder vertragen und bleibe lieber daheim, wenn er ſeine Gedanken mühſam ausarbeiten und ſie dann erſt noch dem Maßſtabe des Präſidiums unterwerfen ſolle; wenn man aber einwende, jene Cenſur beziehe ſich nur auf die Länge der Abhandlungen, ſo ſcheine ihm kein guter Vortrag zu lang, inſofern nur der Gegenſtand ſelbſt paſſe, während dagegen auch der kürzeſte, wenn unpaſſend, zu lang ſei; und indem jener Beſchluß die frei zu haltenden Vorträge von der vorgängigen Einſendung befreie, zerſtöre er ſein eigenes Princip, da ein freier Vortrag noch weniger Bürgſchaft, als ein ſchriftlich entworfener, für Kürze darbiete. Dieſes Princip alſo möge die Verſammlung aufgeben und ſtatt der Zeit der einzelnen Vorträge lieber die im Ganzen für ſolche beſtimmte Zeit, mithin die Zahl der einzelnen beſchränken und vielmehr dafür ſorgen, daß ſie zwar Weniges, aber deſto Beſſeres zu hören bekomme. Es verſtehe ſich jedoch von ſelbſt, daß unter dieſen zu vermindernden Vorträgen nicht kleinere Mittheilungen, Vorſchläge, Anträge u. dergl. gemeint ſeien, welchen der Redner im Gegentheil gerade eine weitere Ausdehnung wünſche, als ſie bisher neben den größern Vorträgen hätten erhalten können, und er wünſche eben deßhalb auf ſie einen Theil der vorgängigen Controle übergetragen, von welcher er die Vorträge befreien möchte, um zu verhindern, daß die Verſammlung nicht durch Unbedeutendes unverhältnißmäßig lang in Anſpruch genommen werde; und dieß ſei dann die Abſicht ſeines zweiten Vorſchlags, daß dergleichen nicht unmittelbar an die Verſammlung, ſondern zunächſt an das Präſidium gerichtet werde, um dieſem anheim zu ſtellen, in welcher Form es die Verſammlung damit bekannt werden laſſen wolle, und namentlich es in den Stand zu ſetzen, über Manches vielleicht mit drei Worten zu berichten, dem ſein Urheber eine Stunde gewidmet haben würde. Der dritte und hauptſächlichſte Vorſchlag aber betreffe den Stoff der freien Erörterung ſelbſt, die allerdings noch ganz andere Nahrung bekomme müſſe, als ihr die wenigen Vorträge oder Vorſchläge bieten könnten, und hier machte der Redner namentlich auch auf den Theil der Zwecke des Vereins aufmerkſam, der die praktiſche Pädagogik zum Gegenſtande habe. Hier thue vor Allem der lebendige Austauſch der Meinungen eben ſo Noth, als er auf die Zuſtimmung des größeren Theils der Verſammlung rechne, wenn er annehme, daß längere abhandlungsmäßige Auseinanderſetzungen über ſolche Gegenſtände ſelten das allgemeine Intereſſe dauernd feſſeln dürften; und je mehr er dafür halte, daß ſchon um der wiſſenſchaftlichen Weihe der Verſammlung willen die längern Vorträge mehr dem theoretiſchen Gebiete angehören ſollten, deſto nöthiger dünke es ihm, auch der praktiſchen Seite ein eigenes Organ zu verſchaffen und ſie nicht von der Zufälligkeit abhängig zu machen, ob unter den eigentlichen Vorträgen ſich einer befinde, der eine Erörterung über ſolche Gegenſtände herbeiführe. Schon wiederholt ſei in dieſer Beziehung auf die Bildung von Sectionen hingewieſen worden, in welchen neben der öffentlichen Sitzung ſpeciellere Intereſſen beſonders beſprochen würden; aber nach reiflicher Ueberlegung könne man dazu ebenſo wenig rathen,

als ſolches von den einſichtsvollſten und erfahrenſten Mitgliedern früherer Verſammlungen geſchehen ſei, weil es für die conciliatoriſchen Zwecke des philologiſchen Vereins geradezu verderblich ſein würde, auch nur dem Gedanken Raum zu geben, daß für Einzelne einzelne Gegenſtände von ausſchließlich vorwiegendem Intereſſe ſein dürften. Auch der praktiſche Schulmann ſolle und müſſe von wiſſenſchaftlichen Forſchungen Kenntniß nehmen, um nicht zu einer handwerksmäßigen Technik herunterzuſinken; und eben ſo werde ſich auch der Pfleger der eigentlichen Wiſſenſchaft für ihre praktiſche Anwendung intereſſiren müſſen, um den lebendigen Maßſtab nicht zu verlieren, ohne welchen er ſich nur zu leicht der Gegenwart entfremde; auch werde es ſich — das Gegentheil wäre wenigſtens aufrichtig zu beklagen — bei einem Verſuche mit Sectionen gewiß zeigen, daß die meiſten gleichzeitig in mehreren Sectionen würden arbeiten wollen, oder es würde ſich in einer einzigen die überwiegende Mehrzahl zuſammen drängen und durch ihre compacte Majorität leicht ein beeinträchtigendes Uebergewicht vor den andern erhalten. Laſſe man daher die Sectionen den Naturforſchern, die, wenn auch ihr Beiſpiel der Gründung des Vereins zunächſt vorgeſchwebt habe, gleichwohl eine zu verſchiedene Richtung verfolgten, um auch im Einzelnen maßgebend werden zu können; ihr Lebenselement ſei die Chemie, das unſrige die Harmonie, und wie dieſe dem praktiſchen Philologen als Zweck der Menſchenbildung, dem wiſſenſchaftlichen als Princip des claſſiſchen Alterthums vorſchwebe, ſo müſſe auch die gemeinſchaftliche Thätigkeit beider ſtets zum Ganzen ſtreben. Wohl aber ſei Harmonie ſelbſt nur Einheit in der Mannichfaltigkeit, und je freier und mannichfacher ſich die einzelnen Strebniſſe entfalten, deſto höher werde über allen die gemeinſame Macht der Idee ſchweben; ſollten und dürften deshalb auch die Vorträge, als das feſte Gerippe und der Einigungspunct des Ganzen, nicht wegfallen, ſo müſſe daneben eine Gelegenheit begründet werden, wo ſich Jeder, wie ihn der Geiſt treibe, ausſprechen könne, ohne gleichwohl die Verſammlung der Gefahr auszuſetzen, viele Worte über Gegenſtände anhören zu müſſen, die kein allgemeines Intereſſe erregten, und darauf gehe dann eben ſein Vorſchlag, durch einfache Fragen oder Aufgaben, die einem Jeden mit Genehmigung des Präſidiums und der Verſammlung zu ſtellen frei ſtehe, der Erörterung eine ſelbſtändige Grundlage zu geben. Ob dieſe Fragen, wie es bei den Zuſammenkünften der franzöſiſchen Gelehrten der Fall ſei, im Voraus für die künftige Verſammlung beſchloſſen oder in jeder einzelnen Sitzung für die folgende feſtgeſetzt werden ſollen, glaubte der Redner den jedesmaligen Umſtänden überlaſſen zu müſſen; überhaupt habe er die Faſſung ſo gewählt, daß der Freiheit der einzelnen Verſammlungen nicht weiter vorgegriffen werde, als es nöthig ſei, um Mißbräuchen einen Damm entgegenzuſetzen, und da ſelbſt die poſitiven Beſtimmungen ſich noch an die durch die bisherige Uebung bereits geheiligte Trennung einer jeden Sitzung in zwei Hälften anſchlöſſen, ſo werde, das Princip vorausgeſetzt, die vorgeſchlagene Form keine Schwierigkeit verurſachen."

Die neuen Beſtimmungen ſind demnach folgende:

1. „Inskünftige ſoll, abgeſehen von den Vorträgen des Präſidiums, die keinerlei Beſchränkung unterliegen, nur die erſte Hälfte einer jeden der drei öffentlichen Sitzungen der Anhörung von Aufſätzen und Mittheilung einzelner Mitglieder, die zweite dagegen ausſchließlich der freien Erörterung beſtimmt ſein, zu welcher theils dieſe Mittheilungen, theils Fragen und Aufgaben den Stoff geben, die der Verein ſich ſelbſt ſtellt. Bei dieſer Erörterung dürfen keine Reden abgeleſen werden.
2. Die in Gotha beſchloſſene Verpflichtung zu vorgängiger Einſendung der zu haltenden Vorträge fällt weg; dagegen erhält das Präſidium volle Gewalt, unter den Anerbietungen, welche

es in dieſer Hinſicht erhält, diejenigen auszuleſen, welche theils ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung, theils dem allgemeinen Intereſſe nach die angemeſſenſten ſcheinen, kürzere Mittheilungen, aber nach Befinden auch ſelbſt vorzutragen, zu welchem Ende dieſe ihm möglichſt ausgeführt einzuhändigen ſind. Zu den unter 1 erwähnten Fragen und Aufgaben ſtehen jedem Mitgliede Vorſchläge frei; die Auswahl aber geſchieht durch die Verſammlung auf den Bericht des Präſidiums, welchem zu dieſem Ende auch ein weiterer Ausſchuß zugeordnet werden kann."

Bei der Discuſſion bemerkte Prof. Petersen, daß der Verein norddeutſcher Schulmänner ſich durch die Erfahrung hätte genöthigt geſehen, daſſelbe auszuführen, was jetzt P. H. in Vorſchlag gebracht. Dort ſei freilich auch die Zeit jedes Vortrags beſchränkt, da ein jeder das Maß ½ Stunde nicht überſchreiten dürfe. Die Sitzungen dauerten 2 Tage; am 2. kämen nur pädagogiſche und praktiſche Gegenſtände zur Erörterung. Die beſtimmten Gegenſtände des Vortrags würden den Gymnaſien mitgetheilt, ſo könne ſich Jeder vorbereiten. Unſer Verein könnte etwa durch die Zeitungen bekannt machen, was vorkommen ſolle. — Wenn das Präſidium allein über die Zulaſſung der vorzutragenden Gegenſtände zu entſcheiden habe, ſo ſcheine das mißlich, namentlich für das Präſidium. Man könne vielleicht beſchließen, daß es durch ausgeſprochene Wünſche unterſtützt werde. —

Hierauf ſprach ſich Hofrath Thierſch dahin aus: wenn der Verein ſein Ziel nicht verwirkliche, ſo ſei dies nicht zu verwundern, denn dies Ziel ſei zu hoch; immerhin aber habe jede Verſammlung Schritte gethan, ſich demſelben zu nähern, und es ſei nichts Geringes bei jeder Verſammlung erreicht worden. Die zu große Ausdehnung ſchriftlicher Vorträge ſei allerdings etwas Mißbräuchliches. Damit dies vermieden würde, möge ſich das Präſidium mit denjenigen Herren, welche Vorträge halten zu wollen ſich erklärt, über das Maß derſelben verſtändigen. Rückſichtlich der Zurücknahme des Gothaer Beſchluſſes trat der Redner dem Antragſteller bei. Auch war er damit einverſtanden, daß die 2. Hälfte der Sitzung von freier Erörterung ausgefüllt würde. —

Dr. Ahrens theilte die Anſicht Lachmann's ausführlich mit. In Gotha hätte man ſich überzeugt, daß die zuſammenhängenden Vorträge den erwarteten Eindruck nicht gemacht, und daß man ſie hätte bequemer für ſich leſen können; dagegen ſei die mündliche Discuſſion um ſo anregender erſchienen. Lachmann hätte deßhalb die Vorträge vermindert und mehr Zeit zur Discuſſion gewonnen haben wollen; gewiß werde auch Lachmann, wie er, dem Antragſteller beiſtimmen, daß die 2. Hälfte einer Sitzung der freien Erörterung von Fragen ꝛc. überlaſſen werde. Was aber die Aufhebung des Gothaer Vorſchlags betreffe, „es ſolle das Präſidium die Länge der Aufſätze prüfen", ſo iſt der Redner nicht für dieſelbe; eine Verſtändigung zwiſchen dem Präſidium und Vortragenden, wie Hofrath Thierſch beantragt, ſetze eben eine vorherige Mittheilung der Abhandlung voraus; auch ein guter Vortrag könne zu lang ſein, und deshalb wäre der Gothaer Beſchluß aufrecht zu erhalten.

Prof. Hermann: Dann müßten alle Vorträge ſchriftlich abgefaßt ſein, weil wenigſtens den nicht aufgeſchriebenen eine ungemeſſene Länge verbleiben würde.

Hofr. Thierſch: Er beantrage, daß erſt kurz vor den Sitzungen die Vorträge dem Präſidium mitgetheilt, nicht aber vorher eingeſendet würden; wogegen der Vice-Präſident bemerkte, daß in dieſem Falle das Präſidium nicht im Stande ſei, einige Kenntniß von dem Gegenſtande zu erlangen.

Oberſchulrath, Dir. Roſt macht bemerklich, daß ohne Maßbeſtimmung der Vorträge das Präſidium nie wiſſen könne, welche Zeit ihm zu Gebote ſtehe. Die heutige Sitzung beweiſe, daß

man die Grenzen der Erörterung nicht divinliren könne. — Er erinnerte ferner an das Schicksal der bisher dem Verein vorgelegten Fragen. Bei der ersten Versammlung habe man die Frage über gleichmäßige Behandlung der Grammatik (Parallelgrammatik) aufgeworfen, diese habe man in der zweiten Versammlung in anderem Sinne aufgefaßt, als sie gemeint gewesen, und am Ende habe man die Sache zur allgemeinen Beruhigung fallen lassen; eben so sei nichts Bestimmtes erfolgt auf die Frage, wie viel Realien in die Lehrpläne der Gymnasien aufgenommen werden sollen; deßgleichen nicht auf den Antrag über Festsetzung der deutschen Orthographie.

Bei der weiteren Discussion über das, was in den Versammlungen bisher geleistet worden, bemerkte Prof. Hermann, daß das Schicksal jener Fragen gerade der zu großen Zahl der Vorträge zuzuschreiben sei; außerdem käme es auf einen bestimmten Abschluß nicht an, die Ideen sollten nur anregend ausgesprochen werden.

Dir. Bömel findet, daß die deutschen Philologen zu geneigt seien zu gelehrten Vorträgen; sie zu beschränken, betrachte er als einen Rückschritt; andererseits sei eine deutsche und gemüthliche Discussion nöthig. Darum wünscht er, die zu lesenden Vorträge vorher gedruckt und an die Mitglieder (was zugleich Manchen zum persönlichen Erscheinen vermögen dürfte) ausgetheilt. Dann könne die Discussion um so leichter erfolgen.

Prof. Hermann meint, es könne dies an das auch in den Statuten postulirte Journal geknüpft werden.

Bibliothekar Bernhardi hält es für gut, daß jede Versammlung, weil die Mitglieder wechselten, sich selbst ihr Ziel und ihren Maßstab setze. In diesem Sinne seien die Statuten zu erweitern. Jede Versammlung solle sich selbst ein Organ bilden. Am 1. Tage könnten durch's Loos Sectionen erwählt werden, denen mitgetheilt würde, was an Vorträgen ꝛc. angezeigt wäre, und diese sollten mit dem Präsidium sich benehmen.

Hofr. Thiersch mag keinerlei Sectionen, indem er überhaupt so complicirte Bestimmungen für geeignet nicht erachtete.

Bei der Abstimmung wurde Hermann's Antrag durch Stimmenmehrheit angenommen.

Hierauf trug Hofr. Thiersch seine Ansichten vor:

Ueber den 3. Chorgesang der Antigone des Sophokles.

Er sagte, daß er dazu theils durch die öffentliche Theilnahme bestimmt werde, welche Sophokles Antigone unter den Auspicien eines kunstliebenden deutschen Königs neulich auf unseren Bühnen gefunden habe, theils durch den Vortrag des Stückes unter Begleitung der Chöre, mit welchem unsere Versammlung sei erfreut worden. Es scheine deshalb ihrer Bestimmung ganz gemäß, zur gehörigen Würdigung des Stückes auch ihrer Seits etwas beizutragen. Zu diesem Behuf wähle er den erwähnten Gesang in Sophokles Antigone (*Εὐδαίμονες αἰὲν κακῶν ἄγευστος αἰών*, 582—630 ed. Br.) um zu zeigen, daß wie er die Mitte des ganzen Stückes einnehme, er auch der Träger der eigentlichen sittlichen Ansicht sei, welche der Dichter in dieser Tragödie niedergelegt habe.

Gemeiniglich werde derselbe rücksichtlich seines Inhaltes für eine mit allgemeinen Erwägungen verbundene Beurtheilung der That und des Betragens der Antigone angesehen; dagegen aber streite schon die Berufung auf des Zeus unbesiegbare Macht, die keiner der Männer

durch Frevelmuth bewältigen könne, und eben so sei unmöglich, die einzelnen Erwägungen, welche der Dichter vortrage, mit jener Annahme zu vereinigen.

Vor Allem sei bestimmt aufzufassen, wie der Chor das Verfahren des Kreon und die That der Antigone beurtheile.

Als Kreon ihm seinen Entschluß verkündigt, den Leichnam des Polyneikes unbeerdigt zu lassen, und denjenigen mit dem Tode zu bestrafen, der sein Gebot deshalb übertreten würde, sei der Chor weit entfernt, das Eine oder das Andere zu billigen. Er unterwerfe sich zwar dem Gebote des Herrschers, der dieses und noch anderes über die Lebenden und die Todten zu verfügen die Macht habe (V. 211 — 214), daß er aber das Gebot des Königs für einen Frevel halte, deute der Chor gleich nach der Erzählung der Beerdigung an, wo er den Worten des Königs über den Fall vorauseilend die Vermuthung ausspreche, die That könne durch irgend einen Gott vollzogen worden sein (V. 278 — 279). Nur der Zorn des Königs und seine Schmähung scheucht ihn vor weiterer Enthüllung seiner wahren Ansicht und ihrer Begründung zurück; aber diese tritt mit großer Entschiedenheit alsobald hervor, wie vor dem Gemüthe des Königs die Täuschung über sich und sein Beginnen verschwunden ist, indem der Chor dann ausruft (V. 1270): weh mir! wie spät erst scheinst du das Recht zu sehn!

Furcht also und die dem Alter gewöhnliche Scheu hindern den Chor, gleich anfangs mit seiner wahren Ansicht hervorzutreten, daß des Königs Gebot ein Frevel gegen göttliches Recht sei. Dabei aber ist er weit entfernt, die Befugniß der Antigone, gegen das Gebot des Königs und das in ihm enthaltene Gesetz des Staates zu handeln, in irgend einer Weise anzuerkennen, und wo sie das ihr vom Könige bestimmte Loos beklagt, führt er ihr zu Gemüthe, daß sie in äußerster Kühnheit an die hohe Staffel des Rechts heftig gestoßen, d. i. dieses gegen Gebühr stark verletzt habe (V. 843 — 845).

Zu der höchsten Kühnheit hingeführt
Hast an des Rechtes höchsten Sitz
Du den Fuß mit Macht gestoßen, Kind.

Nach seiner Anschauungsweise muß deshalb königlichem Gebote Folge geleistet werden, auch wenn es Unheiliges auflegt, während das Gebot selbst, sowie es gegen göttliches Recht verstößt, darum nicht weniger Frevel ist, und mit der Schuld die Strafe des Frevels über den Schuldigen bringt. Auch über die Art, mit welcher die Jungfrau gegenüber dem Könige verfährt, ist er vollkommen im Klaren. Er erkennt darin Leidenschaft, Heftigkeit, und als sie dem Herrscher Strafe und Vergeltung für das an ihr Verbrochene wünscht, bezeichnet er ihre Verwünschungen als aus demselben Sturm der Leidenschaften hervorgegangen (V. 928 — 930):

Antigone.

Wenn aber diese fehlen, mögen sie nicht mehr
Des Leides dulden, als sie unrecht mir gethan.

Chor.

Es bewältigen stets desselbigen Sturms
Andauernde Schläg' ihr noch das Gemüth.

Ist aber damit der Grund angegeben, auf welchem die Anschauung ruht, nach welcher der Chor das Gebot des Königs als unheilig erkennt, ohne darum sei es die That oder das Benehmen der Antigone rechtfertigen zu wollen, so haben wir darin auch den Schlüssel zur Erklä-

rwähnten Gesangs, der ohne die Anwendung jener Ansicht auf ihn durchaus räthselhaft
d.

erſten Strophenpaar (V. 582—604) wird die Wahrnehmung ausgeſprochen, daß wenn
rch Frevel angeregt. Gott Unheil über ein Geſchlecht bringt, dieſes alle Theile deſſelben
Der erſte Satz, welcher doriſchen Rhythmus enthält, iſt zu ordnen, wie folgt:

Εὐδαίμονες, οἷσι κακῶν ἄγευστος αἰών.
Οἷς γὰρ ἂν σεισθῇ θεόθεν δόμος ἄτᾳ,
οὐδὲν ἐλλείπει γενεᾶς ἐπὶ πλῆθος ἕρπον.

erbei iſt ἄτᾳ ſtatt ἄτας geſchrieben und als Motiv von σείεσθαι zu dieſem bezogen.
n wird οὐδὲν γενεᾶς verbunden, πλῆθος, nämlich πλῆθος κακῶν, das in dem Vor-
n liegt, als Subject angenommen, und ἐπί über πλῆθος hinweg zu ἕρπον bezogen.
lückſelige, deren Lebenszeit das Ungemach nicht koſtet. Denn wo einmal von Gott das
h Unheil erſchüttert wird, läßt die Fülle deſſelben herandringend nichts frei vom Geſchlecht."
eſe Anſchauungsweiſe ſchließt das Willkührliche in dem Verfahren des Gottes in ſo fern aus,
eine im Geſchlecht hervortretende Schuld zum Grunde liegt. Es tritt uns die Art der
Gerechtigkeit der Gottheit entgegen, welche nicht zur Ruhe kommt, bis das ganze in der
egriffene Geſchlecht vertilgt iſt. Der Gedanke wird ſofort durch Vergleichung jenes
und ſeiner Alles umſchlingenden Ausbreitung mit einem heftigen Nordſturm und ſeinen
n erläutert, deſſen furchtbare Wogen bis in den dunkeln Grund des Meeres dringen
ihm den ſchwarzen Sand aufwühlen, während unter ſeinen Schlägen in Seufzern die
rbrauſen.

ie Heftigkeit der Vorſtellung führt den Wechſel des Rhythmus herbei, der darum den
egten Charakter des ſtärkern, ſchroff abgebrochenen und für den Ausdruck des Gewalt-
onders geeigneten des äoliſchen annimmt.

ὁμοῖον ὥστε ποντίαις
οἴδμα δυσπνόοις ὅταν
Θρῄσσῃσιν ἔρεβος ὕφαλον ἐπιδράμῃ πνοαῖς,
κυλίνδει βυσσόθεν κελαινὰν
ψῆνα καὶ δυσάνεμον,
στόνῳ βρέμουσι δ' ἀντιπλῆγες ἀκταί.

er ganze Strophenbau der hypodoriſchen Harmonie anzugehören ſcheint, welche als eine
der doriſchen am nächſten ſteht (Vergl. Böckh de metris Pindari S. 225), während die
e ihren vollen Gegenſatz bildet.

Das nun in der Strophe als allgemeine Erwägung hervortrat, das wird in der Gegen-
uf das Haus der Labdakiden bezogen und auf den vorliegenden Fall, in welchem das von
el angeregte und ſofort in ununterbrochener Folge alle Glieder des Geſchlechts ergreifende
un auch in das Innerſte, bis in das Gemach der Jungfrauen dringt und in der Antigone die
zel deſſelben abmäht, nachdem eben erſt ein heitres Licht über daſſelbe ſich verbreitet hatte:

Ἀρχαῖα τὰ Λαβδακιδᾶν οἴκων ὁρῶμαι
πήματα φθιμένων ἐπὶ πήμασι πίπτοντ'·
οὐδ' ἀπαλλάσσει γενεὰν γένος, ἀλλ' ἐρείπει
θεῶν τις, οὐδ' ἔχει λύσιν,

wo an der Auflösung der Länge in der dritten Stelle des Verses φθιμένων durch zwei Kürzen als in einem nicht reindorischen Rhythmus kein Anstoß zu nehmen ist. Uebrigens ist zu verbinden Ἀρχαῖα τὰ Λαβδακιδᾶν πήματα ὁρῶμαι (Ich sehe die Leiden der Labdakiden als alte, d. i. in alter Weise sich wiederholend). Sofort wird πήμασι φθιμένων ἐπιπίπτοντα zur näheren Bestimmung gerade dieser labdakidischen Leiden hinzutreten: wie Wogen auf Wogen beim Nordsturm, so brechen hier Leiden auf Leiden, die neuen nämlich auf das frühere, das Leid der schon Gefallenen. Die Umgekommenen aber (φθίμενοι) sind zunächst die Brüder und weiter zurück Oedipus und seine Gemahlin, hinter diesen Laios. Ueber diese, zunächst über das Leid der Brüder schlägt das Leid der Schwester, so daß in altlabdakidischer Weise, das Geschlecht das Geschlecht nicht frei läßt, οὐδ' ἀπαλλάσσει γενεὰν γένος. Eins reißt das andere, das frühere das folgende in das Verderben. Das wird auf den Gott zurückgeführt: Ἀλλ' ἐρείπει θεῶν τις, οὐδ' ἔχει λύσιν, wodurch der Gedanke in seinen Anfang zurückgeht: οἷς γὰρ ἂν σειαθῇ θεόθεν δόμος ἄτᾳ.

Noch war eine Wurzel des Stammes in der Jungfrau übrig, und über sie des Himmels Licht ausgebreitet; aber das innere Walten des Geschicks erreicht auch sie. Die rhythmische und kritische Ordnung der Verse ist (599—603):

νῦν γὰρ ἐσχάτας ὑπὲρ
ῥίζας ἐτέτατο φάος ἐν Οἰδίπου δόμοις,
τά τ' αὖ νιν φοινία θεῶν τῶν
νερτέρων ἀμᾷ κόπις,
λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν Ἐριννύς.

Antigone, der letzte Sproß des Hauses, schien als Braut des Haimon dem Glück des Ehebundes und einem rühmlichen Looſe entgegen zu gehen; das Licht des Olympus war über sie ausgebreitet: da wird sie vom Tode getroffen. Die streitige Lesart κατ' αὖ νιν, welche die Stelle ohne Verbindung mit dem Vorhergehenden läßt und auf die von dem Scholiasten versuchte Weise weder durch Beidenkung oder Einschaltung von ὁ vor τέτατο, noch durch κἄτ' d. i. καὶ εἶτα verknüpft werden kann, was den Rhythmus (⏑ — —) aufhebt, wird wohl am einfachsten in der angegebenen Weise τά τ' αὖ νιν geordnet. Τά ist nicht nur die Wurzel, es ist zugleich der Begriff des Glückes, das in φάος ἐτέτατο ἐσχάτας ὑπὲρ | ῥίζας liegt, in die Vorstellung aufgenommen, und dieses mäht nun (αὖ νιν mit stärkerem Gegensatz) φοινία θεῶν τῶν νερτέρων κοπίς. Gegen diese treffliche Conjectur von Apitzsch und Reiske scheint die Vulgata κόνις nicht haltbar. Der Staub in dem gegebenen Zusammenhange wäre der, welchen Antigone auf den verwesenden Leichnam gestreut, darum aber nicht φοινία, dieses wäre Staub, der des Erschlagenen Blut getrunken. Dazu kommt ἀμᾷ, das mit einer Art von Nothwendigkeit auf den Begriff des Abschneidens und der Sichel führt. Die blutige Sichel der unterirdischen Götter aber würde für sich allein die zwingende Gewalt des Todes bedeuten. Hier steht sie jedoch als erste der drei Ursachen, νερτέρων κοπίς, λόγου ἄνοια und φρενῶν Ἐριννύς, welche den Tod der Jungfrau herbeiführen. Sie ist also mit Bezug auf die heilige Pflicht der Bestattung zu fassen, durch welche Antigone zur Bestattung des Bruders getrieben wird, und welche sich für sie und in diesem Fall als die φοινία θεῶν τῶν νερτέρων κοπίς darstellt. Λόγου ἄνοια ist sofort die Unbesonnenheit der Rede, durch welche, statt den König zu besänftigen, sie seinen Zorn noch mehr gereizt hat, und φρενῶν Ἐριννύς die Verblendung des Gemüthes, durch welche sie zu solchem Trotz fortgerissen wurde. Durch diese Motivirung wird der innere Grund dessen, was ihr begegnet, so weit er in ihrem Gemüth zu suchen, enthüllt: ihr Schicksal ist durch ihre That, wie durch ihr

ch der That erklärt. Gehn aber dieſe Bezichtigungen auf ſie allein? Wie ſchon oben
erſtrebt dieſer Annahme mit Entſchiedenheit das Folgende, wo der Geſang mit innerer
keit fortſchreitend zur Erwägung des gegen Zeus Gewalt ankämpfenden Frevels der
ührt und dieſem die unbeſiegbare und in dem Glanz des Olympus nie ſchlummernde
rnde Macht des oberſten Gottes entgegengeſtellt wird (V. 604—610):

τεὰν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν
ὑπερβασίᾳ κατάσχοι;
τὰν οὔθ' ὕπνος αἱρεῖ ποθ' ὁ παντογήρως,
οὔτε θεῶν ἀκάματοι
μῆνες· ἀγήρως δὲ χρόνῳ δυνάστας
κατέχεις Ὀλύμπου
μαρμαρόεσσαν αὔγλαν.

Stärke des Gedankens, die Erhabenheit ſeiner Bilder und die unmittelbare Beziehung
lichen Uebermuth ſchließen alle Deutung auf das wenn auch leidenſchaftliche Be-
er in frommer Pflicht ſchuldigen Schweſter, einer ὅσια πανουργήσασα und doch ſchwa-
rau nothwendig aus. Ihr gegenüber erſchiene jene Entfaltung der oberſten Göttermacht,
lcher Stärke und hochfeierlichen Weiſe, als vollkommnen ἀπροσδιόνυσος, und die Har-
Geſanges löſte ſich in einander widerſtrebenden Betrachtungen auf.

nun unmöglich, die Stelle mit Antigone in Beziehung zu bringen, ſo geht ſie auf das
e Schalten des Königs, zwar nicht unmittelbar, aber ſie ſtellt doch den oberſten Satz
welchen es fällt, und nach dem es zu beurtheilen kommt; doch darf ſie eben darum
orbereitet ſein. So wird offenbar, daß die vorhergehenden Worte λόγου τ' ἄνοια
ν Ἐριννὺς eine Doppelbeziehung haben, und neben ihrer Deutung auf Antigone eine
uf den König erfordern, welcher ſie zu Folge ihrer That dem Tode weiht. Beurtheilt,
ben ſahen, der Chor das Betragen des Königs richtig, bezeichnet er ſein Beſtreben,
etzung der ewigen Satzungen der Götter einen politiſchen Zweck zu erreichen, als ein
en der wahren Gerechtigkeit, und verwirft er es darum als Frevel, ſo iſt in λόγου τ'
φρενῶν Ἐριννὺς die Form, in der es ſich offenbart und vorbereitet bezeichnet: in ſeinem
Leidenſchaft (φρενῶν Ἐριννὺς), die ihn hindert, das Recht zu ſehn (Δίκην ἰδεῖν), in
e aber Unbeſonnenheit und Thorheit (ἄνοια). Durch beides wird ſeine Verurtheilung
au herbeigeführt, obwohl ſie königliches Gebot, nur um göttliches Gebot zu ehren,
, und obwohl er in ihr ſeinen eigenen und einzigen Sohn trifft.

as nun dieſe Doppelbeziehung betrifft, ſo iſt ſie an ſich der griechiſchen Poeſie nicht
ich, und liegt ſie hier in ihrer andern, gegen den König gewandten Seite nicht ſo offen,
der leicht den Grund in Stellung und Geſinnung der Chors und in ſeinem Verhältniſſe
e finden.

ch Pindar pflegt, wo er nicht offen, ſondern andeutend warnt, ſeinen Sprüchen eine
elte Beziehung auf den Mythus, den er behandelt, und die Perſon, an welche ſeine
htet iſt, zu geben. Rückſicht auf jene, beſonders wenn ſie eine hochgeſtellte iſt, und
rzüglich ſeine königlichen Freunde, wie den Hiero von Syrakus, den Arkeſilaos von
rch offenen Tadel zu verletzen, beſtimmt ihn, in ſeine Worte eine ſolche doppelte
zu legen und die Findung derſelben der aufmerkſamen Beachtung des Hörers anheim zu
er Chor iſt in gleichem Falle. Aus treugeſinnten, aber den König ſcheuenden Greiſen

bestehend, welchen das höhere Alter zwar Einsicht und Weisheit gemehrt, aber den Muth gemindert hat, begnügt er sich sein Urtheil über ihn in jener Doppelbeziehung zu fällen, deren Schleier nur eine aufmerksame Erwägung heben kann, und kann nun um so getroster den allgemeinen und obersten Satz aufstellen, unter dem das Betragen des Herrschers gegenüber der Macht des Zeus zu begreifen ist, nachdem er durch jene Wendung sich gegen eine zu offen liegende und bestimmte Deutung gesichert hat.

Wird nun jener unbedingte Satz mit Bezug auf den König gefaßt, so ist er es, der, weil sein Verfahren gegen die Antigone die heiligsten Rücksichten verletzt, im Kampfe gegen die Macht des Zeus steht. Sein ist die *ὑπερβασία*, er fordert jene Macht, ohne es zu bedenken, zum Einschreiten auf und wird ihr nicht entgehen. Das ist es, was sofort ein allgemeiner Satz als Frage mit der Anrede an Zeus *τεὰν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν ὑπερβασίᾳ κατάσχοι* ausspricht und die erhabene Schilderung seiner nie schlummernden, nie wechselnden und unvergänglichen Macht und Herrlichkeit, eingeleitet durch Beiziehung des *ὕπνος παντογήρως*, der *ἀκάματοι μῆνες*, die den Wechsel bedingen, und der *μαρμαρόεσσα αἴγλα*, der Herrlichkeit des Olympus, bekommt nun erst ihre volle Bedeutung, wo der höchsten göttlichen Macht die höchste sterbliche mit Frevel entgegentritt.

Diese feierliche Einführung göttlicher Macht, deren Wahrnahme und Ahndung sich keine Schuld (*ὑπερβασία*) entziehen kann, und die Erwägungen, zu welchen sie führt, bilden und bezeichnen den eigentlichen sittlichen Kern des Stückes und stehen darum in der Mitte auf dem Wendepuncte desselben, den wir später näher zu bezeichnen haben. Es ist aber nicht der Kampf widerstrebender Pflichten, dessen Darstellung das letzte Ziel des Dichters genannt werden kann, sondern es ist der Uebermuth, mit welchem der Mächtige diesen Kampf und die Verletzung bürgerlicher Pflicht dadurch hervorruft, daß er sein Gebot göttlichen Gesetzen entgegenstellt, und es ist das Ungemach, in welches er darum durch die Gottheit geführt wird. Woher nun kommt gegenüber der Unabwendbarkeit göttlicher Macht und Strafe gleichwohl der Muth ihr zu widerstreben, und wie verfährt sie, um ihn sicher zu erreichen? Das sind die Fragen, welche sich aus dem Innern jener Erwägung und ihrer Beziehung auf den vorliegenden Fall erheben, und sie werden darum im Folgenden behandelt. Eingeleitet aber wird diese Behandlung durch feierliche Berufung auf einen *νόμος*, der für alle Zeiten gegolten habe und gelten werde (V. 611—614):

τό τ' ἔπειτα καὶ τὸ μέλλον
καὶ τὸ πρὶν ἐπαρκέσει
νόμος ὅδ', οὐδὲν ἕρπειν
θνατῶν βιότᾳ πάμπολύ γ' ἐκτὸς ἄτας.

Daß die Zukunft *τὸ μέλλον*, und die Vergangenheit *τὸ πρίν* bezeichnet wird, nöthigt in *τὸ ἔπειτα* die Gegenwart anzunehmen, welche die Griechen als das unmittelbar nach jetzt, oder das gleich nachher und eben bevorstehende, als *ἐνεστὼς χρόνος* (instans tempus) auch grammatisch bezeichneten. Diese Erklärung wird neben einer unrichtigen schon vom Scholiasten erwähnt: *Τινὲς δὲ τὸ ἔπειτα ἰδίως ἐπὶ ἐνεστῶτος λελέχθαι φασὶν ἀντὶ τοῦ νῦν.* Das Zeitwort *ἐπαρκέσει*, der Form nach nur auf *τὸ μέλλον* bezüglich, gehört also gleichwohl zu allen drei Zeitbestimmungen. Es ist der Kürze wegen nur einmal gesetzt, und zwar bedeutsam im Futuro, da auf die Entwickelung des gegenwärtigen Ereignisses die Aufmerksamkeit zu richten ist: *ἐπαρκεῖν* aber ist *sufficere, valere* und der Sinn: Dieses Gesetz hat die Vergangenheit (in der Vergangenheit) gegolten, gilt die Gegenwart und wird die Zukunft gelten.

Was aber mit ſolcher umſtändlichen Feierlichkeit angekündigt wird, muß etwas höchſt Bedeutſames, in der Ueberzeugung der Menſchen tief Wurzelndes und allgemein Anerkanntes ſein. Auf des Zeus Gewalt im Vorhergehenden kann es nicht bezogen werden. Dieſe iſt mehr als ein νόμος, ein νομιζόμενον, eine Annahme oder Feſtſtellung, ſie iſt für den Chor eine Thatſache. Dazu iſt das Folgende ohne Halt, wenn es von dem Vorhergehenden abgelöſt wird. Es kann deshalb ὅδε νόμος nur auf die nächſten Worte bezogen werden, und in ihnen muß jener ſo feierlich verkündigte νόμος ausgeſprochen ſein; aber wie ſie nach der Leſung aller Handſchriften, welche πάμπολις haben, vorliegen, iſt in ihnen nichts der Art enthalten, und wollte man νόμος ὅδε πάμπολις, wie man müßte, verbinden und einen νόμος πάνδημος, wie etwa eine πάνδημος ἑορτή, ein die ganze Stadt bindendes oder umfaſſendes Geſetz denken, ſo wäre zu erinnern, daß das politiſche Geſetz, von dem dann die Rede wäre, ſeiner Natur nach ohnehin die ganze Stadt bindet, und dem Ausſpruche, nach welchem die Stelle von einem die ganze Gemeinde verpflichtenden Geſetz handelte, läge nur der Gedanke zum Grunde, daß von keiner Ausnahme, keinem Privilegio die Rede ſei, eine ganz unnütze Erwägung, die noch dazu ganz aus dem Gange und Zuſammenhange des Geſanges hinausfällt. In dieſem Worte demnach ſitzt eine Corruptel. Die übrigen: „es nahe nichts ohne Schaden“ entbehren der näheren Beſtimmung des nichts, oder des Objectes, von dem die Ausſage gilt. Dieſes aber iſt durch die leichte und ſchöne Conjectur von Heath οὐδὲν .... πάμπολύ γ' längſt gewonnen. Γέ bezeichnet den Begriff als den prägnanten: nichts ganz Vieles oder gar Vieles, alſo nichts Uebermäßiges werde dem Leben der Menſchen ohne Schaden zu Theil.

Hier tritt uns nun in der That der alte, vielgefeierte und bewährte Spruch entgegen, daß ein großes Gedeihen an Fülle, Macht und Ehre keinen Beſtand habe, weil es das Loos des Menſchen belaſte, und den Neid ſelbſt der Götter errege, die kein vollkommenes Glück den Menſchen zugeſtehen — ſagen die Einen, oder weil es zum Uebermuthe, durch ihn zur Schuld, durch dieſe zum Schaden führt, ſagen die Anderen. Beides aber, Schuld und Strafe der Schuld, iſt im Begriff der ἄτη enthalten: der Schaden, den ich thue, und den ich dafür erleide.

Den Satz mit der erſten Motivirung enthält unter andern Pindar, der eine Aufzählung von Unfällen in großen Heroengeſchlechtern mit dem Spruche ſchließt (Pyth. III, 105. 6):

ὄλβος οὐκ ἐς μακρὸν ἀνδρῶν ἔρχεται,
ὃς πολὺς εὐτ' ἂν ἐπιβρίσαις ἕπηται.

Die Stelle iſt, wie man ſieht, leicht verdorben. Sie hat in ὃς und εὐτ' ἄν Doppelconſtruction. Unſer theurer Freund College Schneidewin hat in der eben erſcheinenden Bearbeitung der Diſſenſchen Ausgabe ἄσπετος ſtatt ὃς πολὺς geſchrieben und in den Text genommen; doch iſt πολὺς ὄλβος, anderwärts μέγας ὄλβος, in dieſem Spruche ächter Ausdruck und darf nicht geändert werden. Der Fehler liegt in εὐτ' ἄν, und ich glaube ſchon früher durch Umgeſtaltung der beiden Partikeln in αἴσαν ihn leicht genug gehoben zu haben. Der ὄλβος dauert nicht, im Falle er durch große Fülle das Loos belaſtend, αἴσαν ἐπιβρίσαις, ſich den Menſchen geſellt. In concreter Auffaſſung mit Beziehung von κόρος und ἄτα erſcheint der Satz auf das Loos des Tantalos angewendet bei demſelben: (Olymp. I. 55)

ἀλλὰ γὰρ καταπέψαι
μέγαν ὄλβον οὐκ ἐδυνάσθη, κόρῳ δ' ἕλεν
ἄταν ὑπέρτολον.

Als einen alten Spruch, einen *παλαίφατος ἐν βροτοῖς γέρων λόγος*, bezeichnet in ähnlicher Weise Aeschylus (Agam. 730 f. Wellauer) denjenigen, welcher aussagt, daß aus großem Segensloose (*μέγας ὄλβος*) und gutem Glück (*ἐκ δ' ἀγαθᾶς τύχας*) unersättlicher Jammer entsprosse (*βλαστάνειν ἀκόρεστον οἴζύν*), betrachtet es aber nicht als innere Nothwendigkeit, sondern als Folge der *ὕβρις* oder des *δυσσεβὲς ἔργον*, welche That ein ihr ähnliches Geschlecht zeuge: *τὸ δυσσεβὲς γὰρ ἔργον μετὰ μὲν πλείονα τίκτει ξφετέρᾳ δ' εἰκότα γέννᾳ*, während das Haus des Gerechten in Segen bestehe: *Οἴκων γὰρ εὐθυδίκων Καλλίπαις πότμος αἰεί.*

Dieser alte Spruch nun, der *παλαίφατος γέρων λόγος* ist es, welchen Sophokles im Sinn hat. Er nennt ihn den *νόμος*, der immer gegolten und gelten werde. *Νόμος* ist also hier *τὸ νομιζόμενον*, was unter den Menschen als ein Angenommenes, Festgestelltes gilt und in dem Spruch als in der *formula legitima* ausgedrückt ist. Der *μέγας* oder *πολὺς ὄλβος* ist ihm in abstracter Bezeichnung das *πάμπολυ*, das Uebermaas, was dem Menschen nicht ohne Schaden und Unheil zu Theil wird.

Uebrigens beharrt er auch auf diesem Puncte bei der allgemeinen Fassung und überläßt die besondere Beziehung auf den gegebenen Fall der Erwägung des Hörers. Diese aber ist offenbar: Das *πάμπολυ*, das Loos des Segens ist jetzt über Kreon gekommen, das Loos einer vollen königlichen Macht nach Befreiung der Heimath, und eben die Feierlichkeit, mit der der alte Spruch eingeleitet wird, als ein zu allen Zeiten giltiger, weiset bestimmt darauf hin, daß er auch in gegenwärtigem Falle an Kreon sich bewähren und auch seinem Loose Schaden und Unheil gesellt sein werde. Soll aber der allgemeine Glaube als ein unabweisbarer gelten, so muß sein innerer ethischer Grund enthüllt und nachgewiesen werden, wie es aus der inneren Natur menschlichen Bestrebens und Verfahrens folgt, daß seinem Glück Ungemach sich verbinde. Das zu zeigen ist die Bestimmung der folgenden Stelle (V. 615—619):

ἀ γὰρ δὴ πολύπλαγκτος ἐλπὶς
πολλοῖς μὲν ὄνασις ἀνδρῶν,
πολλοῖς δ' ἀπάτα κουφονόων ἐρώτων·
εἰδότι δ' οὐδὲν ἕρπει,
πρὶν πυρὶ θερμῷ πόδα τις προσοίσῃ.

Schon die Verbindung dieser Stelle mit der vorhergehenden durch *γάρ* weiset darauf hin, daß in ihr die *αἰτιολογία* derselben enthalten ist. *Ὄνημι* ist im Sinne von *juvare* (multos castra juvant, quam juvat, me juvat und ähnliches der Dichter) als *delectare* auch den Griechen nicht ungewöhnlich, und so bedeutet *πολλοῖς μὲν ἐλπὶς ὄνασις* multos spes et fiducia delectat, aber die Hoffnung ist eine vieltäuschende, *πολύπλαγκτος*, also viele werden durch Hoffnungen, an welchen sie sich ergötzen, und durch eitles Vertrauen auf sie getäuscht, und so entspricht diesem der Gegensatz: *πολλοῖς δὲ* (nämlich *ὄνασις*) *ἀπάτα κουφονόων ἐρώτων*: *ἔρωτες* in der Mehrzahl sind die sämmtlichen Neigungen und Bestrebungen der Menschen, mit Einschluß der Begierden und Leidenschaften, die besseren, der Sitte entsprechenden (die *κρέσσονες ἔρωτες* des Pindar) und die leichtsinnigen und darum schlechteren, die *κουφόνοοι ἔρωτες* unserer Stelle. Viele nun ergötzt der Trug leichtsinniger Neigungen; wie jene durch ihre trüglichen Hoffnungen, so werden diese durch ihre Begierden und Leidenschaften getäuscht und verblendet. Allerdings sind Neigungen und Hoffnungen, *ἔρωτες* und *ἐλπίδες*, die beiden Quellen menschlichen Handelns. Sind aber die Neigungen unlauter, was hier durch *κουφόνοοι* ausgedrückt wird, und die Hoffnungen

eitel, ſo folgt nothwendig, daß dieſe zur Schuld, jene zum Schaden führen, und das Ergötzen an ihnen zum Verderben umſchlägt.

Auch dieſe allgemeinen Sätze ſtehen auf Kreon in unmittelbarer Beziehung. Kaum iſt dieſer in den Beſitz königlicher Macht und Würde getreten, als er durch ſein Beſtreben, ſie als ein theures Gut zu befeſtigen, ſich zu einem Verfahren hinreißen läßt, welches göttliches Recht verletzt: ſeine königlichen Neigungen werden als leichtſinnige erkannt, und er verfolgt ſie mit trüglichem Vertrauen, die πολύπλαγκτος ἐλπίς erfüllt ihn, daß er dadurch ſchirmen werde, was ihm groß und wünſchenswerth erſcheint.

Hat aber den Menſchen, den mächtigen zumal, unbeſonnenes Verfahren und thörichtes Selbſtvertrauen zum Bruch der Gebühr gebracht und in Schuld geſenkt, ſo iſt er auch der Strafe verfallen. Die ἄτη folgt ihm, ohne daß er es gewahrt: er fühlt ſie erſt, wenn ſie ihn ergriffen hat. Das ſpricht der folgende Satz aus, deſſen Fügung dieſe iſt: ἕρπει δὲ (nämlich ἡ ἄτη) εἰδότι οὐδὲν, πρίν τις πόδα πυρὶ θερμῷ προσοίσῃ. Das Zeitwort fehlt im Lemma der laurentianiſchen Scholien, nur die Präpoſition, mit der es zuſammengeſetzt war, hat ſich erhalten: 619 πρὸς .....] Προσφέρει πρὶν τοῖς δεινοῖς ἐπικύρσῃ καὶ εἰς αὐτὸν ἐμπέσῃ τὸν κίνδυνον. Die Lesarten der Handſchriften προσψαύσῃ, προσάρῃ bieten nichts Erſprießliches. Dagegen hat der römiſche Scholiaſt προσαύσῃ im Lemma, welches Wort er gleich dem laurentianiſchen durch προσφέρῃ erklärt. Jene Schreibung und dieſe Gloſſe zeigen offenbar, daß nicht προσάψῃ oder προσαύρῃ, wie man vorgeſchlagen, ſondern προσοίσῃ zu leſen iſt. Der zu οἴσω gehörige Aor. I. erſcheint bei Herodot I. 157: ἀνῆσαι (ſt. ἀνοῖσαι) ἐς θεόν, auch iſt die imperative Form οἶσε bei den Attikern geblieben. Gerade die Seltenheit der Aoriſtform von οἴσω konnte zu ihrer Alterirung im angeführten Falle Anlaß geben.

Dieſer Satz ſelbſt aber, daß der durch Uebermuth und Thorheit zur Schuld Geführte nicht merkt, wie er der Strafe verfallen, bis er den Fuß an das Feuer ſetzt, der demnach ſeine gänzliche Verblendung ausſpricht, während im Vorhergehenden nur von Täuſchung und Ueberhebung die Rede war, wird nun des Weiteren dadurch begründet, daß dieſe Verblendung als ein göttliches Verhängniß gezeigt wird. Der Mächtige iſt ſchuldig geworden, und die Verblendung iſt das Mittel, durch welches die Götter zur Strafe ſeiner Schuld ihn in das Verderben führen (V. 620—625):

σοφίᾳ γὰρ ἔκ του
κλεινὸν ἔπος πέφανται,
τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἐσθλὸν
τῷδ' ἔμμεν, ὅτῳ φρένας
θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν·
πράσσει δ' ὀλιγοστὸν χρόνον ἐκτὸς ἄτας.

Der Spruch iſt bekannt und auch zu den Römern übergegangen: quem Deus vult perdere dementat, und jenes Verfahren der Gottheit erſcheint hier als die Vermittlung zwiſchen Schuld und Strafe.

Aus ſeiner Allgemeinheit gezogen und auf Kreon übergetragen ſtellt er ihn als den Schuldigen unter die durch ſeine Schuld bedingte Ahndung der Gottheit, und ſagt aus, was auch im Folgenden ſich bewährt, daß ſie durch Verblendung ihn zur Strafe in das Verderben führen werde.

Dadurch ist der sittliche Inhalt des Stückes in seiner Beziehung wie auf die Natur menschlicher Bestrebungen, so auf ihre von diesen bedingten Schicksale bezeichnet: das große allgemeine Gesetz der Herrschaft des Zeus offenbart und bewährt sich auch in dem gegenwärtigen Falle. Umsonst strebt der Uebermuth dagegen an, der, dem Menschen eigen, zumal im großen Glück hervortritt, und dadurch den alten Spruch rechtfertigt, daß einem solchen Loose Schuld und Ungemach verbunden sei. Wie aber durch diesen Inhalt der Gesang zum eigentlichen Kern des Stückes wird, so erscheint er auch in die Mitte seiner inneren Entwickelung dadurch gestellt, daß er den Wendepunct zeigt, wo die Ueberhebung des Königs in Verblendung übergeht, die ihn taub und blind gegen die Gefühle des Sohnes, gegen die Stimme der Natur, dann gegen die letzte und unmittelbare Warnung der Götter durch Teiresias macht, welcher ihm die Tiefe und den Abgrund seiner Schuld zu enthüllen kommt. Die erste Hälfte des Stückes ist mit der Verurtheilung der Antigone geschlossen, diese zweite, die eigentliche Verblendung, beginnt mit dem Einschreiten des Haimon, und wenn irgend noch etwas abging, die Richtigkeit der hier versuchten Auffassung und Deutung des Gesanges zu zeigen, so ist es, daß nachdem der Chor die ahnungsvollen Worte *πράσσει δ' ὀλιγοστὸν χρόνον ἐκτὸς ἄτας* ausgesprochen hat, Haimon, durch dessen Tod das Geschick den Frevel des Königs züchtigen wird, eintritt und angekündigt wird:

ὅδε μὴν Αἵμων, παίδων τῶν σῶν
νέατον γέννημ' κ. τ. λ.

Hierauf erhob sich Prof. Hermann aus Göttingen und bezeichnete den so eben vernommenen Vortrag, auch abgesehen von den zahlreichen Anregungen, die er im Einzelnen dargeboten, schon um deßwillen als dankenswerth, weil er die Aufmerksamkeit der Versammlung gerade auf diesen Chorgesang gelenkt habe, der vielleicht mehr, als irgend ein anderer erhaltene, geeignet sei, den richtigen Gesichtspunct für das höhere sittliche Motiv der antiken Tragödie an die Hand zu geben. Noch immer spuke, wenigstens bei Nichtphilologen, das Gespenst eines rohen Fatalismus, der den tragischen Dichtern des Alterthums vorgeschwebt und zum höchsten Gegenstande ihrer Darstellung den ohnmächtigen Kampf menschlicher Thätigkeit mit dem Walten eines unabwendbaren Verhängnisses gemacht habe; erst kürzlich habe sich wieder in einem der ephemeren Organe jener Richtung, die ohne Ahnung der ewigen Lebenskraft des Schönen die Gestalten des Alterthums als der Vergangenheit anheimgefallen betrachte, bei Gelegenheit der Aufführungen der Antigone und Medea in Berlin eine Stimme erhoben, daß dergleichen nur den Verehrern eines blinden Fatums gefallen könne; und je tiefer dieses Vorurtheil selbst bei wohlwollenden Verehrern und Nachahmern der classischen Literatur wurzele, desto nöthiger scheine es gerade bei einer Gelegenheit, wie die gegenwärtige, wo eine zahlreiche und lernbegierige Zuhörerschaft die Arbeiten der Philologen mit ihrer Aufmerksamkeit beehre, die Stimme dagegen zu erheben. Wohl könne der Anfang des vorliegenden Gesanges selbst jene Meinung zu bestätigen scheinen, wenn er das Unglück, das nach einmaliger Erschütterung des Hauses von Geschlecht zu Geschlecht forterbe, mit der Naturnothwendigkeit vergleiche, die Brandung und Wellenschlag durch die Gewalt des Windes bewege; eine nähere Betrachtung des Verfolges aber lehre bald, daß diese Aehnlichkeit mehr in der äußern Erscheinung, als in dem leitenden Principe begründet sei, und die gleiche Gesetzmäßigkeit darum noch keine Uebereinstimmung der Gesetze der physischen und moralischen Natur bedinge. Nur der Schuld folge das Uebel als Strafe mit derselben Nothwendigkeit, wie dem Verluste des Schwerpunctes der Fall; ohne die Verschul-

dung, durch welche ſich der Menſch ſelbſt gleichſam den Naturmächten preisgebe, könne ſelbſt der Zorn der Gottheit ihm nichts anhaben, und wo dieſe alſo auch einem Menſchen ſchaden wolle, vermöge ſie es nur dadurch, daß ſie ſeinen Sinn verblende und ihn in Schuld verwickele, woraus ſich dann das Weitere von ſelbſt ergebe. So ſage Aeſchylus in einem bekannten Bruchſtücke:

θεὸς γὰρ αἰτίαν φύει βροτοῖς,
ὅταν κακῶσαι δῶμα παμπήδην θέλῃ,

das auch Göthe im Meiſter in der grauſig ſchönen Stelle ausgedrückt habe:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden;

und ſo führe auch Sophokles in jenem Chore das Leiden des Labdakidenhauſes, obgleich er es allerdings von einer Erſchütterung durch Götterhand herleite, doch ſelbſt in ſeinen letzten Aeußerungen auf „des Sinnes Thorheit und der Seel' Erinnys" zurück, die ſich mit der blutigen Sichel der unteren Götter verbinde, um auch die letzte Wurzel abzumähen. Daß dieſe Anſicht von der Gottheit gereinigteren Religionsbegriffen nicht entſpreche, könne hier um ſo weniger ſtören, als man die Götter der griechiſchen Poeſie ja überhaupt anthropomorphiſch vorausſetzen müſſe; für das humane Element und den ſittlichen Gehalt der griechiſchen Tragödie komme es nur darauf an, ob ſie die menſchliche Freiheit einem unnatürlichen Zwange unterwerfe, unter welchem ſie verkrüppele und ihre Kräfte in fruchtloſem Kampfe erſchöpfen müſſe; und wie wenig dieſes der Fall ſei, gehe ſelbſt aus der vorliegenden Vorſtellung hervor, nach welcher auch die göttliche Macht ihre Zwecke bei den Menſchen nur durch das Mittel ſeines Verſtandes und Willens erreichen könne. Ja in den meiſten Fällen ſei eben die Verblendung des Menſchen, durch welche er Schuld und Strafe auf ſein Haupt lade, nicht erſt die Wirkung, ſondern ſchon die Urſache des göttlichen Zornes, inſofern ſie das vergeſſe, was die zweite Strophe ausdrückt, und durch Trotz und Sicherheit die Gottheit gleichſam herausfordere; aber auch abgeſehen von der Entſtehung jenes Zornes, die allerdings nach den Begriffen des Alterthums auch unverſchuldet ſein könne, ſtehe jedenfalls ſo viel feſt, daß die alte Tragödie deſſen Wirkungen und Aeußerungen irgendwie auch von Seiten des Menſchen pſychologiſch und moraliſch motivire und ſolchergeſtalt dieſen gerade in ſeiner vermeinten Freiheit das Werkzeug ſeiner Strafe werden laſſe. „Weſſen Sinn ein Gott zum Verderben lenke, dem erſcheine das Böſe gut": — in dieſen Schlußworten des Chores ſei der Schlüſſel zu der tragiſchen Ironie enthalten, durch welche namentlich die Sophokleiſchen Stücke ihre ungeheueren Wirkungen hervorbringen, indem ſie ihre Perſonen in höchſter Sicherheit und Selbſtvertrauen, ja in beſter Abſicht Schritte thun und Maßregeln ergreifen laſſen, von welchen die Zuſchauer bereits vorausſehn, daß ſie ſie ins Verderben ſtürzen müſſen; daß darin aber nicht etwa eine individuelle Lebensanſicht des Dichters liege, ſondern dieſem nur das Verdienſt der dramatiſchen Veranſchaulichung gebühre, die Lehre ſelbſt durch und durch national oder wenigſtens aus dem Geiſte ihrer Zeit geſchöpft ſei, zeige ihre innige Verwandtſchaft mit der Sokratiſch-Platoniſchen, die alles Unrecht eben auch nur aus der Unwiſſenheit und Verblendung des Menſchen herleite. Alle Menſchen ſtreben nach Glück, heiße es bei Plato, und inſofern nach Tugend, weil dieſe allein glücklich machen könne; die Wenigſten aber erreichen dieſes Ziel, weil ſie, ſtatt den Winken der Gottheit zu folgen, ſich ihren eigenen Trieben und Neigungen überlaſſen, und ſo komme es, daß ſie eigentlich mehr thun, was ihnen gut dünke, als was ſie wahrhaft wollen; ſie irren nicht ſowohl in ihrem Ziele,

als in der Wahl der rechten Mittel zu demſelben, und dies ſei dann eben ganz daſſelbe, was Sophokles als Urſache des menſchlichen Unglücks bezeichne, wenn dem Menſchen das Schlechte, d. h. Unzweckmäßige, als gut erſcheine. Nur darin ſtehen allerdings Sokrates und Plato höher, daß ſie die Gottheit nicht als Urheberin ſolchen trügeriſchen Scheines anerkennen; da es jedoch auch bei Sophokles nur die Wirkung der menſchlichen Schwäche, nicht der göttlichen Macht ſei, wenn der Menſch ſich durch dieſen Schein blenden und berücken laſſe, ſo könne er eben ſo wenig, als jene, als Fataliſt gelten, und ſelbſt wo das Unglück, wie in dem vorliegenden Fall, von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbe, dürfe die wahre Urſache deſſelben nur in der erblichen Fortdauer derſelben Schwäche geſucht werden, die den Ahnherrn zum Opfer des göttlichen Zornes habe werden laſſen. Auch der Name, mit welchem die griechiſche Tragödie jenen dämoniſchen Fluch bezeichne und perſonificire, der als böſer Geiſt alle Glieder eines Geſchlechts heimſuche und ins Verderben ſtürze, ἀλάστωρ, ſcheine am Einfachſten und Sicherſten mit ἀλάομαι und ἀλαός in Zuſammenhang geſetzt und auf jene irreleitende und gegen alle Folgen blind machende Kraft bezogen zu werden, die ſich in jedem einzelnen Falle aufs Neue bewähre und unter ähnlichen Vorausſetzungen ähnliche Wirkungen hervorbringe, ohne jedoch die tragiſche Selbſtthätigkeit des Menſchen auszuſchließen.

Näher auf den einzelnen Inhalt des vorhergehenden Vortrags einzugehn, ward der Redner durch die Bemerkung des Präſidenten verhindert, daß die Zeit um ſei; er beſchränkte ſich daher auf eine freilich ſelbſt nur als augenblickliche Vermuthung aufgeſtellte Anſicht über die Schlußworte der zweiten Strophe, wo er νόμος οὐδὲν ἕρπων als „unwandelbares Geſetz“ auffaßte und für πάμπολις, das ohnehin ἅπαξ λεγόμενον ſei, παντὶ τίς zu leſen vorſchlug: „für das ganze menſchliche Leben gelte in Vergangenheit und Zukunft das unwandelbare Geſetz: wer ſteht außerhalb des Unglücks?“ ſo daß das Fragewort τίς, wie häufig, die Stellung der Negation verträte, die von dem Sinne eben ſo gebieteriſch gefordert wird, als ſie bei der gewöhnlichen Lesart ohne den ärgſten Zwang der Conſtruction nicht zu erhalten iſt.“

Prof. Oſann ſprach noch einige Worte zunächſt über die große Idee, die Sophokleiſchen Stücke ſceniſch darzuſtellen, dann über den ſchönen Eindruck, welchen die am Abend des 2. Octobers hierſelbſt ſtattgehabte Vorleſung der Antigone, beſonders aber der muſikaliſche Vortrag der Chöre gemacht habe. Er ſchlägt daher vor: im Namen der jetzigen Verſammlung an Hr. Mendelsſon-Bartholdy für ſeine treffliche Compoſition eine Dankadreſſe in deutſcher Sprache zu richten.

Der Antrag des Vice-Präſidenten, dieſe Adreſſe durch Prof. Oſann entwerfen und in der 3. Sitzung des Vereins von demſelben vorleſen zu laſſen, wurde genehmigt.

Nach der Pauſe machte der Präſident bekannt, daß vom Comité einſtimmig Dresden zum demnächſtigen Zuſammenkunftsorte des Vereins gewählt ſei. Zweifel dagegen könnten kaum obwalten, um ſo weniger, als Se. Excellenz, Hr. Miniſter von Wietersheim, ſich ſchriftlich darüber gegen das Präſidium höchſt freundlich und gütig geäußert habe. — Als Präſident wurde einſtimmig Prof. Hermann zu Leipzig gewählt und beſchloſſen, es ihm anheim zu geben, welchen Stellvertreter und Gehülfen er ſich wählen wolle.

O.S.R. Roſt wünſchte, daß die Tage der Verſammlungen des Vereins feſt beſtimmt ſein möchten. Die Verſammlung blieb bei der Anſicht ſtehen, es ſei dieſe Beſtimmung dem Ermeſſen des jedesmaligen Präſidenten zu überlaſſen.

Darauf ſprach Prof. v. Leutſch:

Ueber ein zu gründendes stipendium Muellerianum.

„Es iſt Ihnen bekannt, wie bei der Verſammlung der Philologen und Schulmänner zu Gotha der Plan gefaßt worden, dem zu ehrenden Gedächtniſſe Karl Otfried Müller's ein Stipendium Muellerianum zu ſtiften: — und zwar zu dem Zwecke, deutſche Philologen, welche behufs ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung die claſſiſchen Lande zu bereiſen geſonnen ſind, zu unterſtützen. Es iſt dabei nicht der Gedanke, daß dieſe ausgeſandt werden ſollen, um große Entdeckungen zu machen; es ſoll vielmehr ſtrebenden Philologen nur leichter möglich gemacht werden, die claſſiſchen Lande durch eigne Anſchauung kennen zu lernen.

Dieſer Plan aber iſt jetzt erſt ſo weit gediehen, daß ich Ihnen, meine Herren, die Grundzüge der Statuten mittheilen kann:

1. Es wird aus freiwilligen Beiträgen — auch der kleinſte iſt willkommen — ein Kapital zuſammengebracht: die Zinſen dieſes Kapitals werden als Reiſe-Stipendium vergeben.
2. Die Verwaltung des Kapitals iſt das königliche Univerſitäts-Curatorium zu Hannover bereit zu übernehmen.
3. Die Ertheilung des Stipendii ſelbſt ſteht der philoſophiſchen Facultät der Univerſität in Göttingen zu.

Das Nähere, als die Zeit der Ertheilung des Stipendii u. ſ. w., wird ſeiner Zeit zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden.

Zur Annahme von Beiträgen und zu den ſonſtigen Geſchäften, welche die Ausführung dieſes Plans veranlaßt, haben meine Herren Collegen, die Profeſſoren C. Fr. Hermann und Fr. W. Schneidewin ſich mit mir verbunden.

Ich glaube nicht, daß es hier weiterer Worte zur Empfehlung dieſer Stiftung bedarf, denn was dieſe ſelbſt anlangt, ſo iſt wohl Jeder von uns überzeugt, daß das Beſtehen ſolcher Stiftungen für unſere Wiſſenſchaft nur Vortheile bringen könne: die Liebe und die wahre Begeiſterung, welche die claſſiſchen Schriften der Griechen und Römer uns einflößen, wird durch die Anſchauung der Stätten, wo ſie nicht nur für ihre, ſondern für die ganze folgende Zeit ſegensreich gewirkt haben, nur befeſtigt und erhöht. — Daß aber das Stipendium den Namen K. O. Müllers trägt, wen wollte das befremden? Nicht allein, daß ſeine Verdienſte um die Wiſſenſchaft in unſer Aller dankbarer Erinnerung leben, wie die ſchönen Tage, die wir hier verlebten, zur Genüge bewieſen: es ſoll ſein Name gerade die Mahnung enthalten, nur mit wahrer philologiſcher Bildung ausgerüſtet den claſſiſchen Boden zu betreten.

Und ſomit empfehle ich Ihrer gütigen und lebhaften Theilnahme dieſes Unternehmen; ich bitte Sie, dahin zu wirken, daß ſelbiges in allen Kreiſen die Unterſtützung finde, deren es zu ſeinem Gedeihen bedarf.“

Eine Subſcriptionsliſte wurde aufgelegt.

Ober-Conſiſtorialrath Wiß ſchickte ſeiner Abhandlung einige einleitende Worte über ſeine Stellung zur alten Bonifacius-Stadt voraus, und wie er angefangen

Beiträge zur Geſchichte der Hochſtifts- und Landes-Bibliothek in Fulda

zu geben, deren erſter dieſer iſt:

Habent sua fata libelli.
Ovid.

„Eine vollſtändige und begründete Geſchichte der Fuldaer Benedictiner Stifts- und gegenwärtigen Landes-Bibliothek würde ſowohl wegen des hohen Alters, als des wichtigen Beſtandes derſelben ein bedeutender Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Literatur ſein. Aber die Dunkelheit, welche die Schickſale dieſer einſt ſo reichen Bücherſammlung verhüllt, läßt ſich leider gerade in der wichtigſten Epoche nicht ganz zerſtreuen, in welcher die werthvollſten Handſchriften daraus faſt ſpurlos verſchwunden ſind. (Dasjenige, was der Vortragende zur Aufhellung beitragen kann, ſoll mindeſtens zuverläſſig ſein.)

§. 1.

Quellen.

I. Die unmittelbaren Quellen ſind die handſchriftlich noch vorhandenen Cataloge und Urkunden.

Der erſte aus der Regierungszeit des ſieben und ſechzigſten Abtes, Wolfgang Schuhbar von Milchling unter dem Titel: catalogus librorum omnium bibliothecae majoris ecclesiae Fuldensis anno millesimo quingentesimo sexagesimo primo repertorum in pergameno. Er hat 28 Folio-Seiten, die dem Bruche nach urſprünglich in Quart zuſammengelegt aufbewahrt worden ſind. Der jetzige Band ſcheint aus den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu ſein, wo die Bibliothek ihre gegenwärtige Geſtalt erhielt.

Er verzeichnet theologica opera in 12 Nummern. Dann folgt primi repositorii ordo primus mit 11 Werken, secundus mit 13, tertius mit 13, quartus mit 16; secundi primus mit 17, secundus mit 14, tertius mit 12, quartus mit 19; tertii primus mit 16, secundus mit 15, tertius mit 22, quartus mit 16; quarti primus mit 23, secundus mit 18, tertius mit 12, quartus mit 23; quinti primus mit 9, secundus mit 13, tertius mit 14, quartus mit 12; sexti primus mit 16, secundus mit 13, tertius mit 14, quartus mit 16; septimi primus mit 11, secundus mit 28, tertius mit 25, quartus mit 25; octavi primus mit 21, secundus mit 24, tertius mit 17, quartus mit 17; noni primus mit 17, secundus mit 15, tertius mit 21, quartus mit 28; decimi primus mit 24, secundus mit 46, tertius mit 62, quartus mit 53, alſo 750 Handſchriften.

2. Eine Beſcheinigung des Biſchofs von Speyer, Marquard, aus dem Jahre 1568 über folgende, durch den Dechanten des hieſigen Stiftes Wilhelm Hartmann von Klauern (ſpäter acht und ſechzigſter Abt von 1568 — 1570) geliehen erhaltene Bücher: opusculum Rabani ad Ludovic. Imperatorem; R. de sacris ordinibus, R. in librum Sirach, quaestiones super exaticum, ex dictis sanctorum; R. opusculum de institutione clericorum. Dazu gehörig

3. Das Concept zu einer Erinnerung an die Zurückgabe vom 23. Nov. 1604 an den Biſchof Eberhard von Speyer, unterzeichnet Balthaſar ꝛc., welches der damals regierende ſiebenzigſte Abt Balthaſar von Dermbach iſt.

4. Schreiben Kaiſer Rudolf's II. mit eigenhändiger Unterſchrift und kaiſerlichem Siegel vom 15. Juni 1599 an Euſtachius von Weſternach, deutſchen Ordens Statthalter und Commenthur zu Mergentheim und Kauffenburg, Kaiſerlichen Rath, zu welcher Zeit der Abt Balthaſar von Dermbach vertrieben war und Maximilian, Erzherzog von Oeſterreich, als Statthalter über Fulda regierte. Darin verlangt der Kaiſer von hieſiger Bibliothek Raban's Buch vom Kreuze Chriſti und meint damit deſſelben berühmtes Werk de sancta cruce mit der Weiſung, daß daſſelbe nach Prag geſchickt und die Zuſchrift als Recognitionsſchein bis zu demnächſtiger Rückgabe auf der Bibliothek verwahrt werden ſolle.

II. Von mittelbaren Quellen ſind vornämlich zu bemerken:

1. Epistolae S. Bonifacii ed. Stephanus Alexander Wuerdtwein. Moguntiaci 1789. (Ueberſetzung von dem Vortragenden. Fulda 1842.)

2. Joannis Pistorii rerum Germanicarum veteres scriptores VI. Francof. 1607.

3. Joann. Friderici Schannat Dioecesis et hierarchia Fuld. ibidem 1727.

4. Joann. Frid. Schannat historia Fuldensis. Francof. 1727.

5 Deſſelben Vindemiae literariae ib. 1723.

6. Eckarti commentarii de rebus Franciae orientalis. Wirceb. 1729.

7. Ziegelbaur novus rei literariae ordinis S. Benedicti conspectus. Ratisbon. 1729.

8. Deſſelben historia ordinis S. Benedicti. Fuldae et Lp. 1723 und 24, duae collect.

9. J. P. Welle Buchonia, Zeitſchrift. 1—3. Heft. Fulda 1811—13. In dem zweiten Hefte ſteht: Kurze Nachrichten von der ehemaligen aus lauter Handſchriften beſtandenen Bibliothek von dem Bibliothekar N. Kindlinger, welche auch beſonders gedruckt ſind Lpz. und Frankf. 1812.

10. Die neueſte mit einigen Anführungen einſchlägige Schrift iſt: de rerum Fuldensium primordiis dissert. theol. ed. Georg. Zimmermann. Gissae 1841.

§. 2.

Die Geſchichte der Fuldaer Bibliothek zerfällt von ſelbſt in drei Haupt-Zeiträume, von welchen der erſte von der Gründung der Abtei bis auf die Anwendung der Buchdruckerkunſt, 744—1440, der zweite bis auf die Bildung der jetzigen Bibliothek, 1775, der dritte bis auf gegenwärtige Zeit geht. Es wird über jeden das Aufzufindende beigebracht, ſowie Sammlung, Zerſtreuung und Wiederbringung unterſchieden werden.

I. Von der Gründung der Abtei bis zur Anwendung der Buchdruckerkunſt.

§. 3.

1. Sammlung der Bibliothek.

Daß Bonifacius Wiſſenſchaft und Theologie kannte und achtete, ergiebt ſich aus ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit überhaupt, wie aus dem Inhalt und der Form ſeiner übrigen Briefe, welche bibliſche Bücher, dazu gehörige Commentare oft erwähnen und eine ausgezeichnete Bildung des Geiſtes und Herzens zeigen. Die ſchönſten Bibelſtellen ſind dem Glaubenshelden ſtets gegenwärtig und die Gedanken ſtrömen ihm zu, daß ſich der Fluß, wie in Pauli Epiſteln, häufig zu wogender Fluth erhebt. Er wird daher als Benedictiner um ſo mehr an den wiſſenſchaftlichen

und theologischen Hausrath gedacht haben, und sein literarischer Nachlaß ist seiner Stiftung gewiß nicht entgangen. In den Briefen kommen als sein Eigenthum vor: ein Propheten-Buch, welches sechs Propheten enthielt, die Briefe Petri, welche er von der Hand der Aebtissin Eadburg in England mit Gold geschrieben erwartet, ein Commentar über die Episteln Pauli, namentlich den Römer-Brief und den ersten Corinthier-Brief, die Schriften des englischen Mönchs Beda Venerabilis u. s. w.*). Einige Handschriften in dem oben angeführten Cataloge sind wohl identisch mit Bonifacius Exemplaren gewesen. Uebrig sind noch die Handschriften, welche von ihm herrühren sollen.

Da sie nicht bloß die eigentlichen Kleinodien der Bibliothek sind, sondern überhaupt zu den ältesten Handschriften gehören, welche sich wenigstens in Deutschland finden, so verdienen sie eine genauere Beschreibung, welche hier theils nach eigener Ansicht, theils nach Schannat**) gegeben wird.

I.

Der erste Codex besteht aus fünfhundert und zwei sehr dünnen und glatten Pergamentblättern, vierzehn Zoll hoch und sechs breit, in hölzernem mit Silber beschlagenem Bande und enthält:

1) eine Harmonie der vier Evangelisten, nach Abschnitten und Zahlen geordnet, mit einer Vorrede des Bischofs Victor von Capua;
2) eine Tabelle, welche die kirchlichen Lectionen vom ersten Advent durch das ganze Jahr angibt, vornämlich aus den Briefen Pauli entnommen;
3) die Briefe Pauli in der gewöhnlichen Ordnung, außer daß der Colosser-Brief nach den Thessalonicher-Briefen folgt; nebst dem apokryphischen Laodicener-Brief. Uebrigens sind dieselben nicht nach Capiteln, sondern in Lectionen geschieden nach Maßgabe des vorausgegangenen Verzeichnisses;
4) ein Verzeichniß der Orte, wo die Apostel vollendet haben;
5) Die Apostelgeschichte, nicht in 28 Capitel, sondern in 74 Lectionen getheilt;
6) der Brief Jacobi;
7) die Apocalypse.

Nach den Schriftzügen gehört der Codex ins sechste Jahrhundert. Die Unterschrift bezeichnet durch die Angabe des Consulats Basilii das Jahr 546***).

II.

Der zweite Codex besteht aus hundert ein und vierzig Pergament-Blättern in Klein-Folio in hölzernen Decken, unter welchen eine vergoldete Leder-Decke, an mehren Stellen durch Stiche und Hiebe verletzt und durchbohrt. Dieses nämlich ist das Buch, welches Bonifacius seinen Mördern entgegen gehalten haben soll, also, daß verschiedene Flecken für Ueberreste des Märtyrer-Blutes gehalten werden. Wie die Schrift alt-longobardisch ist, so kann Ragyndrud, welche der Nachschrift gemäß das Werk geordnet hat, identisch mit Radrud sein, einer Tochter des longobardischen Königs Ratchis, und Sturm das Buch während seines Aufenthaltes auf dem Monte-

*) Vergl. Br. II, XIII, XVII u. s. w.

**) Vrgl. Jo. Frid. Schannat Vindemiae literariae, collectio prima. Fuldae et Lps. 1723, S. 215 ff. Wiederholt in desselben Dioecesis et hierarchia Fuld. (F. 1727) S. 65 ff.

***) Cf. Schannat Vindem. Coll. I pag. 219 seq. S. Schriftprobe Nr. III.

Caſſino erhalten und dem Bonifacius zum Geſchenk gemacht haben *). Da auf dem vorletzten Blatte Namen mit Characteren geſchrieben ſtehen, wie ſie im achten Jahrhundert üblich waren, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß man darin die ſelbſteigene Handſchrift des Unſterblichen beſitzt. Eine nähere chronologiſche Angabe iſt jedoch nicht zu finden. Der Inhalt iſt folgender:

1) ein Brief des Papſtes Leo an den Biſchof Flavius;
2) deſſelben an den Biſchof Theodor;
3) Abhandlung des Biſchofs Cerealis gegen Maximinus;
4) Brief des Agnellus an Arminius über den Grund des Glaubens;
5) eine Schrift des Confeſſors Fauſtus;
6) des Biſchofs Ambroſius Glaubensbekenntniß vom heiligen Geiſte;
7) Zeugniſſe vom Vater, Sohn und Geiſt, wie vom einigen Gott im Deuteronomium;
8) das Nicäniſche Glaubensbekenntniß;
9) der katholiſche Glaube nach den 318 Vätern;
10) der katholiſche Glaube im Gegenſatz mit ſämmtlichen Ketzereien;
11) Erklärung des katholiſchen Glaubens;
12) des heil. Ambroſius Schrift vom ſeligen Tode;
13) Angabe der Gegenden und Städte, wo die Leiber der heil. Apoſtel und Evangeliſten ruhen;
14) des Biſchofs Iſidor zwei Bücher Synonyme **).

III.

Das dritte Manuſcript beſteht aus fünf und ſechzig Pergament-Blättern in klein Octav und enthält die vier Evangeliſten in lateiniſcher Sprache. Am Anfange jedes Evangeliſten ſteht ein Bild deſſelben mit blondem Haare, blauem Kleid, purpurnem Mantel mit gelben Streifen, mit Griffel und Schreibtafeln in den Händen. Die Figur iſt bei allen vier Evangeliſten dieſelbe. Die Meinung, daß der auserwählte Jünger Jeſu dieſen Codex eigenhändig geſchrieben, widerlegt ſich durch die freilich unleſerlich gewordene Unterſchrift: Vidrug scribsit (sic). Dieſes mag derſelbe Gehilfe des Bonifacius ſein, deſſen Willibald im Leben des Märtyrers Cap. XI unter dem Namen Wintrung und Othlo Cap. XXV unter dem Namen Wintrug gedenkt. Sonſt möchte ich noch mehr auf eine engliſche Nonne ſchließen, welche, wie man aus den Briefen des Apoſtels mehrmals erſieht, ſich fleißig mit dem Abſchreiben der bibliſchen Bücher beſchäftigten, wie die Aebtiſſin Eadburg, da die Namen auf drud und trug häufiger als weibliche vorkommen. Die Mönche wirkten außerdem mehr durch das lebendige Wort, und Bonifacius ſelbſt hatte jeden Falles mehr zu thun, als Bücher abzuſchreiben. Da der Codex endlich ſehr klein geſchrieben iſt, ſo hat ihn der deutſche Apoſtel wenigſtens in ſeinen ſpätern Lebensjahren keinen Falles ganz geſchrieben, indem er in ſeinen Briefen mehrmals über Schwäche der Augen klagt und ſeine Freundinnen um libros claris, discretis et absolutis literis scriptos bittet ***). Indeſſen unterſcheidet ſich die

*) Vergl. chron. Cassin. I, 8.
**) S. Schriftprobe Nr. IV.
***) Vergl. Br. IX, XV, XVIII, XXII, XXXV.

Schrift der erſten zwanzig Blätter weſentlich von den übrigen, weßhalb wohl der Anfang von ihm herrühren kann. Am Ende befindet ſich nämlich ein Blatt mit Gold-Buchſtaben, welches dieſes beurkundet, ohne jedoch den erſten Theil von dem ſpäteren zu unterſcheiden *).

Nach dem Zeugniſſe des Bibliothekars Liutprand wurde die Sammlung ferner durch Carl d. G. Fürſorge bereichert, beſonders mit Alcuins Werken.

Ein noch vorhandenes altes Fragment eines Catalogs enthielt: tertius ordo superioris numeri: liber officiorum, epistolae Jeronimi (sic) ad August. et rescriptum Aug. ad Jeron., liber compoti, epistolae Pauli, ecclesiastica historia, regula S. Basilii, vita beati Augustini, expositio canticorum, liber Aesopi de natura animalium, expositio Bedae in Apocalypsin, liber de vita confessorum. Ein anderes, was Schannat **) noch ſah, jetzt aber nicht mehr gefunden wird, enthielt XX Mönchsregeln, lib. de vita patrum, excerptio Theodori de canonibus S. patrum, de vita sanctorum Germani Abbatis, Johannis Metropol. de peccatis proximorum abscondendis. Dann Alcuin's expositiones über verſchiedene bibliſche Bücher, deſſen Homilien, deſſen Buch de Sancta Trinitate ad Carolum Imper. lib. III, deſſen dialectica ad C. I. et altercatio Athanasii cum Ario proho judice, deſſen rhetorica lib. I, de musica lib. I, de formulis arithmeticae artis, de grammatica. Endlich Raban's Werke: Expositiones zu verſchiedenen bibliſchen Büchern, de institutione clericorum, de laude sanctae crucis, de computo, deſſen Homilien.

Manche Bücher wurden von den Benedictinern ſelbſt ausgearbeitet und viele abgeſchrieben, wozu beſonders unter Rabanus Maurus eine beſondere Schreibſtube gehalten wurde, in welcher zwölf Brüder abzuſchreiben pflegten. Browerus ſah noch am Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts die Moralia S. Gregorii, welche der Abt Rohing laut der Aufſchrift geſchenkt, und eine vita des Biſchofs Wolfgangi, von dem Mönche Othlo, welcher im elften Jahrhundert nach des Biſchofs Willibald von Eichſtädt Vorgange im achten Jahrhundert auch Bonifacius' Leben beſchrieben hat. Außerdem werden in einem noch vorhandenen handſchriftlichen Necrologium von zahlreichen hauptſächlich hieſigen Benedictinern, vom Anfange an bis 1060 reichend, beſonders folgende als Gelehrte und Lehrer bezeichnet ***): Uſuard unter Carl d. G., Delo † 835, Heio 847, Samuel 840, Reccheo 848, Wanger 855, Walafried Strabus 871, Thiotmar 873. Otfried, Schüler Raban's und Verfaſſer der Evangelienharmonie 875, Eribo 885, Jominfried 888, Kriſtan 901, Graholf 905, Folcnand 921. Dazu können noch gezählt werden: Ruthard und Rudolf, Beichtväter Ludwig des Deutſchen † 865, Brandan im neunten Jahrhundert, Theobald im Anfange des zehnten, Williram 1070, Othlo um dieſelbe Zeit, Rugger 1155, Johannes 1139, Eberwein 1241, Berthold Krohe 1449 ****). Mit der Gelehrſamkeit der Benedictiner im neunten Jahrhundert hielt die Frequenz der Kloſterſchule gleichen Schritt, welche von den Söhnen der erſten, beſonders fürſtlichen, gräflichen und ritterlichen Familien aus ganz Deutſchland beſucht wurde. So findet man den Enkel Carl's d. G. †), Eginhard's Sohn, Wiſſinus und Boleslaus, Herzog in Schleſien, unter ihren Zöglingen.

---

*) Vergl. Schriftprobe Nr. I.

**) Verg. Schannat hist. S. 63 ff.

***) Vergl. Trithemius in vit. Rab. II, 14.

****) Ziegelbaur l. c. S. 81.

†) Carl d. G. ſchreibt an den zweiten Abt Baugulf: Optamus vos, sicut decet, ecclesiae milites et interius devotos et exterius doctos, ut quicunque vos ad videndum expetierit, sicut de aspectu vestro acdi-

Daß durch ſolche Verhältniſſe auch die Bibliothek manchen ſchätzbaren Zuwachs erhalten, iſt nicht zweifelhaft. Wie es von Raban heißt: bibliothecam Fuldensem tanta librorum multitudine locupletavit, ut dinumerari vix queant, und von den Benedictinern überhaupt: bibliothecae etiam addiderunt incrementa, qui non ab aliis tantum descripserunt libros, sed proprio etiam Marte conscripserunt *).

II. Von der Anwendung der Buchdruckerkunſt bis auf die Gründung der gegenwärtigen Bibliothek, von 1440—1775.

§. 4.

Zerſtreuung der alten Bibliothek.

Schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ſcheint die alte Bibliothek manchen Verluſt erlitten zu haben, indem der neun und fünfzigſte Abt, Johannes von Merlau, 1414 die Kirchenverſammlung zu Coſtnitz beſuchte und eine bedeutende Zahl von Büchern mitnahm, welche ſchwerlich alle zurückgekommen ſind, indem bald der eine, bald der andere der verſammelten Väter davon erhielt und nicht immer zurückgab. Aber größerer Verluſt entſtand ohne Zweifel ſeit der Anwendung der Buchdruckerkunſt beſonders durch die Nähe von Mainz und den Verkehr mit dieſem Mittelpunkt der neuen Kunſt, da zumal auch der Werth der Handſchriften dadurch ſank und für einen neuen Abdruck wohl manches alte Manuſcript hingegeben worden iſt.

Im ſechzehnten Jahrhundert führte der Bauern-Krieg die Einnahme der Stadt Fulda durch die buchoniſchen Bauern herbei, welche mit Beraubung des Doms verbunden war. Auf Anrufen des Coadjutors Johannes, Grafen von Hennеberg, kam der Landgraf Philipp der Stadt zu Hilfe, ſchlug die Bauern, ſtillte den Raub zurück und die Ruhe wieder her **).

Daß, wie einige Fuldaer Schriftſteller behaupten, bei dieſer Gelegenheit einige alte Handſchriften nach Caſſel übergegangen und da geblieben ſind, iſt nicht unwahrſcheinlich, wenigſtens befinden ſich daſelbſt einige Manuſcripte, welche in den alten Fuldaer Verzeichniſſen angeführt werden und ſich auf der daſigen Bibliothek nicht mehr finden.

Indeſſen waren im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts gleichwohl noch ſiebenhundert und fünfzig Manuſcripte, welche Browerus 1614 noch vorfand, die hundert Jahre ſpäter bis auf die drei oben beſchriebenen faſt ſpurlos verſchwunden ſind.

Die Reformation war beſonders von Heſſen und namentlich von Hersfeld aus, wo der Abt ſchon früher die evangeliſche Lehre eingeführt hatte, auch in Fulda eingedrungen, als der zwei und ſiebzigſte Abt, Johann Bernhard Schenk von Schweinsberg, die Regierung 1623 antrat. Der Pabſt Urban VIII ermahnte ihn daher in einem dringenden Schreiben, die alte Lehre und Kloſter-Ordnung herzuſtellen, und ſchickte ſeinen Nuntius für Niederdeutſchland, Petrus Aloyſius Caraffa, 1627 mit ausgedehnter Vollmacht hierher, als nachmaliger Papſt Paul IV genannt. Das iſt aber eben der Mann, welcher nach dem Falle des Kurfürſten von der Pfalz als Königs von

---

ficatur visus, ita quoque de sapientia vestra, quam in legendo seu cantando perceperit, instructus, omnipotenti Deo gratias agendo gaudens redeat.

*) Vergl. Ziegelbaur l. c. S. 79 und S. 226.

**) Vergl. Kindlinger, S. 15 und dagegen Wigand Lauze heſſ. Chronik 2 Th. S. 83 ff.

Böhmen den Herzog Maximilian von Baiern bewog, die reichste Handschriften-Bibliothek des deutschen Vaterlandes, die 3522 Heidelberger Manuscripte, dem Papste zu überlassen. Wie wahrscheinlich ist es daher, daß ein so habsüchtiger Literator, während seines hiesigen Aufenthaltes in Fulda seine Stellung benutzte, um auch die hiesige Bibliothek nach Rom in Sicherheit zu bringen?

Eine weitere Veranlassung dazu fand bei der Annäherung des Schweden-Königs 1631 Statt, wo der Kirchenschatz nach Cöln geflüchtet wurde. Wenn die Manuscripte damals noch vorhanden waren, so können sie die Reise mitgemacht und, statt Rhein abwärts, aufwärts dirigirt, den Weg über die Alpen gefunden haben. Eugen Gerlach, welchen der Abt, Heinrich VIII von Bibra, nach Rom sandte, fand in der palatinischen Bibliothek zu Rom mehre Handschriften, welche nach dem alten Catalog der hiesigen angehörten.

Später gingen manche Handschriften und gedruckte Bücher in das Kloster der Jesuiten über, welche der siebenzigste Abt, Balthasar von Dermbach, 1573 zur Ausrottung der evangelischen Lehre in der Stadt und Umgegend hierher berufen hatte, besonders nachdem der achtzigste Abt, Adolf von Dalberg, 1734 die Universität gestiftet hatte, an welcher zunächst Jesuiten lehrten. Endlich gab die Aufhebung des Ordens 1773 und die Zerstreuung der hiesigen Ordens-Genossen Veranlassung zur Entwendung solcher Bücher, welche sich in ihrem Kloster befunden hatten. Wenigstens führt Kindlinger zwei Brüder an, welche mit ansehnlichen Bücher-Kisten sich heimlich entfernt hatten, als das Kloster übergeben werden sollte, ohne demnächst die ihnen zukommende Sustentation in Anspruch zu nehmen.

§. 5.

Sammlung und Aufstellung der gegenwärtigen Landesbibliothek.

Im Jahre 1759 war Heinrich VIII von Bibra, zur Regierung gekommen, welcher, als ein guter Hirte, auch für die Wissenschaften eifrigst besorgt, dem Benedictiner-Stift gegenüber seit den siebziger Jahren die gegenwärtige Landesbibliothek gründete. Es wurde 1776 ein neues Bibliotheks-Gebäude errichtet und zunächst die Bücher aus dem Benedictiner-Kloster und dem fürstlichen Schlosse in demselben aufgestellt. Der nachmalige Propst zu Neuenberg, von Piesport, erwarb sich dabei besondere Verdienste und ließ den Cardinal Albani um Zurückgabe einiger Handschriften, die aus der alten Fuldaischen Bibliothek in die Vaticanische gekommen, ersuchen. Ohne daß der Grund des Ansinnens in Abrede gestellt wurde, erfolgte doch eine ablehnende Antwort und nur das Anerbieten, die Erlaubniß zum Abschreiben von dergleichen Handschriften geben zu wollen.

Im Jahre 1800 kamen durch den Bibliothekar, Benedictiner Peter Böhm, die Cataloge zu Stande, welche, mit bewundrungswürdiger Kunst geschrieben durch den zweiten Bibliothekar, Benedictiner Chrysostomus Winkopp, bis zum Ende des genannten Jahres reichen und aus vier großen Folianten bestehen, die opera theologica, historica, juridica und philosophica enthaltend. Wie diese allgemeinen Abtheilungen, so sind auch die weiteren der älteren Weise angemessen und die Bände voll, so daß sie nicht fortgesetzt werden können. Der Manuscripte sind in diesen Catalogen in Folio 112, in Quart 78, in Octav 47, in Duodez 10. Von älteren deutschen Werken befindet sich darunter das Gedicht „von der stete Amptn und von der fürsten ratgeben", welches A. F. Ch. Vilmar zu Marburg 1835 zum ersten Male heraus gegeben; Briefe von Luther an Landgraf Philipp, welche in Kuchenbeckers Analecten, so viel ich mich erinnere, bereits abgedruckt sind; Bugenhagen's Erklärung der Psalmen u. s. w.

Im Jahre 1803 überwies der Fürst von Fulda, Wilhelm von Oranien, die Bibliothek des ihm zugefallenen Klosters Weingarten, welche in neunzehn Kisten hier angekommen und längere Zeit dem Raube ausgesetzt gewesen sein sollen. Nachher war Nicolaus Kindlinger Bibliothekar, welcher im Jahre 1812 die schon öfter angeführte kurze Nachricht von der alten Bibliothek herausgegeben.

Nach vielfältiger Noth und mancher Gefahr der Entscheidung wurden mit der neuen Herrschaft auch die Verhältnisse der Bibliothek wieder geordnet, welcher seit dem Jahre 1824 unter dem Curatorium des zeitigen Regierungs-Directors der sehr verdiente Professor Philipp Wehner als Bibliothekar vorsteht. Derselbe ist beschäftigt, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts angeschafften Bücher zu verzeichnen. Nachdem so eben ein neuer Saal über dem bisherigen höheren Ortes überwiesen worden, sollen die noch nicht aufgestellten Bücher ihre Plätze erhalten.

Die Bücherzahl der ganzen Bibliothek mag sich gegen fünfzigtausend Bände belaufen."

Hierauf folgte der Vortrag des Prof. Döderlein aus Erlangen über die

Klassification der Präpositionen.

Er bemerkte, es sei eine Art Ehrensache für den Philologenverein, nach den anziehenden Vorträgen aus dem Gebiete der Archäologie, der Mythologie, der Geschichte nun auch der trockenen Grammatik das Wort zu gönnen; denn sie sei der zwar trockene, aber zugleich feste Boden, aus dem die Blumen und Bäume und Haine der Interpretation hervorsproßten, durch welche dann die warmen und kühlen Lüftchen der Kunstgeschichte und Mythologie ꝛc. wehten und sich mit ihrem Dufte und Blüthenstaub schwängerten. Jenes undankbare Geschäft wolle er übernehmen und seinen Vortrag dadurch noch trockener machen, daß er ein Thema aus der allgemeinen Sprachlehre nehme und sich noch überdieß auf einen bloßen Schematismus beschränke.

Die Präposition sei die Partikel oder das Verhältnißwort des Substantivs im Gegensatz des Adverbs und der Conjunction als der Partikel des Attributivs und des Verbi substantivi. Alle Präpositionen haben anerkannter Weise ursprünglich eine rein locale Bedeutung, aus welcher sich die sinnverwandten temporalen und modalen Bedeutungen erst entwickeln. Ausgenommen hiervon seien die Präpositionen mit und ohne, welche ursprünglich schon das rationelle Verhältniß der Gesellschaft bezeichnen. Um nun die localen Präpositionen in ihr wahres Verhältniß zu einander zu setzen, unterscheidet er vor Allen das locale Verhältniß eines Substantivs zu einer bloßen Fläche von jenem zu einem Körper. Weiter unterscheidet er das Verhältniß zur Fläche erstens als innerhalb und zweitens als außerhalb derselben, und in beiden Verhältnissen läßt sich das Substantiv entweder als Punct, oder als Linie, oder als Kreis denken. Innerhalb als Punct gedacht wird es durch ἐν, in, in verbunden, als Linie durch διά, per, durch, als Peripherie durch ἀμφί, um. Außerhalb als Punct durch πρός, apud, bei, als Linie durch παρά, längs, als Peripherie περί. Den Unterschied von ἀμφί und περί setzt er darin, daß ἀμφί der Kreis im Gegensatz dessen, was innerhalb, περί im Gegensatz dessen, was außerhalb der Fläche sei, darstelle, ohne verbürgen zu wollen, daß das Verhältniß dieser synonymen Präpositionen sich nicht umkehren lasse. Alle übrigen Präpositionen dieser ersten Classe müßten sich unter diese 6 Präpositionen ἐν, διά, ἀμφί, πρός, παρά und περί als Nuancirungen subsumiren

lassen. Als Beispiel führt er an inter und intra, als Unterabtheilungen von in, von denen inter sich auf die discrete Größe von Zahlen, intra auf die continuirliche Größe einer Nummer beziehe. Eben so seien an und bei nur Unterarten von πρός, apud, welches die Nähe eines Punctes außerhalb im Allgemeinen bezeichnet, während an specieller eine Berührung der Gränze, bei aber eine Trennung von derselben bezeichnet.

Diese 6 Verhältnisse des Ortes seien jedoch mit den 3 Verhältnissen der Bewegung zu multipliciren, ohne daß die Sprachen besondere Bezeichnungen für jedes dieser Verhältnisse zu besitzen braucht: für den Punct innerhalb der Fläche gibt es nur im Griechischen drei Formen, ἐν εἰς, ἐξ, im Lateinischen und Deutschen ist der terminus ad quem homogen mit dem terminus in quo. Dagegen διά und ἀμφί müssen alle 3 Arten der Bewegung bezeichnen und können es um so leichter, als es z. B. zu einem terminus a quo von ἀμφί nicht leicht im Reden Gelegenheit gibt. Für den Punct außerhalb der Fläche, πρός, gibt ἀπό den besonderen terminus a quo, doch so, daß πρός auch, mit den verschiedenen casibus verbunden, die sämmtlichen terminos als Generalbegriff bezeichnen kann. Das letztere ist auch der Fall mit παρά und περί. Erst der feinere usus loquendi unterscheidet zwischen ἀπό und πρός cum genit., während sie rationell sich nur wie die specielle und die generelle Form unterscheiden.

Die übrigen Ortsbezeichnungen beziehen sich auf die Dimensionen, welche durch einen Körper bedingt seien. Man wähle als Körper z. B. einen Kegel. Die Höhendimension oben und unten wird durch ἀνά, in, auf, und κατά unterschieden. Diese Entgegensetzung schließe einen synonymen Gebrauch nicht aus; z. B. ἀνὰ γαῖαν bedeute oben auf der Erde im Gegensatz der Unterwelt, κατὰ γαῖαν unten auf der Erde im Gegensatz des Himmels. Aber das oben und unten sei selbst wieder zwiefach, je nachdem das Obenseiende auf dem Höhepunct oder der Fläche ruhe: ἀνά (auch ἐπί), in, welches eine Abschwächung des altlateinischen an (in antennae, anhelare, andruare) ἀνά, mithin nur ein zufälliges Homonymum von in, ἐν sei, auf; oder überhalb der Höhe schwebe, ὑπέρ, super, über. Der Gegensatz sei wie κατά von ἀνά, so ὑπό, sub, unter von ὑπέρ, wenn nämlich das, was unten ist, von dem Gegenstand im Verhältniß, zu welchem es unten ist, zugleich bedeckt werde; demnach unterscheide sich ὑπέρ eben so von ἀνά wie bei von au. Die Dimension der Dicke verlange die Unterscheidung von πρό ante, vor und von μετά, post, nach. Die Präposition ἀντί, contra, prae u. a. seien Nuancen von ante. Die Breitendimension habe keine doppelte Bezeichnung, weil sich hier nur rechts und links unterscheiden lasse, diese Unterscheidung aber nicht so wichtig und wesentlich sei wie die von oben und unten, vorn und hinten; daher genüge ἐπί neben. Auch diese 5 oder 6 Dimensionsverhältnisse seien nun mit den Terminis der Bewegung zu multipliciren, ohne daß die Sprachen dieser Forderung der Vernunft volles Genüge leisten. Am bereitwilligsten hilft κατά aus. Mit dem Genitiv construirt ist es eigentlich der terminus ad quem von unten, in κατ' ὀφθαλμῶν κέχυτ' ἀχλύς. Es läßt sich aber auch als terminus a quo von oben gebrauchen, in δάκρυα κατ' ὀφθαλμῶν χέε. Die Präposition ὑπό bezeichne an sich alle 3 terminos, habe aber für den terminus a quo noch die vollständigere Form ὑπέξ.

Mit diesen Andeutungen schließe er diesen Abriß; eine weitere Ausführung würde zu einer Synonymik der Präpositionen führen, welche, auf diesen Grundlagen aufgebaut, an Einfachheit und Sicherheit gewinnen werde.

Hierauf lud der Redner die Versammlung ein, die übrigen nicht namhaft gemachten Präpo-

ſitionen ſelbſt unter die als Generalpräpoſitionen bezeichneten unterzuordnen oder, wenn dieſes in einzelnen Fällen nicht möglich ſcheine, ihn deßhalb zur Rechenſchaft und Aufklärung aufzufordern."

Prof. Hermann will das Verhältniß eines Puncts zur Linie zu Grunde legen, wohin dann ein citra, trans paſſe; ambire halte er analog der discreten, circumire einer continuirlichen Größe; jenes ſei z. B. ein Gehen um Einzelne, dieſes um Andere herum in ihrer Geſammtheit; ſo verhalte ſich auch ἀμφί und περί, und es komme darauf an, ob man den Kreis von außen oder innen ſehe; in jenem Falle erſcheine er mehr als ein Ganzes, in dieſem trete mehr eine einzelne Seite hervor.

Nachdem Prof. Forchhammer und Prof. Rubino noch Einiges eingewendet hatten, bemerkte Prof. Thierſch: man könne Alles auf die räumlichen Verhältniſſe eines Körpers zurückführen, auch liege der von Prof. Döderlein angegebenen zweiten und dritten Bedeutung jeder Präpoſition, der temporalen und modalen nämlich, ein locales Verhältniß zu Grunde.

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Caſſel am 5. October 1843.

Prof. Oſann verlas die in geſtriger Sitzung beantragte Adreſſe an Herrn Mendelsſohn-Bartholdy, welche von der Verſammlung angenommen wurde.

Alsdann ſprach die Verſammlung auf Veranlaſſung des Präſidenten ihren Dank gegen Herrn Kapellmeiſter Spohr, der gerade gegenwärtig war, durch Erhebung und Acclamation aus.

Es folgte der Vortrag von Dr. Theodor Waitz aus Gotha:

Platon und Ariſtoteles in ihrem Gegenſatze paralleliſirt mit Schelling und Herbart nebſt der Anzeige einer neuen Bearbeitung des Ariſtoteliſchen Organon.

Wenn Allſeitigkeit, Tiefe und Originalität der Forſchung uns den Maßſtab der Größe des Denkers an die Hand geben müſſen, ſo ſteht über Ariſtoteles keiner — keiner aus alter, keiner aus neuer Zeit. Er iſt der Culminationspunct der intellectuellen Bildung des Alterthums. Jahrhunderte haben alle ihre philoſophiſche Weisheit aus ihm geſchöpft, und ſie erſchöpften ihn nicht, nein, ſie kannten nicht einmal ſeine ganze Größe und mißdeuteten ihn oft. Es ſind wenige Jahre, da lag er noch begraben im Staube der Bibliotheken, mehr bewundert, als geleſen, mehr geleſen, als verſtanden. Wenn ſeinem Lehrer und Vorgänger die Blicke der Gelehrten ſich freundlicher zuwendeten, wenn Platon ſchon ſeit längerer Zeit einer eben ſo weit verbreiteten als tief begründeten Liebe und Verehrung genoß, ſo lieſen die Urſachen davon wohl weniger in unſerer Zeit, als in dem inneren Verhältniſſe beider Männer ſelbſt. Der eine zieht uns an durch einen ſchnell treffenden Gedanken, der wie ein Blitz die Nacht der Zweifel erleuchtet, in die er uns zuvor geführt, er reißt uns hin durch den traulichen Ton der Unterhaltung, die kunſtlos das Kunſtwerk vor unſeren Augen entſtehen läßt, durch den liebenswürdigen Sokrates, der nirgends lehrt und doch über Alles ſo tief gedacht hat, er bezaubert uns durch die Hoheit ſeiner Poeſie, die mit unendlicher Sehnſucht die Schranken dieſes Erdenlebens uns überfliegen lehren will. Wenden wir uns darauf zu dem andern — wo iſt der Schmuck der Poeſie, wo der blendende Glanz der Darſtellung? Nichts von Allem dem! Keine Erquickung reicht er uns ſogleich nach der ſauern Mühe des Denkens, keine Labung zum Lohne unſerer anhaltenden Anſtrengung. Wie auf dürrer Haide ſtehen wir auf ſeinem Wege anfangs einſam und verlaſſen. Weggewendet haben wir uns von einer lebensvollen, blühenden Geſtalt, um ein Knochengerippe zu ſtudiren. Die Einſicht, die uns von Platon ſo mit einem Schlage wurde, die mit einem Male uns aufging als die ſchöne Sonne eines höheren Lebens, wird uns jetzt ſpärlich und langſam zugemeſſen, um jede Kleinigkeit wird gehandelt, nach jedem behutſamen Schritte vorſichtig wieder zurückgeſchaut. Da verlieren ſich nach und nach der Freunde viele, ſelbſt von denen, die anfangs willig folgten; aber er zählt auch andere unter ihnen, die ihm nicht untreu werden; denn ſie ahnen, daß ihn am innigſten lieben wird, wer ihn am beſten kennt.

Die philoſophiſche Forſchung kann zwei Wege einſchlagen. Sie ſtellt entweder eine Weltanſicht an die Spitze des Syſtems und ſucht aus dieſer die vorhandenen Erſcheinungen zu erklären, oder ſie unterſucht die vielfachen und vieldeutigen Erſcheinungen und bildet aus ihnen ihre Weltanſicht. Die erſte Methode gehört dem Platon, die zweite dem Ariſtoteles. Sie unterſcheiden ſich wie Glauben und Wiſſen. Die erſte ſtellt das Räthſel als gelöſt hin und verſucht die Nachweiſung der Wahrheit im Leben der Natur, ſie erklärt die Natur aus dem Begriffe, aus der innern Anſchauung, die ſie gewonnen hat. Sie iſt nicht von vorn herein klar, ſondern muß erſt ganz entwickelt werden, damit man ihre Wahrheit beurtheilen könne aus der befriedigenden Erklärung des Ganzen. Daher verglich Hegel ſein Syſtem einem Kreiſe, den man erſt ganz durchgemacht haben müſſe, um zur Ueberzeugung der Wahrheit des Einzelnen zu gelangen. Der letzte Repräſentant dieſer Methode iſt Schelling, den wir mit Platon paralleliſiren, der letzte Verfechter der

andern Seite war Herbart, den wir dem Ariſtoteles zur Seite ſtellen. Welchen der beiden Wege die Philoſophie zu betreten habe, ob Herbart's Kräfte und Leiſtungen denen des Ariſtoteles, die Schelling's denen des Platon zu vergleichen ſind, gehört nicht hieher. Wir betrachten bloß den Unterſchied der Methoden, nicht den Werth derſelben. Der Philoſoph der einen Richtung, die wir mit Platon bezeichnen, erklärt die Welt aus ſeiner Weltanſchauung, der andere ſeine Weltanſchauung aus der Welt; der eine macht den Anfang da, wo der andere aufhört. Daher geht für den einen vorwärts, was für den andern rückwärts geht, und an eine Vereinigung in einer Mitte iſt nicht zu denken, weil ſonſt beide auf halbem Wege ſtehen bleiben und die Erreichung des Zieles und ſomit ſich ſelbſt aufgeben müßten.

Platon's Ideenlehre war dem Ariſtoteles eine Fabel, weil er keine Thatſache in der Erſcheinungswelt vorfand, an die er ſie hätte knüpfen können — als ob Platon ſeine Ideen an etwas hätte knüpfen wollen! als ob er nach einer tieferen Begründung für ſie geſucht hätte! Gerade das Gegentheil! An ſie ſollte erſt alles Andere geknüpft werden, ſie waren ihm das Erſte und Gewiſſeſte. Die Welt war ihm unverſtändlich ohne dieſen Schlüſſel, die Ideen waren ihm das Wort des Räthſels, ohne ſie war ihm die Welt ein Chaos. Was iſt ſicherer, als daß weder Platon den Ariſtoteles noch Ariſtoteles den Platon verſtand? Wie wäre es auch möglich geweſen, da ſie dieſer Verſchiedenheit in ihren Prinzipien ſich nicht bewußt waren? Ariſtoteles mußte den Platon für einen Schwärmer, für einen Dichter erklären, für einen Verſchwender, der anfängt zu bauen, unbekümmert, wie lange die Pracht halten werde: ſo ſprach Herbart von Schelling; Platon dagegen mußte auf die ſauern Forſchungen ſeines großen Schülers mitleidig herabſehen, es nicht für Vorſicht, ſondern für Ohnmacht erklären, daß er ſich ſo wenig über den Boden erheben konnte — um es mit neueren Worten zu ſagen: er mußte die Reflexionsphiloſophie als eine ganz nützliche Vorübung für die Speculation betrachten, ihre Prätenſion aber, für Philoſophie zu gelten, energiſch zurückweiſen.

Mag man nun den Streit (beider Richtungen) über die Berechtigung auch hier und da für entſchieden halten: ſo viel iſt gewiß, daß er factiſch noch fortdauert und wohl ſchwerlich einem ſchnellen Ende entgegenſieht. Aus dem beſprochenen Gegenſatze zwiſchen Platon und Ariſtoteles gewinnen beide ein gemeinſames Intereſſe. Wie im Leben der Natur, des Einzelnen ſowohl, als des Ganzen, Action und Reaction unabänderlich an einander gebunden ſind und an den Forſcher gleiche Anſprüche auf Anerkennung ſtellen, ſo auch im Leben der Wiſſenſchaft. Es war daher nicht bloß billig, ſondern nothwendig, daß man ſich dem Ariſtoteles zuwendete, nachdem Platon eine vielfache Berückſichtigung gefunden hatte. Es mußte ein allgemein gefühltes Bedürfniß werden, auch jenen zu durchforſchen, nachdem man ſich gewöhnt hatte, dieſen als die glänzendſte Erſcheinung der alten Philoſophie zu betrachten.

Wo Ariſtoteles am größten daſteht, wird ſchwer ſein, zu entſcheiden. Seine freien, von aller Schwärmerei entfernten Anſichten in politiſchen Dingen, geſtützt auf einen reichen Schatz von Erfahrungen, gegründet auf einen würdigen Begriff des freien Bürgers, dürften in unſerer Zeit wohl den allgemeinſten Anklang finden. Die neue Bahn, die er den Naturwiſſenſchaften gebrochen, wird ihm, je mehr ſeine Anſichten bekannt werden, eine deſto größere Achtung bei den Naturforſchern unſerer Tage ſichern; die Schärfe und Originalität ſeiner metaphyſiſchen Speculationen ihm die Bewunderung der Philoſophen aller Zeiten erhalten. Wenn wir aber ſeine Größe aus der Schöpferkraft ſeines Genius beurtheilen wollen, ſo wird es vor Allem die Logik ſein, an die wir uns zu wenden haben. Vor ihm gab es keine, und die Folgezeit hat nicht allein dieſe Disciplin

anerkennen, sondern auch gestehen müssen, daß dem Aristoteles ebensowohl der Ruhm der Erfindung, als der Vollendung dieser Wissenschaft gehört. Letzteres behauptete wenigstens Kant, und wenn man sich zu diesem Urtheile nicht verstehen will, so scheint der Grund davon entweder darin zu liegen, daß man Aristoteles zu wenig kennt, oder darin, daß man unter Logik eine andere Wissenschaft versteht, als die von den formalen Bedingungen der Wahrheit unseres Denkens. Dem Worte Logik eine neue Bedeutung zu geben, steht einem Jeden frei, wenn er diese Bedeutung nur nicht zur Schmälerung alter Verdienste benutzen und sich sonst hüten will, sich und Andere glauben zu machen, daß mit dem neuen Wortgebrauche auch schon ein neuer Gedanke geschaffen sei. Denn man thut immer besser, Altes mit alten Worten, als mit neuen nichts Neues zu sagen.

Wenn bei dem jetzt neu auflebenden Studium des Aristoteles gerade das Organon noch am wenigsten beachtet worden ist, so liegt dies wohl hauptsächlich an der von Anfang herein wirklich abschreckenden Trockenheit dieses Theiles der Aristotelischen Schriften, an welcher in diesem Falle weniger der Schriftsteller Schuld ist, als der Gegenstand. Interesse gewinnt man erst, wenn man anfängt das Ganze zu übersehen. Da aber die logischen Schriften des Aristoteles zu einem gründlichen und fruchtbringenden Studium dieses Philosophen ganz unerläßlich sind, so glaube ich, mit der Herausgabe derselben ein um so dringenderes Bedürfniß zu befriedigen, je allgemeiner der Werth des Aristoteles Anerkennung findet, und je bedeutender dasjenige ist, was in diesem Theile seiner Werke unserer Zeit noch zu thun obliegt. Imm. Bekker's Gesammtausgabe und Brandis's Scholiensammlung sind die einzigen Vorarbeiten von größerem Umfange, die mit gutem Erfolge durchgehends benutzt werden können. Beide habe ich noch möglichst zu vervollständigen gesucht. Bekker hat drei Codices des Organon verglichen, einen Urbinatischen des Vatican, einen Venetianischen und einen der Pariser Bibliothek. Die Auswahl derselben zeugt, wie nicht anders zu erwarten war, von großem kritischen Scharfblick. Eine Mailänder Handschrift ausgenommen, fand ich weder in Italien, noch in Paris wichtigere Hülfsmittel, als die von Bekker benutzten; um so nothwendiger machte sich aber eine zweite Benutzung derselben, um die ich mich nach Kräften bemüht habe. Der Pariser Codex ist, obgleich nicht viel jünger, als jene beiden, doch entschieden von weit geringerem Werthe, und Bekker gebrauchte ihn daher nur für die Verbesserung des Textes, wo jene ihn verließen. Ich glaube es dadurch entschuldigt, wenn ich wegen der mannichfaltigen anderen Handschriften, die ich schon benutzt hatte, die Zeit, welche ich auf ihn hätte anwenden können, lieber einigen noch unedirten Mathematikern schenkte. Es war besonders Pappus, von dessen reichhaltiger συναγωγή schon öfters eine griechische Ausgabe gewünscht und ohne Erfolg unternommen wurde, und eine verloren geglaubte Optik des Ptolemäus, lateinische Uebersetzung aus dem Arabischen, deren freie Benutzung ich der zuvorkommenden Güte des dortigen Bibliothekars Herrn Hase danke. — Daß in der Vergleichung der Manuscripte nach Bekker noch Vieles zu thun war, und daß auch außerdem der Text manche Veränderungen erfahren muß, hoffe ich durch meine Ausgabe zu beweisen, ohne dadurch den Verdiensten meines Vorgängers im geringsten etwas abziehen oder zu nahe treten zu wollen. Ich müßte unfähig sein, die Größe des Mannes, dessen Geist ich durch meine Arbeit dem gelehrten Publicum näher zu bringen wünsche, zu würdigen und mir zur Nachahmung als Muster vorzustellen, wenn ich fremde Verdienste schmälern wollte, weil nach ihnen auch für mich noch etwas zu thun übrig blieb.

Ein zweites Hülfsmittel zur Kritik und Erklärung des Textes waren die Scholien. Von dem Fleiße, welchen Brandis mit so vielem Erfolge auf diesen schwierigen Gegenstand gewendet hat, habe ich mich durch eigenes Studium der Commentare überzeugt, welche er ausgezogen hat,

und bin dadurch zu der Anſicht gelangt, daß ſeine Arbeit einen ſolchen Grad der Zuverläſſigkeit beſitzt, daß ein neuer Auszug aus den Materialien, die er bereits benutzt hat, keine erhebliche Ausbeute gewähren würde. Es blieb daher auf dieſer Seite für mich nichts zu thun, als die genaue Durchſicht der ungedruckten Scholien, welche von ihm nicht erwähnt werden. Ich habe dabei den Grundſatz befolgt, daß ich nichts aufnahm, was in den von Brandis gelieferten ſchon vorhanden war. Alle ungedruckten Scholien zum Organon herauszugeben, ſcheint ein Unternehmen, das nur die Zahl der Bücher vermehren würde, welche in den Bibliotheken mit ewigem Staube bedeckt ſtehen. Freilich war es ſchwieriger, eine Auswahl zu treffen, als das Gute mit dem Schlechten in dicke Bücher zuſammenzuwerfen. Mein Auszug der Scholien iſt trotz der Menge von Commentaren, die ich noch leſen mußte, ſehr klein geworden, weil ich nur geben wollte, was mir neu und von einigem Intereſſe ſchien. Die Mühſeligkeit und Langweile der alten Erklärer zu überſtehen, fand ich ſchon um meiner eigenen Befriedigung willen für nothwendig, und wenn meine Bemühungen in dieſem Puncte etwa zu kleinlich ſcheinen, dann darf ich auf unſeren großen Leſſing verweiſen, der dadurch der gelehrten Welt einen nicht unerheblichen Dienſt zu leiſten glaubte, daß er ſie des unnützen Leſens überhöbe.

Es iſt mir noch übrig, von dem Commentare Einiges zu ſagen, den ich dem Organon beizufügen Willens bin. Er ſoll theils die Rechtfertigung der aufgenommenen Lesarten enthalten, deren Güte nicht aus dem Werthe der Handſchriften unmittelbar einleuchtet, theils ſoll er den Zuſammenhang des Einzelnen nachweiſen, die wirklichen Schwierigkeiten aufdecken und erklären. Er ſoll nicht das auseinanderſetzen, was ein Jeder gleich ſelbſt findet. Nichts würde leichter ſein, als durch breite Erklärungen den Leſer des eigenen Nachdenkens zu überheben, aber es würde dies des Ariſtoteles unwürdig ſein. Vielmehr will ich darnach ſtreben, nicht allein Ariſtoteles aus Ariſtoteles, ſondern auch Ariſtoteliſch zu erklären, auf eine Art meine ich, die mehr den Verſtand reizt, als daß Gedächtniß in Anſpruch nimmt. Die von Brandis gegebenen Scholien, deren Studium ich nicht entbehrlich, ſondern gerade recht nothwendig zu machen wünſche, werde ich daher nur in ſo fern beiziehen, als ein Mißverſtand des Ariſtoteles durch die alten Erklärungen veranlaßt, und ſie ein Mittel zur Verbeſſerung des Textes werden können. Zur beſonderen Aufgabe mache ich es mir, den Sprachgebrauch und die ſtiliſtiſche Eigenthümlichkeit des Ariſtoteles zu beachten und nicht allein zu erklären, was wirklich klar werden kann, ſondern auch die dunkeln Stellen da nachzuweiſen, wo der dunkele Ausdruck auf einen unklaren Gedanken ſchließen läßt.

Ob meine Leiſtung Ihren und meinen Wünſchen entſprechen wird, weiß ich nicht. Die Wirklichkeit bleibt immer als ein Zerrbild hinter dem Urbilde zurück. Was meine Kräfte vermögen, thue ich mit Freuden, aber ich fühle, daß ſie der Unterſtützung bedürfen. Woher ihnen dieſe auch kommen mag, willkommen wird ſie immer ſein.“

Prof. Kriſche aus Göttingen nahm das Wort, um Einiges, was ihm zeitgemäß ſchien, zu bemerken. Die vorläufige Ankündigung zweier Vorträge über Ariſtoteles in der diesjährigen Verſammlung weiſe darauf hin, daß ſeit der großen Berliner Ausgabe des Ariſtoteles die Philoſophie eine Hauptſache in der jetzigen Philologie ſei. Gern ſchließt ſich dieſer Richtung der Redner an. Doch Ariſtoteles, wie er einſt in der Entwickelung der Philoſophie ſeine Vorgänger überholt, ſcheine auch jetzt in dem Gange der Philologie obenan geſtellt werden zu ſollen. Es habe früher die Philologie den Plato auf Koſten des Ariſtoteles erhoben, die ſpätere Bevorzugung des Letzteren ſei nur durch das Bewußtſein hervorgerufen, wie ſehr man ſich dadurch an Ariſtoteles

vergangen habe. Der Ausgangspunct aber, welchen man jetzt für die Bearbeitung des Aristoteles gewählt, schiene ihm nicht der richtige zu sein. Solle Aristoteles wieder erkannt und dies durch philologische Critik gefördert werden, so müsse die Critik zuerst alle ihr zu Gebote stehenden Normen aufbieten, um durch alle im Verein eine richtige Textesbildung zu gewinnen. Bekker, welcher den kritischen Theil besorgte, wäre einseitig geworden. Auf den Grund vieler Handschriften für Aristoteles habe er seinen Text gründen wollen; dabei aber die vortreffliche Gewähr übersehen, welche über die Zeit der Handschriften hinausreicht. Er habe nämlich die Commentare der späteren Peripatetiker nicht in Anschlag gebracht, welche die Hörer in die Philosophie des Meisters einführen sollten. Diese Commentare hätten den Text aufs reinste wieder zu geben versucht. Der also, welcher die Gedankenwelt des Aristoteles vorführen wolle, müsse diese vorbildlichen Muster nicht aus den Augen lassen. Sie wären die erste Norm bei der Textesconstituirung, so weit sie selbst nicht ihre Lesarten verschieden angäben; auch ließe sich aus ihren Erklärungen ein Schluß auf den von ihnen gelesenen Text machen. Erschwert sei die Benutzung dieser Commentatoren dadurch, daß Brandis nur Excerpte aus denselben geliefert, um einzelne Stellen zu constituiren, ja nicht einmal die Varianten der Commentatoren angegeben habe. Dadurch seien wir an die griechischen Texte der Commentatoren gewiesen, nach denen der Werth der Handschriften festgestellt und ermittelt werden müsse, wie sich die Handschriften zu den den Commentatoren zu Gebote gestandenen Texten verhalten. Erst wenn dieses geschehen, beginne die Einzelcritik.

Prof. Hermann sagte darauf:

„Als ich gestern das Wort nahm, um ein weit verbreitetes Vorurtheil hinsichtlich der griechischen Tragödie zu bekämpfen, habe ich vielleicht Manchen, ja Vielen aus dieser Versammlung nur Bekanntes zu sagen geschienen, obgleich eben dieses Urtheil mir insofern nur willkommen sein konnte, als ich darin das Zeugniß erblicken durfte, daß mein zunächst für unsere nicht philologischen Zuhörer bestimmter Vortrag nichts enthielt, womit die Sachkenner unter uns nicht übereinstimmten; mein jetziges Auftreten aber wird wenigstens dieser Rechtfertigung nicht bedürfen, nachdem wir das Vorurtheil, gegen welches ich jetzt sprechen will, so eben erst aus dem Munde eines unserer philologischen Collegen gehört haben, der sich durch den sonstigen Inhalt seines Vortrags hinlänglich als Sachkenner legitimirt hat. Nur das hätte er meines Erachtens nicht gleichsam zur Grundlage seiner ganzen Darstellung machen sollen, daß Plato den Maßstab seiner Weltanschauung nicht von Außen empfangen, sondern aus seinem Kopfe gestaltet und so zur Wirklichkeit mitgebracht habe, womit dann aufs Engste die andere nicht minder schiefe Behauptung zusammenhängt, daß Aristoteles nicht im Stande gewesen sei, seinen großen Vorgänger zu verstehen; beides Vorurtheile, die freilich auch fortwährend von Vielen getheilt und ewig wiederholt werden, die aber gerade an dieser Stätte um so weniger ohne Widerlegung bleiben dürfen, je sicherer sie sich bei einer näheren Beschäftigung mit beiden Denkern als ungegründet und ungerecht herausstellen. Was zuerst Plato betrifft, so wage ich zu behaupten, daß er in keinem anderen Sinne Idealist heißen kann, als sein ganzes Volk, dessen geistige und sittliche Principien er nur zum Schlusse seines weltgeschichtlichen Daseins in dem Spiegel seines eigenen Geistes concentrirt und durch die Energie seiner Reflexion zu einer Einheit bewußter Anschauung gebracht hat, wie sie in der Zerstreuung und Zersplitterung des bisherigen Lebens weder theoretisch, noch praktisch möglich gewesen war, ohne daß dieses gleichwohl seinen nationalen Elementen nach auf anderen Grundlagen beruht oder ein anderes Ziel erstrebt hätte; ich habe es schon wiederholt gesagt, muß aber immer aufs

Neue darauf zurückkommen, daß Plato weder Phantaſt, noch abſtracter Theoretiker, ſondern durch und durch Grieche war, deſſen Lehren und Vorſchläge uns jetzt nur deßhalb unpraktiſch erſcheinen, weil ſie auf dem Grunde einer nationalen und wiſſenſchaftlichen Entwickelung errichtet ſind, die gerade mit dieſem ihrem letzten und reinſten Vertreter aus dem Leben verſchwand und alle ihre Herrlichkeit den Nachkommen nur als ein verlorenes Ideal zurückließ. Wie ſeine praktiſche Philoſophie und namentlich gerade ſeine vielverſchrieenen Staatsentwürfe dem kundigen Auge leicht als die Vervollkommnung und Vergeiſtigung der Form erſcheinen, welche ſich das ächt helleniſche Volksleben bereits in der lykurgiſchen Verfaſſung gegeben hatte, und die nur durch den Fluch der allgemeinen menſchlichen Unvollkommenheit hinter ihren Principien zurückgeblieben war, iſt bekannt und anderswo weiter ausgeführt; aber auch der theoretiſche Theil ſeines Syſtems und ſeiner Ideenlehre, die der Behauptung, gegen welche ich auftrete, hauptſächlich vorgeſchwebt haben mag, ergibt ſich dem, welcher ihre Entſtehung hiſtoriſch und pſychologiſch verfolgt, als der nothwendige Schlußſtein des Gebäudes, an welchem die griechiſche Wiſſenſchaft bereits ſeit Jahrhunderten gearbeitet hatte, und das in ſo fern als geſchichtliches Eigenthum des ganzen Volkes angeſehen werden muß. Nur weil Plato eine vielleicht zu große Scheu trug, den Bau ſeiner Vorgänger, wie ſpäter Ariſtoteles that, umzuwerfen und von Grund aus neu aufzuführen, mußte er ſich über die Erfahrungswelt erheben, um jenen in die Wolkenregion, wohin ſie ſich verſtiegen hatten, zu folgen und dem Einſturze vorzubeugen, womit ihnen die ſchroffe Einſeitigkeit ihrer Richtungen drohte; ſeine Ideenlehre iſt lediglich darauf berechnet, die Widerſprüche und Antinomien, worein ſich die griechiſche Philoſophie durch den Streit der Schulen verwickelt hatte, zu vermitteln und aufzulöſen, ohne das Richtige und Haltbare, das jede dieſer Schulen darbot, untergehen zu laſſen; und wenn ſie in ſo fern auch nicht auf dem unmittelbaren Boden der Erfahrung wurzelt, ſo iſt ſie doch darum, weit entfernt ein bloßes Zeugniß ſpeculativer Phantaſie zu bieten, eine durch und durch hiſtoriſch begründete Erſcheinung, ein ächtes Kind ihrer Zeit und ihres Volkes, die ſelbſt an der philoſophiſchen Wahrheit nur deshalb und in ſo weit Theil hat, als die Lehren und Meinungen, über welchen ſie mit verſöhnender Harmonie ſchwebt, aus dem ewigen und unabweislichen Bedürfniß des Menſchengeſchlechts nach Einheit in der Mannichfaltigkeit hervorgegangen waren. Aber ſo herrlich und unvergänglich auch das griechiſche Volk und ſein philoſophiſcher Koryphäe Plato dieſe Aufgabe in künſtleriſcher Hinſicht gelöſt und damit wenigſtens einer Seite des geiſtigen Bedürfniſſes genügt hat, ſo konnte ſie doch ihre wiſſenſchaftliche Löſung eben um dieſes einſeitig idealen Charakters des griechiſchen Volks ſelbſt willen nicht eher erwarten, als bis durch eine welterobernde Richtung, wie ſie Alexander nahm, die Schranken gefallen waren, die Griechenlands nationales Leben ſpecifiſch von der übrigen Menſchheit abſonderten, und ſo war es allerdings erſt Alexander's Zeitgenoſſen und Geiſtesverwandten Ariſtoteles vorbehalten, die Wiſſenſchaften auf erweiterte, unmittelbarere, reiner menſchliche Grundlagen zurückzuführen, ohne daß jedoch deßhalb ſein Vorgänger aufhörte, in dem freilich erſchöpften und nur durch künſtliche Mittel noch zu befruchtenden Boden eines wirklichen Lebens zu wurzeln. Ja gerade, wie neulich nicht ohne Grund behauptet worden iſt, daß die Sokratiſche Lehre trotz ihres empiriſchen Anſtrichs einen hohen Grad von Subjectivität in ſich trage, könnte man die Ariſtoteliſche Philoſophie im Gegenſatze der concreten lebensvollen Bilder der Platoniſchen noch eine viel abſtractere nennen, da ſelbſt die Erfahrung nur dazu dient, ihr ſtarre Formen und Geſetze abzugewinnen, während ſich die Platoniſche Ideenwelt, trotz ihres einheitlichen Charakters, der bunten Mannichfaltigkeit der wirklichen, von der ſie nur ein Analogon iſt, nicht ganz erwehren kann; oder wenn ſich dieſes auch mit den Sä-

ten meines Gegners vereinbaren ließe, so steht doch diesem jedenfalls das entgegen, daß Aristoteles selbst die Platonischen Ideen keineswegs mit praktischen oder empirischen, sondern mit logischen Gründen bekämpft und folglich an sie selbst einen idealen Maaßstab legt, dem sie in ihrer mehr quantitativen Verschiedenheit von der Realität nur unvollkommen entsprechen. Daß dieser aber endlich trotz dieses Gegensatzes, in welchem er zu Plato erscheint, nicht im Stande gewesen sein sollte, ihn zu verstehen, dem tritt auch, ganz abgesehen davon, daß doch Plato selbst eine reale Erscheinung war, die folglich der große Begründer realer Wissenschaft auch umfassen mußte, schon der einzige Umstand entgegen, daß seine Polemik gerade gegen die Seite der platonischen Lehre gerichtet ist, in welcher wir und allem Anscheine nach auch Plato selbst die Blöße seines ganzen Systems erkannte oder fühlte. Nicht, wie sie in den Platonischen Schriften mehr künstlerisch und in formalen Umrissen angedeutet ist, sondern wie sie der Meister in seinen mündlichen Vorträgen speculativ zu begründen und dem wissenschaftlichen Geiste communicabel zu machen gesucht hatte, ist die Ideenlehre von Aristoteles bekampft worden; und so wenig auch die Kürze der Zeit dies hier weiter zu verfolgen erlaubt, wird es doch vergönnt sein, als Resultat einer vieljährigen Beschäftigung mit diesen Dingen das auszusprechen, daß die Gestalt jener Lehre, wie wir sie aus Aristoteles Angriffen kennen lernen, eben so folgerecht mit der in den Schriften ihres Urhebers umrissenen zusammenhängt, als sie andererseits das vergebliche Ringen eines großen Geistes beurkundet, sich auf einem schwindelnden Standpunkte, wohin ihn sein rastloses Streben fortgerissen hat, festzustellen und aufrecht zu erhalten. Wenn also auch Aristoteles von den meisten Platonischen Schriften nur geringe oder beiläufige Kenntniß nimmt, und diese fast häufiger als Sokratische bezeichnet, so beweist das so wenig, daß er sie nicht verstanden, daß es vielmehr nur den scharfen Blick des philosophischen Strategen beurkundet, der, unbekümmert um die ihn umschwärmenden Einzelhaufen die feindliche Stellung in ihrem Mittelpunkt angreift; und mag man immerhin selbst so viel einräumen, daß er Plato's historische Bedeutung eben so wenig, wie z. B die der Lykurgischen Gesetzgebung unbefangen gewürdigt hat, so würde doch gerade dieses bei weitem mehr gegen die realistische Richtung der Aristotelischen als der Platonischen Philosophie beweisen."

An diese Erörterungen knüpfte Hofrath Thiersch den Wunsch, daß recht häufig jüngere Philologen den Verein mit ihren beabsichtigten Arbeiten für die zu edirenden Autoren bekannt machen möchten.

Hierauf hielt Prof. Forchhammer seinen Vortrag

Ueber das Princip der Ordnung der Aristotelischen Bücher vom Staat.

Der Vortragende bemerkte einleitend, er wolle zunächst den Inhalt der acht Bücher über die Politik angeben, dann, geführt durch den Anfang des ersten Buchs, in der Aristotelischen Philosophie das Princip der Eintheilung des Ganzen aufsuchen und schließlich kurz zeigen, daß diese Eintheilung und Form in jenem Inhalt wirklich enthalten sei. Dann fuhr er fort, wie folgt:

„Der Anfang der Aristotelischen Politik lautet so: „Da wir sehen, daß jeder Staat ein

Verein iſt, und daß jeder Verein um eines Guten willen zuſammengetreten iſt (denn um das für gut Gehaltene thun Alle Alles); ſo iſt offenbar, daß zwar alle Vereine ein Gutes erſtreben, am meiſten aber und das Höchſte unter allen der höchſte unter allen und alle andern umfaſſende; dieſer aber iſt der Verein, welcher Staat heißt und der Staatsverein." Das höchſte Gut aber nennt er in der Ethik „die Thätigkeit des Geiſtes in Uebereinſtimmung mit der höchſten Tugend in einem möglichſt vollkommenen Leben." So hat er gleich im Anfang ſeine Aufgabe als die würdigſte beſtimmt. Nach jenem erſten Satz bemerkt er dann, daß diejenigen irren, welche behaupten, ein König, ein Staatsmann, ein Hausherr und ein Herr über Knechte ſeien nicht verſchieden, als nur durch die größere oder geringere Zahl der Untergebenen, da doch der Unterſchied nicht in der Menge, dem Stoff, ſondern in der Art (der Form) begründet ſei.

Das werde man am beſten erkennen, wenn man unterſuche, aus welchen Theilen der Staat, d. h. die Menge im Staat beſtehe. Mit dieſer Unterſuchung nun beſchäftigt ſich das ganze erſte Buch.

Es werden diejenigen, aus denen der Staat beſteht, betrachtet nicht als Einzelne, ſondern, in Uebereinſtimmung mit dem erſten Satz der Politik, als Theilnehmer an den dem Staat untergeordneten kleineren Gemeinſchaften zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Vater und Kindern, zwiſchen Herr und Dienenden (Sclaven). Die Männer, die Väter, die Herren ſind die thätigen Staatsbürger; aus ihnen mit ihren Gemeinſchaften beſteht der Staat, allein wie der Name Staatsbürger die Beziehung zur Staatsgemeinſchaft ausdrückt, ſo bezeichnet der Name Hausherr (Oikonomikos) und Herr (Deſpotikos) nur die Beziehungen zu den untergeordneten Gemeinſchaften des Hauſes und des Dienſtverhältniſſes.

Das zweite Buch handelt von den Staatsverfaſſungen, theils den von Andern aufgeſtellten theoretiſchen, theils den in der Wirklichkeit beſtehenden, factiſchen. —

Mit dem dritten Buch beginnt dann Ariſtoteles ſeine eigene theoretiſche Unterſuchung der Staatsverfaſſung. Er beſtimmte zuerſt den Begriff des Staatsbürgers (1—5), dann im Allgemeinen den Begriff des Staats (6) nach ſeiner Mannichfaltigkeit, und (7) die (ſechs) verſchiedenen Arten oder Formen derſelben, die drei Normalverfaſſungen Königthum, Ariſtokratie und Politie, und die drei entſprechenden Abweichungen Tyrannie, Oligarchie und Demokratie. Streng genommen ſind jene nur ideelle, dagegen die concreten Verfaſſungen ſämmtlich mehr oder minder Parekbaſeis von jenen. Und weil in Griechenland weder die erſte ideelle Verfaſſung, noch ihre Parekbaſeis beſtand, ſo wendet ſich Ariſtototeles zunächſt zu näherer Beſtimmung der Oligarchie und Demokratie 1) nach dem charakteriſtiſchen Merkmal ihres Unterſchiedes (Reichthum und Freiheit c. 8), 2) nach dem charakteriſtiſchen Merkmale ihrer Gleichheit (das Gerechte, Gleiche c. 9), welches darin beſteht, daß das Herrſchende im Staat das gerechte Geſetz ſei (c. 10—13). Nach dieſen einleitenden Bemerkungen beginnt die Unterſuchung über die einzelnen der ſechs Verfaſſungen und die verſchiedenen Arten jeder derſelben. Die Baſileia (c. 14—18) hat 5 Unterarten: die lakoniſche, die der Barbaren, die helleniſche Aiſymnetie, die heroiſche und die Pambaſileia (c. 14). Die Pambaſileia näher beſtimmt bis c. 18. Schluß des dritten Buchs, welcher zunächſt die Unterſuchung über die beſte Politeia im Gegenſatz der Pambaſileia, d. h. ſowohl über die Ariſtokrateia als Politeia im engern Sinn, und zwar über die beſte Politeia nach ihrer concreten Exiſtenz (τίνα πέφυκε γίνεσθαι τρόπον) ankündigt.

Das vierte Buch, welches alſo von der beſten Politeia handeln ſoll, unterſcheidet zunächſt (c. 1) zwiſchen den „beſten" Verfaſſungen. Deren gibt es vier: a. die abſolut beſte; b.

die für die meiſten beſte (*τὴν μάλιστα πάσαις ταῖς πόλεσιν ἁρμόττουσαν*), *c.* die beſte nach den exiſtirenden Verhältniſſen (*τὴν ἐκ τῶν ὑποκειμένων ἀρίστην — τὴν ἐνδεχομένην ἐκ τῶν ὑπαρχόντων — τὴν δυνατήν*) *d.* die beſte unter der Vorausſetzung eines beſtimmten Ziels (*τὴν ἐξ ὑποθέσεως ἀρίστην*). Von der abſolut beſten handelt Buch 7 und 8. Um eine Verfaſſung einzurichten und um die beſtehende zu verbeſſern, iſt es nöthig, die einzelnen Arten der Verfaſſungen der Demokratie und Oligarchie zu kennen; denn fälſchlich nimmt man an, es gebe nur Eine Demokratie und Eine Oligarchie. — Nachdem im erſten Abſchnitt über die Verfaſſungen (*ἐν τῇ πρώτῃ μεθόδῳ* d. i. im dritten Buche) ſowohl von den ſechs Verfaſſungen im Allgemeinen, als auch von dem Königthum und der Ariſtokratie (nach dem allgemeinen Begriff) geſprochen iſt, kündigt Ariſtoteles im 2. Capitel des 4. Buches die Unterſuchungen an *a)* über die Unterſchiede und Arten der andern Verfaſſungen: *α.* der Demokratie (c. 4), *β.* der Oligarchie (c. 5), *γ.* der Ariſtokratie (c. 7), *δ.* der Politeia (c. 8), *ε.* der Tyrannis (c. 10). *b)* über die relativ beſte (*ποῖα ποίοις*) (c. 12). *c)* über die Arten der berathenden (c. 14), der verwaltenden (c. 15) und der richtenden (c. 16) Behörden nach den verſchiedenen Verfaſſungen.

Das fünfte Buch handelt von den Urſachen der Veränderungen, im Allgemeinen (c. 2) nach den verſchiedenen Verfaſſungen der Demokratie (c. 5), Oligarchie (c. 6), der Ariſtokratie (c. 7). Von den Urſachen der Erhaltung der Verfaſſung im Allgemeinen (c. 8). Von den Urſachen der Veränderung des Königthums (c. 10). Von den Urſachen der Erhaltung des Königthums (c. 11). Die vergänglichſten Verfaſſungen ſind die Oligarchie und die Tyrannis. Kritik der Lehre des Plato (Sokrates) in der Politik über die Veränderungen (c. 12).

Das ſechste Buch enthält die Lehre von der Einrichtung der Verfaſſungen (gleichſam eine Fortſetzung der Lehre von der Erhaltung) nach der Vereinigung (*συναγωγή*) der verſchiedenen Arten. Einrichtung der Demokratie (c. 2—4) und zwar ſo, daß ſie dauernd ſei (c. 5). — Einrichtung der Oligarchie (c. 6—7). Einrichtung der Aemter (c. 8).

Das ſiebente und achte Buch handeln von der abſolut beſten Verfaſſung — zuerſt wird c. 1—8 ausgeführt, daß das beſte Leben das tugendhafte ſei, daß darin die Glückſeligkeit beſtehe, daß dieſe das höchſte Ziel iſt, ſowohl für den Einzelnen, als für den Staat, daß folglich das höchſte Ziel des Menſchen und des Staatsbürgers in Einem zuſammen fallen. Nach dieſer Zweckbeſtimmung des vollkommenſten Staats folgt die Darſtellung der Bedingungen und Mittel zur Erreichung deſſelben vorzüglich in Beziehung auf das Hypokeimenon des Staats auf Volk und Land

1. im Allgemeinen (c. 4—6) a. Volk *α.* Menge, *β.* Beſchaffenheit. b. Land *α.* Beſchaffenheit, *β.* Ausdehnung, *γ.* Geſtalt. 2. Volk und Land als des Staats (c. 7) a. Volk: Theile deſſelben (c. 8) *γεωργοί, τεχνῖται, τὸ εὔπορον, ἱερεῖς, κριταί.* Näheres Verhältniß derſelben zur *κοινωνία*, zum Staat (c. 9). Trennung des *μάχιμον* und *γεωργοῦν*, Vertheilung des Bodens (c. 10). b. Land: Lage der Stadt (c. 11) *α. πρὸς ὑγίειαν, β. εὐχείμερος, γ. πρὸς τὰς πολιτικὰς πράξεις, δ. πρὸς τὰς πολεμικὰς πράξεις.* Zu *γ.* Syssitien, Agora (c. 12).

Πολῖται σπουδαῖοι — Ehe — Geburt — Erziehung der Kinder. — Das Ende der Politik hat ſeine Fortſetzung theils in der Poetik und Rhetorik, theils und vorzüglich in der Ethik. Denn wie dieſe in die Politik hinüberführt, ſo die Politik in die Ethik. Sie ſind die beiden Hälften eines Ringes.

Nach dieſer allgemeinen Angabe des Inhalts der acht Bücher über die Politik kehren wir wieder zum Anfang zurück. „Der Zweck des Staats, als des höchſten menſchlichen Vereins, iſt das höchſte Gut. Daher unterſcheidet ſich der Staatsverein von jedem andern nicht nur durch die Zahl der Vereinten, ſondern auch durch die Art des Vereins. Dies offenbart ſich, wenn man unterſucht, welche die Beſtandtheile des Staats ſind, und zwar dieſe nach ihrer Entſtehung.“ In dieſen Sätzen des erſten Capitels treten uns eine Menge Begriffe entgegen, welche in ihrer Ariſtoteliſchen Bedeutung näher kennen zu lernen und auf ſeine Philoſophie zurückzuführen, nicht nur zweckmäßig, ſondern zum richtigen Verſtändniß ſowohl jener Sätze, als auch der ganzen Politik durchaus nothwendig iſt. Zu dieſen Begriffen zählen wir zunächſt den des Zwecks, der Art, des Beſtandtheils und des Entſtehens. Wer einigermaßen im Ariſtoteles beleſen iſt, muß durch dieſe Begriffe an die Lehre über das Weſen und die Principien der Dinge erinnert worden, welche gleichſam den Angel der ganzen Ariſtoteliſchen Philoſophie bildet, wir meinen die Lehre von den vier Urſachen oder Anfängen (ἀρχαῖς, αἰτίαις). Wir wollen die Hauptſtellen über dieſe Lehre aus den Schriften des Ariſtoteles hier mittheilen:

Die Bedeutſamkeit der Lehre von den Anfängen für jedes Erkennen und jede Wiſſenſchaft ſpricht Ariſtoteles im Anfang der Phyſik aus: „Da das Wiſſen und das Kennen in jeder Wiſſenſchaft über Gegenſtände, deren es Anfänge oder Urſachen oder Elemente giebt, aus dem Erkennen dieſer hervorgeht (denn dann glauben wir, Jedes zu kennen, wenn wir von den erſten Urſachen und den erſten Anfängen bis zu den Elementen Kunde haben), ſo iſt offenbar, daß man auch in der Wiſſenſchaft von der Natur zuerſt die Beſtimmung über die Anfänge verſuchen muß.“ Phys. 2, 3. „Nach dieſen Beſtimmungen iſt die Unterſuchung auf die Urſachen zu leiten, welche und wie viele an Zahl ſind. Denn da um des Wiſſens willen dieſe Arbeit, wir aber nicht früher ein Wiſſen von Jedem zu haben glauben, ehe wir den Grund, das Warum eines Jeden gefaßt (das aber heißt die erſte Urſache faſſen), ſo iſt offenbar, daß auch wir dieſes zu thun haben, ſowohl rückſichtlich der Entſtehung, als des Untergangs und jeder natürlichen Veränderung, damit wir, die Anfänge kennend, jeden Gegenſtand der Unterſuchung auf dieſelben zurückzuführen trachten.

Auf eine Weiſe nun wird Urſache genannt dasjenige, woraus als dem Grundſtoff etwas wird, z. B. das Erz der Bildſäule, das Silber der Trinkſchale und dergleichen; auf eine andere die Idee und das Muſter, das iſt der Begriff (des Weſens) und deſſen Arten, z. B. in der Octave das Verhältniß von zwei zu ein, und überhaupt die Zahl und die Theile im Begriff, ferner, woher der erſte Anfang der Veränderung und des Verharrens, z. B. der Berather iſt Urheber und der Vater der Kinder und überhaupt der Machende des Gemachten und der Verändernde des Veränderten, ferner als der das Ziel, das iſt das Weswegen, z. B. als Zweck des Gehens die Geſundheit. Denn weshalb geht er? wir antworten, damit er geſund ſei, und indem wir ſo ſprechen, glauben wir die Urſache anzugeben; und was aus einer anderen bewegenden Urſache geſchieht, zwiſchen dieſer und dem Ziel, wie um der Geſundheit willen die Enthaltſamkeit, oder die Reinigung, oder die Arzneimittel oder die (chirurgiſchen) Werkzeuge: alle dieſe ſind um des Zieles willen, unterſcheiden ſich untereinander aber dadurch, daß einige Handlungen ſind, andere Werkzeuge. Der Begriff der Urſache nun wird auf ſo viele Weiſen gebraucht. — — Die Buchſtaben der Sylben und der Stoff des Geformten und das Feuer und ähnliche Elemente der Körper und die Theile des Ganzen und die Bedingungen der Vollendung ſind Urſachen nach dem Begriff des Woraus. Dieſe aber theils als das

zum Grunde Liegende (τὸ ὑποκείμενον), wie die Theile, theils als das Weſen (τὸ τί ἦν εἶναι) das Ganze und die Zuſammenfügung und die Idee. Der Saame aber und der Arzt und der Berather und überhaupt das Machende Alles als das woher der Anfang der Veränderung, oder des Verbleibens, oder der Bewegung; andere als das Ziel und das Gute der übrigen. Denn das Weswegen ſtrebt das Beſte und das Ziel der übrigen zu ſein."

Phys. 3, 7. — — „Da die Urſachen an Zahl vier ſind, ſo iſt es Sache deſſen, der die Natur erforſcht, von allen Kenntniß zu haben, und indem er das Wodurch (das Princip) auf alle zurückführt, wird es naturgemäß als Urſachen angeben den Stoff, die Form, das Bewegende und den Zweck."

Ueber die Erzeugung der Thiere I. 1. Anf. (der Anfang dieſer Schrift ſchließt ſich unmittelbar an die über die Theile der Thiere an, worin der Zweck der einzelnen Organe erklärt wird). „Nachdem von den andern Theilen der Thiere geſprochen iſt, ſowohl im Allgemeinen, als nach jedem Geſchlecht von den einzelnen beſonders, auf welche Weiſe nach ſolcher Urſache jedes iſt, ich meine die Urſache des Zweckes (— denn es ſind vier Urſachen, das Weswegen, als Zweck, und der Begriff des Weſens (cf. περ. γεν. κ. φθορ. 2. 9.) die beiden muß man faſt wie eins faſſen, drittens und viertens der Stoff und woher der Anfang der Bewegung). Von den übrigen nun iſt geredet, denn der Begriff (des Weſens) und das Weswegen des Zwecks iſt dasſelbe, und Stoff ſind den Thieren die Theile, jedem Ganzen die Anomoiomerien, den Anomoiomerien die Homoiomerien, dieſen die ſ. g. Elemente der Körper); übrig ſind von den Theilen diejenigen, welche den Thieren zur Zeugung wirkſam ſind, worüber früher nichts beſtimmt iſt; über die Urſache der Bewegung, welche dieſe: darüber und über die Erzeugung eines jeden die Unterſuchung anſtellen iſt auf gewiſſe Weiſe daſſelbe."

Damit iſt zu vergleichen περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς 2, 9, „(Die Anfänge in Beziehung auf die Erzeugung) ſind an Zahl gleich und nach Art dieſelben, wie bei dem Ewigen und Erſten, theils wie der Stoff, theils wie die Form. Auch die dritte muß hinzukommen (nämlich die Bewegung)". Einige Zeilen weiter wird die Urſache des Zwecks mit der Form und der Idee vereint und die der Bewegung mit dem Stoff, ſo fern dieſer die Bewegbarkeit enthalten muß.

Es ließen ſich noch eine Menge Stellen anführen; vorläufig indeſſen genügt es, zwei Stellen aus der Metaphyſik und aus der Analytik herzuſetzen.

Met. 1, 3. — „Es iſt offenbar, daß wir von den anfänglichen Urſachen Kunde nehmen müſſen. Denn dann ſagen wir, daß wir Jedes kennen, wenn wir die erſte Urſache zu kennen glauben; der Begriff Urſache aber wird vierfach gebraucht. Eine Urſache nennen wir das Weſen und das was-es-war-ſein (denn es wird der Grund (τὸ διὰ τί) zurückgeführt auf den äußerſten Begriff, Urſache aber und Anfang iſt der erſte Grund), eine zweite den Stoff, und das zum Grunde Liegende, eine dritte das woher der Anfang der Bewegung, eine vierte die dieſer entgegengeſetzte Urſache, das Weswegen und das Gute; denn das Ziel aller Erzeugung und Bewegung iſt dieſes. Es iſt nun zwar hinreichend über dieſelben von uns in den phyſiſchen Schriften gelehrt, indeſſen ꝛc." Daß auf dieſe vier Anfänge alle Lehren der Früheren über die Anfänge zurückzuführen ſind, ohne daß ſie jedoch ſämmtlich die Ariſtoteliſche Lehre ausfüllten, ſagt Ariſtoteles ausdrücklich in der Metaphyſik 1, 7. Mit den angeführten Stellen vergleiche man noch Met. 4, 1 u. 2 und

Met. 7, 4. *Ὅταν δή τις ζητῇ τί τὸ αἴτιον, ἐπεὶ πλεοναχῶς τὰ αἴτια λέγεται, πάσας δεῖ λέγειν τὰς ἐνδεχομένας αἰτίας· οἷον ἀνθρώπου τίς αἰτία ὡς ὕλη; ἆρα τὰ καταμήνια· τί δ' ὡς κινοῦν, ἆρα τὸ σπέρμα· τί δ' ὡς τὸ εἶδος; ἆρα τὸ τί ἦν εἶναι· τί δ' ὡς οὗ ἕνεκα; τὸ τέλος.* c. Met. *A. σ.* Analyt. hyst. 2, 11. *Ἐπεὶ δὲ ἐπίστασθαι οἰόμεθα ὅταν εἰδῶμεν τὴν αἰτίαν, αἰτίαι δὲ τέτταρες, μία μὲν τὸ τί ἦν εἶναι, μία δὲ τὸ τίνων ὄντων ἀνάγκη τοῦτ' εἶναι, ἑτέρα δὲ ἡ τι πρῶτον ἐκίνησε, τετάρτη δὲ τὸ τίνος ἕνεκα.*

In der ganzen Aristotelischen Philosophie ist keine Lehre, welche solchen Einfluß hätte, als diese sowohl auf das gesammte System des Philosophen, als auf seine Methode und folglich auch auf das richtige Verständniß beider. In ihr liegt, wie er selbst sagt, die ganze Geschichte der Philosophie bis auf seine Zeit, und durch dieselbe hat er die Philosophie wesentlich über ihren früheren Standpunkt hinausgeführt. Das Princip des Stoffs (*ἡ ὕλη, τὸ ὑποκείμενον*) war Gegenstand der jonischen Philosophie, welche die Einheit des materiellen Stoffs suchte. Die vier Elemente des Empedokles, das Apeiron der Italiker, die Homöomerien des Anaxagoras gehören derselben Kategorie, und wenn auch befreit von der Materie, ist doch das Große und Kleine der Platonischen Lehre wieder nur die erste jener vier Anfänge. Die Lehren von der Freundschaft und Feindschaft, von der Liebe, von dem Geist als bewegenden Principen fallen sämmtlich unter die Ursache des Anfangs der Bewegung (*ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, τὸ κινοῦν, τὸ κινῆσαν*). Die Ursache, welche vorzugsweise als das Wesen, als das was-es-war-sein (*τὸ τί ἦν εἶναι, τὸ εἶδος, ἡ μορφή, ὁ λόγος τῆς οὐσίας*) bezeichnet wird, diese, sagt Aristoteles, hat zwar genau Keiner gelehrt, am nächsten bezeichnen jedoch diejenigen dieselbe, welche die Ideen aufstellen; denn weder nehmen sie die Ideen und das darin Enthaltene als Stoff der wahrnehmbaren Dinge, noch als Anfang der Bewegung (vielmehr sagen sie, dieselben seien Ursache der Unbewegtheit und des Verbleibens in Ruhe), sondern als das was-es-war-sein für jedes der andern Dinge bieten sie die Ideen, für die Ideen aber das Eins. Das aber, weswegen die Handlungen sind, und die Veränderungen und die Bewegungen nennen sie zwar auf eine gewisse Weise Ursache, nicht aber so (wie wir), noch nach seiner Natur. Denn die, welche den Geist oder die Freundschaft angeben, setzen zwar diese Ursachen als ein Gutes, nicht aber als um deren willen irgend etwas ist oder geschieht, sondern als von welchen die Bewegung ausgeht. Auf dieselbe Weise sagen zwar die, welche das Eins oder das Seiende als eine solche Ursache darstellen, es sei die Ursache des Wesens, nicht aber daß es um dessen willen entweder sei oder werde; so daß ihnen widerfährt, daß sie zugleich behaupten und auch nicht behaupten, das Gute sei eine Ursache; denn nicht absolut, sondern nach dem Zusammentreffen im Concreto nennen sie es so. Daß nun über die Ursachen das Richtige bestimmt ist und über ihre Zahl und Art, scheinen diese sämmtlich uns zu bezeugen, indem sie nicht im Stande gewesen sind, eine andere Ursache zu finden. Ueberdies ist klar, daß die Ursachen gefunden werden entweder so sämmtliche oder nach der Aehnlichkeit dieser." — Der wesentliche Fortschritt in dieser Lehre durch Aristoteles bestand also hauptsächlich theils in der näheren Bestimmung der einzelnen Ursachen an sich, namentlich der Ursache der Idee, theils in der fast ganz neuen Bestimmung des Zwecks als Ursache, theils endlich in der Bestimmung ihres Verhältnisses zu einander und in der Verbindung aller vier zu einer Einheit, welche durch das *διὰ τί* ausgedrückt wird.

Es läßt sich wohl sagen, daß es keine Schrift des Aristoteles giebt, in der man nicht der Spur dieser Lehre begegnet. Wie denn auch nichts natürlicher ist, da er sowohl in der Physik als in der Metaphysik ausdrücklich das Erkennen der Ursachen zur Bedingung aller Erkenntniß

macht. In einigen Schriften beruht die Unterſuchung und ihre Eintheilung durchaus auf dieſer Lehre. Um ein Beiſpiel anzuführen, wie Ariſtoteles nach ſeinem eigenen Geſtändniß darnach verfahren iſt, verweiſe ich auf den Anfang der Schrift über die Erzeugung der Thiere. Zuvor nur noch Einiges zur näheren Verſtändigung über die vier Urſachen.

Es iſt Jedem einleuchtend, daß, indem wir das Griechiſche ἀρχαί, αἰτίαι durch Anfänge, Urſachen überſetzten, wir dieſen Wörtern einen allgemeineren Begriff beilegten, als ſie in der gewöhnlichen Sprache haben. Betrachten wir dieſe Bildſäule, ſie iſt aus Erz, das Erz iſt ihr Stoff, das Hypokeimenon der Bildſäule. Das iſt der eine Anfang, die eine Ur-Sache woraus ſie beſteht, und ohne welche ſie nicht ſein kann, durch welche allein ſie aber auch nicht iſt. Dieſes Erz hat in der Bildſäule eine beſtimmte Form, eine beſtimmte Geſtalt (μορφή, εἶδος). Dieſe Form iſt der zweite Anfang, ohne den die Bildſäule nicht wäre, durch den allein ſie aber auch nicht iſt, ſo wenig, wie allein durch das Erz, noch endlich allein durch beide gemeinſchaftlich. denn durch ſich ſelbſt werden ſich dieſes Erz und dieſe Geſtalt nie zur Bildſäule vereinigen. — Das Erz war früher, als die Bildſäule, aber als formloſes Erz: in der Bildſäule iſt es nicht mehr, was es vorher war. Met. Z. 7, p. 1033. Die Form war früher, als die Bildſäule, ſie war im Geiſt des Bildners. Sie iſt aus dem Gedanken in die Wirklichkeit getreten. Sie iſt in der Bildſäule ganz das (in eminenterem Sinn) geworden, was ſie ſchon vorher war; das iſt ihr nothwendig, daß ſie ſchon war, ehe ſie in der Bildſäule iſt. Daher heißt die Form oder das Eidos auch das was-es-war-ſein (τὸ τί ἦν εἶναι). Daß nun aber aus dem Stoff und der Form eine Bildſäule werde, muß ein Drittes hinzukommen, eine Urſache des Anfangs der Bewegung, ein Urheber der Verbindung dieſer Form mit dieſem Stoff zur Einheit. Dieſe dritte Urſache iſt für die Bildſäule der Künſtler. Er iſt das ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως. Weder ohne ihn, noch durch ihn allein wird die Bildſäule. Wird ſie durch jene drei Urſachen, durch den Urheber der Bewegung, den Stoff und die Form? Nein. Es liegt ſchon im Begriff der Bewegung, daß ſie nicht nur von einem Punkt ausgehe, ſondern auch nach einem andern Punkt hinführe; ohne das iſt ſchon gar keine Bewegung möglich. Dadurch allein, daß die Urſache des Anfangs der Bewegung Stoff und Form in Bewegung ſetzt, wird noch keine Bildſäule. Damit dieſe werde, muß die Bewegung dahin führen, daß aus Stoff und Form eine Einheit, ein Ganzes werde, in welchem die Form im Stoff iſt und der Stoff in der Form. Dies iſt das dem Anfang der Bewegung entgegengeſetzte Ende der Bewegung, das Ziel, der Zweck, das Weswegen (τὸ τέλος, τὸ οὗ ἕνεκα). Durch dieſe vierte Urſache wird die Bildſäule vollendet. Die allgemeinſte Bezeichnung des Zwecks iſt das Gute, das Schöne τἀγαθόν, τὸ καλόν.

Dieſes Beiſpiels aus der Kunſt bedient ſich Ariſtoteles öfter. Ein anderes aus der Natur haben wir ſchon oben mit den Worten des Ariſtoteles angeführt. Jedes Geſchöpf in der Natur beſteht nach dieſen vier Urſachen, und in jedem Geſchöpf die Theile, und jedes größere Ganze, das aus den einzelnen Geſchöpfen beſteht. Die Geneſis iſt die bewegende Urſache, welche aus dem Keim und aus dem jedem Weſen eigenthümlichen Eidos das neue Geſchöpf, welches das Ziel der Geneſis iſt, hervorbringt. Die Pflanze nimmt aus der Erde den Stoff, dem es ſeine eigne Form einprägt, um ſo durch dieſe Bewegung ein ſich Aehnliches zu erzeugen (ὥσπερ ἐν τοῖς ἄλλοις ζώοις καὶ φυτοῖς φυσικὸν τὸ ἐφίεσθαι, οἷον αὐτὸ τοιοῦτον καταλιπεῖν ἕτερον; hier liegt in ἐφίεσθαι die Urſache der Bewegung, in οἷον die Urſache des Stoffs und der Form, in τοιοῦτον ἕτερον die Urſache des Ziels).

Die fertige Bildſäule kann wieder ſelbſt zum Hypokeimenon, gleichſam zum Stoff eines

anderen werden. Die Niobiden z. B. sind für den Archäologen der Stoff, aus denen er nach der Idee einer zusammengehörigen Gruppe ein vollständiges Ganze bildet. So sind in jedem Verein, sei es von Bildsäulen oder von Menschen und wovon immer, die Theile das Hypokeimenon des Ganzen als Eidos. Durch die Form sind diese Theile ein Ganzes. Und so geht es fort, daß immer das Untergeordnete, welches an sich ein vollendetes ist, das alle Ursachen in sich schließt, dem Uebergeordneten zur ersten Ursache, zum Hypokeimenon wird. Die höchste Einheit von Welt und Gott durch Ein Wort ausgedrückt, würde diese vier Ursachen in ihrer Einigkeit enthalten. Und wie Alles, was ist, in seiner Mannigfaltigkeit eine Entfaltung dieser höchsten Einheit ist, so ist die gesammte Sprache eine Entwickelung, ein Entwachsen aus diesem einen Begriff, aus dem Wort, „das im Anfange war." Je mehr sich die Sprache entwickelt, desto mehr bezeichnet sie die Dinge nach kleineren Unterschieden mit besonderen Wörtern. Was sie in einer Beziehung Form nennt, heißt in anderer Gestalt, in anderer Idee; die Philosophie, welche für das Allgemeine in diesen Verschiedenen einen Ausdruck sucht, bedient sich entweder eines derselben, indem sie die Bedeutung des Worts ausdehnt, und z. B. von der Form des Uebersinnlichen spricht, oder sie bildet einen neuen Ausdruck, der in der schon entwickelten Sprache meistens aus mehreren Wörtern zusammengesetzt ist. Wir wollen hier die beim Aristoteles am häufigsten gebrauchten Ausdrücke für die Ursache anführen nach ihrer vierfachen Eintheilung.

Den allgemeinen Begriff Ursache, Princip, Anfang, Grund bezeichnet er durch *ἀρχή, αἰτία, αἴτιον, τὸ διὰ τί.* (Met. A. 3. Phys. 2, 3; 2, 7. *τοσαῦτα γὰρ τὸν ἀριθμὸν τὸ διὰ τί περιείληφεν.*)

1. Die materielle Ursache, der Stoff:
   τὸ ὑποκείμενον,
   ἡ ὕλη,
   τὸ ἐξ οὗ (Phys. 2, 3),
   τὸ τίνων ὄντων ἀνάγκη τοῦτ' εἶναι (Anal. post. 2, 11 cf. *ζῴων μορ.* 1, 1. *ἀνάγκη δὲ τοιάνδε τὴν ὕλην ὑπάρξαι εἰ ἔσται οἰκία ἢ ἄλλο τι τέλος*).
2. Die Form, Gestalt, Wesen, Idee, Begriff:
   τὸ τί ἦν εἶναι,
   τὸ εἶδος,
   τὸ παράδειγμα (Met. 2, 3),
   ὁ λόγος τῆς οὐσίας (*π. ζ. γεν.* 1, 1),
   ὁ λόγος (ibid.),
   ἡ οὐσία ἄνευ ὕλης (Met. Z, 7),
   ἡ μορφή / *τὸ σχῆμα τῆς ἰδέας* } (Met. Z, 3),
   τὸ ἐξ οὗ (Phys. 2, 3).
3. Die Ursache des Anfangs der Bewegung:
   ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως (Met. A, 3),
   ἡ αἰτία τῆς κινήσεως, / *ἡ αἰτία ἡ κινοῦσα,* } (*π. ζ. γεν.* 1, 1),
   ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς μεταβολῆς ἡ πρώτη, ἢ τῆς ἠρεμήσεως (Phys. 2, 3),
   τὸ ποιοῦν, / *τὸ μεταβάλλον,* } (ibid.),
   τὸ ὑφ' οὗ (Met. Z, 8),

τὸ κινῆσαν (Phys. 2, 7).

4. Die Urſache des Ziels, Zwecks, Endes, des Weswegen
τὸ τέλος,
τὸ οὗ ἕνεκα,
τ'αγαθόν (Met. A, 3),
τὸ καλόν (π. ζ. μορ. 1, 1),
ὁ λόγος (π. ζ. μορ. 1, 1. φαίνεται δὲ πρώτη (ἀρχὴ), ἣν λέγομεν ἕνεκά τινος. λόγος γὰρ οὗτος).

	Τὸ διὰ τί, αἱ ἀρχαί,				
1. Stoff	τὸ ὑποκείμενον	ἡ ὕλη	τὰ μέρη	τὸ ἐξ οὗ	ἡ δύναμις
2. Form	τὸ τί ἦν εἶναι	τὸ εἶδος	τὸ ὅλον	τὸ ἐξ οὗ	ἡ ἐνέργεια
3. Bewegung	ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως	τὸ ποιοῦν	ἡ σύνθεσις	τὸ ὑφ' οὗ	ἡ φύσις, πρᾶξις, τέχνη
4. Zweck.	τὸ συμπέρασμα.	τ'αγαθόν.	τὸ τέλος.	τὸ οὗ ἕνεκα.	ἡ ἀρετή.

Als ein Beiſpiel der Anwendung, die Ariſtoteles von jener Lehre in der Behandlung der einzelnen Wiſſenſchaft macht, habe ich die naturhiſtoriſchen Schriften angeführt. Aus der Einleitung des zweiten Buchs der Schrift über die Theile der Thiere und des erſten Buchs über die Erzeugung der Thiere ergiebt ſich, daß dieſe beiden Schriften mit der Thiergeſchichte ein großes Ganze bilden ſollen. Das Syſtem dieſes Ganzen beruht nun eben auf der Lehre von den vier Urſachen, wie ſich das in der Einleitung des erſten und zweiten Buchs über die Erzeugung der Thiere deutlich ausſpricht, in der letzteren überdies ausdrücklich geſagt wird. Die Thiergeſchichte nämlich handelt von den Theilen der Thiere nach dem Geſichtspunkt der ὕλη und den davon abhängigen Verſchiedenheiten der Lebensweiſe und des Charakters, cf. π. ζώων μορ. 2, 1. ἐκ τίνων μὲν οὖν μορίων καὶ πόσων συνέστηκεν ἕκαστον τῶν ζώων ἐν ταῖς ἱστορίαις ταῖς περὶ αὐτῶν δεδήλωται σαφέστερον. — Περ. ζ. γεν. 1, 1, καὶ ὕλη τοῖς ζώοις τὰ μέρη, πάντι μὲν τῷ ὅλῳ τὰ ἀνομοιομερῆ, (cf. π. ζ. ἱστ 1, 1) τοῖς δ' ἀνομοιομερέσι τὰ ὁμοιομερῆ τούτοις δὲ τὰ καλούμενα στοιχεῖα τῶν σωμάτων. — Die Schrift über die Theile der Thiere handelt von der Form der einzelnen Theile in Beziehung auf den Zweck, den ſie im Organismus erfüllen π. ζ. μορ. 2, 1 δι' ἃς αἰτίας ἕκαστον τοῦτον ἔχει τὸν τρόπον ἐπισκεπτέον νῦν, χωρίσαντας καθ' αὐτὰ τῶν ἐν ταῖς ἱστορίαις εἰρημένων. Dieſer Gegenſtand der Unterſuchung wird im letzten Capitel des erſten Buchs hinreichend deutlich als εἶδος und als τέλος bezeichnet. Die Form aber und der Zweck, dem dieſe Form dient, fallen bei den Organen des thieriſchen Körpers zuſammen. Daher ſagt Ariſtoteles im Anfang der Schrift π. ζ. γεν. 1, 1, nach Aufzählung der vier Urſachen, und nachdem er erwähnt, daß in der Schrift π. ζ. μορ. über die einzelnen Theile nach ihrem Zweck (ἕνεκά του) geſprochen ſei, der Begriff des Weſens (d. i. die ἀρχὴ τοῦ τί ἦν εἶναι) und das Weswegen als Zweck ſeien daſſelbe. —

Nachdem alſo die Natur der Thiere nach den drei Urſachen betrachtet iſt, kündigt Ariſtoteles die Schrift über die Erzeugung der Thiere als die Betrachtung nach der Urſache des Anfangs der Bewegung (αἰτία τῆς κινήσεως) an. Τὸ δὲ περὶ ταύτης σκοπεῖν καὶ τὸ περὶ τῆς γενέσεως τῆς ἑκάστου τρόπον τινὰ ταὐτόν ἐστιν. Ich enthalte mich hier, den Einfluß der Lehre von den Urſachen auf die Methode in andern Schriften des Ariſtoteles nachzuweiſen. Wenden wir uns vielmehr zur näheren Betrachtung der Politik.

Die Eintheilung der Lehre des Ariſtoteles über die Staatskunſt beruht auf der Lehre von den vier Urſachen; die Ordnung dieſer Eintheilung auf der Ordnung, welche dieſelben in der Natur der Dinge haben, und in welcher ſie in der Phyſik aufgezählt werden.

Ariſtoteles unterſcheidet öfter das Frühere und das Spätere in den Urſachen nach der natürlichen Entſtehung und nach dem Begriff. Wenn er z. B. ſagt, das Ganze ſei eher, als die Theile (*μέρη*), ſo verſteht er unter dieſen letzteren nur die Theile als Theile des Ganzen, welche in dem Begriff des Ganzen das Spätere ſind, während ſie in ihrer Abgeſondertheit vor der Syntheſis (als *μόρια*) das Frühere ſind. So iſt auch aus einem Geſichtspunct der Stoff, aus dem andern die Form das Frühere. Das Erz der Bildſäule iſt früher, als die Form im Geiſt des Künſtlers, und wiederum iſt die Form früher, als das Erz in dieſer Form. Wenn das Volk von Athen dem Phidias auftrug, das ſchönſte Standbild der Athene zu formen, ſo war hier der Zweck das Erſte, der dem Künſtler als Urheber der Bewegung übergeben wurde, welcher nun aus ſeinem Geiſt die Idee, die Form des Werks ſchöpfte und dieſe Form dann dem Stoff einprägte. Von einer anderen Seite betrachtet, iſt gerade umgekehrt der Stoff das Erſte, die Form im Geiſte des Künſtlers das Zweite, der Künſtler, ſofern er dieſe Form mit jenem Stoff verbindet, das Dritte, und das Ziel, das Schöne, zu dem alle jene Urſachen hinſtreben, das vierte. In Beziehung aber auf das Ganze ſind jene vier Urſachen zwar der Zeit nach früher, dem Begriff nach aber ſind ſie gar nicht ohne das Ganze, ſie ſind nur im Ganzen, und folglich das Ganze, die Einheit aus jenen vier Urſachen, eher, als jede derſelben.

Jedes Wirkliche beſteht nach Ariſtoteles durch ſeine Energie. Der Energie, d. h. der Wirklichkeit (Wirkſamkeit) muß die Möglichkeit (Fähigkeit) vorausgehen. Dieſe Lehre von dem Verhältniß von objectiver Möglichkeit (wie Trendelenburg die *δύναμις* bei Ariſtoteles kurz und treffend bezeichnet) und objectiver Wirklichkeit (*ἐνέργεια*) durchdringt die ganze Ariſtoteliſche Philoſophie. Es iſt keine *ἐνέργεια* ohne die *δύναμις*, wohl aber die *δύναμις* ohne die *ἐνέργεια*. Die *δύναμις* iſt in dem Stoff, der *ὕλη*, ſie iſt die im Stoff latente Form; die *ἐνέργεια* iſt in der Form, dem *τὸ τί ἦν εἶναι*. Und wie in dem aus Stoff und Form gebildeten Ding logiſch die Form früher iſt, als der Stoff, ſo iſt die Wirklichkeit logiſch früher, als die Möglichkeit. Allein die phyſiſche Betrachtung geht von dem Stoff zur Form, von der Fähigkeit zur Wirklichkeit. Indem ſie alſo zuerſt den Stoff unterſucht, wird ſie in demſelben die Fähigkeit nachzuweiſen haben, welche den Stoff für die Form empfänglich macht, wodurch derſelbe aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit übergeht. Wer ein Haus nach ſeinen Anfängen oder nach ſeinen letzten Gründen betrachtet, muß zuerſt das Material unterſuchen, in Stein und Holz die Fähigkeit, ein Haus zu werden, nachweiſen. Aus einem Material, welches dieſe Fähigkeit nicht hat, z. B. aus trockenem Sand oder aus flüſſigem Waſſer wird nie ein wirkliches Haus. Das Haus kann ſehr verſchiedene Formen haben. Die Baukunſt muß zuerſt das brauchbare Baumaterial, dann dieſe Formen nach gewiſſen Hauptarten kennen lehren. Sie muß aber auch lehren, wie man aus dem Material nach dieſer Form ein wirkliches Haus baut, auch wie ein Haus in der Zeit verfällt, ſich verändert, erhalten wird. Endlich muß ſie unter der Vorausſetzung, daß Alles „nach Wunſch“ ſei, lehren, welches Haus aus welchem beſten Material in welcher beſten Form nach dem höchſten Zweck des Hauſes das beſte iſt und zu Stande kommt. Ebenſo wird, wer die Staatskunſt lehrt, zuerſt von dem Hypokeimenon des Staats, d. h. von Volk und Land, zu reden haben und in dieſem die Möglichkeit des Staats nachweiſen; dann wird er die verſchiedenen Formen des Staats ſchildern, theils nach früheren Muſtern, theoretiſchen und praktiſchen,

theils nach seiner eignen, d. h. nach der richtigsten oder für die richtigste gehaltenen Theorie, dann wird er die Ursache der Bewegung in den Staaten, d. h. die Ursachen der Veränderungen und der Erhaltung des Staats, sowie die Principien der Gründung eines Staats nach gegebenen Bedingungen entwickeln, und endlich wird er lehren, den besten Staat nach dem höchsten Zweck des Staats aus dem besten Material in der besten Form zu Stande zu bringen. Hat er in dieser Weise den Staat nach den vier Principien des Staats vollständig dargestellt, so ist seine Lehre nothwendig selbst eine vollständige. Daß nun Aristoteles hiernach verfahren, zeigt ein Blick auf den Inhalt der acht Bücher.

I. Das erste Buch handelt von dem Hypokeimenon des Staats als des höchsten Vereins, der alle kleineren Vereine in sich befaßt, d. h. von den Einwohnern des Staats in den Vereinen zwischen Mann und Frau, Vater und Kindern, Herr und Diener.

II. Das zweite, dritte und vierte Buch geben ausführliche Kunde von den Formen der Staaten, das zweite von den vorhandenen theoretischen und factischen Staatsverfassungen, das dritte und vierte von den Staatsformen nach der eigenen Ansicht des Aristoteles.

III. Das fünfte und sechste Buch lehren die Ursachen der Veränderungen und der Erhaltung, so wie der neuen Gründung der Staaten.

IV. Das siebente und achte Buch stellen den höchsten Zweck des Staats auf, bestimmen darnach den besten Staat und lehren die Bedingungen und Mittel seiner Verwirklichung.

Die Rechtfertigung einzelner nur scheinbaren Abweichungen, z. B. des Nicht-Erwähnens des Landes im ersten Buch, dagegen des Zurückkehrens zum Hypokeimenon, Volk und Land, im siebenten, und Anderes bedarf einer weiteren, hier nicht zulässigen Ausführung.

Die Frage über die Ordnung der Bücher erledigt sich hiernach von selbst zu Gunsten der Handschriften. Die äußeren Gründe für eine Umstellung waren durch Göttling beseitigt. Neuerdings ist die Frage wieder angeregt durch Barthelemy St. Hilaire, und nach ihm hat Dr. Woltmann im Rheinischen Museum 1842 darzuthun versucht, daß nach des Aristoteles eigener Ankündigung über die Reihenfolge des Inhalts (4, 2) das sechste Buch nothwendig dem fünften vorangestellt werden muß. Daß der Verfasser dies mit Recht behauptet, ist außer Zweifel, und dennoch muß es nach des Aristoteles eigenem Zeugniß bei der jetzigen Ordnung bleiben. Es soll hier kein Gewicht darauf gelegt werden, daß beide Bücher der Betrachtung des Staats nach der Ursache der Bewegung (τῆς κινήσεως) gewidmet sind, und zusammen den dritten Haupttheil der ganzen Politik bilden, so daß eine Umstellung ohne Einfluß auf das Ganze wäre, wiewohl das sechste Buch besser zu dem siebenten hinüberleitet, und das fünfte sich besser an das vierte anlehnt. Wenn aber die Ankündigung eines Schriftstellers über das, was er thun will, und das Zeugniß desselben Schriftstellers über das, was er gethan hat, mit einander in Widerspruche stehen, so ist doch wohl klar, daß das Zeugniß mehr gelten muß, als die Ankündigung; und da nun Aristoteles im sechsten Buch wiederholt (Cap. 1 und 5) sagt, die Lehre über den Untergang und die Erhaltung der Staatsverfassungen (περὶ φθορᾶς καὶ σωτηρίας) sei schon im Vorhergehenden (nämlich im fünften Buch) abgehandelt, so ist einleuchtend, daß nach seinem eignen Zeugniß die jetzige Ordnung die Aristotelische ist."

Hierauf trat Prof. Döderlein auf Einladung des Präsidiums noch einmal auf die Rednerbühne, um nach dem Wunsch einiger Mitglieder eine vollständige

zu geben, aus welcher er Tags zuvor ein einzelnes Capitel, über die Präpoſitionen mitgetheilt hatte. Er erklärte in der Bevorwortung ſeines Vortrags, „daß die Anſichten, die er vorzutragen beabſichtige, großentheils keineswegs neu ſeien, ſondern nichts als eine Fortbildung von Bernhardi's Lehre, und empfiehlt bei dieſem Anlaß Bernhardi's Sprachwiſſenſchaft als ein mehr berühmtes, denn benütztes Werk; es ſtehe an Ideenreichthum und Präciſion weit über deſſelben Philoſophen ausführlicherer Srachlehre, obgleich dieſe weit bekannter und verbreiteter ſcheine.

Der ganze Sprachſchatz zerfalle in Interjectionen oder Empfindungswörter, welche als bloſe Laute dem Menſchen mit dem Thier gemeinſam ſeien, und in eigentliche Wörter, den Ausdruck von Gedanken. Von jenen als der vernünftigen Sprache fremdem Elemente abgeſehen, zerfallen die Wörter, welche den Sprachſchatz bilden, in Partes und in Particulas orationis. Die partes orationis entſprechen als Elemente des grammatiſchen Satzes den Elementen des logiſchen Urtheils, das Subſtantiv dem Subject, das Attributiv (als Gattungsbegriff des Adjectivs und Particips) dem Prädicat, das Verbum ſubſtantivum der Copula. Die moderne Entlehnung dieſer logiſchen Begriffe für den Dienſt der Grammatik habe manche Verwirrung in der Grammatik zu verantworten. Das Subſtantiv entſpreche der logiſchen Vorſtellung und ſeine Unterarten, das nomen appellativum der abſtracten oder dem Begriff, das nomen proprium aber der concreten oder der Anſchauung; das nomen proprium ſei eine geborne Anſchauung, das appellativum werde erſt durch den Zutritt des Artikels zu einer Anſchauung.

Das ſubſtantivum ſei zweier Verhältniſſe fähig; des Numerus und der Dependenz. Was man als Drittes gewöhnlich hinzufüge, das Genus, ſei durch die Vernunft nicht gefordert; ſei ein Luxus der Sprache und habe nur für die Phantaſie Intereſſe, nicht für den Verſtand; daher auch manche Sprachen der Genusbezeichnung entbehren. Der Numerus unterſcheide mit Nothwendigkeit nur zwiſchen Einheit und Mehrheit; der Dualis ſei gleichfalls Luxus. Die Dependenz wird durch die Caſus bewerkſtelligt. Hinſichtlich der Caſus bekennt er ſich zu der ſchon oft vorgebrachten und oft verworfenen Lehre, wonach der Nominativ und Vocativ die casus absolutos, die übrigen die casus obliquos bilden, die letzteren aber nicht mehr als 3 ſeien, entſprechend den terminis der Bewegung; es käme nur darauf an, die vier casus obliquos der Vulgargrammatik richtig auf die Dreizahl zu reduciren. Der Genitiv entſpreche dem terminus a quo, der Accuſativ dem terminus ad quem, der Ablativ dem terminus in quo. Was ſei nun der Dativ? Nichts Anderes als eine Unterabtheilung oder ein Anhang des Accuſativus. Der Dativ ſei der Accuſativ mit praepos. ad oder in, und zwar, wenn er ſtreng gebraucht werde, mit einer ethiſchen Beziehung wodurch ſich tibi mitto librum, d. h. Dir zum Beſitz, unterſcheidet von ad te mitto, d. h. an dich zur Aufbewahrung oder Weiterbeförderung. Jeder der drei Grundcaſus hat eine doppelte Bedeutung, eine locale und eine modale: Der Genitiv bezeichnet local den terminus a quo, modal, dem entſprechend, den Urſprung. Dies läßt ſich jedoch nur im Griechiſchen nachweiſen; im Lateiniſchen und Deutſchen tritt ein collidirendes Sprachidiom, demnach keine Präpoſition mit einem Genitiv conſtruirt wird, verwirrend ein, indem jede Präpoſition, welche de jure et ratione mit dem Genitiv verbunden werden ſollte, de facto et usu an ſeiner Stelle den Ablativ regiert. In ſolchen Fällen nur könne man von Rection der Präpoſition ſprechen, nicht da, wo ein casus suo jure ſich mit einer Präpoſition verbinde, wie

in horto. Der Accuſativ bezeichne, ſo wie local den terminus ad quem, ſo entſprechend modal das Object; endlich der Ablativ, ſowie local den terminus in quo, ſo modal das Inſtrument. Der Redner geſteht, daß ihm der innere Zuſammenhang dieſer Inſtrumentalbedeutung mit dem terminus a quo nicht ſo klar ſei, wie der jener vorigen Local- und Modalbedeutungen, aber factiſch ſei er vorhanden. Bemerkenswerth ſei bei dieſer Doppelbedeutung der Caſus, daß der Caſus an ſich die modale Bedeutung habe, dagegen die locale Bedeutung in der Regel erſt durch den Zutritt einer Präpoſition erhalte, während man nach der Annahme, daß die locale die ältere, urſprüngliche ſei, das Umgekehrte vermuthen ſollte, der Caſus an ſich werde die locale Bedeutung als die Grundanſchauung enthalten und die ſpätere abgeleitetete modale Bedeutung durch ein mechaniſches Vehikel, die Präpoſition, von der urſprünglichen unterſcheiden.

Das Attributiv habe zwei Unterarten, das Adjectiv, welches eine habituelle Eigenſchaft, und das Particip, welches einen temporären Zuſtand bezeichne. Das Particip ſei wieder von doppelter Bedeutung, tranſitiv oder intranſitiv, oder nach trichotomiſcher Eintheilung dreifacher, activ, paſſiv oder neutrum. Daher ſei das verbum intransitivum ganz identiſch mit dem verbum neutrum, der Unterſchied beſtehe blos in der Verſchiedenheit der Entgegenſetzung, je nachdem man das Activ und Paſſiv dem Tranſitivum ſubordinirt, oder mit Ueberſpringung dieſes höheren Begriffs dem Neutrum coordinirt.

Wie das Subſtantiv des Numerus und der Dependenz, ſo iſt das Attributiv der Comparation und der Inhärenz oder der Inhäſion fähig. Die Comparation verhält ſich zu dem Numerus, wie der Grad zur Zahl, denn die Accidenz läßt ſich nur ſteigern, die Subſtanz nur vermehren. Der Poſitiv bezeichnet den abſoluten Grad und iſt nicht die erſte Stufe der Comparation, ſondern ihr Gegenſatz, ihre Negation. Auch der Comparativ und Superlativ unterſcheiden ſich nicht gradweiſe, wie mehr und noch mehr, ſondern haben beide eine gleiche Stärke und Steigerungskraft; der Comparativ übt ſie durch Entgegenſetzung, der Superlativ durch Heraushebung; major caeteris iſt identiſch mit maximus omnium, aber „ich bin der älteſte unter euch“ iſt eine Incorrectheit, vom grammatiſchen Standpunkt aus Unſinn. Comparirt können ſtreng gefaßt nicht Subſtanzen werden, ſondern nur Accidenzen. Beim Comparativ ſind vier Fälle möglich; erſtens man vergleicht die Accidenz einer Subſtanz mit derſelben Accidenz einer andern Subſtanz, oder die Accidenz einer Subſtanz mit einer andern Accidenz derſelben Subſtanz, drittens die Accidenz einer Subſtanz mit einer andern Accidenz einer andern Subſtanz, viertens die Accidenz einer Subſtanz mit derſelben Accidenz derſelben Subſtanz. Die zwei erſten Fälle ſind häufig genug: major sum quam tu und major sum quam pulerior. Im letzteren Fall hat die lateiniſche Sprache den Idiotismus, auch dem Vergleichungsglied die Comparationsform zu geben, mit andern Worten, den Begriff magis, der logiſch nur dem erſten Glied zukömmt, als Gemeingut des ganzen Gedankens zu behandeln. Der Grund liegt in dem Beſtreben nach euphoniſcher Concinnität, welche durch Gleichklang erſtrebt wird. Der dritte Fall iſt leicht denkbar, kömmt aber ſelten vor. Der vierte Fall ſcheint kaum denkbar, iſt aber gleichwohl häufig im Griechiſchen: z. B. ἐγένοντο ἀμείνονες ἑαυτῶν.

Die Inhärenz des Attributivs entſpricht der Dependenz des Subſtantivs. Das Attributiv iſt keines Caſus fähig, wohl aber des Caſuszeichens, wodurch es dem Subſtantiv verbunden wird. Dieſes Caſuszeichen iſt gleichſam eine Livree, mit deren Anlegung das Attributiv in den Dienſt des Subſtantivs tritt; die Livree aber iſt Eigenthum des Herrn (des Subſtantivs), welcher ſie zurücknimmt, ſobald er den Diener aus ſeinem Dienſte entläßt. Das Attributiv kann auf zwei-

ſtantiv inhäriren; entweder als Prädicat, indem es demſelben durch das ge- erſt beigelegt wird, oder als Epitheton, indem es ihm durch ein früheres elegt iſt. Der Redner wünſcht, daß dieſe einfache mit dem rhetoriſchen Begriff monirende Terminologie ſtatt der ſchwankenden und willkürlichen Ausdrücke für Eingang in die Vulgärgrammatik finden möchte. Die deutſche Sprache verfagt nn es als Prädicat inhärirt, das Zeichen der Inhärenz, gleichſam, als wenn wo das Attributiv durch die Copula in den Dienſt des Subſtantivs eintritt, gedungen wird, daſſelbe noch nicht zur Tragung von deſſen Livree berechtigt ſei.

ſſante und wichtige Lehre von dem Pronomen, welche einen Anhang zu dem rum und attributivum bilden, mußte der Redner wegen Kürze der ihm vergönn- liegen laſſen.

Verbum kann nur von dem verbo substantivo die Rede ſein; denn was man χή nennt, iſt kein einfacher Redetheil, ſondern die organiſche Verbindung des i mit einem Participium; daher gehört die Lehre von den generibus verborum, s und numeris verbi in die Lehre von dem Particip, reſp. vom Attributiv. Das tivum iſt nur des Tempus, der Progreſſion und des Modus fähig. Die von r. A. Wolf verbreitete Unterſcheidung von Tempus und Progreſſion oder Action und evident übergangen werden. Nur über den Aoriſt bemerkt der Redner, daß ch Präſensbedeutung habe und den Begriff des Pflegens involvire. Dieſe ürfe jedoch einer Beſchränkung. Der griechiſche und lateiniſche Aoriſt bezeichne egen in einer beſchränkten Gegenwart, ſondern nur das in aller Ewig- er Gebrauch beſchränkt ſich auf allgemeine Sätze, daher der Redner für dieſen noch Aoriſt den Namen aoristus gnomicus vorſchlägt. Die modi ſeien dreierlei. Der ie Wirklichkeit, der Optativ für die Möglichkeit, der Imperativ für die eit. Der Conjunctiv ſei nur eine Nebenform des Imperativs, ſtehe nur in ab- n, wie der Imperativ nur in unabhängigen; daher ſei τί φῶ; und ἴωμεν! eben iv, als Conjunctiv, und hiermit die Lücke der erſten Perſon in dem Paradigma des gefüllt. Erſt in der zweiten und dritten Perſon ſcheiden ſich die Formen des Im- es Conjunctivs.

rticulae orationis ſind die Verhältnißwörter, die Präpoſition für das Subſtantiv, für das Attributiv, die Conjunction für das Verbum. Da die Lehre von dem nlich einfach iſt, die Lehre von den Präpoſitionen am vorigen Tage ihre Erledigung , und die Lehre von den Conjunctionen in den von dem Redner kürzlich heraus- den und Aufſätzen (Erlangen bei Ferd. Enke 1843) gedruckt vorliegen, ſo ſchloß der- einen Vortrag mit der Bemerkung, daß er nach dem eben dargelegten Schema eine Syntaxis der griechiſchen und lateiniſchen Sprache" zu bearbeiten beabſichtige, und gentlichen Bitte an alle Sprachforſcher und Schulmänner, namentlich ſeine neuen laube, auch richtigen, in dem erwähnten Buche dargelegten Anſichten über die Con- r genauen Prüfung zu würdigen."

Walz will zwei Punkte berühren: Wie es kommen möge, daß dem gelehrten Her- nerlich, daß ablat. localis und instrumentalis zugleich ſei. Das ſei nur Man-

gelhaftigkeit in der einen Sprache; im Sanscrit ſei ein locativus auf i, der ſich auch im Lateiniſchen Romai, Corinthi, Neapoli nachweiſen laſſen, daher nöthige uns die Beſchäftigung mit der allgemeinen Grammatik, uns umzuſehen auch in anderen Sprachen. Zu dem oben gegebenen Beiſpiele ἀμείνονες ἑαυτῶν finde ſich im Lateiniſchen bei Appulejus ein Beiſpiel.

Dr. Ahrens wollte auf daſſelbe aufmerkſam machen, was Prof. Walz ausgeſprochen; demnach beabſichtige er, nur noch Erläuterungen zu geben. Es können Caſus von verſchiedener Bedeutung zuſammenfallen, auch im Lateiniſchen. Nominativus und vocativus in der 1. und 3. Declination und im Plural in allen Declinationen; in allen neutris fielen nominativus, vocativus, accusativus zuſammen, oft ablativus und dativus. Alſo müſſen zwei ganz verſchiedene Caſus dieſelbe Form haben können. — Im Griechiſchen habe der Genitiv zwei verſchiedene Bedeutungen: 1) woher? local gleich dem lateiniſchen Ablativ, auch da, wo die Localität nicht ſo deutlich vortrete, wie bei der Comparation. Daß auch hierin locale Verhältniſſe zu Grunde gelegen, habe man erſt im Sanscrit erkannt, wo der Ablativ auf die Frage woher ſteht; auch filius major patre verlange, daß man vom Vater aus- und auf den Sohn übergehe. 2) habe der Genitiv die gewöhnliche, eigentliche Genitivbedeutung. Im Dativ lägen mehrere verſchiedene Bedeutungen, 1. die gewöhnliche, 2. die locale (lateiniſcher Ablat.), 3. die inſtrumentale (lateiniſcher Ablat.). Man ſei ohne Erfolg bemüht geweſen, dieſe verſchiedenen Bedeutungen auf ein Grundverhältniß zurückzuführen. — Im Sanscrit habe man 8 Caſus: außer den gewöhnlichen den locativus und instrumentalis (beſſer comitativus genannt, entſprechend dem σύν, cum). Demnach möchten urſprünglich die Sprachen des indogermaniſchen Stammes größeren Reichthum der Caſus gehabt haben, von dieſen ſeien in der Form mehrere zuſammengefallen, theils zufällig, wie Corinthi, theils wegen ihrer verwandten Bedeutung. Auch hätte urſprünglich Verwandtſchaft der Bedeutung Gleichheit der Form bewirken können. Im Lateiniſchen hätten ſich Genitiv, Dativ und Accuſativ ihre reine Bedeutung erhalten, der Ablativ habe den wahren Ablativ (woher?), den Locativ (wo?) und den Inſtrumentalis (wodurch?) in ſich vereinigt.

Nach welchem Syſtem nun die Sprache dieſe Caſus gebildet habe? Er nehme zwei Hauptclaſſen von Caſus an. Die erſte Claſſe ſeien locale. 1. Ablativ: woher? 2. Locativ: wo? 3. Accuſativ: wohin? — jedoch nur mit einem Theile ſeiner Bedeutung — 4. Comitativ: womit? (ſo daß für σύν und cum die locale Bedeutung feſtgehalten wird; vergl. oben S. 72 und 74). Darin ſei allerdings ein richtiges Theilungsprincip enthalten. Die Caſus ſollen die allgemeineren Verhältniſſe der Subſtantiva im Satze ausdrücken; aber man bedürfe noch der Präpoſitionen zur Bezeichnung der beſonderen Beziehungen. — Die zweite Claſſe von Caſus ſeien innerliche Caſus; Genitiv, Dativ und die zweite Hälfte des Accuſativs. Dieſe gäben ein innerliches Verhältniß zum Satze an. Daß hier keine Willkür, auch bei dem Dativ nicht, Statt finde, gehe aus dem Verhältniß dieſer Caſus zu den drei partes orationis hervor: der Genitiv ſtelle ſich zum Subſtantiv, der Dativ zum Attributiv, der Accuſativ zum Verbum. Im Satze bilde aber das Verbum das Bewegliche, das Subſtantiv das Feſte, das Adjectiv die feſt werdende Bewegung. Daher repräſentire der Accuſativ die Vorſtellung der Bewegung, der Genitiv die eines feſtſtehenden Verhältniſſes, der Dativ die feſt werdende Bewegung. Hierdurch dürften ſich die Schwierigkeiten der Caſuslehre größtentheils heben.

Hofr. Thierſch findet dieſen Geſichtspunkt richtig; die Caſus ſeien Darſtellungen von Verhältniſſen. Aber man müſſe ſie auf die letzten Gründe zurückführen und die Möglichkeit und Zahl der Verhältniſſe aufſuchen, bei dieſen die Grundverhältniſſe feſtſetzen und dann die Modifi-

cationen bestimmen. Die Sprachen, welche wenige Casus haben, bezeichneten eben nur die Grundverhältnisse. Die Präpositionen gäben eine Erweiterung in der Bezeichnung der Verhältnisse mit den verschiedenartigen Modificationen.

Nach der Pause hielt Gymnasial-Director Münscher aus Hersfeld seinen Vortrag

Ueber die Auswahl der Classiker für Gymnasien.

„Um einen kleinen Beitrag zu den Verhandlungen zu liefern, welche in dieser ansehnlichen Versammlung gepflogen werden, bringe ich aus dem Bereiche des Schullebens einen Gegenstand zur Sprache, der vielleicht Manchem wenig bedeutend zu sein und geringen Einfluß auf das Leben in der Schule zu haben scheint, von Andern dagegen als längst abgethan und entschieden betrachtet wird. Ich will nämlich von der Auswahl der lateinischen und griechischen Classiker für den Gymnasial-Unterricht meine Ansicht zur Prüfung und Beurtheilung der philologischen Schulmänner und Kenner des Schulwesens mittheilen. Ich werde dabei nicht sowohl fremde Ansichten, als die Gründe für meine Meinung vortragen. Zugleich aber werde ich genöthigt sein, auch über die Behandlung der Schriftsteller, insoweit sie mit der Auswahl in unmittelbarem Zusammenhang, ich möchte sagen, in Wechselwirkung steht, Einiges zu sagen. Und ich glaube, daß eine richtige Ansicht von dem erwähnten Gegenstand in der That für die Gestaltung des classischen Unterrichts auf den Gymnasien von Bedeutung ist, und daß Fragen dabei in Betracht kommen, die, wenn sie auch keineswegs neu sind, doch noch immer die Aufmerksamkeit der praktischen Schulmänner insbesondere mit Recht in Anspruch nehmen, und die noch nicht ganz ins Reine gebracht sind. So wenig ich auch erwarte, durch meinen Vortrag diese Fragen zur Entscheidung zu bringen, so halte ich es doch für zweckmäßig, dieselben in Anregung zu bringen. Es ist offenbar jetzt in der Auswahl der Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums eine größere Uebereinstimmung, als früher sichtbar. In älterer Zeit, noch im vorigen Jahrhundert, ja bis in das neunzehnte hinein las man im Lateinischen noch häufig Catonis disticha, den Justinus, den Curtius, den Seneca, die jetzt beinahe überall aus den Schulen verschwunden sind. J. A. Ernesti, der große Kenner des classischen, besonders des römischen Alterthums, einer der größten Meister in der Nachbildung der Latinität des goldenen Zeitalters, empfahl noch sehr eifrig den Sueton, um die Alterthümer daraus kennen zu lernen, während dieser Schriftsteller jetzt schwerlich in irgend einem Lectionsplan erscheint. Ja, ich weiß einen Rector an dem Gymnasium eines kleinen Landes, einen tüchtigen Gelehrten, der noch in diesem Jahrhundert in den oberen Classen Jahr aus Jahr ein die Schüler mit dem Varro de lingua latina plagte, weil er gerade diesen Schriftsteller herausgeben wollte. Die Schüler lernten wohl dabei etwas; aber sie faßten einen wahren Widerwillen gegen den Schriftsteller. Ich selbst habe noch in meiner Jugend als Schüler in der Schule den Persius und den Vellejus Paterculus gelesen, und Seneca wurde mir wenigstens empfohlen. Alle diese sind jetzt größtentheils, ja fast durchaus von den Schulen verbannt. Auch las man früher mehr neuere lateinische Schriftsteller in den Schulen, z. B. Erasmi colloquia, Murets Reden, Ernesti initia doctrinae solidioris oder gar Uebersetzungen des Campe'schen Robinson oder die an sich empfehlenswerthe Uebersetzung des siebenjährigen Kriegs von Reichard. Auch diese sind jetzt aus den Schulen verschwunden, und man hält es mit Recht für besser, die Schüler zu

den Quellen der ächten Latinität ſelbſt hinzuführen, wenn man auch neuere gute Lateiner zur Privatlectüre empfiehlt. In der Beſtimmung der Stufe, für welche man die Schriftſteller wählt, befolgt man ebenfalls andere Grundſätze, als früher. Terentius und Cicero's Briefe wurden ſonſt in den untern Claſſen, wenigſtens in Quarta und Tertia geleſen, während ſie jetzt auf die obern Claſſen beſchränkt werden. In dem Griechiſchen iſt, ſeitdem das griechiſche Sprachſtudium bedeutende Fortſchritte gemacht hat, eine große Veränderung in der Auswahl der Schriftſteller eingetreten. Früher las man ſehr häufig den elenden Paläphatus de incredibilibus, das allegoriſche Gemälde des Cebes, ſogar den Plutarch de audiendis poetis und de educandis liberis, Bücher, die entweder für die Jugend gar nicht geeignet ſind, oder wenigſtens anderen beſſern jetzt mit Recht nachſtehen. Im Griechiſchen war das Studium der Tragiker auch auf den beſſern Schulen lange ganz vernachläſſigt. Das Höchſte war Homer, dem man manchmal wohl Pindar oder den Schild des Herculeis von Heſiod oder Theognis paränetiſche Sprüche beifügte. Dagegen wird jetzt überall dem Studium der Dramatiker eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet und in Prima die Lectüre derſelben als das Wichtigſte in der griechiſchen Poeſie betrachtet. Indeſſen eine volle Uebereinſtimmung iſt in der Auswahl noch nicht eingetreten, und auch manche Grundſätze,, die man faſt allgemein anerkennt, werden doch nicht immer in der Praxis befolgt. Folgende Grundſätze möchten wohl als ziemlich allgemein anerkannt betrachtet werden können:

1) daß Schriftſteller gewählt werden, die eine Seite des claſſiſchen Alterthums in eigenthümlicher Weiſe darſtellen;
2) daß Schriftſteller gewählt werden, die eine muſtergültige Form haben oder den Sinn für das Schöne und Angemeſſene in der Darſtellung zu wecken geeignet ſind;
3) daß ſolche Schriftſteller und Schriften zur Lectüre genommen werden, deren Inhalt der Jugend nicht allzu fern ſteht, und die, wenn ſie auch keineswegs für Schüler geſchrieben ſind, und wenn ſich auch die Jugend mehr zu ihnen mit Anſtrengung emporheben muß, als daß ſie ſich zur Jugend herablaſſen, dennoch ihrem Inhalt nach den Schülern verſtändlich gemacht werden können;
4) daß endlich ſolche Schriftſteller und Schriften gewählt werden, die in ſittlicher Hinſicht nicht verderblich auf die Jugend wirken, ſondern die, wenn auch ihre Anſichten und Lehren in mancher Hinſicht mit den Grundſätzen und Vorſtellungen unſerer Zeit in Widerſpruch ſtehen, doch die Jugend mit edlen Geſinnungen zu erfüllen vermögen und wenigſtens dieſem Zweck der Jugendbildung nicht entgegenwirken.

Aber in der Praxis bleibt man doch vielen Grundſätzen nicht immer treu; denn man müßte dann einen Plutarch im Griechiſchen weglaſſen, weil ſeine Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe allzu modern iſt, und ſo intereſſant auch der Schriftſteller iſt, doch ſeine Schreibart als muſterhaft nicht betrachtet werden kann. Man müßte ferner den Plautus ſowohl der Sprache, als des Inhalts wegen ausſchließen, den man jetzt wieder, wie es ſcheint, mehr, als früher, hervorſucht. Auch hat man, dünkt mich, in den allgemeinen Lehrplanen, die für Gymnaſien entweder in einzelnen Ländern von Staatsbehörden aufgeſtellt oder in Privatſchriften empfohlen worden ſind, das Verhältniß der Schriftſteller untereinander, die man für den Jugendunterricht zuläſſig findet, nicht genau genug beſtimmt und oft nur eine gewiſſe Reihe von Schriftſtellern aufgeführt, die zur Lectüre gebraucht werden können. Ferner iſt nicht zu läugnen, daß der Geſichtspunkt des Philologen bei der Auswahl der Schriftſteller mit dem Geſichtspunkt des Jugendlehrers nicht ſelten in Colliſion kommt. Dadurch kann es leicht geſchehen, daß man, während man grobe

Verstöße gegen die vorgenannten Grundsätze vermeidet, doch dem philologischen Gesichtspunkt ein zu großes Uebergewicht gibt, und wenn für den Philologen ein Schriftsteller besonderes Interesse hat, man ihm auch im Jugendunterricht den Vorzug vor andern einräumt, die für den Jugendunterricht gerade mehr zu beachten gewesen wären.

Die Menge der interessanten und wichtigen Schriftsteller kann außerdem leicht zu der Ansicht hinführen, daß man der Jugend durch die Wahl vieler Schriftsteller neben oder hintereinander eine recht vielseitige Bildung geben müsse. Man läßt daher hier und da vielerlei Schriftsteller lesen und so viele, daß das Eindringen in die einzelnen leidet, und daß der Jugend mehr eine Musterkarte von Schriftstellern vorgehalten wird, als daß sie zu einer rechten Einsicht in einen oder wenige gelangt.

Bei dem ganzen Gegenstand ist gewiß gar sehr in Betracht zu ziehen, daß das Meiste und die Hauptsache auf der Behandlung der Schriftsteller im Unterricht beruht, und daß eine noch so gute Auswahl nichts helfen kann, wenn die Behandlung eine mangelhafte ist. Aber das glaube ich zugleich aussprechen zu dürfen, daß eine zweckmäßige Behandlung gar sehr durch die Auswahl unterstützt wird, und daß, wenn auch bei der Auswahl gar Manches von der Individualität des Lehrers und seiner Neigung abhängt und abhängig gemacht werden kann, es doch eine Art der Auswahl giebt, durch welche eine recht zweckmäßige Behandlung sehr erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Ich bin der Meinung, daß allerdings jene oben genannten Grundsätze richtig sind und bei der Auswahl zu Grunde gelegt werden müssen, daß es aber bei der Anwendung besonders darauf ankommt, zu bewirken, daß die Schüler sich in den Schriftsteller oder in die ausgewählten Schriften desselben, wie man sagt, ganz hineinlesen, und eine wahre Vertrautheit mit dem Schriftsteller und seiner Schrift erlangen. Ich meine damit nicht sowohl ein Vertiren in succum et sanguinem, wie man es sonst nannte, Einprägung des Schriftstellers durch beständiges Uebersetzen, mündliche oder schriftliche Uebersetzungen, durch Retroversion, durch Nachbildung, durch Auswendiglernen, ohngeachtet ich alles dies, mit Maaß angewandt, keineswegs mißbillige, sondern gar sehr empfohlen haben will. Ich meine auch mit jenem Grundsatze nicht eine ausführliche sogenannte statarische Lectüre, wobei Alles beigebracht wird, was nur zur Erläuterung des Schriftstellers herangezogen werden kann. Meine Meinung, die ich, so viel ich im Allgemeinen kann, darzulegen suchen will, ist folgende: Da man der Jugend eine vollständige oder nur alle Richtungen des Alterthums verfolgende Kenntniß nicht mittheilen kann und soll, sondern sich auf einen kleinern Kreis beschränken muß, so ist es viel wichtiger, daß man der Jugend durch die Wahl einer kleineren Zahl von Schriftstellern Gelegenheit gibt, sich mit einigen Individuen des classischen Alterthums durch ihre Schriften genau bekannt zu machen, ihre Eigenthümlichkeit in der Sprachdarstellung und in der Auffindung und Auffassung der Gedanken sich tief einzuprägen und innige Vertrautheit mit diesen wenigen zu erlangen und sie wahrhaft lieb zu gewinnen, als daß man durch weitere Ausdehnung des zu lesenden Kreises zwar eine vielseitige und mannichfaltige Kenntniß bewirkt, aber die Schüler in keinem Schriftsteller wahrhaft warm werden und gleichsam leben läßt.

Man darf also ja nicht den Schriftsteller als ein Vehikel betrachten, um das Abstractum der Sprache, die man lehren will, oder um eine allgemeine Kenntniß von Zuständen des Alterthums den Schülern vorzuhalten. Vielmehr ist jeder Schriftsteller und jede Schrift als ein Individuum zu betrachten, die Schriftsteller sind wie Persönlichkeiten zu behandeln, die man nur durch lange fortgesetzte Bekanntschaft und durch Eingehen in ihr besonderes und sie auszeichnendes, aber zugleich das alterthümliche Leben repräsentirendes Gepräge auf eine fruchtbare Weise kennen

lernen kann, und die ganze Erklärung ist so einzurichten, daß, wie man bei einem lebenden Menschen die einzelnen Züge, worin sich sein Wesen abdrückt, verfolgt, so auch das Bild des Schriftstellers nach seinen Eigenthümlichkeiten in Hinsicht auf Sprache und Sachen allmählig vor den Augen der Schüler entwickelt wird. Man muß daher Schriftsteller auswählen, die gerade die Jugend, der sie erklärt werden, unter der Leitung des Lehrers auf eine fruchtbare Weise aufzufassen vermag. Man muß ferner die ausgewählten Schriften längere Zeit in den Händen der Jugend lassen und so lange ihre Lectüre fortsetzen, bis die Schüler mit ihren Eigenthümlichkeiten vertraut geworden sind. Man muß wenigstens für jede Classe gewisse wenige Hauptschriftsteller annehmen und sich entweder auf diese beschränken oder ihnen ein entschiedenes Uebergewicht geben. So wird zwar die Jugend gar manche treffliche und ausgezeichnete Schriftsteller des Alterthums gar nicht kennen lernen, aber sie wird durch die vertraute und langjährige Bekanntschaft mit den Wenigen ein weit lebensvolleres und schärfer ausgeprägtes Bild des Alterthums und seiner Sprachdarstellung in sich aufnehmen und trotz aller Anstrengung, die ihr nicht erspart werden soll, weit mehr Freude und Lust am Alterthum finden, als bei der andern Weise möglich ist, wo man der Jugend zwar mehr Schriftsteller, aber mit schnellerem Wechsel vorführt.

Doch das, was eben im Allgemeinen gesagt ist, wird erst klarer werden, wenn ich noch in der Kürze den Plan für die Auswahl der einzelnen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums für die verschiedenen Classen eines Gymnasiums darzulegen versuche. Ich werde meine Ansicht so viel, als es in der Kürze möglich ist, darzulegen mich bemühen, aber auf Widerlegung der entgegengesetzten Verzicht leisten, um nicht weitläufig zu werden. Wenn ich dabei auf den Anfang des classischen Unterrichts fast mehr, als auf den höheren Theil Rücksicht nehme, so geschieht dies deswegen, weil gerade dieser Anfangs-Unterricht größere Wichtigkeit hat und gerade für diesen die von mir vertheidigte Ansicht oft für weniger ausführbar gehalten wird. Man hat die Ordnung der Schriftsteller so bestimmt, daß in der Prosa zuerst erzählende oder historische, dann rednerische, hierauf philosophische oder rhetorische einander folgen, in der Poesie dagegen von epischen ausgegangen, dann zu lyrischen und dramatischen fortgeschritten werde. Dieser Ordnung liegt eine richtige Ansicht gewiß zu Grunde, aber sie genügt nicht, die Reihenfolge, in der die Schriftsteller nach einander vorgenommen werden sollen, festzustellen, weil der eigenthümliche Charakter des einzelnen Schriftstellers vorzugsweise in Betracht kommt, und dieser es mit sich bringt, daß auch manche Historiker oder Redner bis zur obersten Stufe aufgespart werden müssen, und daß mancher lyrische Dichter gleiche Stelle mit den dramatischen einnimmt.

Ich will also die einzelnen Schriftsteller, die ich am geeignetsten für die verschiedenen Classen betrachte, näher im Einzelnen bezeichnen und zuerst von der lateinischen Literatur reden. In der Sexta und Quinta eines Gymnasiums nach dem norddeutschen Zuschnitt ist noch kein Schriftsteller im Zusammenhang vorzunehmen, sondern ein passendes Lesebuch zu gebrauchen. Dies Lesebuch muß so eingerichtet sein, daß für die verschiedenen Theile der Grammatik nach einander Beispiele zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt vorkommen, und später freiere Erzählungen folgen. Zugleich muß der Stoff für die Jugend faßlich und interessant, nicht läppisch und abgeschmackt sein. Nun ist es zwar wünschenswerth, daß viele passende Stellen aus Classikern darin aufgenommen werden; aber wenn man blos classische Stellen auswählen wollte, so würde der Hauptzweck sich weniger gut erreichen lassen, weil es oft an Stellen fehlen würde, die für das Verständniß der Anfänger geeignet sind. Daher sind neben den aus den Classikern zu entnehmenden Stellen auch von Neulateinern verfaßte Stücke zuzulassen. Nur ist in einem

Ausgaben für Kriegsbauten, Kriegsbedarf und Kriegsbeschaffungen.

artiges und reines Gepräge, als dies bei Cäsar der Fall ist. Aber wenn man Cäsar liest, so muß man auch da nicht zunächst bloß dahin arbeiten, den Schülern durch den Cäsar Latein zu lehren, sondern der Hauptzweck muß darauf gerichtet sein, den Schüler diesen Schriftsteller und keinen andern kennen zu lehren. Man mache daher die Schüler vor allen Dingen auf die Form der Sprache, wie sie bei Cäsar hervortritt, aufmerksam, man lasse die Schüler durch Rückübersetzungen, Auswendiglernen einzelner Stellen und andere praktische Uebungen in die Darstellungsweise des Schriftstellers sich ganz hineindenken, weise die Jugend aber auch zugleich stets auf die Verhältnisse der gallischen Völker *), den Zustand der römischen Macht und die Verfahrungsweise des Cäsar und seiner Unterfeldherrn hin, erwecke Bewunderung für diese, aber auch Theilnahme für die Schicksale der Unterjochten, mit einem Worte, man flöße ihnen durch die ganze Behandlung Interesse für Sprache und Inhalt zugleich ein und suche von beiden durch stete fortgesetzte Uebung ein lebendiges Bild in der Seele der Schüler entstehen zu lassen. Auch dieser Schriftsteller darf nicht niedergelegt werden, bis die Schüler sich ganz in denselben hineingelesen haben. Er wird also für Tertia ausreichen. Sollte für die Lehrer das Bedürfniß entstehen, einmal statt des Cäsar einen andern Autor zu erklären, so mögen lieber die Lehrer miteinander abwechseln, als daß statt eines mehr, als jeder andere, geeigneten Schriftstellers ein weniger passender genommen werde. Aber neben diesen prosaischen Schriften darf die Lesung poetischer Werke nicht fehlen. Denn die Poesie hat für den jugendlichen Geist etwas so Belebendes und Erwärmendes, daß man schon in der Quarta eines Gymnasiums die praktische Lectüre, jedoch in beschränkter Weise, eintreten lassen muß. Aber für diesen Anfang möchte ich keinen einzelnen Schriftsteller im Zusammenhang empfehlen. Denn Phädrus, von dem nur ein Theil der Fabeln einen unanstoßigen und für die Jugend geeigneten Inhalt hat, in dessen Metren die äußere Poesie zu wenig sichtbar wird, der die Schüler so wenig in den Kreis des alterthümlichen Lebens einführt, ist nur mit großer Auswahl für eine kurze Zeit zu lesen. Für den ersten Anfang der poetischen Lectüre ist der beständigen Lesung des Phädrus bei weitem der Gebrauch einer Chrestomathie oder Blumenlese vorzuziehen, welche neben den besten Fabeln des Phädrus noch zweckmäßige Sprüche und interessante aber leichte Erzählungen vorzüglich des Ovidius und weniger Anderen darbietet und so den Schüler zugleich in den Stand setzt, den Hexameter und die Distichen genau kennen zu lernen und sich ganz geläufig zu machen **). In Tertia wird dann Ovidius selbst, doch nur die Metamorphosen, so weit sie ihres Inhalts wegen für die Jugend passen, nicht die weinerlichen und den Dichter in unmännlicher Erniedrigung vorführenden Klagelieder, zu lesen sein.

Daß für die oberen Classen Cicero in der Prosa Hauptschriftsteller ist, das ist wohl allgemein anerkannt. Aber man scheint nicht immer genug zu beherzigen, daß nur durch eine lange fortgesetzte und nie unterbrochene Beschäftigung mit diesem an Gedanken und Darstellungsformen

---

*) Nur die Bücher vom gallischen Kriea dürften sich für die Schule eignen, die Bücher de bello civili lassen sich zwar in einer höheren Classe auch auf eine interessante Art behandeln, werden aber doch besser andern Schriftstellern nachgesetzt.

**) In dem Gymnasium zu Herofeld wird eine von dem Gymnasiallehrer Dr. Gustav Volkmar gesammelte Blumenlese aus lat. Dichtern mit Anmerkungen hinter dem Text gebraucht, die bei näherer Ansicht auch wohl anderweitig als eine für die Einführung der Schüler in die lat. poetische Sprache zweckmäßige Auswahl sich empfehlen möchte.

eine wahre Frucht für die Geiſtesbildung und eine innige Liebe zu ihm ge-
muß hier, glaube ich, oft und viel nicht blos derſelbe Schriftſteller, ſondern
ng von Schriften vorgenommen werden. Der Anfang iſt ohne Zweifel mit
en. In dieſen muß der Schüler zuerſt zu Hauſe werden. Auch bei Cicero
he vorzugsweiſe Rückſicht genommen, und die Art, wie er den Ausdruck geſtal-
ie Worte ordnet und Sätze zu Perioden zuſammenſtellt und abrundet, deutlich
ange Uebung dem Schüler geläufig gemacht werden. Auch hier kommt es nicht
tein zu lehren, ſondern auch gerade Cicero in ſeiner zugleich den ausgebildeten
iſchen Alterthums ausprägenden Eigenthümlichkeit kennen zu lehren. Es muß
ie Sachen mit dem Studium der Sprachdarſtellung immer eng verbunden und
gebracht werden. Insbeſondere iſt es von Wichtigkeit, die Situationen ſeiner Zeit
rhältniſſe, unter denen er auftrat, in einem lebendigen Bilde vorzuhalten, und
n zu zeigen, wie die Gedanken, die Anwendung derſelben und die ganze Ge-
darauf berechnet iſt, den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Auch hier müſſen
Uebungen mit dem Leſen und Erklären verbunden werden, doch ſo, daß die Ue-
Zuſammenhang des Geleſenen nicht leidet, ſondern befördert wird. Weniger
die Briefe zu verwenden ſein, die einer hiſtoriſchen Erläuterung in ähnlicher
Reden bedürfen, und ebenſowohl in der Prima, als in der Secunda nach Maaß-
ſchaffenheit geleſen werden können. Die rhetoriſchen und philoſophiſchen Schriften
ganz in die Prima zu verweiſen ſein. Unter dieſen wird man in der Schule
vom Redner, die Tusculaniſchen Unterſuchungen und die Bücher von den
beſchränken, bei dieſen philoſophiſchen und rhetoriſchen Schriften aber ihre Ver-
den oratoriſchen in der Sprachdarſtellung nachzuweiſen haben. Zugleich würde
in Betracht zu ziehen und bei den Schülern lebendige Theilnahme für die Unter-
gen, welche Cicero aufwirft und zu löſen ſucht, anzuregen ſein. Neben Cicero wird
s in Secunda und Tacitus, der letztere namentlich nur in Prima, und zwar von
zuzulaſſen ſein. Der erſtere, Livius, iſt ein vortrefflicher Schriftſteller für die Jugend,
em Urtheil des Quintilian beiſtimme, daß er wegen ſeiner hellen Klarheit und ſei-
ortſchrittes im Unterricht den Vorzug vor Salluſt mit ſeiner oft dunkeln Sprache
chen Uebergängen verdient. Tacitus dagegen beſtändig und allzulange zu leſen,
n die theilweiſe poetiſche, überhaupt etwas geſuchte und in kurzen, loſe verbundenen
eitende Darſtellungsweiſe, welche ihm eigenthümlich iſt und der Jugend durchaus
ahmung zu empfehlen iſt, allzuſehr gewöhnen. Unter den Dichtern für Prima und
ie Auswahl des Virgilius und Horatius ſchon ſo allgemein angenommen, daß ich
zu reden, nicht für nöthig halte. Gewiß bieten dieſe für ein Gymnaſium einen ſo
dar und bedürfen zugleich einer ſo lange fortgeſetzten Uebung, um in ihnen einhei-
den, daß die Hinzufügung eines andern poetiſchen Schriftſtellers dem Hauptzweck,
Hauptrepräſentanten der poetiſchen Darſtellung der Römer die Schüler vertraut zu
Eintrag thun kann *). Bei dieſen Dichtern iſt aber neben Vergleichung des proſaiſchen

---

eint eine zu engherzige oder wenigſtens einſeitige Denkart zu verrathen, wenn man gegen die Lectüre
ulren des Horatius ſich erklärt hat, wie z. B. Niebuhr in ſeinem Brief an einen jungen Philologen

und poetiſchen Ausdrucks die Kunſt des Dichters im Einzelnen zu zeigen, den Schülern die Situationen deſſelben zu vergegenwärtigen und die Art anſchaulich zu machen, wie er den ihm vorliegenden Stoff verarbeitet und daraus ein geſchmackvolles und zunächſt für ſeine Zeitgenoſſen, weiterhin aber auch für alle menſchlich fühlenden Seelen intereſſantes Kunſtwerk zu Stande gebracht hat. Eben dies ſetzt aber nothwendig Kenntniß der Griechen voraus, zu denen ich mich jetzt noch einige Augenblicke wenden will.

In der griechiſchen Literatur kann man nicht zweifelhaft ſein, wem die Rolle eines Hauptſchriftſtellers für die Schüler vom Anfang der eigentlichen Schriftſtellerlectüre an und weiterhin zuzutheilen ſei. Homer iſt ſo entſchieden der Born, aus welchem die ganze griechiſche Literatur, und gerade die ausgezeichnetſten Schriftwerke in Poeſie und Proſa gleichſam hervorſtrömen, in dem ſich das griechiſche Leben mit ſeiner einfach großen und doch wunderſam mannichfaltigen Urgeſtalt ſpiegelt, er iſt der Schriftſteller, durch den man die Sprache wegen ihres Wohllauts und ihrer treffenden, ſinnlich kräftigen und naiven Ausdrucksweiſe lieb gewinnt und in ihrer Mannichfaltigkeit und Geſchmeidigkeit erkennen und empfinden lernt, in dem man eine ſo anſehnliche Reihe von intereſſanten Scenen im Himmel und auf Erden, auf dem Meere und auf dem Lande, in der Natur und in der Menſchenwelt, in allen Geſchäften des Kriegs und Friedens gleichſam vor Augen ſieht, in dem eine ſolche Menge von menſchlich geſinnten Göttern und das Höchſte, das ſie kannten, erſtrebenden Helden auf das anſchaulichſte hervortritt, daß kein Schriftſteller mehr geeignet iſt, die Jugend zu begeiſtern, ſie im griechiſchen Ausdruck und Weſen einheimiſch zu machen und ſie zu edler Bildung emporzuheben. Wenn daher der Knabe in der Quarta — denn früher dürfte das Griechiſche nicht anzufangen ſein *) — die Elemente der griechiſchen Sprache unter beſtändiger Uebung und Leſung eines zweckmäßigen Elementarbuchs ſich genau eingeprägt hat, dann iſt er in Tertia ſogleich in den Homer einzuführen **) und Anfangs durch langſames Fortſchreiten in die Homeriſche Sprache und deren eigenthümliche Formen und Ausdrucksweiſen einzuweihen, allmählig aber immer mehr mit dem griechiſchen Leben und Weſen, wie es im Homer hervortritt, bekannt zu machen. Homer muß in Secunda ſtets fortgehen und in Prima nicht aus der Hand gelegt, d. h. von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen werden. In dieſer Claſſe muß man den Tragikern einen größeren Raum geſtatten, doch möchte ſich unter dieſen auf Sophokles wegen ſeiner ſinnig großen Darſtellung, in der ſich durch Worte und Thaten, denen erhabene Betrachtungen folgen, die höheren Ideen des griechiſchen Lebens veranſchaulichen, mit Ausſchließung der übrigen zu beſchränken ſein, ſo trefflich an ſich auch dieſe bei einzelnen Mängeln ſind. Zur Abwechſelung möge dann auch ein Luſtſpiel des Ariſtophanes, in denen das Schlechte und Anſtößige nicht in ſeiner verlockenden, ſondern in abſchreckender Weiſe dargeſtellt iſt, und zugleich das griechiſche Leben in ſeinem heitern

---

S. 142, deſſen Aeußerungen aber Jacob in ſeiner mit Excurſen begleiteten Ausgabe jenes Briefs, Leipzig 1839, die Erklärung eines Kirchner und Jacobs gegenüberſtellt. S. 185 ff.

*) Es iſt, glaub' ich, von Wichtigkeit, daß eine Sprache, da wo ſie angefangen wird, ſogleich ernſtlich und in einer umfaſſenden Weiſe ſo getrieben wird, daß der Schüler bald in derſelben einiger Maaßen zu Hauſe iſt und neben den Formen auch einen verhältnißmäßigen Reichthum an Kenntniß der Worte und Wortverbindungen als Grundlage für den weiteren Unterricht durch Lectüre gewinnt.

**) Allerdings iſt dies eine unerläßliche Vorbedingung der Homeriſchen Lectüre, daß der Schüler die Formenlehre des attiſchen Dialects ſchon ſicher inne hat und durch Anwendung ſich dieſelbe geläufig gemacht hat. Denn ſonſt würde die Mannichfaltigkeit der Homeriſchen Formen ihn irre machen, und es wurde an einer feſten Baſis fehlen, von der bei der Erklärung der Homeriſchen Formen auszugehen iſt.

und lebensfrohen Charakter mit seinen Auswüchsen hervortritt, wenn es die Zeit erlaubt, gelesen werden *), Pindar aber, weil die Chöre der Tragiker schon lyrische Gesänge darbieten, ausgeschlossen bleiben. In der Prosa möchte ich in der Tertia den Herodot wegen seiner Gemüthlichkeit und Anmuth dem Homer, dem er nahe verwandt ist, am liebsten zur Seite stellen **), in Secunda Xenophon zum Hauptschriftsteller machen, in Prima aber diese Rolle dem Plato mit seinen für die Schule geeigneten Dialogen übertragen, einem Schriftsteller, bei dem die vollendetste griechische Prosa erscheint, der für den Dialog und dialectische Erörterung das einzige Muster ist und für die Mängel der Darstellung philosophischer Lehren bei Cicero einen Ersatz bildet, der endlich die Jugend zu fesseln vor Andern geeignet ist. Dagegen möchte ich vom Standpunkte der Schule aus dem Thucydides und Demosthenes im Vergleich zu Plato, den sie beeinträchtigen würden, einen geringeren Platz einräumen, eine so treffliche Uebung in der Interpretation auch diese darbieten, und so groß auch ihre Wirkung bei zweckmäßiger Behandlung für die Jugend sein muß.

Hiermit schließe ich meine Auseinandersetzung und unterlasse es der Zeit wegen, mich darüber auszusprechen, in welchem Verhältniß die grammatischen Lehrstunden, die Uebung im Latein- und Griechisch-Schreiben und endlich der Privatfleiß der Schüler zur Auswahl der Schriftsteller nach meiner Meinung stehen sollten ***).

---

*) Der Wunsch, neben den Tragikern, welche die Hauptlectüre für Prima darbieten sollen, noch der Abwechselung und des Contrastes wegen einen Stoff, der eine andere Seite des griechischen Lebens darstellt, den Schülern vorzulegen, bewog mich, vor Kurzem in der Schule ein Stück des Aristophanes zu wählen und dann auch in dieser Abhandlung auf eine solche Wahl hinzuweisen. Indessen haben Manche ihr Bedenken dagegen geäußert, und ich bin selbst zweifelhaft gewesen, ob diese Wahl heilsam ist. Davon bin ich zwar überzeugt, daß das Unsittliche, das bei Aristophanes auf eine sehr schroffe und unserm Geschmack oft widrige Weise bezeichnet wird, daß die rohe Sinnenlust, welche darin auf eine mitunter ekelhafte Weise hervortritt, einen nachtheiligen Einfluß auf die Moralität der Jugend nicht äußert, eben weil das Schlechte, unvermischt und in recht groben Zügen dargestellt, mehr abschreckend, als anziehend, wirkt. Aber es ist schwer, der Jugend die mannichfaltige Beziehung auf Sitten jener Zeit, auf die Lehren der Sophisten, auf die Ausspruche der Tragiker, besonders des Euripides, so zu erklären und so nahe zu legen, daß sie den Schriftsteller mit Interesse und mit Neigung liest, mit der er gelesen werden muß, wenn die Lectüre fruchtbar werden soll. Deswegen ist es vielleicht besser, wenn man, um jenen zuerst genannten Zweck zu erreichen, einzelne lyrische Stücke, wie sie z. B. Bach's Anthologie darbietet, von Zeit zu Zeit vornimmt.

**) Bei dem Vorschlag des Herodot für Tertia muß ich wieder auf das in Anmerk. 2 zu S. 103 und auf die Nothwendigkeit hinweisen, daß ein tüchtiger Elementar-Unterricht im Griechischen schon vorausgegangen und vollendet ist.

***) Ueber diese Puncte wäre noch viel zu sagen, zumalen dieselben mit dem Ruthardtschen Vorschlag und Plan einer Vervollständigung der grammatischen Lehrmethode zunächst für die lateinische Prosa im Zusammenhang stehen. Der Zweck, der durch diesen Vorschlag erreicht werden soll, nämlich den Unterricht von der Mannichfaltigkeit zu größerer Einheit zurückzuführen, ihn mit einem Worte mehr zu concentriren, ist gewiß sehr beachtenswerth. Ob er aber durch einen sogenannten Memorirstoff am besten erreicht wird, ob dies nicht gar leicht zu einem nachtheiligen Mechanismus führen würde,, auch von der Schwierigkeit der Ausführung abgesehen, das ist eine andere Frage. Sollte nicht eine Ausstattung der für das Gymnasium zu gebrauchenden Schulgrammatik mit hinlänglichen, für sich verständlichen, aus einem beschränkten Kreis mustergultiger Schriftsteller, vorzüglich Cicero's, entnommenen und nach den verschiedenen Stufen des Unterrichts eingerichteten Beispielen, die sich zum Memoriren eignen, denselben Zweck erreichen lassen, ohne daß es nöthig wäre, eine andere Lection zu den bisherigen hinzuzufügen? Zugleich würde aber die Beschränkung in der Wahl der Schriftsteller, die hier empfohlen wird, wenn daraus eine größere Vertrautheit mit dem ein-

Nur einige ganz kurze Bemerkungen füge ich, um nicht mißverstanden zu werden, hinzu:

1) Ich habe nur den Zweck gehabt, auf die Vereinfachung und Beschränkung der Lectüre der griechischen und römischen Classiker hinzuweisen, in einer Zeit, wo wir bei großem Ueberfluß an Mitteln der Bildung leicht in Gefahr sind, uns zu sehr auszudehnen und in der gegebenen Fülle nach zu vielen Seiten hin zu schwelgen, der Vertiefung in das Einzelne aber uns zu entfremden. Modification meines Plans will ich deswegen nicht ausschließen.

2) Ich lege einen großen Werth darauf, Worte und Sachen zugleich in den alten Schriftstellern zu beachten. Auch bin ich im Geist eines Clemens von Alexandrien und Origenes, denen selbst Augustinus nicht selten beistimmt, auch im Geist eines Melanchthon von der Trefflichkeit des Inhalts der Alten für die Jugendbildung überzeugt und nicht der Meinung, daß sie nur um der Form willen für unsere Zeit ihren hohen Werth hätten. Aber dennoch würde ich, wenn etwas fehlen sollte, lieber Anderes, als die grammatische Behandlung zurückgesetzt sehen, welche die einzige sichere Grundlage des Verständnisses der Alten ist.

3) Die Beschränkung in der Ausdehnung der classischen Studien verlange ich nur von dem Schulmann, insofern er in der Schule lehrt, nicht insofern er auch Philolog sein soll, und die Schriftsteller des Alterthums in weiterem Umfang, als die Schule zunächst verlangt, so viel als möglich zu durchdringen die Pflicht hat.

4) Endlich gestehe ich mit Göthe: Grau ist alle Theorie, grün ist nur des Lebens goldner Baum. Ich meine so. Es ist schwer, allgemeine Ansichten über practische Dinge in Worten auf eine einleuchtende Weise auszusprechen. Sie müssen erst durch die Praxis in ihrer Wahrheit, Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit sich erweisen."

Hofrath Thiersch bemerkte, er stimme im Ganzen den eben vorgetragenen Ansichten bei; das jugendliche Gemüth mache denselben Proceß, welchen das Fortschreiten vom Epiker zum Historiker und von diesem zum Redner gewähre. Im Einzelnen billigt er namentlich die Ansichten über den Cornelius Nepos, welchen er das wahre Knabenbuch nennen möchte. Zugleich macht er auf den Wunsch des Herrn Archivdirectors von Rommel aufmerksam, daß passende Lehrbücher der vaterländischen Specialgeschichte je für die einzelnen Stämme und Staaten abgefaßt werden möchten. Dadurch solle nicht etwa der Particularismus befördert werden, sondern es solle an der Geschichte des eigenen Vaterlandes, am Heimathlichen die Liebe zum großen deutschen Vaterlande erstarken und von jenem auf dieses zurückgeführt werden.

Prof. Petersen beantwortete zuletzt die Frage:

---

zelnen hervorgeht, den oben genannten Zweck befördern, und es liegt gerade die Idee der Concentrirung des Unterrichts meinen Vorschlägen zu Grunde. Ferner müßten die Schreib- und Sprechübungen im Lateinischen mit den zu lesenden Schriftstellern in genaue Verbindung gesetzt und so eingerichtet werden, daß der Schüler bei jenen Uebungen zur Anwendung des in dem Schriftsteller Gelesenen angehalten, oder gleichsam genöthigt wird, und die Privatlectüre der Schüler endlich sollte nicht in die Weite gehen und auf eine große Menge von Schriftstellern sich beziehen, sondern vorzugsweise der Schüler angetrieben werden, die Schriftsteller, von denen er schon einzelne Theile oder Schriften in der Schule gelesen hat, durch fortgesetzte Lectüre in denselben noch weiter und näher kennen zu lernen.

Welche Beiträge und Aufgaben für die Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums gibt das eben herausgegebene Werk:

Johannis Sarisberiensis Entheticus de dogmate Philosophorum. Nunc primum editus et commentariis instructus a Christiano Petersen, in gymnasio Hamburgensium Academico Philol. class. Prof. P. O. Hamburgi 1843. 8.

»Johannes Parvus Sarisberiensis, der ausgezeichnetſte Kenner der römiſchen Literatur im Mittelalter, war nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, 1110, ſondern gegen 1120 zu Salisbury geboren und ging 1136 nach Paris, um zu ſtudiren, wo er in der Grammatik d. h. in der klaſſiſchen Literatur beſonders den Unterricht des Wilhelm von Conches genoß. Dort verweilte er aber nicht, wie man bisher angenommen hat, 12, ſondern nur 5 Jahre, brachte dann 7 Jahre theils lernend, theils lehrend in Orford zu, ging 1148 wieder nach Frankreich zurück, wo er von Petrus Cellenſis an Theobald, den Erzbiſchof von Canterbury, empfohlen ward. Durch dieſen wurde er mit Thomas Becket, der ſpäter Kanzler Heinrichs II. ward, und mit dem Könige ſelbſt, der 1154 zur Regierung kam, bekannt, in deren Geſchäften er bis zum Jahre 1159 thätig war. Während dieſer Zeit ſammelte er die Materialien zu ſeinem Werk Policraticus s. de nugis curialium et vestigiis philosophorum, eine Schilderung der politiſchen, ſittlichen und wiſſenſchaftlichen Zuſtände der damaligen Zeit, ein Werk, durch Geiſt, Sprache und Gelehrſamkeit gleich ausgezeichnet, das er 1159 in Italien vollendete. Als er bei ſeiner Rückkehr nach England als Legat des eben damals erwählten Pabſtes Hadrian IV. auftrat, zog er ſich die Ungnade des Königs zu, ſei es durch eben dieſe Stellung, die er angenommen, oder durch ſeinen Policraticus, oder durch mündliche Aeußerungen. Von den Anhängern des Königs verfolgt, begab er ſich nach Orford, wo er mit den Profeſſoren, Magiſtern und Scholaren der Univerſität in heftige Streitigkeiten verwickelt ward. Dort ſchrieb er 1160 den Entheticus, in dem er zunächſt ſeinem Beſchützer, dem Kanzler Thomas, ſeine Anſichten von den philoſophiſchen und den politiſchen Zuſtänden ſeiner Zeit in ſeinem Vaterlande darlegt. Dieſe Schrift fand beſonders in Orford noch heftigeren Widerſpruch, und der Verf. hielt es für nöthig, ſich durch noch ſtärkere Angriffe auf ſeine wiſſenſchaftlichen Gegner zu vertheidigen. Das geſchah in ſeinem Metalogicus, den er aber erſt in Canterbury, wohin er zurückkehrte, um dem erkrankten Erzbiſchof in ſeinen Geſchäften beizuſtehen, vollendete.

Abgeſehen von dem unmittelbaren hiſtoriſchen Werth für die Zeiten des Verfaſſers, ſind alle drei Werke, wie es vom Policraticus und Metalogicus längſt bekannt iſt, nicht unwichtig für die Kenntniß des Studiums der klaſſiſchen Schriftſteller in jenem Zeitalter und durch die zahlreichen aus römiſchen Schriftſtellern entlehnten Citate und ſelbſt durch die aus denſelben entlehnten Namen, mit welchen er ſeine Gegner bezeichnete und charakteriſirte, für die Critik dieſer Schriftſteller und beſonders für die genauere Kenntniß einiger Werke, die damals noch vorhanden waren, jetzt aber verloren ſind, wovon, wenn auch keineswegs genau, B. Thorlacius berichtet hat: Qualem literarum classicarum cognitionem saeculo XIImo Johannes Sarish. habuerit. In Prolus. et Opusc. Vol. V. p. 82. Havniae 1822.

Der Entheticus nun, von dem hier die Rede ſein ſoll, iſt ein Gedicht in 1852 elegiſchen

ſchen Verſen, die im Ganzen fließend geſchrieben und mit Ausnahme der griechiſchen Wörter meiſtens richtig verſificirt ſind. Er ſchließt ſich ſeinen Muſtern ſo genau an, daß man nicht nur an einzelnen Redensarten, ſondern oft an halben Verſen ſehen kann, welche Stelle der Alten, und welche Lesart an dieſer Stelle ihm vorlag. Aus Juvenalis, Perſius, Martialis und zum Theil aus Horatius und Virgilius ſind im Commentar die Stellen nachgewieſen, doch iſt zu vermuthen, daß ſich auch ſehr Vieles aus Ovidius und Lucanus finden wird. Wichtiger iſt jedoch, daß, indem er ſein eignes Syſtem aus den Lehren alter Philoſophen zuſammengeſetzt und dieſelben durch Beziehung auf Bibel und Kirchenväter kritiſirt, uns über griechiſche Philoſophen manches berichtet wird, was wir in unſern Quellen nicht finden. Dies iſt namentlich mit Pythagoras v. 739—772, Anaxagoras v. 807—820 und Sokrates v. 773—806 der Fall. Mit Plato und Ariſtoteles aber zeigt er immer viel genauere Bekanntſchaft, als wir ſonſt in jenen Zeiten finden und anzunehmen berechtigt ſind, wenn, wie Jourdain darzuthun geſucht hat, von Ariſtoteles damals nichts weiter bekannt war, als die von Boethius überſetzten logiſchen Schriften und, was allerdings aus dem Metalogicus unzweifelhaft hervorging, die Analytica, ſo wie nach der gewöhnlichen Annahme von Plato nur die oft angeführte Bearbeitung des Timaeus von Chalcidius. Es iſt dagegen vom Herausgeber im Commentar nachgewieſen, daß es im Occident ältere Ueberſetzungen auch noch von anderen Werken beider Philoſophen gab, daß nämlich außer dem Commentar des Johannes Scotus Erigena zur Ethik des Ariſtoteles, der doch den Text als bekannt vorausſetzt, vom Manno oder Nanno, der gegen Ende des 9. Jahrhunderts Rector an der Univerſität Paris war, Kommentare zu des Ariſtoteles Büchern de Caelo, de Mundo und deſſen Ethik, ſo wie zu Plato's Büchern de Legibus und de Republica vorhanden waren. Und dieſe Bücher ſind es gerade, die von Johannes auch in ſeinem Policraticus theils ausdrücklich angeführt, theils ſtillſchweigend benutzt werden. Aber auch für die Notizen über die andern Philoſophen, unter denen ſogar zwei Academiker Endymion*) (v. 1119—1125) und Antisthenes**) (v. 1139—1144) vorkommen, die uns völlig unbekannt ſcheinen, iſt vielleicht aus ſeinem Policraticus die Quelle nachzuweiſen. Dort wird nämlich ein Flavianus de vestigiis philosophorum angeführt, der noch in keiner Literaturgeſchichte berückſichtigt iſt. Ein Zufall führte den Herausgeber auf die Entdeckung, daß derſelbe ein ganz bekannter Mann iſt, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts die höchſten Staatswürden in Rom bekleidete und von Macrobius als Redner in ſeinen Saturnalien aufgeführt wird. Es ſcheint noch ein unbekannter Schriftſteller in

---

*) Cujuscumque rei firmetur opinio vera
Hoc vetus Endymion censuit esse fidem.
Asserit errorem, si fiat opinio fallax,
Falsaque nesciri dicit et arte probat.
Falsum nescitur, quia nulla scientia fallit,
Nec permisceri lux tenebraeque valent.

**) Doctior Antisthenes Academicus, omnia solum
Scire Deum dicit et ratione probat.
Asserit et superos quam plurima scire, nec omnes
Omnia, mortales paucula scire putat,
Haesitat in cunctis, nisi quae ratione probantur
Viva, cui stupor est non habuisse fidem.

dieſem Gedicht genannt zu ſein, Namens Furvus *) (v. 197—210), der wegen ſeiner allegoriſchen Ausdrucksweiſe neben Martianus Capella genannt, als Hiſtoriker aber von ihm unterſchieden wird. Es iſt zu vermuthen, doch nicht nachzuweiſen, daß derſelbe von jenem Virius Nicomachus Flavianus nicht verſchieden ſei und dieſer, wie in jener Zeit Vielnamigkeit nicht ungewöhnlich iſt, entweder auch noch jenen Namen führte oder aus irgend einem Grunde damals dieſen Beinamen erhielt. Die Entſcheidung hängt wohl davon ab, ob es je gelingen wird, die Verſe 203 und 204 ſicher und genügend zu erklären.

Von mehreren Mitgliedern des Vereins ward bemerkt, daß dieſer Flavianus wohl derſelbe ſei, der aus den Handſchriften des Livius als Urheber einer Textesrecenſion bekannt iſt. Die Nachweiſungen Drakenborchs XV. 1. p. 614 sqq. ed. Stuttg. machen unzweifelhaft, daß der Vater von dieſem Redacteur des Livius der Hiſtoriker iſt, von dem, wie wir es angenommen, ohne Zweifel die Schrift de Vestigiis philosophorum herrührt, deren Titel wahrſcheinlich dem Griechiſchen περὶ διαδοχῶν nachgebildet iſt. Cf. Beugnot, Hist. de la destruction du Paganisme en occident. Par. 1835. vol. I. p. 469.

Es wird nicht unangemeſſen ſein, hier nachträglich noch einen andern uns verlornen Schriftſteller zu nennen, der Quelle für unſeren Johannes in der Geſchichte der Philoſophie geweſen ſein kann, ja geweſen iſt. Es wird nämlich Polier. III. 14 Caecilius Balbus genannt. Dieſe Stelle, wo er den Auguſtus lobt, daß er ſich von der Vergötterung nicht habe bethören laſſen, würde wohl ahnen laſſen, daß derſelbe auch die Geſchichte der Philoſophie behandelt habe. Da fällt mir aber eben ein Programmblatt der Harburger Stadtbibliothek aus dem Ende des 14. Jahrhunderts in die Hände aus einer lexikaliſch geordneten Anecdoten-Sammlung, die aus verſchiedenen lateiniſchen Schriftſtellern, beſonders aus Valerius Maximus compilirt iſt. Hier findet ſich s. v. latrocinium citirt: Caecilius Balbus libro III. de Nugis philosophorum, und es folgt eine Anecdote von Alexander und einem Seeräuber, welche Johannes in demſelben Capitel, in deſſen Anfange er den Balbus angeführt, mit denſelben Worten erzählt, nachdem er mehrere Anecdoten von Philoſophen dazwiſchen angeführt hat. Was liegt näher, als anzunehmen, daß derſelbe Schriftſteller auch für den übrigen Theil dieſes Capitels und noch manche ähnliche Einzelheiten in andern Theilen ſeiner Werke Quelle iſt? Gewiß iſt es endlich nicht zufällig, daß unſer Auctor den zweiten Titel ſeines Hauptwerks de nugis curialium et vestigiis philosophorum zuſammengeſetzt hat aus den Titeln der Werke des Balbus und des Flavianus.

*) Qualiter arcanum lateat sub imagine falsa,
Quaeritur; hoc Furvus atque Capella docent,
Excutiunt rerum causas et foedera tractant.
Mores, historiae plus tibi, Furve, placent,
Sermo cothurnatus Furvi discessit ab usu
Et raro legitur prae gravitate sui,
Sed tamen in pago Ligurino casus habetur
Hic, ubi de florum germine nomen habet.
Hunc meus a Conchis Wilielmus saepe legebat,
Hunc etiam noster Pontilianus amat.
Clauditur archivis Remorum, Belgica prima
Hunc dedit, et primas Aurelianis habet.
Utilior magnis Furvus, sed lacte Capella
Plenior est, parvis sensibus apta magis.

Was die beiden unbekannten Akademiker betrifft, so ist schon im Commentar bemerkt, daß der Antisthenes wahrscheinlich von dem gleichnamigen Peripatetiker nicht verschieden sei. Die doppelte Bezeichnung sei erklärbar durch den Eklecticismus der späteren Zeit. Ueber den Endymion ward von einer Seite die Vermuthung aufgestellt, daß es Aenesidemus, von einer andern, daß es Lakydes sei. Diese Ansichten veranlaßten mich, noch einmal nachzusehen, und ich glaube jetzt, daß es kein anderer als Carneades sein kann. Erstlich würde es auffallend sein, wenn dieser gar nicht vorkäme (unter seinem wahren Namen kommt er aber im Gedicht nicht vor), da Johannes sich gerade der von ihm ausgegangenen Lehre der dritten Akademie anschließt, die dem Endymion beigelegte Lehre offenbar die des Carneades ist, und von diesem eine Ueberlieferung existirt, die ihn gleichsam zum Geliebten der Selene macht, durch welche es wenigstens erklärbar wird, daß er zu diesem Namen kommen konnte. Diog. Laert. IV. 64 wird nämlich erzählt, es sei die Sage gewesen, daß bei seinem Tode eine Mondfinsterniß eingetreten sei, als habe der schönste Stern nach der Sonne seinen Schmerz (συμπάθεια) darüber ausdrücken wollen.

Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß dieses mittelalterliche Werk auch dem classischen Philologen ein mehrfaches Interesse gewährt, und die Vermuthung bestätigen, daß überhaupt in den Bibliotheken an mittelalterlichen Werken noch Manches geborgen liegt, das neue Aufschlüsse auch für das Alterthum verspricht."

Der Vicepräsident bemerkte noch, Herr Fischer sei bereit, die diesjährigen Verhandlungen in Druck und Verlag zu nehmen. Auch sei beantragt worden, für die fünf ersten Hefte einen Gesammttitel und ein Register zu geben; ferner, daß von dem 6. Hefte ab die Paginirung durch die neue Folge von fünf Heften hindurchgehe. Nach kurzen Bemerkungen von Seiten Prof. Hermann's und Hofr. Thiersch's wurde beschlossen, Letzteres dem Verleger der Verhandlungen des nächsten Vereins zu überlassen. Der erste Antrag wurde genehmigt. Schließlich spricht Hofrath Thiersch den Wunsch aus, daß die Zeitschrift für Alterthumswissenschaft — da der Verein doch ein eigenes Werk, wie beabsichtigt gewesen, nicht erscheinen lasse — vom Verein in jeder Weise möge gefördert, namentlich wenigstens 1 Exemplar dieser Zeitschrift von allen gelehrten Anstalten gehalten werden.

Nachdem die Verhandlungen somit beendigt waren, sprach der Vicepräsident Folgendes:

Es ist das sechste Jahr, daß unser Verein besteht, und wenn auch keineswegs schon das Ziel, welches wir aus freier Wahl uns gesteckt haben, erreicht ist, ihm, wie allem Menschlichen, noch Unvollkommenes anhaftet, so können wir doch aus voller Ueberzeugung es aussprechen, daß derselbe seit der kurzen Zeit seines Bestehens nach Außen wie nach Innen immer mehr erstarkt und gekräftigt ist. Allmählig, wie derselbe seinen Sitz bald hier, bald dort aufschlägt, wie nacheinander Nürnberg, Mannheim, Gotha, Bonn, Ulm und gegenwärtig Cassel zum Versammlungsorte dienten, hat derselbe sich über die edelsten Gauen Deutschlands verbreitet und sich immer steigender Theilnahme zu erfreuen gehabt. Und jetzt, wo wir einstimmig Dresden zum Orte der nächsten Zusammenkunft gewählt haben, dürfen wir uns der zuversichtlichen Hoffnung hingeben, daß auch Sachsen, eine der ältesten und fruchtbarsten Pflanzstätten der classischen Philologie, daß auch die östlichen Marken des deutschen Reiches, Oesterreich und Preußen, die vor Allen berufen sind, deutsche Bildung und Gesittung zu wahren und zu schirmen, mehr als bisher die Zwecke unseres Vereins fördern werden. Wohl keiner Zeit aber dürfte unser Verein mehr Bedürfniß

ſein als der jetzigen, wo die Philologie, wenn ſie ihren mächtigen Gegnern ſiegreich widerſtehen will, vor Allem der Einigung und Eintracht bedarf, um ihr erhabenes Ziel niemals zu vergeſſen. Ja wir Alle müſſen uns beſtändig durch die Wiſſenſchaft verjüngen, um alles Veraltete, Abgelebte, Aermliche abzuſtreifen, und mit friſcher Kraft die Löſung unſerer Aufgabe immer von neuem zu beginnen.

Dies iſt aber gerade eine der Hauptaufgaben unſeres Vereins; und ich denke, auch die diesjährige Verſammlung hat dazu das Ihrige beigetragen. Denn wohl können wir mit Befriedigung zurückblicken auf die ſo eben geſchloſſenen Verhandlungen. Faſt auf ſämmtlichen Gebieten unſerer Wiſſenſchaft wurden dankenswerthe Gaben zu Tage gefördert. Die Grammatik, die eigentliche Grundlage unſerer Wiſſenſchaft, verdankt unſerer Verſammlung eine höchſt intereſſante Bereicherung, die ſich wohl auch für die praktiſchen Zwecke des Unterrichts fruchtbringend erweiſen dürfte; das herrlichſte Denkmal der griechiſchen Tragödie, die Antigone des Sophokles, gab zur Erörterung ſchwieriger kritiſcher und exegetiſcher Probleme Anlaß; in der Literaturgeſchichte erfuhr Ariſtoteles, jener großartige Geiſt, der mehr als irgend ein anderer zur Vermittelung des antiken und modernen Princips beigetragen hat, und noch immer eine unerſchöpfliche Quelle tiefſinniger Weisheit iſt, mehrfache Berückſichtigung; Archäologie, Mythologie und Geſchichte fanden auch hier ihre würdigen Repräſentanten. Die Intereſſen der Schule, die mit denen der Wiſſenſchaft auf das engſte verbunden ſind, wurden gleichfalls nicht zurückgeſetzt, ſondern eine wichtige Frage auf anregende Weiſe beantwortet. Endlich hat auch dieſe Verſammlung gezeigt, daß wir keineswegs geſonnen ſind, unſern Blick blos auf das eigne Gebiet zu beſchränken und in ſtarrer Iſolirung zu verharren, und ſo war denn auch die deutſche Sprachforſchung, die ja ſo großartige Leiſtungen aufzuweiſen hat, und in vielen Beziehungen uns zum Muſter und Vorbild dienen kann, ſowie die allgemeine Literärgeſchichte, nicht ausgeſchloſſen. Die Abänderungen aber, welche die Statuten unſeres Vereins erfahren, mögen, wie wir wünſchen und hoffen, dazu dienen, unſere Zuſammenkünfte immer anregender und fruchtbringender zu machen.

Möge denn die hochanſehnliche Verſammlung über dieſe erfreulichen Reſultate, deren wir uns mit Recht rühmen können, die Mängel und das Unzureichende in der Anordnung und Leitung der Geſchäfte überſehen und meiner Unerfahrenheit zu Gute halten; daß ich keine Fehlbitte thun werde, dafür ſpricht die Nachſicht, die Sie mir ſo vielfach bewährt haben. Indem ich dafür Ihnen meinen gerührteſten Dank ausſpreche, rufe ich Ihnen Allen ein herzliches Lebewohl zu.

Zuletzt ſtattete der Präſident im Namen des diesjährigen Vereins nochmals den ehrerbietigſten und verbindlichſten Dank Allen ab, welche mit ſo großer Liberalität *), Thätigkeit und Freundlichkeit die Zwecke der ſechsten Verſammlung gefördert und ihr Intereſſe daran ſo lebhaft bezeigt hätten, dankte dem Vicepräſidenten, daß er die Leitung der Discuſſion übernommen und ſich den Vorarbeiten hierzu bereitwilligſt unterzogen habe, und ſchloß mit den Worten:

---

*) Dankbar zu erwähnen ſind hierbei auch diejenigen Redactionen politiſcher und literariſcher Blätter, welche die vom Präſidium erlaſſene Einladung zur ſechsten Philologen-Verſammlung unentgeltlich aufgenommen und ſomit die Zwecke des Vereins unterſtützt haben, die Redactionen der neuen Jenaiſchen Literaturzeitung, der Börſenhalle, der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, der Augsburger Allgemeinen Zeitung, des Schwäbiſchen Merkurs, des Allgemeinen Anzeigers der Deutſchen, der Aachener Zeitung, der Hannoverſchen Zeitung und namentlich der Kaſſeliſchen Allgemeinen Zeitung, welche auch andere, den Philologen-Verein betreffende Mittheilungen bereitwilligſt abdrucken ließ.

Endlich fühle ich mich verpflichtet, Ihnen, hochgeehrte Herren, ergebenst zu danken, für die freundliche und nachsichtige Beurtheilung dessen, was Ihnen hier geboten werden konnte und Ihren Erwartungen vielleicht nicht ganz entsprach. Sie haben sich dadurch auch in dieser Philologen-Versammlung, was unter den bestehenden Verhältnissen einen doppelten Dank verdient, als wahre Bekenner, Pfleger und Beförderer der Humanität gezeigt und bewährt. Sie haben von Neuem bewiesen, daß die Philologie keine grammatische Wortklauberei und kritische Silbenstecherei, sondern der Inbegriff des gesammten Lebens der alten Völker in geistiger, politischer, ethischer und praktischer Hinsicht ist; daß die Philologie kein Conglomerat einzelner, zufällig aufgelesener Notizen, sondern eine Wissenschaft ist, welche auf einem tiefen sittlichen Ernst, auf dem Streben, das Bessere der menschlichen Natur in der Vergangenheit zu erkennen, und auf christlicher Humanität beruht.

In dem frohen Gefühl, auch in der diesjährigen Versammlung der guten Sache einen guten Dienst erwiesen zu haben, in einer Zeit, wo das Bestehende und Geltende nur zu gern umgeändert und umgestoßen wird; wo die altclassische Literatur so manche Anfechtung und so manchen Kampf zu bestehen hat; wo Maulwürfe an den Wurzeln des Baums philologischer Erkenntniß nagen, theils Unwetter die schönsten Blüthen classischer Bildung von dem Baum des Unterrichts herabzuschmettern drohen; wo wucherndes Unkraut und üppiges Schlinggewächs die Gymnasien umrankt und die Keime des Besseren erstickt zu werden in Gefahr sind; da sich sagen zu können, daß man seinen Posten behauptet und rüstig für die Zwecke der Humanität und wahren Jugendbildung gekämpft habe, das ist ein hoher Genuß, ein schöner Lohn. Er gebührt Ihnen allen, hochverehrte Herren, welche uns, die Mitglieder des Vereins, sowie die Exoteriker dieser Versammlung durch ihre geistreichen und sinnigen Vorträge und Bemerkungen erfreut und belehrt haben.

Und so geleite ich Sie mit den besten Wünschen für Ihr und unseres Vereins Wohl, indem ich hiermit die sechste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen erkläre. Erhalten Sie uns, in Ihre Heimath zurückgekehrt, ein freundliches Andenken, sowie wir Ihrer in froher Erinnerung oftmals gedenken werden, und sorgen auch ferner, ein Jeder in seinem Kreise, daß nach unsers Meisters Worten scutati hastatique ex armamentariis scholae prodeant. — Leben Sie wohl!

Zum Schluß sang ein vierstimmiger Männerchor unter Leitung des Herrn J. Wiegand das Arndt'sche Lied: Was ist des Deutschen Vaterland ꝛc. nach Gustav Reichardt's Composition in so ergreifender Weise, daß die Versammlung tief bewegt sich trennte.

Mit Figur 37 b.

Mit einem Kopf und Hals versehene Gefäße.

Nr. 1. Gefäß mit Kopf und Hals. Ton: Gelbbraun. Oberfläche: Mit Glimmer überzogen. Form: Kugelförmiger Körper mit Kopf und Hals. Kopf: Rundlich, mit Augen, Nase und Mund. Hals: Kurz, zylindrisch. Körper: Kugelförmig, mit Bauchwulst. Boden: Rund, flach. Verzierung: Am Kopf, Hals und Körper mit Ritzlinien. Größe: Höhe 0,12 m, Durchmesser 0,11 m. Fundort: Gräberfeld von Ilidža, Grab 1. Inventar-Nr. 1.

Nr. 2. Gefäß mit Kopf und Hals. Ton: Gelbbraun. Oberfläche: Mit Glimmer überzogen. Form: Kugelförmiger Körper mit Kopf und Hals. Kopf: Rundlich, mit Augen, Nase und Mund. Hals: Kurz, zylindrisch. Körper: Kugelförmig, mit Bauchwulst. Boden: Rund, flach. Verzierung: Am Kopf, Hals und Körper mit Ritzlinien. Größe: Höhe 0,12 m, Durchmesser 0,11 m. Fundort: Gräberfeld von Ilidža, Grab 1. Inventar-Nr. 2.

Nr. 3. Gefäß mit Kopf und Hals. Ton: Gelbbraun. Oberfläche: Mit Glimmer überzogen. Form: Kugelförmiger Körper mit Kopf und Hals. Kopf: Rundlich, mit Augen, Nase und Mund. Hals: Kurz, zylindrisch. Körper: Kugelförmig, mit Bauchwulst. Boden: Rund, flach. Verzierung: Am Kopf, Hals und Körper mit Ritzlinien. Größe: Höhe 0,12 m, Durchmesser 0,11 m. Fundort: Gräberfeld von Ilidža, Grab 1. Inventar-Nr. 3.

Beilage III.

Adreſſe*) an den Königlich Preußiſchen Generalmuſikdirector Herrn Dr. Felix Mendelsſohn Bartholdy.

Die Verwirklichung der von einem eben ſo erhabenen als reichbegabten Monarchen ausgegangenen Idee, durch eine ſceniſche Darſtellung der Sophokleiſchen Antigone den Verſuch zu machen, die tragiſche Muſe der Griechen aus dem Dunkel einer längſt verſchwundenen Zeit wieder heraufzuzaubern, hat, durch die Genialität der ausgezeichneten Meiſter, welche mit der Ausführung derſelben beauftragt worden, unterſtützt, in ihrem Erfolge den Beweis geliefert, daß unſer Zeitalter noch im Stande iſt, die großartigen Schöpfungen des griechiſchen Alterthums in ihrer unvergänglichen Hoheit zu würdigen, und ſich in möglichſt treuer Nachbildung anzueignen.

Dieſes Ereigniß, das bei dem ſcheinbar dem claſſiſchen Alterthum von Tag zu Tag immer fremder werdenden Geiſte der Zeit ein kaum erwartetes genannt werden konnte, haben alle Diejenigen, welche die Anſicht hegen, daß das Alterthum in ſeinen erhabenen, großen Schöpfungen ein heiliges und unvergängliches Vermächtniß für die Nachwelt ſei, um ſo freudiger begrüßt, als ſie in der außerordentlichen Wirkung, welche die Verwirklichung jener großartigen Idee durch ganz Deutſchland hervorgerufen hat, das unverkennbare Zeichen eines neu belebten Intereſſes für das Alterthum und die darauf gegründeten Studien zu gewahren geglaubt haben.

Dieſelbe Erfahrung zu machen iſt auch der diesjährigen Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner Gelegenheit gegeben worden, als eine Recitation der Sophokleiſchen Antigone, von der muſikaliſchen Begleitung getragen, welche Ihr Genius, Hochverehrter Mann, in heiliger Weihe geſchaffen, unter Leitung eines geiſt- und kunſtverwandten Meiſters, an ihr vorüber geführt ward. Erfüllt von dem Gefühl der innigſten Dankbarkeit für den hohen Genuß, welchen dieſelben aus dieſem ſo glücklich unternommenen Verſuche, die Vergegenwärtigung einer antiken Tragödie durch die Macht der Tonkunſt zu bewirken, empfanden, haben die hier verſammelten Philologen und Schulmänner in ihrer Sitzung vom 4. October den Beſchluß gefaßt, dieſe ihre Empfindungen des innigſt gefühlten Dankes Ihnen beſonders auch in der Abſicht auszuſprechen, auf daß auch von dieſer Seite dem Verdienſte diejenige Anerkennung gewährt werde, welche den Schöpfungen eines wahrhaft von den Muſen geliebten Mannes gebührt.

Caſſel, den 5. October 1843.

---

*) Vorgetragen in der dritten öffentlichen Verſammlung. Wurde auf eine Pergamentrolle geſchrieben, von dem Präſidium unterzeichnet und am 18. October 1843 abgeſendet.

Beilage III.

Antwortschreiben*) des Herrn Generalmusikdirectors Dr. Felix Mendelssohn Bartholdy.

Hochgeehrter Herr Director!

Die Auszeichnung, welche mir der diesjährige Philologen-Verein zuerkannt hat, ist mir so überraschend gewesen, daß ich wahrlich nicht weiß, wie ich meinen Dank für eine so hohe Ehre genügend aussprechen kann. Auf Entschuldigung meiner Kühnheit hatte ich wohl gehofft, als ich es unternahm, die Chöre der Antigone in Musik zu setzen; aber daß dieser Versuch auf eine solche Belohnung Anspruch machen dürfe, hätte ich nimmermehr gedacht. Wohl weiß ich selbst am besten, wie viel dabei noch überall zu wünschen bleibt; doch muß ich glauben, daß die Begeisterung, ja ich möchte sagen die Andacht, mit der mich das wunderbare Trauerspiel erfüllte, als ich es seit meinen Knabenjahren zuerst wieder las und so ganz neu empfand, sich hier und da in meiner Musik ausgesprochen habe, und daß ich eben diesem Gefühl von der übergroßen Herrlichkeit des Gedichtes den Beifall allein zu verdanken habe, dessen der Verein meine Composition würdigte.

Erlauben Sie mir, meine innigsten Danksagungen dafür an Sie zu richten und Sie zu bitten, den Ausdruck herzlichster Erkenntlichkeit dem Vereine in meinem Namen darbringen zu wollen. Genehmigen sie die vollkommenste Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

E. Hochwohlgeboren

ergebenster

Leipzig, den 23. October 1843.

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Beilage IV.

Philologis**) Cassellae congregatis

a. d. III. Non. Oct. MDCCCXLIII.

Ad lautas epulas vidi volitare sodales
Nec reputare sibi tanta impendere pericla.
Undique concursant hostes in nos, numerosis
Jam telis petimur gravibus, quin comminus instant.
Nondum conticuere aeres Lorinseriani,
Queis acclamarunt laeti, quos desidiosos
Orbilii castigarunt, baculoque dolarunt.

---

*) An den Präsidenten gerichtet.

**) Von dem Herrn Verfasser während des Mittagsessens im Holländischen Hofe vorgetragen.

Hos laeti ulciscuntur, et in nos iurgia mittunt,
Olim vexati, pueris laeta omnia iactant.

Alter post illos infensus prosilit ordo,
Utile qui dulci miscent, mistoque fruuntur.
Nam quod non manibus prendunt, non utile censent;
Quid faciat laetas segetes, quae cura vitelli,
Spectant, quidque paret nummos, possitque iuvare
Et mercaturam nautasque artesque banausas.
Classica sunt odio studia his, et futile censent,
Quidquid non auget nummos et commoda vitae.
Hinc nos aspernantur et undique pellere tentant,
Nil prosunt pueris, quae nostram aluere iuventam.

Tertia iam restat nobis valde horrida secta,
Quam cave ne offendas: namque impius ille vocatur,
Qui non illorum sectatur dogma virorum.
Jam nos esse negant satis illi religiosos,
Paganumque putant caecum, quicunque adiit nos,
Quamvis sint sancti, sanctis maledicere tentant.

An plures hostes memorem? non copia deerit;
Claudere sed iubeor cito rivos; iamque valete
Securi, praeter coenam nullius avari.
Caedite Bombomachos crassos, Gurgustidonasque,
Atque Bovillanos, Turdetanosque volucres,
Sardellosque mari emersos, Gallosque rebelles
Crispatos — illi intereant, intendite tela.

Hermannus Weissenborn, Jenensis.

Dem Vereine der Sprachforſcher zu Kaſſel*),

in der erſten Octoberwoche 1843.

So harmlos ſeh' ich Euch zur Tafel eilen,
gedenken nicht der mannigfachen Noth,
die von der Feinde ſcharfgeſpitzten Pfeilen
ringsum nur allzu nah uns droht?

Verklungen ſind noch nicht Lorinſer's Worte,
geprieſen von der trägen Schüler Schaar,

*) Nach dem Latein des Hermann Weiſſenborn verdeutſchet von dem jüngeren Balhorn, in dem Beiblatte zur Kaſſelſchen Allgemeinen Zeitung vom 16. October 1843.

die, wohlverdient, oft an des Carcers Pforte,
oft ſtöcklich einſt begrüßet worden war:
in jenem Arzte glauben faule Knaben,
den Anwalt ihres Müßiggangs zu haben!

Ein zweiter Gegner unſres ſchweren Strebens
beruft ſich auf der falſchen Lehre Schein,
als ſei „Erwerb“ der wahre Zweck des Lebens,
„handgreiflich müſſe, was ihm frommet, ſein, —
„des Ackerfeldes und des Vieh's Gedeihen,
„der Geldbetrieb im Borgen und Verleihen,
„des Handels Gang zu Waſſer und zu Lande,
„Gewinn erringend ſelbſt vom fernſten Strande,
„nur ſolches Sinnen lohne noch der Mühe,
„woraus des Reichthums Silberblick erglühe, —
„dieweil mit alter Sprachen Sylbenſtechen
„nur gute Narr'n ſich noch den Kopf zerbrechen!“ —

Noch ſchlimmer iſt die dritte Feindesrotte,
der Frömmler-Zunft, von Dünkel aufgebläht.
Sie thun ſo heilig, ſprechen ſtets von Gotte
und von des Gottgeſandten Majeſtät;
unchriſtlich aber ſieht man den ſie haſſen,
der nicht von ihnen ſich will blenden laſſen,
und, ſtatt mit Seufzern und mit trüben Mienen,
mit Menſchenliebe ſeinem Gott will dienen.

Jedoch, mag's auch an Feinden uns nicht fehlen,
was kümmert's uns? — wir grollen ihnen nicht —
und, ſtatt um ſie hier länger uns zu quälen,
friſchauf, Genoſſen, zu des Mahles Pflicht!
Greift muthig an das Wildpret und Geflügel,
den Roaſtbeef und der Makaronen Hügel,
verſchmäht auch nicht die würzigen Sardellen,
geweiht Euch von des Mittelmeeres Wellen; —
der Toaſte Wettſtreit laſſet froh erſchallen,
dazwiſchen die Champagnerflaſchen knallen,
und krönt die deutſchen Gaſtronomenfahnen
mit Kammesroth von lauter welſchen Hahnen,
vermittelnd ſo, nach Art der Diplomaten,
der Zungen Zwiſt durch feine Wein' und Braten!

Beilage V.

Verzeichniß

deutſcher Philologen und Schulmänner,

welche ſich zum

Verein in Kaſſel

vom 1. bis 5. October 1843 verſammelt haben.

1. Dr. Karl Friedr. Weber, Gymnaſial-Director, Kaſſel.
2. Dr. Theodor Bergk, Profeſſor, Marburg.
3. Dr. Ernſt Henke, Profeſſor, Marburg.
4. Dr. Theodor Benfey, Göttingen.
5. Karl Lorenz Collmann, Inſpector der Bürgerſchule, Kaſſel.
6. Dr. K. Fr. Hermann, Profeſſor, Göttingen.
7. Dr. C. L. Grotefend, Hannover.
8. Dr. Friedr. Kritz, Erfurt.
9. Dr. H. A. Müller, Fulda.
10. W. Wiegand, Pfarrer und Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
11. Dr. G. Lobe, Gymnaſiallehrer, Rinteln.
12. Ludwig Abel, Präceptor, Stuttgart.
13. Dr. Joſ. Hoffa, Privatdocent, Marburg.
14. Dr. Friedr. Röder, Oberlehrer, Nordhauſen.
15. Eduard Haage, Conrector, Ilfeld.
16. Franz Jac. Schell, Gymnaſial-Lehrer, Fulda.
17. Georg Wilh. Matthias, Pfarrer u. Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
18. Dr. Heinr. Wiskemann, Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
19. Dr. G. F. Döhner, Kirchen und Schulrath, Zwickau.
20. Dr. Joh. Heinr. Chr. Schubart, Bibliothek-Secretar, Kaſſel.
21. Dr. P. K. Heß, Profeſſor und Director, Helmſtedt.
22. Dr. Börſch, Profeſſor u. Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
23. Dr. H. Thierſch, Gymnaſial-Director, Dortmund.
24. Dr. Julius Cäſar, Profeſſor, Marburg.
25. Dr. Heinr. Rieß, Gymnaſial Lehrer, Kaſſel.
26. Dr. Clemen, Lehrer d. Realſchule, Kaſſel.
27. Dr. Chriſtian Koch, Profeſſor, Marburg.
28. Dr. C. E. Brauns, Gymnaſial-Director, Rinteln.

29. Dr. K. Hinkel, Gymnaſial-Hülfslehrer, Kaſſel.
30. Dr. J. Rubino, Profeſſor, Marburg.
31. Dr. J. C. Flügel, Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
32. Dr. Georg Friedr. Eyſell, Gymnaſial-Lehrer, Rinteln.
33. Dr. Karl Bernhardi, Bibliothekar, Kaſſel.
34. Dr. Heim. Burhenne, Lehrer an der höheren Gewerbſchule, Kaſſel.
35. Dr. Friedr. Rehm, Profeſſor, Marburg.
36. Dr. Fr. K. Th. Piderit, Archiv-Rath, Kaſſel.
37. Dr. J. Hehl, Inſpector der höheren Gewerbſchule, Kaſſel.
38. Karl Winkelblech, Profeſſor, Kaſſel.
39. Auguſt Schierenbeck, Candidat, Caſſel.
40. Emil Dreicher, Lehrer, Kaſſel.
41. Dr. K. W. Piderit, Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
42. J. Fr. Lichtenberg, Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
43. Dr. E. Heinr. Kühnert, Lehrer an der höheren Gewerbſchule, Kaſſel.
44. Dr. Friedr. Münſcher, Gymnaſial-Lehrer, Hanau.
45. Dr. Guſt. Volckmar, Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
46. Karl Heräus, Cand. phil., Kaſſel.
47. L. S. Ruhl, Geh. Hofrath, Kaſſel.
48. A. W. Kratz, Candidat, Kaſſel.
49. Fr. Chriſtoph von Rommel, Staatsarchiv-Director, Kaſſel.
50. Dr. Fr. Aug. Theobald, Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
51. H. W. Hartwig, Obergerichts-Anwalt, Kaſſel.
52. Joh. Wiegand, Lehrer, Kaſſel.
53. G. Wiegand, Realſchullehrer, Kaſſel.
54. D. Deſeuzes, Cand. theol., Kaſſel.
55. Conſt. Schimmelpfeng, Gymnaſial-Lehrer, Kaſſel.
56. Georg Hülterott, Kaſſel.
57. W. Klingender, Progymnaſial-Lehrer, Eſchwege.
58. R. Kutſch, Cand. phil., Barchfeld.
59. A. Kutſch, beauftragter Lehrer am Gymnaſium, Kaſſel.
60. Gottfr. Weber, desgl., Kaſſel.
61. Dr. W. Müller, Privatdocent, Göttingen.
62. F. Schreiber, Lehrpraktikant, Kaſſel.
63. H. E. Nebrand, Metropelitan, Kaſſel.
64. J. Martin, Pfarrer, Kaſſel.
65. A. V. Kriſche, Profeſſor, Göttingen.
66. Dr. Ed. Deichmann, Gymnaſial-Lehrer, Hersfeld.
67. Meyer, Pfarrer, Kaſſel.
68. Georg Diſſel, Sprachlehrer, Kaſſel.
69. Chr. Peterſen, Profeſſor, Hamburg.
70. M. Biermann, Kaſſel.
71. Dr. Ignaz Ritz, beauftragter Lehrer am Gymnaſium, Fulda.
72. Dr. Schieck, Gymnaſial-Director, Hanau.
73. C. Richard, Cand. phil., Osnabrück.
74. Dr. W. Hupfeld, Gymnaſial-Lehrer, Rinteln.
75. Dr. C. Weismann, desgl., Rinteln.
76. Dr. R. Kohlrauſch, desgl., Rinteln.
77. Blaucl, Rektor, Oſterode.
78. Sintenis, Profeſſor, Zerbſt.
79. Dr. H. L. Ahrens, Ilfeld.
80. A. Emperius, Profeſſor, Braunſchweig.
81. Dr. F. Bamberger, Braunſchweig.
82. Dr. Geffers, Director, Göttingen.
83. Gravenhorſt, Conrector, Göttingen.
84. Meißner, Conrector, Göttingen.
85. Pabſt, Candidat, Göttingen.
86. Dr. Schneidewin, Profeſſor, Göttingen.
87. Dr. Theodor Waitz, Gotha.
88. Hand, Geh. Hofrath und Profeſſor, Jena.
89. Hoffmann, Geh. Kirchenrath, Jena.
90. Dr. Wüſtemann, Profeſſor, Gotha.
91. Fr. Thierſch, Hofrath und Profeſſor, München.
92. Dr. Roſt, Ober-Schulrath und Director, Gotha.
93. Göttling, Geh. Hofrath und Profeſſor, Jena.

94. Knappe, Kassel.
95. Gernhard, Consistorialrath und Director, Weimar.
96. Dr. Credner, Professor, Gießen.
97. Dr. Otto Schneider, Gymnasial-Lehrer, Gotha.
98. Dr. Habich, Professor, Gotha.
99. Vormann, Gymnasial-Hülfslehrer, Kassel.
100. J. J. Bohné, Buchhändler, Kassel.
101. Dr. Rein, Professor, Eisenach.
102. Dr. von Wydenbrugk, Eisenach.
103. Dr. von Leutsch, Professor, Göttingen.
104. Kraushaar, Pfarrer, Kassel.
105. Dr. H. F. Brauhardt, Nordheim.
106. Dr. C. Volckmar, Ilfeld.
107. Dr. C. E. Varges, Göttingen.
108. Dr. E. Weber, Professor, Weimar.
109. K. Lade, Rector, Eimbeck.
110. W. H. Meurer, Gymnasial-Lehrer, Rinteln.
111. Hartmann, Pfarrer, Arnstadt.
112. Dr. Georg Bippart, Eisenach.
113. Dr. A. Vilmar, Gymnasial-Director, Marburg.
114. Dr. Döderlein, Professor, Erlangen.
115. Kramarczick, Oberlehrer, Heiligenstadt.
116. Dr. Thomas, Lehrer am Kadettenkorps zu München.
117. Dr. E. Most, Gymnasial-Hülfslehrer, Marburg.
118. Forchhammer, Professor, Kiel.
119. Dithmar, Gymnasial-Lehrer, Marburg.
120. Dr. Osann, Professor, Gießen.
121. Dr. Blackert, Gymnasial-Lehrer, Marburg.
122. Dr. H. Thierich, Professor, Marburg.
123. Dr. Vömel, Gymnasial-Director, Frankfurt a. M.
124. Dr. Münscher, Gymnasial-Director, Hersfeld.
125. Dr. K. H. Scheidler, Professor, Jena.
126. Wolff, Professor, Kassel.
127. Joh. Heinr. Traug. Müller, Director, Gotha.
128. J. A. Röse, Candidat, Kassel.
129. Sippell, Pfarrer und Gymnasial-Lehrer, Kassel.
130. Dr. Ludwig Stacke, Gymnasial-Praktikant, Marburg.
131. Dr. Elvers, Ober-Appellations-Rath, Kassel.
132. G. F. Wüstenfeld, Professor, Göttingen.
133. Georg Landgrebe, Pfarrer, Kassel.
134. Dr. K. Hölting, Realschullehrer, Kassel.
135. Dr. Wilhelm Kröger, Pfarrer, Witzenhausen.
136. Dr. Walz, Professor, Tübingen.
137. Altmüller, Pfarrer, Selz.
138. Dr. Harnier, Geh. Hofrath, Kassel.
139. Dr. Ameis, Subconrector, Mühlhausen.
140. Engelhardt, Oberbaumeister, Kassel.
141. Brennung, Candidat.
142. Dr. Curtze, Conrector, Corbach.
143. Dr. Curtze, Consistorial-Assessor, Mengeringshausen.
144. Dr. A. W. Zumpt, Oberlehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium, Berlin.
145. Jatho, Pfarrer, Kassel.
146. Dr. A. Rein, Director der Realschule Crefeld.
147. Dr. Wiß, Ober-Consistorialrath, Fulda.
148. Dr. Droncke, Gymnasial-Director, Fulda.
149. Dr. Dryander, Halle.
150. Wieseler, Professor, Göttingen.
151. Schmieder, Gymnasial Lehrer, Dortmund.
152. Jul. Ruhl, Hofbaudirector, Kassel.
153. Wilh. Jäger, Pfarrer, Kassel.
154. Pinhas, Dr. phil., Kassel.
155. Dr. H. Weißenborn, Privatdocent, Jena.
156. Dr. C. P. C. Schönemann, Bibliothekar, Wolfenbüttel.
157. Koch, Geh. Rath, Vorstand des Ministeriums des Innern, Kassel.
158. Dr. A. Reusch, Königsberg in Preußen.
159. Dr. Ch. Röth, Bürgerschul-Inspector, Kassel.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

A. Einleitung 1
B. Die Grundlagen der Lehre vom Gesamtschuldverhältnis 2
I. Die Begriffe Gesamtschuld und Gesamtgläubigerschaft 2
II. Die Entstehung der Gesamtschuld 3
III. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu anderen Rechtsinstituten 4
1. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Bürgschaft und Schuldübernahme 4
2. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 5
3. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 6
4. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 7
5. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 8
6. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 9
7. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 10
8. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 11
9. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 12
10. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 13
11. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 14
12. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 15
13. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 16
14. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 17
15. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 18
16. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 19
17. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 20
18. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 21
19. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 22
20. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 23
21. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 24
22. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 25
23. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 26
24. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 27
25. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 28
26. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 29
27. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 30
28. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 31
29. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 32
30. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 33
31. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 34
32. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 35
33. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 36
34. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 37
35. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 38
36. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 39
37. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 40
38. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 41
39. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 42
40. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 43
41. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 44
42. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 45
43. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 46
44. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 47
45. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 48
46. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 49
47. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 50
48. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 51
49. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 52
50. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 53
51. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 54
52. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 55
53. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 56
54. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 57
55. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 58
56. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 59
57. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 60
58. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 61
59. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 62
60. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 63
61. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 64
62. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 65
63. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 66
64. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 67
65. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 68
66. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 69
67. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 70
68. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 71
69. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 72
70. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 73
71. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 74
72. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 75
73. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 76
74. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 77
75. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 78
76. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 79
77. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 80
78. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 81
79. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 82
80. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 83
81. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 84
82. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 85
83. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 86
84. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 87
85. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 88
86. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 89
87. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 90
88. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 91
89. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 92
90. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 93
91. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 94
92. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 95
93. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 96
94. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 97
95. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 98
96. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 99
97. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 100
98. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 101
99. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 102
100. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 103
101. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 104
102. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 105
103. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 106
104. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 107
105. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 108
106. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 109
107. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 110
108. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 111
109. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 112
110. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 113
111. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 114
112. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 115
113. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 116
114. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 117
115. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 118
116. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 119
117. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 120
118. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 121
119. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 122
120. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 123
121. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 124
122. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 125
123. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 126
124. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 127
125. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 128
126. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 129
127. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 130
128. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 131
129. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 132
130. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 133
131. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 134
132. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 135
133. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 136
134. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 137
135. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 138
136. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 139
137. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 140
138. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 141
139. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 142
140. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 143
141. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 144
142. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 145
143. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 146
144. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 147
145. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 148
146. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 149
147. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 150
148. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 151
149. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 152
150. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 153
151. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 154
152. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 155
153. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 156
154. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 157
155. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 158
156. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 159
157. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 160
158. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 161
159. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 162
160. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 163
161. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 164
162. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 165
163. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 166
164. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 167
165. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 168
166. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 169
167. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 170
168. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 171
169. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 172
170. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 173
171. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 174
172. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 175
173. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 176
174. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 177
175. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 178
176. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 179
177. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 180
178. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 181
179. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 182
180. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 183
181. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 184
182. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 185
183. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 186
184. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 187
185. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 188
186. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 189
187. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 190
188. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 191
189. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 192
190. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 193
191. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 194
192. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 195
193. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 196
194. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 197
195. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 198
196. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 199
197. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 200
198. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 201
199. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 202
200. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 203
201. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 204
202. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 205
203. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 206
204. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 207
205. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 208
206. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 209
207. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 210
208. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 211
209. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 212
210. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 213
211. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 214
212. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 215
213. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 216
214. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 217
215. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 218
216. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 219
217. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 220
218. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 221
219. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 222
220. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 223
221. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 224
222. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 225
223. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 226
224. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 227
225. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 228
226. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 229
227. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 230
228. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 231
229. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 232
230. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 233
231. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 234
232. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 235
233. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 236
234. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 237
235. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 238
236. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 239
237. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 240
238. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 241
239. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 242
240. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 243
241. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 244
242. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 245
243. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 246
244. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 247
245. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 248
246. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 249
247. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 250
248. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 251
249. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 252
250. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 253
251. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 254
252. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 255
253. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 256
254. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 257
255. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 258
256. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 259
257. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 260
258. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 261
259. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 262
260. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 263
261. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 264
262. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 265
263. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 266
264. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 267
265. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 268
266. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 269
267. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 270
268. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 271
269. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 272
270. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 273
271. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 274
272. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 275
273. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 276
274. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 277
275. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 278
276. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 279
277. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 280
278. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 281
279. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 282
280. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 283
281. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 284
282. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 285
283. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 286
284. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 287
285. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 288
286. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 289
287. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 290
288. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 291
289. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 292
290. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 293
291. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 294
292. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 295
293. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 296
294. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 297
295. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 298
296. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 299
297. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 300
298. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 301
299. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 302
300. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 303
301. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 304
302. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 305
303. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 306
304. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 307
305. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 308
306. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 309
307. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 310
308. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 311
309. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 312
310. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 313
311. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 314
312. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 315
313. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 316
314. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 317
315. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 318
316. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 319
317. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 320
318. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 321
319. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 322
320. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 323
321. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 324
322. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 325
323. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 326
324. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 327
325. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 328
326. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 329
327. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 330
328. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 331
329. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 332
330. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 333
331. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 334
332. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 335
333. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 336
334. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 337
335. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 338
336. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 339
337. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 340
338. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 341
339. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 342
340. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 343
341. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 344
342. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 345
343. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 346
344. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 347
345. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 348
346. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 349
347. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 350
348. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 351
349. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 352
350. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 353
351. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 354
352. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 355
353. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 356
354. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 357
355. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 358
356. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 359
357. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 360
358. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 361
359. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Schuldübernahme 362
360. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Schuldübernahme 363
361. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitschuldübernahme 364
362. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Mitbürgschaft und Mitschuldübernahme 365
363. Die Gesamtschuld im Verhältnis zu Schuldmitübernahme und Mitbürgschaft 366
364.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03094 958

Digitized by Google